Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

053
VE
V.43²

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

053 Architecture-
VE

Velhagen & Klasings Monatshefte

43. Jahrgang 1928/1929

2. Band

Verlag
Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

43. Jahrgang 1928/1929. Zweiter Band

Seite

Romane, Novellen und Verwandtes

Bulcke, Carl: Die Beschwörung der Psyche. Novelle 434
Eßwein, Richard: Flut unter Brücken. Novelle 47
Fontana, Oskar Maurus: Fay. Novelle 300
Godwin, Catherina: Hyazinth. Novelle 315
Hango, Hermann: Wie der Peter den Almstier suchte. Eine Erzählung aus den oberösterreichischen Bergen . . . 616
Harich, Walther: Merzedes. Novelle . 417
Hildenbrandt, Fred: Eberhards denkwürdige Reise. Novelle 169
Johst, Hanns: Der Spaziergang. Scherzo über ein melancholisches Thema . . . 337
Kohlenegg, Viktor von: Das Paradeis. Roman 1, 121, 241
Kraze, Friede H.: Die Sternenkuppel. Novelle 65
Leitgeb, Otto von: Rouge. Novelle . . 193
Linberg, Irmela: Das Kind und das Publikum. Novelle 649
Marder, Hans: Der Fähnrich Burkenbach. Novelle 465
Michel, Robert: Wolken. Novelle . . 206
Neumann, Robert: Die Insel der Kirke. Novelle 593
Plivier, Theodor: Koka. Novelle . . . 572
Wiechert, Ernst: Pan im Dorfe. Erzählung 545
Zahn, Ernst: Gewalt über ihnen. Roman 367, 481, 665

Gedichte, Sprüche

Ball, Charlotte: Ein Ahnen ist 585
Bethge, Hans: Osterlied 205
Braun, Felix: Die Schwäne 466
Foelckersam, André Baron: Dana . . 304
— — Im Zoo 680
Frank, Karl: Schwalben überm Fluß . 268
Fulda, Ludwig: Bei der Venus von Milo 699
Hatzfeld, Adolf von: An die Natur . . 579
Höcker, Karla: Kleine Dinge 328
Körting, Berthold: Dem Walde zu . . 324
Kramer, Theodor: Nach der Mahd . . 628
Lüdtke, Franz: Die Straße 79
Müller, Ernst Theodor: Kirschen . . . 404
Münchhausen, Börries, Frhr. von: Urschreie 36
Pilf, Traugott: Glückliche Fahrt . . . 404
Schanz, Frida: Ein Sommertag. — Ein Wiedersehn. — Eine kleine, frohe Flamme. — Frühlingswanderung. — Selig Gartenland. — Wege der Gnade . . . . . 313 u. 314
Schaukal, Richard von: Windstoß . . 535

Seite

Schön, Josefine: Die jubelnde Lerche . 207
Schussen, Wilhelm: Der Weltvogel . . 625
Sternberg, Leo: Klarheit 55
Warncke, Paul: Der Rubin 554
Zech, Paul: Die Mütter reißen sich die Finger wund 632

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Gulbranssson, Grete: Abenteuer auf Akershus. Tagebuchblätter 696
Schultze-Naumburg, Prof. Dr. Paul: Alte und neue Ziele 613

Kunst und Literatur

Bode, Wilhelm von: Die flämische Landschaftsmalerei im 17. Jahrhundert. Mit acht farbigen Wiedergaben von Gemälden des Kaiser-Friedrich-Museums zu Berlin 409
Bredt, Prof. Dr. E. W.: Arnold Gerstl. Mit acht farbigen Wiedergaben von Gemälden des Künstlers 536
Gamillscheg, Univ.-Prof. Dr. Ernst: Spanien in Bildern deutscher Künstler: Zur Eröffnung der Ausstellungen in Sevilla und Barcelona 177
Gey, Paul: Neue Wege in der Lichtbildkunst. Mit acht Abbildungen . . . 209
Höcker, Paul Oskar: Berliner Bühnen. Mit dreizehn Abbildungen 97
Illustrierte Rundschau 113, 233, 353, 473, 586, 705
Kelchner, Dr. Mathilde: Die Jugend und die Schmöker 422
Mayer, Univ.-Prof. Dr. August L.: Deutsche Künstler in Spanien. Mit sechzehn farb. Wiedergaben von Gemälden usw. 183
Popp, Prof. Dr. Jos.: Der Alpenmaler Hans Beatus Wieland. Mit sechzehn farbigen Wiedergaben von Gemälden des Künstlers 281
Stahl, Dr. Ernst Leopold: Deutsche Festspiele 569
Strzygowski, Hofrat Univ.-Prof. Dr. Josef: Der Liebesgarten in der deutschen und italienischen Kunst. Mit sieben ein- und mehrfarbigen Abbildungen 56
Wolf, Dr. Georg Jacob: Die Geschichte eines Dürerbildes. Mit einer farbigen Kunstbeilage 208
Zu unsern Bildern 113, 233, 353, 473, 586, 705

Sonstige Aufsätze

Bartsch, Rudolf Hans: Die Grazerin . 633
Baudissin, Wolf Graf: Von Meutehunden und Otterjagden. Mit dreizehn Abbildungen 657

Digitized by Google

Seite

Bayer, Dr. A.: Die Alpen als Riesenkraftquelle der Zukunft. Mit elf Abbildungen 681
Binder, Dr. Bruno: Eiliger Gang durch die Geschichte von Graz. Mit neunundzwanzig ein- und mehrfarbigen Illustrationen 641
Blumenthal, Geh.-Rat Prof. Dr. med. Ferd.: Über den Stand der Krebsforschung 92
Brackmann, Univ.-Prof. Dr. A.: Der Streit um die deutsche Kaiserpolitik des Mittelalters 443
Buchhorn, Josef: Student sein, wenn die Veilchen blühn 217
Darmstaedter, Univ.-Prof. Dr. Paul: Einheitsstaat und Föderalismus . . . 529
Dibelius, Univ.-Prof. Dr. Wilhelm: Aus der kanadischen Prärie. Mit einer Karte 405
Ebermayer, Oberreichsanwalt Prof. Dr. Ludwig: Ein neues deutsches Strafgesetzbuch 89
Fratschner, Dr.-Ing. O.: Der deutsche Kleinkraftwagen auf der Internationalen Automobil-Ausstellung in Berlin 1928. Mit zwölf Abbildungen . . 41
Fuhlberg-Horst, John: Schwimmende Kraftwerke. Mit neun Illustrationen 561
Gruhle, Univ.-Prof. Dr. Hans: Landstreicher 689
Hyan, Hans: Deutsche Schoßhunde. Mit zwölf Abbildungen 329
Jagow, Dr. Kurt: Jugenderinnerungen des alten Kaisers. Nach Aufzeichnungen Kaiser Wilhelms I., Kaiser Wilhelms II. und der Königin Victoria von Schweden. Mit einer Kunstbeilage . . . 269
Johst, Hanns: Spitzbergen. Mit zwölf Aquarellen von R. Schmidt-Hamburg 521
Kaestner, Ministerialdirektor Paul: Wege und Ziele der Volksbildungs-Arbeit im Grenzgebiet 556
Krieg, Univ.-Prof. Dr. Hans: Im Gran Chaco. Skizzen von der deutschen Chaco-Expedition. Mit einer Abbild. 221
Lange, Dr. phil. O.: Kleine Feinde des Menschen: Motten und andere Schädlinge 343
Loesch, Dr. Karl C. von: Zur Zehnjahrfeier des Deutschen Schutzbundes. Erinnerungen aus der Zeit der Schutzbundgründung 325
Maaßen, Carl Georg von: Vom Maitrank bis zur Erdbeerbowle. Ein gastronomischer Exkurs 450
Möllering, Oberbaurat a. D. Prof. H.: Neuerungen im Wagenpark der deutschen Reichsbahn. Mit zwölf ein- und mehrfarbigen Abbildungen 453
Norbert, Willy: Helgoländer Maientage. Mit zehn Abbildungen 305
Rundt, Arthur: „Mensch, werde Konsument!" 693
Scharfetter, Univ.-Prof. Dr. Rudolf: Der Wald als Geschichtsschreiber 629

Seite

Schereschewsky, Dr.: Ausblicke und Ziele des Raketenfluges 626
Schüßler, Alfred: Das Wunderland der Bienen. Mit acht farbigen Illustrationen von Wilhelm Heise 160
Seiffert, Univ.-Prof. Dr. W.: Sport- und Sporttyp 533
Stammler, Geh.-Justizrat Prof. Dr. Rudolf: Rechtliche Verwicklungen Beethovens 153
Thieß, Frank: Herr über Wasser (Segelboote). Mit vierzehn Wiedergaben von Aquarellen Toni Schöneckers . . . 425
Vollmberg, Max: Aus dem Lande der Rothäute. Mit dreizehn farbigen Wiedergaben von Aquarellen des Verfassers 80
Wechßler, Univ.-Prof. Dr. Eduard: Der Jugendgeist in der Weltgeschichte . . 297
Zobeltitz, Fedor v.: Markgräfler, Trollinger, Bocksbeutel. Eine fröhliche Weinreise 105

Preisausschreiben

Preisausschreiben, Unser, für ein Eigenhaus der jungen Welt, der neuen Zeit. Mit achtundvierzig Abbildungen und dem Stimmzettel . . . 37, 149, 277, 361

Neues vom Büchertisch

Bolte, Johannes: Heinrich Sohnrey und die deutsche Volkskunde 470
Curtius, Univ.-Prof. Dr. Ernst Robert: Neue französische Romane 704
R., Dr. K.: Heinrich Sohnreys „Kunst auf dem Lande" 472
Rollenhagen, Dr. Karl: Die Jagd aller Völker im Wandel der Zeit 112
Schönemann, Dr. F.: Die Frau im amerikanischen Roman 351
Schüßler, Univ.-Prof. Dr. W.: Zwei geschichtliche Bildnisse (Eugen Bagger: Kaiser Franz Josef. — H. W. Edwards: König Eduard VII.) 111
Schwiefert, Dr. Fritz: Neue russische Romane 584
Strecker, Karl: Dichterbriefe 108
— — Kriegsbücher 227
— — Lyrik 347
— — Romane und Novellen 467, 580, 700
Wetzell, Gen. d. Inf. a. D.: Militärische Bücher 231

—

Bagger, Eugen: Kaiser Franz Josef von Österreich 111
Behr, Hildegard: Gedichte 350
Berger, A.: Die Jagd aller Völker im Wandel der Zeit 112
Berlepsch, Karl von: Gib mir Sommer 350
Birkenfeld, Günther: Dritter Hof links 700
Borchard, Rudolf: Schöpfung aus Liebe 350
Busse, Hermann Eris: Die kleine Frau von Welt 470
— — Tulipan und die Frauen . . . 470

Digitized by Google

Seite

Dauthendey, Max: Ausgewählte Lieder aus neuen Büchern 349
Edwards, H. W.: König Eduard VII. von England 111
Ernst, Paul: Saat auf Hoffnung und Geschichten deutscher Art 468
Flex, Walter: Dichterbriefe 108
Gard, Roger Martin du: Die Thibaults 704
George, Stefan: Das neue Reich . . 348
Gerhard, Adele: Die Hand Gottes . . 701
Gide, André: Falschmünzer 704
Ginster. Von ihm selbst geschrieben . . 229
Giraudoux, Jean: Bella. — Eglantine 704
Gladkow, Fjodor: Zement 585
Glaeser, Ernst: Jahrgang 1902 . . . 228
Goltz, Oberst v. d. und Oberarchivrat W. Foerster: Denkwürdigkeiten des Frhrn. Colmar v. d. Goltz 231
Griese, Friedrich: Tal der Armen . . 582
Grogger, Paula: Das Gleichnis von der Weberin 702
Halbe, Max: Die Auferstehungsnacht des Doktors Adalbert 581
Hauptmann, Carl: Dichterbriefe . . . 110
Heuschele, Otto: Junge deutsche Lyrik (Richard Billinger, Otto Brues, Fred v. Zollikofer usw.) 347
Jellinek, Oskar: Der Sohn 701
Kleine, Hugo Otto: Harte Jugend . . 350
Kolbenheyer, E. G.: Lyrisches Brevier . 349
Kramer, Theodor: Die Gaunerzinke . 350
Leonow, Leonid: Die Bauern von Wory 584
Mann, Heinrich: Eugénie oder die Bürgerzeit 469
Marcu: Das große Kommando Scharnhorsts 231
Morand, Paul: Der lebende Buddha . 704
Münchhausen, Börries, Frhr. von: Liederbuch 349
Neumann, Robert: Sintflut 583
Panferow: Die Genossenschaft der Habenichtse 585
Proust, Marcel: Auf der Suche nach der verlorenen Zeit 704
Remarque, Erich Maria: Im Westen nichts Neues 228
Renn, Ludwig: Krieg 227
Ringelnatz, Joachim: Allerdings . . . 350
— — (Gustav Hester): Als Mariner im Krieg 230
Seeckt, Generaloberst v.: Die Gedanken eines Soldaten 232
Seghers, Anna: Aufstand der Fischer von St. Barbara 230
Sohnrey, Heinrich: Das lachende Dorf 472
— — Die hinter den Bergen 471
— — Die Sollinger 471
— — Kunst auf dem Lande 472
— — Tchiff, tchaff, toho 471
— — Verschworen — verloren . . . 471
— — und E. Kück: Feste und Spiele des deutschen Landvolks 472
Supper, Auguste: Der Gaukler . . . 703
Steffen, Albert: Ott, Alois und Werelsche 583
Stehr, Hermann: Nathanael Maechler 580

Seite

Stücklen, Wilhelm: Das Tulipanschiff . 469
Thoma, Ludwig: Dichterbriefe 109
Trebitsch, Siegfried: Renate Alldringen 703
Ulitz, Arnold: Aufruhr der Kinder . . 582
Viebig, Clara: Die mit den tausend Kindern 470
Wildgans, Anton: Gedichte um Pan . 350
Winckler, Josef: Doktor Eisenbart . . 467
Zollikofer, Fred v.: Über Maschinen das Licht 350
Zweig, Stefan: Gesammelte Gedichte . 350

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck, Tondruck und Tiefdruck

Baierl, Prof. Theodor: Bad der Venus. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 480 u. 481
Baluschek, Hans: Die Auswandernden. Gemälde. Tondruck . . . zw. 696 u. 697
Beringer, Max: Georg von Frundsberg in der Schlacht von Pavia. Fresko. Faksimiledruck . . . . . zw. 444 u. 445
Binder, A.: Japanischer Chin. Aufnahme. Tondruck . . . . . zw. 336 u. 337
Bischoff, Eduard: Dorf am Morgen. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 264 u. 265
Blocherer, Karl: Bildnis. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 576 u. 577
Böcklin, Arnold: Nonnen beim Kirchgang. Gemälde. Tondruck. zw. 144 u. 145
Böckstiegel, Peter August: Bauernkind mit Äpfeln. Gemälde. Faksimiledruck zw. 24 u. 25
Boldini, Giovanni: Bildnisstudie. Tondruck . . . . . zw. 368 u. 369
Bourdelle, A.: Herkules. Bildwerk. Tondruck . . . . . zw. 256 u. 257
Buchser, Frank: Schnitter rasten im Kornfeld. Gemälde. Faksimiledruck zw. 552 u. 553
Bühler, Prof. Hans Adolf: Der Frühlingsmaler. Gemälde. Faksimiledruck zw. 240 u. 241
Bürde, Paul: König Friedrich Wilhelm III. übergibt dem Prinzen Wilhelm die ersten Epaulettes. Aquarell. Faksimiledruck . . . . . zw. 272 u. 273
Champion, Theo: Rheinpromenade. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 128 u. 129
Colin, Gustav: Das Pelotaspiel bei den Basken. Gemälde. Tondruck zw. 400 u. 401
Dürer, Albrecht: Kreuzabnahme. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 208 u. 209
Eberz, Prof. Josef: Die Schauspielerin Erika von Thellmann. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 96 u. 97
Ehmig, Georg: Abstieg. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 472 u. 473
Encke, Eberhard: Fußballspieler. Bildwerk. Tondruck . . . . . zw. 624 u. 625
Esser, Prof. Max: Fischotter. Bronze. Tondruck . . . . . zw. 664 u. 665
Goossens, Prof. Josse: Tanz der Flößer und Holzknechte. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 616 u. 617

Digitized by Google

Seite

Gorbatoff, Prof. Constantin: Venezianische Fischer. Gemälde. Faksimiledruck zw. 8 u. 9
Griebel, Otto: Der Junggeselle (Selbstbildnis). Gemälde. Tondruck zw. 32 u. 33
Hammer, Viktor: Bäuerin aus Grundlsee in der Tracht von 1860. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 120 u. 121
Hilbert, Gustav: Diana de Strozzi. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 248 u. 249
Hußmann, Prof. Albert: Letzte Kurve. Bildwerk. Tondruck . . . zw. 152 u. 153
Knubel, Johannes: Erschreckende. Bronzebildwerk. Tondruck . . . zw. 16 u. 17
Kralj, Anton: Slowenische Hochzeit. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 136 u. 137
Krause, Heinrich: Wein. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 592 u. 593
Lau, Hans Joachim: Bäckerladen. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 112 u. 113
Marcuse, Rudolf: Schwerttänzer. Bildwerk. Tondruck . . . . . zw. 384 u. 385
Nißl, Prof. Rudolf: Am Spiegel. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 224 u. 225
Ranken, W.: Jugend. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 504 u. 505
Reinhardt, Franz: Der Hirte. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 360 u. 361
Renger-Patzsch: Hafen. Aufnahme. Tondruck . . . . . zw. 512 u. 513
Reyl-Hanisch, Herbert v.: Hafenstadt. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 600 u. 601
Rohlfs, Prof. Christian: Aufziehendes Gewitter an der Ostsee. Pastell. Faksimiledruck . . . . . zw. 496 u. 497
Schad, Christian: Bildnis. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 392 u. 393
Scheibe, Richard: Reiter. Bildwerk. Tondruck . . . . . zw. 488 u. 489
Schiestl, Prof. Rudolf: Wallfahrt nach Gößweinstein. Gemälde. Faksimiledruck zw. 376 u. 377
Schmiedeberg-Blume, Else von: Tulpen. Linoleumschnitt. Faksimiledr. zw. 344 u. 345
Serebriakowa, Zenaïde: Am Strande. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 672 u. 673
Sorin, S.: Lautenspielerin. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 320 u. 321
Stegemann, Heinrich: Die Fechter. Gemälde. Faksimiledruck . . . . Titelbild
Stübner, Robert E.: Café Josty. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 200 u. 201
Torres, José Romero de: Der Gefangene. Gemälde. Tondruck . . . zw. 608 u. 609
Volkert, Hans: Schloß Blutenburg bei München. Radierung. Tondr. zw. 72 u. 73
Würtenberger, Prof. Ernst: Michelangelo in Carrara. Gemälde. Tondruck . . zw. 568 u. 569

Text-Bilder

Alt, Rudolf von: Der Hof des Grazer Landhauses in der Herrengasse mit dem bronzenen Brunnen und dem Aufgange zum Rittersaal. Aquarell. Faksimiledruck 637

Seite

Amerling, Friedrich v.: Baronin Julie von Benedek. Gemälde. Faksimiledruck 641
Arato: Leni Riefenstahl. Zeichnungen. Faksimiledruck 710
Beckmann, Wilhelm: Biedermeierzimmer in einem der ältesten Häuser Lüneburgs. Gemälde. Faksimiledruck . . 120
Bertelsmann, Walter: Bremen. Freihafen II. Gemälde. Faksimiledruck . . 114
Blechschmid, Günther: Hafen von Palma. Gemälde. Faksimiledruck . . . 192
Boulet, C.: Dame mit Rosen. Gemälde. Faksimiledruck 711
Braumann, Dr. Max: Segovia. Gemälde. Faksimiledruck 186
Claudius, Prof. Wilhelm: Gelbes Biedermeierzimmer im Kirms-Krackow-Haus zu Weimar. Gemälde. Faksimiledruck 709
Daffinger, Moritz: Carola Freiin von Münch-Bellinghausen. Miniatur. Faksimiledruck 639
Dardel, Nils von: Das Ei des Kolumbus. Gemälde 590
Domergue, Jean-Gabriel: Bildnis. Gemälde. Faksimiledruck 119
Einsle, Anton: Emma Gräfin Wickenburg geb. Grimaud-d'Orsay. Gemälde. Faksimiledruck. 635
Encke, Prof. Eberhard: Der Boxer G. Tunney. Bildwerk 237
Frank, Sepp: Toledo. Gemälde. Faksimiledruck 182
Gauthier, G.: Die Jungfrau von Orleans, die Schutzpatronin der Motorfahrer. Gemälde 240
Geel, Jakob van: Landschaft mit Elias und der Witwe von Sarepta. Gemälde. Faksimiledruck 416
Geiger, Prof. Willi: Der hl. Sebastian. Gemälde. Faksimiledruck 179
Gerstl, Arnold: Acht farbige Wiedergaben von Gemälden. Faksimiledruck 537
Giorgione: Ländliches Konzert. Gemälde. Faksimiledruck 59
Giorgione und Tizian: Schlafende Venus. Gemälde. Faksimiledruck . . . 61
Greferath, Johannes: Auffahrt zum Stiergefecht. Gemälde. Faksimiledruck 191
Großberg, Carl: Technisches Stilleben. Gemälde. Faksimiledruck 353
Habermann, Prof. Hugo Frhr. von: Die Tänzerin. Gemälde 359
Hanak, Prof. Anton: Der Traum. Bildwerk 589
Heise, Wilhelm: Acht Aquarelle zum Aufsatz: Das Wunderland der Bienen 161
Herrmann-Walburg, Paul: Am Strande. Gemälde. Faksimiledruck 708
Hesse, Rudolf: Tänzerin. Gemälde. Faksimiledruck 113
Heubner, Fritz: Spanische Landschaft (Insel Mallorka). Gemälde. Faksimiledruck 188

Digitized by Google

Seite

Huysmans, Cornelis: Hohlweg. Gemälde. Faksimiledruck 414
Jacob, Dorle: Farbige Scherenschnitte 712
Jantl, Anton: Maria Michaela, Baronin Offelen. Gemälde 634
Kampf, Arthur: Volksfest in San Isidore. Ausschnitt aus einem Gemälde. Faksimiledruck 183
Kauperz: Antonia Gräfin Edling, Tochter der Gräfin Saurau. Stich . . . 636
Keirincx, Alexander: Entenjäger am Weiher. Gemälde. Faksimiledruck . . 412
Klinger, Max: Spanischer Gondelführer. Gemälde. Faksimiledruck 180
Kronsbein, Wolfgang: Ludwig van Beethoven. Bildwerk 240
Leyde, Kurt: Bildnis (Martina). Gemälde. Faksimiledruck 185
Liebermann, Prof. Ferdinand: Windsbraut. Bildwerk 589
Liebhart, Georg: Pferdemarkt. Gemälde. Faksimiledruck 181
Merian: Graz von Süden um 1645. Federzeichnung 633
Paeschke, Paul: Stiergefecht in Sevilla. Pastell. Faksimiledruck 187
Peter, Emanuel: Gräfin Eleonore Stürgkh, geb. Gräfin Maraviglia-Crivelli. Miniatur. Faksimiledruck . 639
Ritter, Friedr. Wilhelm: Kastell am Mittelmeer. Gemälde. Faksimiledruck 357
Rubens, P. P.: Burg an der Richtstatt bei Sonnenuntergang. Gemälde. Faksimiledruck 409
Schmidt-Hamburg, R.: Zwölf Aquarelle zum Aufsatz Spitzbergen. Faksimiledruck 521
Schönecker, Toni: Vierzehn Aquarelle zum Aufsatz: Herr über Wasser (Segelboote). Faksimiledruck 425
Seurat, Georges: Sonntag an der Seine. Gemälde 591
Sollmann-Granada, Paul: Sierra Nevada. Gemälde. Faksimiledruck . . . 178
Somoff, Konstantin: Gartenfest. Gemälde. Faksimiledruck 705
Stössel, Oskar: Eleonore Gräfin Bardeau, geb. Altgräfin Salm. Radierung 646
— — Frau Lotte Cleß, geb. Thomas. Farbige Radierung. Faksimiledruck . 645
— — Fräulein Trudl Schloffer. Aquarell. Faksimiledruck 645
Stratil, Karl: Schloßaufgang. Originallithographie 675
Stumpp, Emil: Ernst Wiechert. Lithographie 586
Teltscher: Die drei Ohmeyerschen Töchter (Grazer Dreimäderlhaus). Aquarell 644
Teniers d. J., David: Fischer am Weiher. Gemälde. Faksimiledruck . . . 410
— — Raubanfall im Walde. Gemälde. Faksimiledruck 411
Terhorst, Bernd: Große Schlucht des Tajo. Gemälde. Faksimiledruck . . . 190

Seite

Thesing, Paul: Spanische Bäuerin. Gemälde. Faksimiledruck 189
Thöny, Wilhelm: Frau Anna Rintelen, geb. Poulet-Wiesbaden. Zeichnung . 644
— — Frau Thea Trautner. Gemälde. Faksimiledruck 648
Thorak, Joseph: Wilhelm von Bode. Bildwerk 473
Torggler, Hermann: Frau Anna Hansa. Gemälde. Faksimiledruck 648
— — Frau Margarete von Wallenberg, geb. Kielhauser, im Jagdkostüm. Gemälde. Faksimiledruck 647
Uden, Lucas van: Landschaft mit Holzfällern. Gemälde. Faksimiledruck . . 413
Vadder, Lodowik de: Waldige Landschaft mit Dorf. Gemälde. Faksimiledruck 415
Volkmann, Hans von: Die Kasselburg bei Gerolstein. Gemälde. Faksimiledruck 115
Vollmberg, Max: Dreizehn Aquarelle zum Aufsatz: Aus dem Lande der Rothäute. Faksimiledruck 81
Wätgen, Otto von: Spanierin in der Loge. Gemälde. Faksimiledruck . . . 177
Wedepohl, Prof. Theodor: Isländische Volkstrachten. Gemälde. Faksimiledruck 354
Wieland, Hans Beatus: Sechzehn farbige Wiedergaben von Gemälden. Faksimiledruck 281
Wuttke, Carl: Zigeunerin. Gemälde. Faksimiledruck 184

Kunst, Kunstgewerbe und anderes

Beißwenger, Elsbeth: Autopuppen. Faksimiledruck 707
Bielefelder Handwerker- und Kunstgewerbeschule (Tüllarbeit. — Stickerei. — Zusammenstellbare Möbel) . 588
Bilderfälschungen 233
Chinesische Kunst 238
Fuhrmannsbilder aus dem Landesmuseum für Sächsische Volkskunst, Dresden 587
Goecke, Prof. Irma: Teedecke. Schattenstickerei (écru voile) 477
Hirth, Otto: Papierplastik 236
Hoppé, E. O.: Bildnisaufnahme . . . 592
— — Lil Dagover. Aufnahme . . . 235
— — Tanz-Spiel mit den Händen. (Die Wiener Tänzerin Tilly Losch) . . . 480
Kelsterbacher-Porzellan 478
Lommer, Toni: Familiengraphik. Faksimiledruck 706
Masken 116
Murano-Gläser 236
Sammlung Spiridon (Gemälde aus der Zeit Botticellis) 475
Sèvres-Tasse aus der Sammlung Darmstaedter 118
Sommermode. (Spitzenkomplett für den Hochsommer. — Gemustertes Kleid mit Glockenrock) 474

Digitized by Google

Seite

Streichholz-Packungen, Japanische . . 360
Stuttgarter Kunstgewerbeschule, Arbeiten aus der 356
Tierbilder (Schimpanse. — Bosco. — Kopf des Schopfwehrvogels) . . . 476
Waibel, Karl Friedrich: Batikkunst . . 358

Der Beobachter

Achill und die Schildkröte . . . (Heft 10)
Altertumssammler, Der . . . . . (Heft 7)
Anekdoten . . . . . (Heft 7, 9, 10, 11, 12)
Berliner Bühnen . . . . . (Heft 8, 9, 12)
Berliner Kunst, Hundert Jahre . (Heft 11)
Berliner Sommertheater . . . . (Heft 11)
Briefe der Kaiserin Friedrich . . (Heft 10)
Errröten, Das . . . . . (Heft 10)
Frenssens (Gustav) neuer Roman und seine Quelle . . . . . (Heft 12)
Frischmilch, Bestrahlte, als Heilmittel gegen Rachitis . . . . . (Heft 9)
Guggenheim, Werner Johannes: Dorf St. Justen (Uraufführung in Gießen) (Heft 9)
Hörspiel, Vom . . . . . (Heft 9)
Kinderpolizei . . . . . (Heft 7)
Mailänder Skala, Deutsches Gastspiel der . . . . . (Heft 11)
Radio auf Wanderschaft. (Ein Brieftelegramm aus Paris) . . . . (Heft 11)
— — Hinter den Kulissen des . . (Heft 7)
Reskript, Das . . . . . (Heft 7)
Schallplatten-Rundschau . . (Heft 9, 10, 11)
„Spitzenfilme", Neue . . . . . (Heft 8)
Thema, Das funkische . . . . . (Heft 12)
Tonfilm, Vom . . . . . (Heft 9)
„Trojaner" (von Curt Corrinth) . (Heft 10)
Weltzeit-Weiser . . . . . (Heft 8)

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von 2.40 Rm.

Inhalt des Märzheftes:

Seite

Das Paradeis. Roman von Victor von Kohlenegg I 1

Ur-Schreie. Gedicht von Börries, Freiherrn v. Münchhausen 36

Unser Preisausschreiben für ein Eigenhaus der jungen Welt. Mit 12 Abbildungen 37

Der deutsche Kleinkraftwagen auf der Internationalen Automobil-Ausstellung in Berlin 1928. Von Dr. Ing. Fratschner. Mit 12 Abbildungen 41

Flut unter Brücken. Novelle von Richard Eßwein 47

Klarheit. Gedicht von Leo Sternberg 55

Der Liebesgarten in der deutschen und in der italienischen Kunst. Von Prof. Dr. Josef Strzygowski. Mit 7 ein- und mehrfarbigen Abbildungen 56

Die Sternenkuppel. Novelle von Friede H. Kraze 65

Die Straße. Gedicht von Franz Lüdtke 79

Aus dem Lande der Rothäute. Plauderei von Max Vollmberg. Mit 13 farbigen Wiedergaben von Aquarellen des Verfassers 80

Ein neues Deutsches Strafgesetzbuch. Von Oberreichsanwalt Prof. Dr. Ludwig Ebermayer 89

Über den Stand der Krebsforschung. Von Geh. Rat Prof. Dr. med. Ferd. Blumenthal 92

Berliner Bühnen. Von Paul Oskar Höcker. Mit 13 Abbildungen 97

Markgräfler, Trollinger, Bocksbeutel. Eine fröhliche Weinreise von Fedor v. Zobeltitz 105

Dichterbriefe. Von Karl Strecker 108

Neues vom Büchertisch: Zwei geschichtliche Bildnisse. Von Univ.-Prof. Dr. W. Schüßler — Die Jagd aller Völker im Wandel der Zeit. Von Dr. Karl Rollenhagen 111

Digitized by Google

Seite

Illustrierte Rundschau: Rudolf Hesses „Tänzerin" — Velhagen & Klasings Monographien zur Erdkunde — Masken — Sèvres-Tasse aus der Sammlung Darmstaedter — Jean-Gabriel Domergue — Wilhelm Beckmanns Lüneburger Zimmer — Max Vollmberg in Amerika — Zu unsern Bildern 113

Der deutsche Rhein (im vorderen Anzeigenteil) 26

Neuigkeiten vom Büchertisch (im vorderen Anzeigenteil) 28, 32, 34

Der Beobachter (im rückwärtigen Anzeigenteil): Hinter den Kulissen des Radio. Von Dr. A. Rundt — Kinderpolizei. Von F. Silbereisen — Das Altertumssammeln. Von Lempke — Das Reskript. Von Alfred Petto — Anekdoten 3–8

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck:

Die Fechter. Gemälde von Heinrich Stegemann .. .. Titelbild

Venezianische Fischer. Gemälde von Prof. Constantin Gorbatoff zw. S. 8–9

Bauernkind mit Äpfeln. Gemälde von Peter August Böckstiegel zw. S. 24–25

Die Schauspielerin Erika v. Thellman. Gemälde von Prof. Josef Eberz zw. S. 96–97

Bäckerladen. Gemälde von Hans Joachim Lau .. .. .. zw. S. 112–113

Kunstbeilagen in Tondruck:

Erschreckende. Bronzebildwerk von Johannes Knubel .. .. zw. S. 16–17

Der Junggeselle (Selbstbildnis). Gemälde von Otto Griebel zw. S. 32–33

Schloß Blutenburg bei München. Radierung von Hans Volkert-München .. .. zw. S. 72–73

Anzeigenteil:

Vorderer Anzeigenteil 1–40

Rückwärtiger Anzeigenteil einschl. „Der Beobachter" 1–8

Umschlag 2–4

Im vorderen Anzeigenteil befindet sich folgender Text:

Der deutsche Rhein 26

Neuigkeiten vom Büchertisch 28, 32, 34

ferner die Abteilungen:

Unterrichtsanstalten 14–15

Töchterpensionate 15

Hotels und Pensionen 16

Heilanstalten 16–17

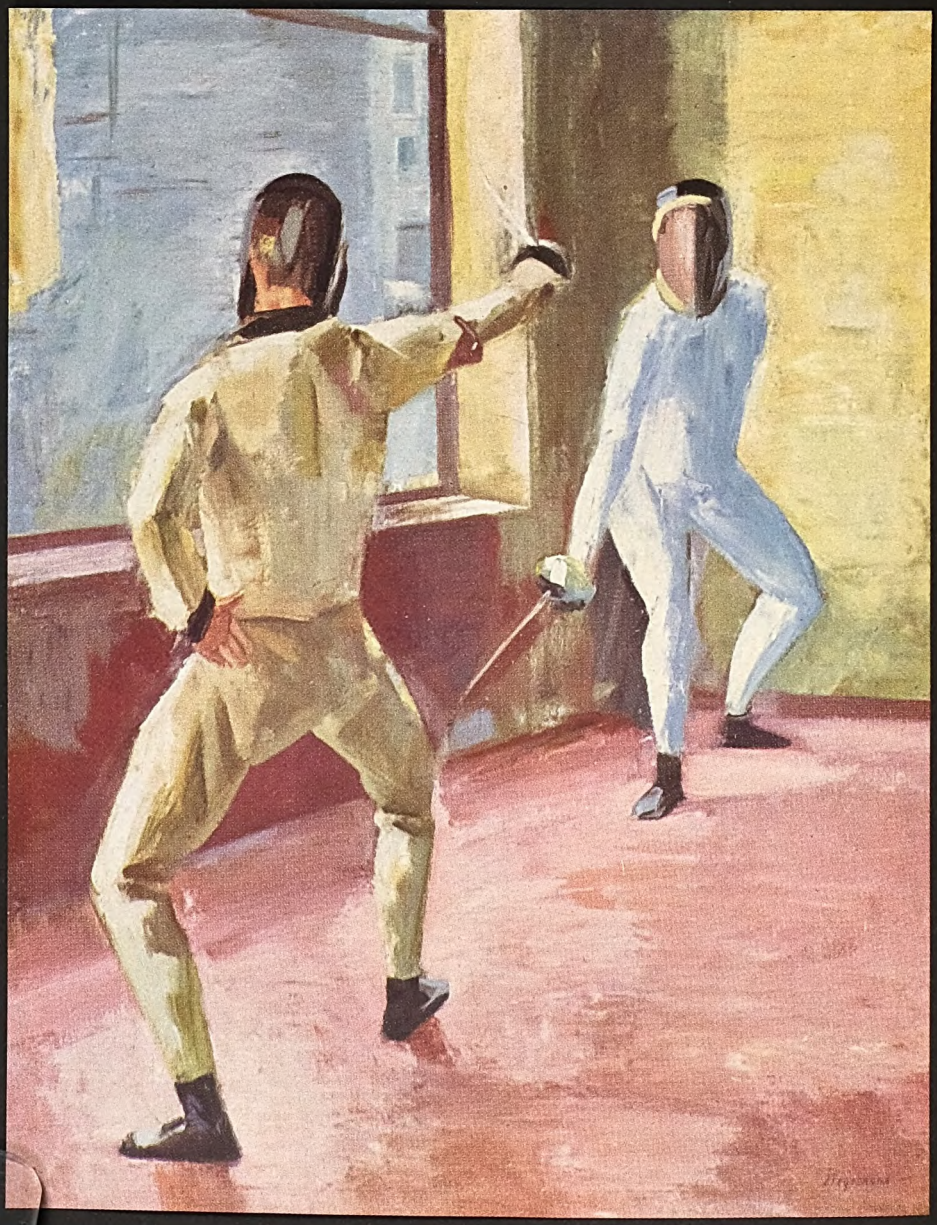
Reise- und Kuraufenthalt 18–19

Hausbau und Wohnungs-Ausstattung 20–25

Deutsche Bücher 28–31, 33

Deutsche Kleinkraftwagen 38–39

Digitized by Google



Die Fechter. Gemälde von Heinrich Stegemann

Digitized by Google

355
VE
1482

Velhagen & Klasings
Monatshefte
43. Jahrg. / März 1929 / 7. Heft

Das Paradeis

Roman von Viktor von Kohlenegg

Er

Er war dreißigjährige Vollwaise, Leutnant a. D., Regierungsrat a. D. und zu unerfindlichem Zweck Doctor philosophiae z. D.

Er war aus Familiengründen Soldat geworden, auch deshalb, weil er körperlich stark war und viel frische Luft und federnde Bewegung zu einem zufriedenen Dasein brauchte; er war blutjung gewesen, damals achtzehn, kurz vor dem vermaledeiten Krieg. Aber ebenso gern, wenn nicht noch lieber, wäre er Forschungsreisender geworden. Er hatte immer viel gelesen; als Primaner hatte er eine lange Abhandlung über Nietzsche geschrieben, die er eines Tages mit herzlichem Vertrauen, aber wenig Erfolg an Frau Nietzsche-Förster nach Weimar schickte. Er schrieb auch über Geschichte, Reiseeindrücke, Leben und Alltägliches, das ihm an die Nase stieß, auch ganz verrückte Geschichten, und legte es in den Kasten. Seine Freunde sagten: er wird mal ein großes Tier oder gar nichts. Er erklärte offen: bis zum Major werde er ja wohl mitmachen, dann werde er reisen, die Welt fressen und sich auf die geistige Seite legen. Aber im Krieg hatte er im tiefsten Dreck andere Abenteuer fressen müssen.

Danach hatte er an der Berliner Universität belegt und unter allerlei Beschwernissen mit glimpflichem Gelingen in Geschichte, Nationalökonomie und Philosophie seinen Doktor gebaut. Wozu? Das hatte er selbst nicht gewußt. Abschluß.

Guido Siebelind fand zu günstiger Stunde einen Platz in einem Reichsamt, brachte es sogar bis zum Regierungsrat, das ging damals wie das Brezelbacken; aber nicht sehr lange danach wurde er ein Opfer des Sparteufels und abgesägt. Es bekümmerte ihn nach seiner Art nicht übermäßig; immerhin lebte er gern anständig, war ein gesunder Esser, kaufte gern Bücher, ging auch gern mal ins Theater, liebte die See und die Berge und was sonst zu einem verständigen und sinnvollen Leben gehört; da mußte er sich seinen schon mehrfach erprobten Gleichmutspelz wieder überziehen. Er schrieb allerlei für Zeitungen; schließlich erhielt er durch einen befreundeten Zufall einen Platz in einem Handels- und Börsenverlag, mußte als Berichterstatter in Generalversammlungen laufen, saß in Bankpalästen zwischen den großen Wirtschaftskanonen, verstand zuerst kein Wort von ihrem Chinesisch, galoppierte blutschwitzend in die nächste Versammlung, lief dazwischen ans Telephon und sprach den ersten Bericht durch, rannte dampfend in die dritte Versammlung, galoppierte ins Geschäft zurück, hatte schon unterwegs, an der Straßenbahnhaltestelle und in der Elektrischen, seine wildgekritzelten Notizen geordnet, lief in den Setzersaal, diktierte, den Arm im Mantel, die letzten Berichte in die Maschine, denn um 1 Uhr mußten alle Informationen im Reindruck für die Presse vorliegen — seine mehr allgemeinen Schilderungen der jeweiligen Wirtschaftslage waren glänzend, erschöpfend und fast dichterisch schwungvoll. Eine Weile später erhielt er im gleichen Verlag den Auftrag, eine Kurzenzeitung zu redigieren; er bekam dazu hundert Zeitungen, einen Kleistertopf, Schere, Blaustift in die Hand und erbat sich vor Beginn seiner Tätigkeit treuherzig von dem jüngsten, höchst

 Nachdruck verboten. Copyright 1929 by Velhagen & Klasing

694372

Digitized by Google

scharmanten Chef des Hauses eine Erklärung des Wortes ‚Kuxe'. Sie wurde ihm zuteil. Und auch das ging nach kurzer Zeit vortrefflich.

Seine Chefs waren reizende, feine, lebenskundige Leute, die guten Humor und den ausgezeichneten Grundsatz hatten: wer schwimmen lernen will, muß ins Wasser springen. Allein auch diese vortrefflichen Leute hatten in jener verruchten Zeit schließlich ans Sparen denken und auch den geschätzten Mitarbeiter Siebelind aus ihren hindostanischen Geistesbezirken mit herzlichem Händedruck wieder entlassen müssen.

Und nun hatte er es wieder mit den Zeitungen versucht — verdammt — und hatte Ausschau nach allen andern Möglichkeiten gehalten, Besuche gemacht, wohlwollende Redensarten angehört, Bewerbungen ausgeschickt und gewartet, gewartet. Ein Hundeleben durch Monate und Monate.

Schließlich, nach Jahr und Tag hatte er's satt, mit Kniebeuteln in den Hosen umherzulaufen, in einem elenden Hofzimmer zu kampieren, sich knapp einmal am Tage satt zu essen, herumzulungern, auf etwas Wunderbares oder Schäbiges zu warten, hatte es satt, nach hübschen, gepflegten Frauen zu schielen, satt, die eigene Fadenscheinigkeit dabei nicht bemerkbar zu machen, — satt, sentimental oder gar neidisch wie ein deutscher Edelkommunist jeden Pfründner zu begaffen, — satt, zum Donnerwetter satt!

„Nun ist's Zeit. Nun wird's Zeit," monologisierte er. „'raus aus Babylon und Pöbelstadt!"

Und klar leuchtend wie eine Vision stieg an einem Märztag im Regen zwischen den Gefängnismauern der Stadt Robinsons Eiland vor ihm auf; Wald duftete, daß sich seine Nasenflügel blähten und seine Lunge sich weitete, er schmeckte ihn, kaute ihn, ein See blinkte, Sonne schien, Erde rauchte, ein Himmel wölbte sich, alles neu, blau, grün und golden, wie am ersten Schöpfungstag, wie nie gesehen, zum erstenmal erlebt, und doch voll holder, herrlicher Erinnerungen.

Er besaß noch bare 750 Mark. Die lagen auf der Bank. Sie waren die Hinterlassenschaft seiner bei Lebzeiten gutherzigen, aber ihm ständig mißtrauenden Tante Sophie. Sie war seit zwei Jahren selig. Diese 750 Mark waren der Erlös aus dem Verkauf ihrer Familienpretiosen. Er hütete das Geldchen wie ein heiliges Vermächtnis. Es war sein eiserner Bestand.

Einige 50 Kilometer von Babylon ab aber lag Basekow. Basekow bei der Großstadt Zörlin an der Pisede. Das war ein Dorf. Dahinter lag ein prachtvolles Gut, das hieß Zandebur, und das hatte mal dem großväterlichen Siebelind gehört.

Guido hatte herrliche Jungens- und Jünglingstage dort verlebt. Nun saß der furchtbar dicke Herr Biese darauf, Ökonomierat. Aber Guidos Vater hatte beim Auflassen der Erbschaft das alte Pfarrwitwenhaus aus der längst verflossenen Patronatszeit als Jagdgehäuse für zwanzig„dreißig Jahre zurückbehalten; einen kleinen, dürftigen, schäbigen Kasten, in einem Garten, auf einem Hügel zwischen Dorf und Gut. Auch das gehörte noch für lange Jahre zu Guidos eisernen Besitztümern, denn sein Anrecht darauf wollte ihm niemand abkaufen; es hatte auch nichts eingebracht, als bis vor kurzem eine vertriebene baltische Familie drin gehaust hatte. Er selbst war mitunter zu Rast und Jagd dort eingekehrt — als Robinson oder Halbtrapper, aber die Balten hatten sich das verbeten . . . und darauf erst recht nichts bezahlt.

„Das Paradeis!" sagte er an jenem märzlichen Regentag, und es wuchs unhemmbar und gewaltsam der Entschluß in ihm empor, der schon lange in ihm auf diese Stunde gewartet hatte. Er schritt noch behender aus. Er wollte stracks zu seinem Freund Willem Puls, dem ehemaligen Basekower Pastorjungen. Der würde wie ein Jazzneger heulen und mit allen Grübchen lieblich feixen und zuerst gar nicht begreifen, daß —

Und Guido Siebelind schwenkte forsch und lang um die Ecke und stieß gegen den stämmigen, auch in tiefster Trübsal heiteren Willem Puls.

„Puls, ich habe höchst Ernsthaftes mit dir zu reden. Hast du Geld?"

Der Dachs lachte zart. Das hieß immer: nein.

„Ich auch wenig. Also gehen wir in unser Kneipchen. Ganz trocken läßt sich das nicht abmachen." —

Dies also lag nun schon um Jahr und Tag zurück.

Die eilige Dame

An einem frühen Junitag des Jahres 1925, als die Fernsprechautomaten noch mit gerillten Eisenmünzen bedient wurden, stand Guido Siebelind 50 Kilometer ab Berlin in einem kleinen Postamt und wollte durch Zahlkarte seine Kirchensteuer entrichten.

Digitized by Google

Es war ein trüber Nachmittag. Draußen regnete es, wie damals im März in Berlin, Schnürchen, und die Luft in dem dämmrigen Postladen war feucht, warm und erbärmlich. Es herrschte Hochbetrieb.

Ein Stammkunde lehnte sich breitarmig und freundschaftlich weit in die Luke hinein. „Jotte doch," sagte ein Herr in Hemdsärmeln, mehr berlinisch als basekowisch, „feiern Se bloß nich Geburtsdag da vorne!" Aber der korpulente Postministrant mußte sich langsam erheben und eine Weile in einer geographischen Liste Studien treiben. Guido Siebelind, der in seiner grauen Manchesterjoppe alle um Haupteslänge überragte, trat geduldig von einem nassen Stiefel auf den andern.

Da kam eine junge Dame in schlankem, grauem Regenmantel rasch herein, schwenkte den Schirm und sagte: „O Gott!"

Sie war leuchtend blaß in dem flauen Licht, ihre grauen Augen strahlten fast grün um die schwarze Pupille und zwischen den aufregend dichten Wimpern.

„Anstellen!" gebot der Herr in Hemdsärmeln, und alle sahen die schöne und eigentümlich heitere Dame an, besonders die Herren. Die war hastig an der Schlange hingegangen. „Ich möchte bloß eine Telephonmünze haben," sagte sie mit einer klaren, warmen Stimme, die der schlechten Luft etwas Blühendes gab.

„Können Se nachher, Frollein. Anstellen!" gebot der Herr in Hemdsärmeln.

„Aber ich habe es sehr eilig. O, mein Herr, würden Sie so gütig sein —" sagte die von Wärme und Helligkeit umhauchte Dame zu dem fetten Rücken des Herrn, der breitarmig im Schalterfenster lehnte. Der Rücken rührte sich nicht.

Siebelind griff in die Tasche und lüpfte das feuchte, grünliche Hütchen. „Gestatten Sie, daß ich Ihnen für den Augenblick aushelfe, gnädiges Fräulein," sprach er ruhig und bot ihr zwischen den gespitzten Fingern eine Sprechmünze dar. Sie stammte noch aus der Babylonzeit und hatte wie ein kümmerlicher Heckpfennig in seinem Klappbeutel gelegen.

„Das ist sehr liebenswürdig!" melodeite der rote Mund. „Darf ich —" sie schnappte eilig an ihrer Handtasche. „O, ich habe leider nur . . . darf ich, mein Herr . . .? Ich hole mir den Rest nachher ab . . . wie liebenswürdig! . . . Ich muß schnell mit Fräulein Glau sprechen —" erklärte sie heiter, das war die Zahnärztin weit draußen an der Promenade, es klang höchst natürlich und vollkommen selbstverständlich. „Ich danke Ihnen herzlich!" Und sie schob mit einer raschen Handbewegung eine Reichsmark zwischen seine Finger und zog ebenso gewandt die Sprechmünze zwischen den Fingerspitzen hervor; dabei sah sie ihm für eine Sekunde mit einem merkwürdig gespannten Lächeln neugierig und forschend in die Augen. Dann nickte sie kaum merklich und entschwand leuchtend, sicher und rauschend zur Sprechzelle im Hintergrund.

„Det 's en Jeschäft!" sagte der Hemdsärmelmann, „acht 'n halb jute Jroschen jlatt verdient." Guido Siebelind betrachtete gelassen das mäßig blanke Markstück. Er hatte kein kleines Geld in der Tasche — auch die andern, die er fragte, konnten nicht wechseln. Siebelind blickte, über die Köpfe der andern hin, nach der Zelle.

‚Eine ungewöhnlich eindrucksvolle Erscheinung,' sann er lächelnd. Er hielt das Geldstück zwischen Zeigefinger und Daumen und lächelte grundlos. Eine Dame von den Gütern vermutlich — oder aus Berlin — oder ein Gast der sorgenfreien Tiniusvilleggiatur in Basekow . . . Es sollte da jetzt seit etlicher Zeit außer der Verwandtschaft ein ungewöhnlicher und aufregender Besuch weilen. Willem Puls wußte darum. Auch Hilla Cyprian hatte spöttisch davon gesprochen — und der Lehrer Ihlow mit lächelndem Erasmusgesicht. Er selbst, Siebelind, hatte hier und da einen hellen Schimmer gesehen von seinem Kahn aus, bei einer Wegbiegung, am vergoldeten Tiniuszaun — aber nicht genug. Gleichgültig. Einmal hatte er im Wald geschlummert, hatte nach der ermattenden Arbeit die Augen geschlossen, und plötzlich waren drei Damenrücken zwanzig Schritte von ihm ab wie lichte Erscheinungen weitergewandelt, und neben ihm hatte ein kleiner blühender Hundsrosenzweig, der, wie er ziemlich bestimmt glaubte, vorher nicht vorhanden gewesen war, gelegen.

Die Mark in Guidos Hand war warm, lebendig warm. Und nun war er dran.

„Frollein," hörte er plötzlich hinter sich rufen. „Frollein — Sie kriejen noch acht 'n halb Jroschen re!" Siebelind fuhr herum, obwohl der Postamtmann sorgenvoll wartete . . . hob die Mark mahnend zwischen den Fingern hoch. Er sah den Schimmer der Augen, ein Lächeln, die Andeutung einer bittenden Handbewegung. „O danke! Ich habe es sehr eilig, verschenken Sie es! — oder heben Sie es mir auf — —" klang es klar und rein aus melodeiendem Mund durch die nasse Menschenluft. Dann neigte sich der Kopf, die Tür pendelte, der Spuk war verschwunden.

Siebelind zahlte eilig seine eingemahnte

Digitized by Google

Kirchensteuer, bekam heraus, ging. Trug die Mark noch zwischen den Fingern. Wollte der Dame nach.

Die Luft draußen erquickte, der Regen rasselte auf seinen Hut. Aber die wunderliche Gläubigerin war verschwunden.

Paradeisischer Morgen

Die Sonne stand lachend über dem Paradeis und wartete, daß sich etwas ereigne. Petrus, der gelblackierte Hahn, gockelte durch das sauber bekieste kleine Hofviereck und krähte gebieterisch trompetend; seine stattlichen Hennen raunzten beifällig und duckten sich dazwischen wie gemächlich verliebte und verwöhnte Frauen auf dem besonnten Boden — nun, Petrus war ein ungewöhnlich tüchtiger Hahn und hatte heute seinen besten Tag.

Im Garten hinter dem blühenden Heckenzaun rauschten breite Bäume und schwollen üppig überall kleine Früchte und Beeren, die Gemüse schlürften in fetter Ruhe den glitzernden Tau, auf den Frühbeeten blitzten die Fenster, und auf dem prachtvollen Komposthaufen im Winkel saß ein Star und zerlegte mit Behagen einen feisten Regenwurm, der sich in kummervollem Fatalismus krümmte.

Das kleine weiße Fachwerkhaus mit den grünen Läden und Türen schlief noch. Kein Mensch hätte die alte klägliche Pfarrwitwenkate wiedererkannt; es war seit einem Jahr das Paradeis! Es prahlte mit seinem fleißigen Gärtchen auf einem luftigen Hügel, dicht hinterm Waldrand, zwischen Basekow und Zandebur; zeigte der Welt bloß ein Stück seines Daches, auf dem ein paar Schindeln neu und feuerrot waren, als stecke es der Welt die Zunge heraus.

Kein ländlicher Palazzo, nein; es hatte nicht mal einen Keller. Zu ebener Erde gab's ein mäßig großes, geweißtes Zimmer mit Balken an der niederen Decke und je einem Fenster nach Süden und Osten und einer klappernden Glastür, die ohne Umstände in den Garten hinausführte. Dies war der Staatsraum des Hauses, Salon, Herrenzimmer, auch Speisezimmer, wenn man wollte; auf der andern Seite, hinter dem roten gebirgigen Backsteinflur, lag die Küche, eine winzige Witwenküche mit einem gemauerten Hexenherd; und im einzigen Oberstock, rechts und links neben der steilen, morschen Hühnertreppe, lagen zwei Kammern, in denen je ein ausgewachsener Mann beinahe stehen konnte. An der Südwand des Hauses prunkte eine Veranda aus spinatgrünen, bewucherten Holzlatten, die sogar ein Pappdächchen und zwei Stufen hatte: das Belvedere; und auf der Hofseite, neben dem Hühnerstall, stand ein merkwürdig untermauertes und verschaltes Gebäu, eine Bretterbude mit einem umfänglichen Fenster und einem italienischen Flachdach aus Teerpappe, in dem Willem Puls, der Dachs, über Tags pfiff, schmetternd sang und emsig hantierte — beides sichtbar neue Architekturen!

Im Obergeschößchen also standen die Luken der beiden Kammern offen. Hinter der einen lag Guido Siebelind, Regierungsrat a. D., Dr. phil., zur Zeit Urmensch, Waldmensch, Trapper, selig zufriedene Urnatur, ein Liebling Gottes, und schlummerte friedlich mit zuckender Nasenspitze, die ein greller Sonnenstrahl kitzelte. Und hinter der andern Kammerluke lag sein Freund und Jugendgenoß Willem Puls, jetzt notleidender, aber fröhlicher Lehmkneter und funebrer Skulpteur, und vollführte ein gewaltiges Schnarchen.

Siebelind blinzelte, öffnete ein Auge und sah meditierend an dem blanken und störenden Sonnenstrahl entlang, reckte die Arme und lag eine Weile glückselig still. Also nein, er war nicht gezwungen, einer jungen Dame durch den Weltraum nachzulaufen, um ihr etwas aufzudrängen — eine Mark oder so — eine seltsam aufregende Jagd, die etwas loswerden und zugleich etwas Blaßheißes, Strahlendes ergreifen wollte — er hatte ein wenig davon geträumt, irgend etwas.

Draußen schien die runde Sonne, war die nicht auszutrinkende Paradeisluft, der blankgeputzte Himmel, der keinen Schornstein- und Babylonqualm und -gestank kannte —: also man hatte heut mächtig viel zu tun...! Im Garten, im Dorf Basekow, danach würde man einen Marsch machen, etwas schießen oder angeln, nachmittags im See baden . . . und dazwischen — ja, ein bißchen ‚arbeiten', kritzekratze machen. Man hatte allerlei Einfälle und betrachtete sie vorher und nachher verlegen und traute ihnen keineswegs, auch wenn sie schön gestriegelt und gekämmt dastanden.

Nun schlug sein Deckbett Wellen, ein bäuerlich kariertes Deckbett, das ihm viel zu warm und zu schwer war, — und plötzlich stand er mit einem Sprung, der die alten Dielenbretter stöhnen ließ, draußen.

Ein rotes Badehöschen an! von wegen des Anstandes, denn es kamen hier frühe Leutchen vorüber, Jüngferchen, Weiberchen,

Digitized by Google

oder die Dorfakkuschöse Mente brachte einen geplätteten Kragen, ein gewaschenes und gemangeltes Hemd, sie hatte auch eine Tochter, Miele, die nicht selten statt ihrer kam, saftig, eine weißhäutige Augenweide, mit Wolfszähnen und hellen, gelben Katzenaugen — ein Luderchen! Er trat auf den handbreiten Gang hinaus, der ein mückengroßes Fenster hatte.

„Morgen, Tobias!" Der stand schon draußen, wedelte mit dem Stummelschwänzchen und antwortete mit lächerlich heiserer Stimme; ein Gemüt von einem Hund, ein winziger, grimmig faltiger Bully, der einen Dackel zum Vater hatte. Dies war Tobias, ehrlich wie ein Kassenbote.

Sie gingen beide zu Puls hinein, das heißt: sie machten die Tür auf. Da lag Pülschen in Paradiesesunschuld und sägte seinen Ast. Aber endlich hatten sie ihm die Säge aus der Hand genommen; und Puls, kurz, rund, stämmig, ein winziges, flachsblondes Kinnbärtchen an dem rosigen runden Kindergesicht, lächelte verstört: „Wieso? Ja! Morgen! Bully, du Schuft, geh 'raus!" Aber er mußte selbst 'raus, half ihm nichts, — und er begann sacht ob des neu gewonnenen Lebens, ob des hellen Tags, über Guido und Tobias und gar nichts zu strahlen. Er sang etwas Begrüßendes, hymnisch Morgenfrisches, Weltumarmendes, halb Choral, halb Troubadoursolo, machte jedenfalls gewaltigen Lärm, so daß Bully Tobias ehrfürchtig verstummte. Auch Puls stieg in ein Badehöschen. Danach wandelten sie selbdritt hinab.

Die Luft war ein Liebeskuß. „Ein jungfräulicher Liebeskuß," sagte Pülschen mit spitzen Lippen und segnete mit neuen hellen, kehligen Tönen das Paradeis und die umliegenden Länder. Im Garten stand ein hölzerner Brunnen mit einem eisernen Schwengel: auf einem schlichten Schemel davor leuchtete ein blaues Waschbecken aus Blech, lag Seife, eine Scheuerbürste und davor ringelte sich ein alter, mit Pflastern und Draht geflickter Gartenschlauch. Rosen dufteten, Jasmin rauchte weiß und gelb und betäubend, Nestvögel flöteten verträumt, eine Amsel kadenzte, ein Kuckuck spottete im Wald, und die beiden Herren schritten anmutig zur Pumpe, der eine kurz, fest und rosig, der andere schlank, sehnigstark, hoch und braun.

„Los!" befahl Siebelind und sprang auf nackten Sohlen den Weg hinab, indes Puls ernst entschlossen den Schlauch anschraubte; und dann tanzte und prustete, wieherte und schrie der eine vor Behagen, während der andere unerbittlich den gewalttätigen Strahl lenkte — krümmte sich, auf den Leib, auf die Brust, in den Rücken geschossen — und dann kam Puls dran und sprang wie eine arme Seele im Fegefeuer, wie ein Teufel im Flammenschwall der striemenden Eiseskälte, atemlos. „Genug! genug!" Sodann stiegen die krebsroten Eremiten wieder friedesam und beruhigt vor Frische und tugendreinem Glück in ihre Kemenaten hinauf, um das übrige zu besorgen; der Garten duftete ihnen nach, und der Kuckuck lachte...

Ja — so hausten sie nun schon seit einem guten Jahr, wie Robinson und Freitag von gleicher Couleur, hier oben, dem Malstrom der Zeit keck entsprungene Paradeisler.

Sie hatten hier mächtig gewirkt, hatten wunderbare Veränderungen und Verschönerungen angerichtet, am Haus und darin, im Garten und überall, hatten gemauert, gehämmert und gepfählt, weiß und grün und rot getüncht und gemalt, halb nackt in alten Drillichhosen; hatten gerodet und neu gepflanzt, Mist gefahren und gejaucht; der Stellmacher Knaack vom Gut Zandebur hatte allerlei hobeln und leimen müssen, und der dicke Ökonomierat Biese vom Gut hatte gelacht und hätte am liebsten mitgespielt. „Ihr Leute, ihr Leute! Dat 's der Düwel! Das wird ja 'ne Schlemmervilla!" Dachpappe mußte gekauft werden, Nägel, Draht, andere Sachen, sogar Haushaltungssachen; da hatte Guido mit spitzem Finger ein wenig von Tante Sophies Pretiosengeldchen wegnehmen müssen — geizig, nicht viel, es war heilig! Nein, Puls hatte kein Geld, er lachte nur zart ... aber er hatte herzliche Freunde im Dorf, besonders Frau Berta Glinze, eine weizenblonde kinderlose Witwe mit stattlichem Hof, noch in Trauer um den bejahrten Seligen, noch jung, fest und hübsch — bei ihr stand mancherlei Überflüssiges, Pulschen lachte zart und verschämt, aber schließlich war er nicht so; und die junge Wittib hatte etwas mütterlich Resolutes. „Da, Willem!" sagte sie. „Unsinn, was soll das Zeug hier, hilfst mir mal bei meinen Erbschaftsscherereien oder auf dem Hof, es fehlt der Mann, oder machst mein Porträt —" sagte sie, sie war seine Jugendliebe. Und dann war da die ökonomierätliche Lina Biese, ebenfalls kolossal dick und meist sehr aufgeregt. „Gott im Himmel," sagte die Dame Lina, „das wird 'ne tolle Wirtschaft werden! Das wird schön werden mit euch!" Und tags darauf standen zwei braungestrichene, ehrenvoll verschrammte Bettstellen aus Fichtenholz mit Matratzen und turmhohen Federbetten da, ein alter Korbstuhl und ein

Digitized by Google

Liegestuhl mit Gurtsitz, eine Wandtruhe voll allerhand Leinenzeugs, ein Läufer rollte herein, sogar ein alter Teppich, zwei weißgestrichene Nachtschränkchen prunkten mit je einem blauen Blechgefäß, und mancherlei anderes für Haus und Küche — Guido gedachte, es durch Edelobst wieder gutzumachen; mit leckeren Fischen, mit reichlich und sicher erbeuteten Rebhühnern, Hasen und Böcken, die er für den feistbequemen, wackeligen Ökonomierat schießen sollte; eine anständige Vergeltung, ein reelles Geschäft also!

Sie waren ein paar harte und gerissene Burschen in ihrem Windfang von Häuschen; Puls natürlich, ein Meister in Hortikultur und Landwirtschaft, wußte fabelhaft mit Kompostpflege, mit Kainit- und Superphosphatdüngung, mit Frühbeeten, Obstwartung und Gemüsezucht Bescheid. Er hatte nebenbei die prächtigsten Porträts modelliert, Grabdenkmäler wie ein Steinmetz geflickt, ein Kriegerdenkmal aus Feldsteinen gezaubert, — viel Geld hatten die Leute nicht dafür berappt, aber sie hatten Naturalien geliefert, Hühner, Enten, Schinken, Würste und Butter, sogar im Abonnement, sogar ein tüchtiges Schweinchen, das bei Berta Glinze in Pension gegeben worden war. Er schuf auch für das Gut Plastisches — eine Plakette des massigen Ökonomierates und seiner Rätin . . . nun ja, er brauchte auch mal was Bares, aber es gackerte und quakte auch dabei etwas nebenher.

Freilich der Winter war eine harte Anfechtung gewesen. Sie hatten sich als gefaßte Männer gegen die grimmen Herren verbarrikadiert, hatten Holz und Torf herbeigeschleppt, Fenster und Türen mit eremitierten Kartoffelsäcken gedichtet, aber als man mitten drin war in der Jahresarktis, da ging es, wie das immer so ist, nicht schlecht. Ein prachtvolles neues Abenteuer. Das Holz knackte, der Torf schwelte und stank in den alten, dickverschmierten Öfen . . . wunderbar, wenn Siebelind durch die weiße Stille, durch stürzende Schneewolken, durch den pfeifenden, Atem vereisenden Sturm stapfte, auf Schneeschuhen dahinsauste, allein in der Welt, Herr der Welt und ein ganz warmer, glühender Mensch in sich selbst; und wenn er in seine Hütte kam, dann knurrte Bully Tobias sorgenvoll vergnügt, dann sprach man laut, stampfte umher, und dann zündete man die kleine Lampe an, und der Winter und die Welt waren draußen. Auch in Pülschens windiger Werkstatt glühte und spuckte ein grimmiger eiserner Ofen und ließ sich vom Winter nichts gefallen. Bücher waren da, Siebelind hatte viele Bücher, und die meisten konnte man immer wieder lesen, sie wurden bloß schöner und tiefer. Seine Feder machte eifriger als je Kritzekratze, während die Eisblumen an den kleinen Fenstern dicker und phantastischer blühten — und Puls schuf elegisch pfeifend ein funebres Kriegermal für die Großstadt Papenau in der Nachbarschaft. Es gab für beide, so sie mal Hunger nach Menschen hatten, Leute im Dorf, die Gaststube mit ehrenfesten, streitbaren Bauern, den Scholarchen Ihlow, der fast ein Gelehrter war, ein in Lebenswirrnis gesänftigter Weiser, drei Kilometer ab den dicken Pfründner Biese, und natürlich Berta Glinze oder das kluge, sarkastische Mädchen Hilla Cyprian, die liebe, aus den Schuhen gekippte Studiosin, die im Dorf Hühner züchtete, — dazu Hasen und Böcke und Schaufler.

Ein panisch schlichtes Leben . . . bis zu diesem Morgen.

Aber da waren die beiden schon wieder!

Guido legte mit Schwung eine verschossene Leinendecke auf den wackeligen Tisch der Veranda, stellte dicke Tassen mit Zinnlöffeln hin, Butter, schnitt ein rundes Roggenbrot an; Puls hantierte lärmend in der Küche, siedete etliche Eier der fleißigen Hühnerdamen . . . Sie waren beide unerhört geschickt auch im Kochen und Schmoren; Siebelind hatte es im Feld gelernt, und Pülschen konnte alles, was zu einem erdennahen, schlichten Leben gehörte!

Nun schmausten sie.

„Ich muß dann aufs Gut zu Stellmacher Knaack, wegen der morschen Schwelle in meinem Salon," sagte Guido; „schließlich kriegen wir den Schwamm ins Haus. Kann nicht viel kosten —" sagte er mit einer großartigen Handbewegung, die Puls bewunderte.

„Nein," sagte Puls ernst und trank. „Habe heute auch mächtig zu tun. Muß die Figur formen. Und dann den Garten jauchen. Das ist meine Sache — du bist ein feinerer Herr. Und dann die verdammten Raupen. Ich will Kalk anrühren und ..." Puls setzte eifrig die Tassen zusammen; man würde sie gleich unter der Plumpe waschen und die Messer auf der Bank mit Korken und Sand scheuern. „Ich mache das schon, Herr Regierungsrat — Ihren Teller, Herr Doktor, darf ich bitten, Herr Leutnant," erbot sich Puls behende mit schmalen Äuglein.

„Kaffer. Übrigens ja — die Tiniusleute drüben hinterm Dorf. Sie scheinen wieder komplett zu sein und etlichen Besuch zu

Digitized by Google

haben in der Casa der reichen Witwe Cilly und ihres Schwiegerpapas. Ich sah vor einigen Tagen einen Schimmer davon. Etwas Helles, Merkwürdiges. Eine Dame — erzählt' ich dir? —"

Puls schloß das eine Auge und ließ den Pfeifenrauch dünn aus dem andern Mundwinkel fließen. „Sahst du? Richtig."

„Einen Schimmer. So von rückwärts auf dem See. Übrigens — schon vorher mal drüben im Wald. Viertelsprofil — kaum das, die Sonne blendete. Ging auch hier mal vorüber mit schwingenden Hüften."

„Blendete," wiederholte Puls.

„Schaf. Geht uns nichts an." Siebelind machte eine weit abschiebende, harte Armbewegung.

„Gar nichts. Wir sind leibhaftigere Menschen. Man greift lässig an die Hutkrempe. Kaum das. Nein."

Guido betrachtete aufmerksam Tobias und sah scharf durch den Rauch auf Puls.

„Auch Hilla Cyprian . . .," fuhr Puls heiter fort, „Fräulein Cyprian, Verzeihung, dürfte durch den Neffen der Casa Tinius, durch Billo Lüdemann, den akademischen Schlosser, genaueren Bescheid wissen."

„Mag sein. Ja, ich erinnere mich. Seit acht — zehn Tagen, wie? Ich sah Fräulein Cyprian eine Weile nicht, ihre Küken hatten den Pips oder die Pocken, gutartig, sagt Ihlow."

„Gottlob. Ja, ungefähr so lange. Die Dame ist übrigens Frau, nicht Fräulein Frau Dorothee Witt," unterrichtete Puls. „Vielleicht Witwe oder geschieden."

„Warum soll sie nicht. Selbst die Matronen sehen heute wie muntre Schmaltiere aus. Gib mir deinen Pfeifenstopfer."

Der Dachs lächelte verträumt und fuhr zeichnend mit dem Schaufeldaumen durch die Luft. „Immerhin eine illustre Dame. Sah sie zweimal ziemlich nahe. Tiefaschblond mit weißem Fleisch und heiterblühendem Mund. Mehr malerisch vielleicht — immerhin zartsaftig und scharmant."

„Guter Puls, nimm die Flosse aus der Luft."

„Befehl. Habe sie leider nie in ihrer Gloria gesehen. Sie spielte, glaub' ich, zuletzt in Wien, vorher in Frankfurt, Wiesbaden, München, schlichte, elementarische und liebesselige Wesen, auch früher mal in Berlin, sagt man. Jetzt Halsknacks, Stimmdefekt oder so — sagt man; war in Behandlung in Berlin — eine Reisebekanntschaft der Bürgerin Cilly."

„Sagt man? Sosososo. Schade, daß das Paradeis nicht auf dem Sirius liegt!" sprach der andere dunkel und streng und erhob sich straff. Er hatte eine Joppe aus grünlichgrauem Leinen an, Kniehosen, graue Stutzen, derbe Stiefel und einen weichen Kragen mit Strickschlips. Seine merkwürdig hellen Augen blickten herrisch. Er war sehr blond, bis zur Haut geschoren; der Hals ragte hellrot, gesund durchblutet, männlich. „Übrigens — ich traf sie vorgestern, wenn nicht alles trügt, in Zörlin auf der Post." Er lächelte verschlossen. „Ich bin ihr noch fünfundachtzig Pfennig schuldig."

„Wieso?" Puls hatte runde porzellanblaue Kinderaugen.

„Ich erzähl' es dir vielleicht später mal." Er ging durch die offenstehende Glastür neben dem ‚Belvedere' in seinen Salon. Die niedrige Stube war peinlich sauber. An der Längswand stand ein breites Regal aus braunem Tannenholz mit vielen Büchern und einer bunten Petroleumlampe oben in der Mitte. Hier also las und schrieb er . . . schrieb, wenn er nicht im Kahn lag oder herumstreunte. Am liebsten des Abends, wenn die Nacht rauschte und ganz still war und nur mal ein Kauz schrie oder eine verliebte oder verzweifelte Kreatur. Paradeis. Zeitlos, zwanglos. Hier sah man wieder Sterne. Sterne, Wolken — den Himmel. Schrieb — von der feinen, fabelhaft gescheiten Hilla Cyprian und ihren wunderlichen Leuten in vornehm lächerlicher Bauernkate, von Miele Mente, dem herzhaften Luderchen, gut, schlau und unbekümmert, stark wie ein Waldtier, vom weisen ‚Humanisten' Ihlow, von Hartwig und Lina Biese, von Puls und Berta Glinze, von Hasen, zornig liebenden Rehböcken, von Rebhühnern und Habichten, Dachsen und Iltissen und Bully Tobias, dem Paradeis . . . von sich selbst, von dem hungrigen und satten, brünstigen und ehrfürchtigen, närrischen und heiligen Ja des Lebens.

Er nahm vom Tisch, auf dem grünes Wachstuch lag, also von seinem Schreibtisch, einen Papierblock, seinen Füllfederhalter und steckte beides in die breite Joppentasche. Tabaksbeutel. Stock. Nahm das verschossene grüne Filzhütchen vom Haken und nachdenklich ein Buch aus dem Regal — für alle Fälle.

Puls pfiff bereits in seinem Gehäuse und rührte Gips in einem Trog, der von einem Faß abgeschnitten war. In der Werkstatt ragte das Tonmodell seines Schützen, der mit umgekehrtem Gewehr todbringend einen Lehmhaufen hinaufstürmte . . . das ging zielsicher nach Brot, war für die Kapitale Papenau bestimmt, aber ehrlich empfunden. Siebelind sah verlegen weg.

Digitized by Google

Die grüne Stube

Siebelind ging durch den Wald.

Eine Misteldrossel schnarrte zwischen den knarrigen Kiefern, ein Specht lärmte, und sein Kardinalskäppchen leuchtete, ein Mäusebussard rauschte mit großen, runden Flügeln langsam weg. Dann kam eine Allee von Weiden und Pappeln; an einer Stelle watete er in der Pappelwolle wie in Schnee, eine tolle Verschwendung, Großmanufaktur für Vogelnester, fabelhaft billig — es roch bitterkräftig nach Brennesseln, Wasserampfer stand in großen Stauden, ein Gräbchen, hopla — war er drüben.

Nach dreißig Minuten war er in Zandebur.

Da stand der Monarch Biese mächtig dick im Hof und hatte eben ein bißchen bei den Schweinen und Kühen regiert. „Schwelle? Können Sie haben, Siebelind. Was wollen Sie denn wieder anstellen da oben? Sie sind der richtige Grundbesitzer, immer bauen, ändern, ich mach's gerade so!"

Da war auch Madame Lina Biese in einer prachtvoll bunten Bluse. Eine ungewöhnlich breite, starke Dame, mit wunderbar lichten Augen bewehrt.

„Was ist los, Siebelind, lieber Herr Doktor — ist etwas?"

„Denke dir, Mama, das Paradeis ist eingefallen!"

„Was — ach, das verbitt' ich mir, das —! Ach, Siebelind — Sie nehmen schon gar nichts ernst auf der Welt. Selbst mich nicht."

„Liebe gnädige Frau, ich schwöre bei meiner Tante Sophie —"

„Also trinken wir einen Schnaps — oder bleiben Sie zum Frühstück, Doktor?" sprach der Patriarch anmutig trotz seines Leibes derber Schwere.

„Nein, danke. Ich habe enorm zu tun."

Es wurde Zeit für ihn, in seine grüne Stube zu gehen, den Tag und die Stunde, und was sie boten, einzuschlürfen.

Er lief mit starken Schritten davon. „Tag, Herr Jhlow!" rief er am Schulhaus, wo die Gören plärrten und wo ein großer, hagerer, langnasiger Erasmuskopf am offenen Fenster auftauchte. Der Waldmensch lachte und verschwand hinter einem Spiräenbusch, um gradeswegs auf den Drinnensee zuzusteuern.

Weit drüben, jenseits des Sees, ragten die runden roten Dächer und die Essen des behaglichen Tinius-Chateaus, englisch-märkisch-sächsisch von Schultze-Naumburg — ging Siebelind nichts an, lag jenseits, lag auf dem Sirius — ob auch diese Dame Dorothee, diese Frau Witt mit defektem Seelenpropeller, hier angespült worden war, am Basekower Lebensstrand? säuselte es ihm durch den Sinn.

Noch gleichgültiger! Hatte ihn erst recht nichts zu kümmern! Er bückte sich, schlüpfte zwischen Erlen, blanken Birken, durch dichtes Weidengestrüpp und sprang in den alten Kahn, in dem ein wenig Wasser stand und ein paar Schnecken sich liebten.

Ein Rauchwölkchen stieg aus seiner Pfeife auf. Er tat eine Weile gar nichts, ämete. Dann griff er in die Tasche und schraubte die Kappe vom Füllfederhalter.

Kritzekratze machte die Feder . . .

Nach zwei Stunden, die kurz wie Liebesstunden waren, kam Hilla Cyprian mit ihrem raschen, etwas federnden Schritt den Wiesenweg herunter. Ein Mädchen, eine junge Dame mit einem kühlen, blanken, graublauen Blick und einem blaßroten geschweiften Mund, der kluge und reife Winkel hatte. Ihre langfeine Marquisennase stand hoch in der Luft. Eine unbekümmerte oder auch eigensinnige Haltung. Die Hand pendelte wie bei einem eiligen Jüngling.

Hilla Cyprian kam von einem Ausbau am Draußensee, wo die Frau des Fischers Kleese in den Wochen lag. Sie bemerkte an einer Stelle, daß ein Zweig dicht am Boden frisch abgeknickt war. Sie räusperte sich.

„Sind Sie da?" fragte sie plötzlich mit klarer Stimme und lächelte.

Der Ruf blieb in der Luft hängen, blieb allein. Sie lauschte ihm nach. Stille. Sie war enttäuscht oder ärgerlich, und ihre schlanken, hohen Beine machten Anstalt, eilig weiterzupendeln.

Da zwitscherte es drin, sehr leise, sehr zart, zu lang und beredt für einen geschwätzigen Busch- oder Sumpfvogel.

Sie spitzte mühsam den Mund und zwitscherte den Ruf mit einer fragenden, holden Hebung am Schluß zurück. Da kam mit langem, lockendem Flöten und mit einer eindringlich befehlenden, fast ungestüm einladenden Senkung die Antwort . . .

Hilla Cyprian bückte sich, schlüpfte weiter, von kühlen, feuchten Blättern gestreift, von Fliegen, Spinnen und Käfern berührt, ein großer Kohlweißling huschte wie eine Puderquaste über ihre Nase, ihr Herz pochte leicht, bang und heiter.

Da schimmerte ein kurzgeschorenes helles Haupt, ein langer Mann lag darunter im Schatten und Kahn mit einer Pfeife. „Bitte näher zu treten!"

Digitized by Google

Venezianische Fischer. Gemälde von Prof. Konstantin Gorbatoff

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Sie stand am Buschrand, ein ehrliches Rot auf den Wangen. „Ich kam vorbei. Ich merkte, daß Sie zu Haus sind. Ich wäre allerdings tiefunglücklich, wenn ich Sie gestört hätte."

Guido erhob sich, um die Honneurs zu machen.

„Ich muß heim," sagte sie schlicht beteuernd; aber sie stand schon mit gutem Schwung, durch seine kräftige Hand gestützt, im Kahn, atmete noch einmal auf und saß würdig und herb wie eine ältere Dame.

Die Beine waren wunderhübsch, kerzengerade, der helle Strumpf war an der Wadennaht hier und da zierlich gestopft, und die gelben Spangenschuhe sahen nicht eben neu aus — ach nein, ihr Ohm Cyprian war kein Lebensbändiger.

„Ich brachte der Kleesen etwas Suppe," sagte sie und strich hochmütig mit der länglichen Hand über ihr gestreiftes Kleid, das überm Knie einen runden, vielleicht nicht ganz frischen Fleck hatte; es konnte auch Staub sein. „Ich war ungeschickt beim Tragen." Er nickte ernst. Er glaubte's ihr unbedingt.

Süße, kleine Hilla. Wenn sie hier war oder oben im Wald mit ihm strolchte, dann war die Stunde blank wie ihr Haar und rot und weich wie ihr Mund, auch wenn er herbe Dinge sprach oder schwieg. Ein Kind fast. Kleine Schwester. Selbstverständlich. Kleine, holde Schwester, ganz wahr, ganz ernsthaft, alles oder nichts. Sie war übrigens neunzehn. Und er ein großer und verständiger Bruder — fernab von allen Bräuchen und Mißbräuchen der gesitteten Welt.

Ein Bekasinchen ätschte über dem Schilf.

„Was Kleines angekommen bei der Kleesin?"

„Ja. Zwillinge," sagte sie sorgenvoll.

„Sie sollten auch ein paar Eier von uns abholen und ein Hähnchen, was? Salat und Gemüse, wenn ich bitten darf."

Hilla nickte und saß geborgen in dem grünen Licht. Da vorn sprangen kleine silberne Fische, dunkle Entenkugeln rollten über das Wasser. „Sie waren sehr fleißig," sie blickte auf die vielen Blätter neben ihm.

Er verstand nichts, verschwand hinter einer Rauchwolke.

„Ach ja, Sie sprechen nicht davon."

„Nein. Wir wollen nächstens einen Damenkaffee geben, Puls will Waffeln backen."

„Ich möchte wieder einmal etwas lesen," sie sah unablenkbar auf seinen Kritzelblock.

„Nein."

„Nicht nett von Ihnen. Übrigens kann ich mir die Zeitung verschaffen."

„Kann sein, kleine Hilla. Also später."

Sie dehnte sich behaglich und lächelte. „Ich habe neulich wieder gelesen. Ihlow war so freundlich —. Wie zart Sie sehen können, trotz aller Grimassen."

Er lachte derb. „Ich habe gestern vergeblich an der Waldecke auf Sie gewartet. Mir fehlte es an — Zartheit —"

Sie streckte die Beine aus.

„Schade. Ich hatte leider keine Zeit; die Hühnerpocken waren mehr Furcht als Wahrheit, aber es waren neue Küken ausgekommen. Sechzig Stück und fünf tote."

Was für hübsche gewölbte Fingernägel sie hatte, keine Dutzendhand. Natürlich, Hilla war die Seele dieser gesegneten und wenig aussichtsvollen Zucht. Das kleine lange Mädchen hielt die beiden verdrehten alten Leute am Henkel. Küken von Hühnern, Perlhühnern, Enten, Gänsen — und hatte dazu beinah zwei Semester Deutsch und Philosophie in Berlin studiert.

„Onkel Dietert will es natürlich wieder mal ganz großartig machen — gestern hatte er neue Pläne." Die Wimpern lagen sanft auf den Wangen.

Ach ja, lustig! Ohm Dietert, Rittmeister a. D., gewesener Gutsbesitzer, ein großartiger Herr, der früher nach Braunkohlen auf seinem Boden hinter Zandebur geschürft, nach Petroleum gebohrt hatte, vorher eine Pferdezucht im großen Stil, danach eine Melassefabrik, sodann eine elektrische Großmühle und zuletzt eine Harkenfabrik für ganz Deutschland eingerichtet hatte — weniger ein zäher Phantast als ein nervöser, fixer Plänemacher; und dann hatte ihn die Inflation verschlungen und in das kleine Haus mit Ölanstrich verschlagen, wo er gekränkt und entrüstet Agenturen betrieb und einigen verstimmten Schwägern auf die fernen Taschen drückte; Tante Irene aber war eine vornehme und weinerliche Dame, eine geborene von Pütz. So war das: Hillas kleines Erbe, das auf seinem Gut gestanden, war mit drauf gegangen, nun brütete sie, nach kläglich versuchtem akademischen Ausflug, Küken beim Ohm Cyprian aus, wobei ihr die alte, starke, erfahrene Line, auch ein Überbleibsel besserer Zeit, half — und hatte hundert Pläne, tüchtig heitere, verwegene Cyprianideen.

So war das mit Hilla; er war ihr schon im vorigen Frühjahr, Sommer und Herbst an ihren Wochenendtagen hier begegnet, hatte auch den Herrn Rittmeister, der sich gern mitteilte, kennengelernt, ein alter Kavalier, der Panje Ohm mit dem Pferdekiefer, dem pomadisierten Scheitel, dem

Digitized by Google

Kneifer an schwarzer Seidenschnur und dem langen, grauen Schnurrbart, ein Schwätzer.

„Angenehm für zwei Minuten," sagte sie, starr auf das blanke Wasser blickend, denn Siebelinds väterlich-brüderlicher Blick war wie ein Gitter, das sie einschloß. „Bredereck soll heut zu Tisch kommen —"

Das war die Dachpappenfabrik in Zörlin a. d. P., von der das Paradeis ein paar billige Restchen erworben hatte; auch das ehemalige Gut des Ohms gehörte nun ihm; Mann in den besten Jahren, fünfzig oder so, ein jovialer Herr, laut von der Güte der Welt und seiner selbst überzeugt, Auto, Villa an der Pisede — er erschien manches Mal — und Hilla hätte wohl alle üblen Lebenssaldi begleichen, bereinigen können mit ihrem süßen, weißen Fleisch, roten Frauenmund und ihrer — Seele.

Guidos Pfeife röchelte, er spie aus und genierte sich nicht.

„Noch Zeit bis Mittag," antwortete er. „Ein hübscher Mann übrigens, Bredereck. Noch gar nicht grau, glänzend braun, besonders der Backenbart, und saftig blühend — ja. Grüßen Sie ihn, Fräulein Cyprian."

Hilla wurde steinern in dem rieselnden grünen Licht. Sie blickte ihn an. „Warum sagen Sie das?" fragte sie ruhig.

„Nur so, Hilla, Fräulein Cyprian. Die Welt wird nicht neu und anders, was sie auch schwatzen."

Hilla steckte träge die Hand in das Wasser — erfrischend. „Da sitzt man nun — etwas weit ab von hochgemuten Zielen. Eng, eng — man möchte hinausfliegen!" eiferte sie.

„Das da draußen?"

„Die Welt wird besser, wenn ich dabei bin — durch meinen Willen, mein Mitleben! Das ist mein Glaube."

„Amen, gutes Kind. Ja, durch Sie, das ist gewiß, Hilla."

Sie schwieg hochmütig verdrossen und liebkoste lässig das Wasser mit der hohlen Hand. Aber daß er hier in der Nähe saß, das war doch ein bißchen ein Glück . . .

„Keine Sehnsucht danach meinerseits!" eiferte er, etwas zu laut und erhaben. „Je länger, je weniger. Man müßte bloß noch weiter weg sein — Urwald mit Papageien, Affen und Krokodilen. — Das ganze Vorläufige da draußen, das den Karren mit Gebrüll und Stinkbomben ein Stückchen weiter schiebt? Geht mich nichts mehr an. Babylon hat mich zu meinem Glück ausgespien. — Wie geht es Ihrem erfahrenen Freund Billo Lüdemann aus der Casa Tinius?"

„Ich glaube gut. Er hatte in der letzten Woche wenig Zeit zu klugen Reden."

Siebelind kreuzte die Beine behaglich und sah sie zärtlich und menschenfreundlich an — „Billo; ich gönn' es ihm — solang' ich nicht zu kurz komme, wie? Haha. Wenig Zeit zum Kükenerziehen, Motorfahren, Paddeln, Laufen? Ja . . . er wird sich neuerdings zwischen Ihnen und dem neuen Gast da drüben teilen müssen, etwas zu bereitwillig scheint mir. Sie soll — ich meine die vor einiger Zeit dort eingekehrte Dame — eine Natur sein, um goethisch zu sprechen oder wie Willem Puls."

Hilla sann nach. „Sie sprachen sie —?"

„In fernem Umriß. Ich weiß es nicht."

„Hell wie ein Sommertag — ungoethisch," sagte sie spöttisch.

„Eine Bezauberin also, scheint es. Man wird auch Sie hinüberziehen in die Großbürgerhütte, Hilla. Sie werden das Rakett schwingen und Ihre alten Freunde vergessen."

„Ach nein. Ich habe noch immer keine Tennisschuhe — und nicht genug Zeit dafür. Die Großbürgerhütte ist freundlich. Aber sie tut mir irgendwie weh. Es ist nicht gerade Neid. Als ich das eine Mal dort war, wurde meine Welt noch enger und trüber, daß ich beim Weggehen die Hände vor mir herstieß. Es ist unzweifelhaft unartig von mir. Ich bin's. Und man duldet nur mich dort — nicht den Ohm und die Öhmin."

„Hilla ist nicht unartig. Soso." Siebelind betrachtete das herbe Profil aufmerksam: sie schien eigensinnig ihre Welt hier nicht erweitern zu wollen. Kleine, süße Hilla, schmerzt es dich bloß, daß du keine Tennisschuhe und vielleicht auch nicht allzu feine Kleiderchen hast — neben jenen? Ich will dir goldgestickte Tennisschuhe schenken, und seidene Kittelchen, Perlen um den Hals und das teuerste Parfüm. Es müßte schön sein, sie zu schmücken, fürs Paradeis, für den Abend, für ein nahes Schreiten und Beieinandersitzen. Aber sie würde es kühl ablehnen, und die Tante würde ohnmächtig werden, und der Ohm würde ihn als Kavalier zur Rede stellen und totschießen. Er nahm den Schreibblock und schlug sich zornig aufs Knie.

„Ja, es ist Zeit. Sie wollen arbeiten. Es war hübsch und lehrreich."

Sie erhob sich, schmal und gestreift mit hellen Beinen. Es tat Siebelind geradezu weh. ‚Bleiben Sie sitzen!' hätte er ihr befehlen mögen. Sie griff nach einem Zweig, der Kahn schwankte; da bot ihr Guido die Hand.

Es tat gut, die Hand hineinzulegen, sie umschließen zu lassen; es geschah ein wenig

Digitized by Google

zu fest, fast hart. „Wiedersehen, Fräulein Cyprian, gnädiges Fräulein."

„Darf ich mir wieder ein Buch holen, Herr Doktor?"

„Es wird mir eine Ehre sein."

Rascheln, Knacken. Stille. Eine frische Pfeife. Ein Seufzer. Papier. Starren. Kritzekratze . . . es ging sofort wieder im Fluge übers Papier. Er war ein frisch angestochener, gestauter Quell. Er flocht Hilla ein. Eine ernste, blasse Hilla mit einem roten Frauenmund, mit einem Blutsrauschen im vestalisch weißen Leib. Ach — bloß ein Mädel, ein köstliches, warmes, kühlhäutiges. Eine Stunde verflog wie ein Blattsäuseln, wie ein Möwenschrei.

Da plätscherte etwas draußen.

Hallo?

Eine Bewegung, ein Schatten, eine Wirklichkeit. Sieh da, ein anderer Kahn.

Er glitt froschgrün und elegant heran, ein schnittiges Paddelkähnchen, das, wie der Augenschein lehrte, zum jenseitigen Gestade der Tinii gehörte, und das er übrigens kannte: ‚Cilly' stand, wie er wußte, mit hübschen Bronzebuchstaben daran. Das war die Dame des Hauses. Es saß auch jetzt eine Dame darin. Aber es war nicht die Witwe Cilly. Sieh da: Eine Dame mit strahlenden, grauen Augen und in der Sonne schimmerndem, leuchtendem Profil, in einem apfelgrünen Hauch von Kleid. Erstaunlich. Sie wandte nicht gerade den Kopf nach ihm, aber sie glitt ziemlich dicht, sehr dicht an seiner Blätterwand, daß die Paddel darin polterte und raschelte.

So zog die Erscheinung vorüber, mit leichtem, nervigem Tauchschlag, mit einem rätselvollen Lächeln, wie ihn deuchte, unberührt und sorglos in ihrem Kahn, mit einem verschwiegenen Wasserrauschen.

Und glitt davon.

Teufel — das war doch wieder . . .!

Er beschwor zwangsmäßig zum Vergleich ein Bild aus der Erinnerung, ein Paar Augen, ein Antlitz unter einem wunderbar zart eingebeulten Filzhut, über einem fahlen, hochgeknöpften Regenmantel in dumpfer, nasser Menschenluft . . . Die schlecht legierte Mark war noch da. War noch vorhanden in einer Seitenfalte seines schlichten Geldtäschchens — ein Saldo von 85 Pfennigen in Wahrheit, ein Amulett, ein abgebrochener Schicksalsfinger.

In Gottes Namen, schloß er und lehnte sich befriedigt und gelangweilt zurück. Trolle dich zum Teufel!

Plötzlich reckte er forsch den Arm und sah auf die Uhr daran — Richtig, sie wollten ja heute Kartoffelpuffer braten. Puls war bestimmt schon beim Reiben. Er steckte die Papiere liederlich in die Tasche, sprang aus dem Kahn und lief mit langen, hungrigen Schritten davon.

Gewitter im Juni

Siebelind wartete in aller Herrgottsfrühe hinterm Grüzwald auf ein Böckchen, das er seit vierzehn Tagen Lina Biese in die Bratpfanne schießen wollte. Ein ungeheuer gerissenes Böckchen, mißtrauisch wie ein alter Staatsanwalt.

Da trat es nachlässig sichernd aus den Stangen, ein Pfundbürschchen: zu weit ab, der Lümmel; stand auch schlecht, also warten; Stein wurde man, obwohl das Herzchen pochte. Ruhe. Eine Eule lachte und pfiff mit einem Triller, flog mit weichem, dunklem Schlag ins Holz; plötzlich jubelten die Kiefernstämme im Sonnenlicht auf, der Wald duftete — Ruhe! Aber da sprang der Wind um, das Böckchen zeigte den Spiegel und empfahl sich mit einem Böööh!

Guido nahm empört die Büchse von der Backe — und stiefelte davon.

Er sprang über einen breiten Graben; das war wie zwei Stunden Schlaf — nun war er ganz frisch. Er schlich durch die Schonung an den blühenden Kartoffeln hin, trat in die süßen Lupinen wie in einen riesigen gelben Kuchen und reckte den Hals — da unten lag die schiefe Villa der alten Mente, gelegentlichen Palastdame für kleinen Dienst im Paradeis. Das jämmerliche Häuschen war vorn grell beschienen, daß die Stockrosen vor der jungen Miele Mente Kammer flammten, und an der Seite blaudunkel beschattet, daß man die alte Hexe Mente schnarchen hörte . . . aber Miele auf der lachenden Sonnenseite lachte im Schlaf mit roten, breiten Lippen und weißer Brust. Sein Blut pochte, er hob sich auf die Fußspitzen und ging wie ein Storch behutsam und gefühlvoll durch die Lupinentorte.

Teufel — was war das? Die Tür ging sacht auf, ein Büchsenlauf blitzte, und der Förster schlich davon. „Die Hölle röste ihm die Schwarte braun und knusprig!" brummte Siebelind grimmig. Hatte er sie endlich erwischt! Du scheinheilig lachendes Luderchen! Du Sündenfleisch! Er lachte, hieb grimmig den Stock in den Acker, daß die Brocken flogen. Der Förster verschwand eiligst im Knick.

Am Paradeis stand Bully Tobias. „Jajaja — war nichts mit dem Böckchen,

Digitized by Google

Bully, kein Härchen am Stiefel, kein rotes Schweißtröpfchen am Strumpf. War auch nichts mit Miele, Tobias, gar nichts, der Förster, weißt du — Luderchen!" Er stellte das Gewehr krachend ab und warf den Rucksack in die Ecke.

Er rumorte gewaltig in der Pfarrwitwenküche.

Pfeife. Er schob alles beiseite — auch Ärger und Grimm, großmütig und großartig.

Nach etlichen Stunden wurde es da oben schieferblau und pechdunkel und schien mit dickem Brüten über ein paar Blitze nachzudenken.

Bully sprang auf und schimpfte. Das Paradeis zitterte, aber Guido nickte bloß gemütlich über seinem Schreibblock, als wäre das hinter dem Horizont seines Lebens passiert. Da draußen rauschte und strömte es, hängte die Himmelsmacht einen gestreiften Vorhang vor die Welt. Ganze Wolkenberge prasselten herunter — herrlich. Und nun zischte wieder breit gezackt ein Blitz — irgendwo in der Nähe barst ein Baum. Wundervoll. Ach, die Menschen und ihre Kinkerlitzchen! Erfanden Motoren, Autos, Flugzeuge, Radiowellen, und wenn der uralte Regen niederbrach und der Blitz lohte, vor allen Elementen, die ihre Notdurft segneten und schreckten, waren sie machtlos wie die Neandertalmenschen. Nein, ihn störte das nicht, er war befreundet mit dem Element.

Danach machte Siebelind mit Bully einen Spaziergang durch den tropfenden Garten. Der Komposthaufen spielte Bergrutsch, und die Regentonne spritzte aus klaffenden Fugen; da mußte mit energischer Hand eingegriffen werden. Pülschen war gestern mit seinem zerschnittenen, stürmenden Gipsgrenadier zum Gießer nach Babylon-Berlin abgezogen; die ‚Kommission' aus Groß-Papenau war gestern morgen dagewesen, schwere, dickblütige Herren, Puls hatte Bier angezapft, und dann hatten die Herren vor Willems Zauberbude gesessen und sachverständig gezecht.

Siebelind saß auf der Bank unter dem Kirschbaum und träumte. Ja, Berlin. Affennest. Er war mit keinem Fuß wieder dort gewesen. Verschwendete niemals den leisesten Liebesgedanken daran.

Übrigens da war dieser Tage wieder ein Brief seiner mäzenatischen Freunde aus der Zeitungsmanufaktur angekommen. Sie schrieben mitunter ungewöhnlich nette, artige und ermahnende Briefe. „Vielleicht führt Sie Ihr Weg doch einmal nach hier," hatten die höflichen Herren vor ein paar Tagen geschrieben; „wir würden uns aufrichtig freuen, in mündlicher Aussprache Ihre nächsten Pläne und auch endlich Sie selbst kennenzulernen," schrieben sie. Mit aufrichtiger Hochachtung ergebenst. Er griente vor Selbstachtung.

Da knarrte die kleine Tür im Zaun. Es war Miele. Sie war außerordentlich frisch, hatte einen roten, breiten Mund, der ihre weiße Haut blaß machte, breite, blanke Stutenzähne. Sie brachte ein bißchen Wäsche von Muttern, die Hebammenpflichten abhielten, und wiegte sich zufrieden in den Hüften.

„Ah, Fräulein Mente. Guten Morgen."

Sie machte die blanken, gelben Augen schmal, blickte zwischen den kurzen, weißen Wimpern nach dem bequemen Herrn auf der Bank. Ein angenehm starkes Mädchen, erfreulich groß und fest, nicht übertrieben schlank. „Ich bringe die Wäsche. —"

„Ja. Gut geschlafen?" erkundigte er sich höflich.

„Natürlich."

„Kann ich mir denken. Ich war schon zeitig auf; drüben im Grüz, wollte den Bock schießen. Aber er muß wohl den Förster gerochen haben. Als ich zurückkam, traf ich ihn, — den Förster mein' ich; war auch schon zeitig auf den Beinen, der Herr Förster!"

Die glashellen Augen wurden noch schmäler und blanker.

„Ich weiß nicht," sagte sie und bog träge die Brust hoch. „Wie soll ich wissen?" Sie stand dicht vor ihm und roch nach frischer Schürze und einem warmen Kattunkleid.

„Nein, Miele — Fräulein Mente, wie sollten Sie. Ich stand bloß in den Lupinen wie ein Hase. Beinahe hätte ich Ihnen einen Strauß ans Fenster gebracht. Nur ans Fenster natürlich. — Luderchen," sagte er zwischen den Zähnen.

Sie sah böse und dreist auf ihn nieder. Sie lächelte in den Mundwinkeln; übrigens glaubte sie ihm kein Wort; ihre Knie berührten fast die seinen.

Er regte sich nicht. Sie gefiel ihm heute nicht. Sie war häßlich, gemein, ein hübsches Tier mit Raubgebiß. Nun ja, sie verstand es nicht anders, es war ihre Natur — ihr natürliches Recht.

„Ich bin sehr beschäftigt, Miele, wie Sie sehen. Muß nachdenken. Wirklich beschäftigt. Ich danke Ihnen, daß Sie sich bemüht haben, Fräulein Mente. Was bin ich schuldig?"

„Wie immer," sagte sie patzig. Sie machte spöttisch lockende Augen und einen beleidigten Mund, bewegte sich langsam

Digitized by Google

mit trägegleitender Hüftenbewegung dem Hause zu. „Ist noch was —?“ fragte sie, als sie langsam nach einer beträchtlichen Weile wieder herauskam. Er sah sie fünf Sekunden lang stumm und starr an, als hätte er völlig vergessen, daß sie hier war. „— Nein, danke, Fräulein Mente. Mein Diener muß gleich kommen.“

„Och — uhhh —“ sie legte die kräftige Hand auf den Mund. Was für urhafte, unmögliche Töne das Mädchen in der Kehle hatte, granatrot und feucht wie ihr Mund und Schlund. „Ich könnt' auch mal aufkehren,“ schlug sie nachgiebig und verschlagen vor.

„Nein, danke. Sie sind bezaubernd liebenswürdig, Miele, und mit jeder Minute hübscher. Mein Kammerdiener — Sie wissen. Und in jedem Gipsbrocken in der Werkstatt steckt ein Edelstein, Sie verstehen das nicht. Ich bin ungewöhnlich beschäftigt; es würde mich stören,“ sagte der erlauchte Herr, und sein Blut begann zu kochen.

Sie bewegte sacht die Hüften, daß der Rocksaum tanzte.

„Wiedersehen,“ sprach sie dicht vor ihm. „Dann kann ich ja gehen. Meinswegen. Danke schön!“ sie schob das empfangene Geldchen in die Rocktasche. „Und arbeiten Sie nicht zuviel, Sie sind schon mächtig blaß —“ Sie stand starr, steil und heiß vor ihm. Der Kattun duftete wie eine Flamme. Und plötzlich ging sie rasch mit knatterndem Rock davon.

„Miele!“ sagte er leise, und sein Blut pochte. Es war fast Bewunderung in dem Wort, Duldung, Verzeihung. Man war hier im Reiche Ur. Er rührte sich nicht. Stille. — Dann stand er auf und ging müde zum Zaun. — —

Doch da erkannte er plötzlich Hilla Cyprian drüben am Wald. Sie ging rasch im Lodenmantel, die Kapuze überm Kopf, schlank und grau wie eine Nonne.

Er wurde ganz ruhig.

An der Seite lief Miele den Weg hinab, blau und flachsblond, ein derbes, gewöhnliches Mädchen, mit stoßenden Hüften und schlenkernden Armen, eine junge Kuh, eine Stute, ihm ganz gleichgültig und abscheulich. Aber nun blieb sie unversehens stehen, winkte herauf und rief schnell und rauh: „Er ist mächtig beschäftigt — er beißt, Fräulein!“ dann verschwand sie lachend hinter dem Korn. Das war unerhört frech. Unverschämt. Hilla stand drüben an der üblichen Waldecke, kaum hundert Meter weit, und schaute herüber, ohne ihr Signal, ihren Käuzchenruf zu geben.

Da rief er sie.

Sie war naß. Sie kam von Lina Biese und wollte zu ihren Zwillingen am Draußensee. Sie trug einen Korb in der Hand. Guido strich sacht über ihren Lodenkittel, um seine Nässe zu prüfen. Wie schmal sie war unter seinen langen Händen, rührend.

„Sie wollten mir eine Wurst für die Kleeseleute geben; ich gehe heute betteln.“

„Sollen Sie haben. Auch Eier. Eingemachtes — wie? Haben wir auch. Ein Fläschchen Erdbeerwein, reif und stark. Aber Sie können nicht gleich wieder weg, Fräulein Hilla. Sie sind pudelnaß. Sehen Sie: es wird schon wieder dunkel! Das dulden wir nicht. Ich bringe Sie dann.“

Sie ging mit mißtrauischem Blick vorm Zaun. Um ihre gerade Nase und ihre eigensinnig geschweiften Lippen war eine Abwehr.

„Wir essen jetzt Erdbeeren mit Milch — sauer oder süß.“

Sie war dagegen. Aber Siebelind hatte als Grundherr eine ungewöhnliche Willenszähigkeit und wußte sich durchzusetzen.

Er zog ihr den Mantel aus und hängte ihn in die Küche, sah in die Milchtöpfe — Tobias grunzte zustimmend. Das entschied, denn Tobias und Hilla hielten viel voneinander. Aber sie blieb noch verschlossen.

„Miele Mente hat eben Wäsche gebracht, Fräulein Cyprian,“ sagte er treuherzig. Miele war vollkommen ausgelöscht wie Beelzebubs Atem vor der irdischen Reinheit.

Da taute Hilla sacht auf und sah sich lächelnd um. Was ging das sie an?

Die Trockenheit, die ein wenig moderig roch, die Stille, die Bücher, diese ganze vertraute Welt hier, das stimmte wunderbar wohlig wie eine gute, unerschütterliche Zuflucht. Sie selbst sah nun in die sauren Milchtöpfe — Guido rieb sich die Hände und setzte sich auf die Bank vor der Tür, sah in die Küche. Erdbeeren standen kühl und sauber da, eine ganze Schüssel voll; er hatte sie gestern abend gepflückt.

Die kleine, süße Frau, eine Mama, man bekam es mit langen, feinen Mädchenfingern vor die Nase gesetzt; konnte gar nicht antworten, so voll hatte man den Mund von Behagen; daneben saß sie selbst, sehr gerade, und leckte heimlich an einem Finger. Guido war nahe daran, sie an sich zu ziehen und sich mit ihr zu verloben. Aber das ging natürlich nicht — war gegen seine Grundsätze. Und da war auch Bredereck, der goldechte Halunke ... und — — sie nahm alles rasend ernst.

Digitized by Google

„Hier müssen ein paar Blumen hinein," befahl sie und gab ihm ein Glas, das sie aus der Küche mitgebracht hatte. Schon der leiseste Kuß — und es war aus und vorbei mit ihr. Niemals, sie ist heilig.

Sie wünsche dann gleich ein neues Buch mitzunehmen, wenn sie dürfe, sprach sie. Soviel sie wolle, erklärte er.

Es donnerte in der Ferne.

Sie saß wieder ein bißchen blaß da, mit einem Schatten unter den Augen. Ganz dunkel der Himmel. Und nun blitzte es wieder grell, daß ihre Augen zuckten und goldhell wurden.

„Hier passiert nichts, wir gehören dazu," er machte eine große Armbewegung.

Sie nickte. „Ich werde inzwischen die Teller spülen," erklärte sie und blickte starr und streng zu den dicken Wolken da oben. Guido schlenderte zufrieden im Garten und suchte derweil neue, große Erdbeeren, es wuchsen hier oben Prachtexemplare von einer wahren Paradiesessüße. Die wollte er sorglich zu den Büchern packen, sie sollten plötzlich in ihrem Zimmer duften und sauber im Bett geschleckt werden.

„Für dich, kleine Hilla," sagte er im Bücken. Dann schnitt er eine Wurst ab, stieg in den Keller, der eine große Kiste in der Erde war, um den Erdbeerwein zu holen.

Hilla stand schon wieder im Mantel. Aber der Regen rauschte und strömte noch immer. Sie sahen wartend hinauf. Sie standen hintereinander an der schmalen Verandaöffnung. Es war warm und ganz dunkel um sie, eine drückende Nacht.

„Wir müssen noch warten," gebot er.

Sie beobachtete stumm das blanke Rauschen und dunkle Wehen. Ein mächtiger Blitz zischte, und sie erschrak ein wenig.

„Ruhe, kleine Hilla," sagte er brüderlich. Ein Donner krachte, daß alles wankte. Sie wandte sich ab, ihr Blick war plötzlich dunkel und sah scheu an ihm vorbei — und plötzlich mußte sie ein ganz klein bißchen in den Augenwinkeln, kaum merkbar in der Kehle weinen. „Es ist nichts —" sie lachte.

Er nahm ihre Hand . . . eine ungeschickte Bewegung. „Warum weinen Sie, Hilla?"

Sie lächelte wieder. „Ach, das Leben ist so tot, zum Ersticken — ich weine keineswegs. Ein kleiner, unerlaubter Nervenschreck, ein polares Erlebnis sozusagen. Ich möchte weit weg — heraus . . . Auch Herr Bredereck ist ziemlich lächerlich," sagte sie mit schmalen, spöttischen Lippen. So sprach sie, ohne sich zu rühren, als erzähle sie's gelassen ihrer Tante Irene oder dem ehrbaren Bully oder der schlichten Lattenwand mit dem wilden Wein — keinem Mann. „Sie dürfen mich auslachen, so es lohnt."

„Nein, es lohnt nicht."

Da küßte er sie leise — legte die Lippen sacht auf ihre Stirn, zart auf ihren warmen, jungen Mund, er hatte den Geschmack einer kühlen Lindenblüte.

Sie löste sich los, wurde rot und hochmütig. „Nein. Sie verstehen mich nicht," sagte sie; das klang fremd und hart, aber ihr Herz pochte heftig darunter.

„Kleine Schwester."

„Großer Bruder," spottete sie und leuchtete bleich. Aber dann wurde sie gleichmütig und kalt und sprach nicht mehr, Studiosin und Marquise.

Nach dem letzten Donnerschlag wurde es wieder hell. Da brachte er sie ein Stück. Er warnte sie, den weiten Weg zum See noch zu wagen. Aber sie schüttelte den Kopf: „Auch ich gehöre dazu," sagte sie mit einer raschen Handbewegung.

Da merkte er, daß sie allein sein wollte, und daß er einen Fehler gemacht hatte. Er winkte ihr nach; doch sein Herz war fröhlich, töricht-gut, weich und egoistisch, hart und blind, ohne Reue. „Süße, kleine Hilla — süße, kleine Schwester," summte er lächelnd.

Besuch in Babylon

„Du, Puls, ich muß heute notwendigerweise nach Berlin fahren," sagte Siebelind eines Morgens.

Pülschen griente.

Siebelind öffnete den gelbgestrichenen Kleiderschrank auf dem kleinen Hausflur, in dem es nach warmem Kienholz und nach Kampfer roch. Es hing nicht viel an den Holzriegeln: ein Pfeffer- und Salzanzug, ein Cut mit Hose, jawohl! an den Ärmeln etwas blank — und dann noch der blaue Anzug von Puls, sein bester.

Siebelind wählte den Pfeffer-und-Salzenen, nahm die alte, braune, von Papier geschwellte Aktenmappe in die Hand, den Gummimantel besserer Tage übern Arm und säuselte wie ein selbstbewußter Handlungsreisender davon.

In Berlin schlenderte er als unbeteiligter besserer Mensch und Trapper in Zivil durch die Straßen. Darauf versank er in einen Untergrundbahnhof und tauchte wieder in Sonnenschein und Benzingestank empor.

Digitized by Google

Dies war das Haus. Ein gebietender Pförtner neigte zerstreut das Haupt und gab ihn huldvoll weiter.

Er mußte in einem kleinen, abgenützten Hofzimmer warten; Maschinen donnerten irgendwo; er machte das Fenster auf, und beschloß, nicht lange zu warten. Immerhin, es dauerte recht lange; man schien in diesem Zellengefängnis kolossal zu arbeiten. Da plötzlich empfingen ihn zwei Herren in einem besseren Papiermagazin: seine Freunde; sympathische Herren, die behende am Rad der Zeit drehten. „Pläne?" fragten sie. — „Eine Scheune voll!" — „Auch eine große Arbeit in der Pfanne?" — forschten sie. Siebelind hatte gleich beim Eintreten seine braune Mappe möglichst unauffällig an ein Tischbein gelehnt. „Was haben Sie da?" Die Herren lächelten, und Siebelind lachte verschämt im Baß. „Gut, gut, wir werden auch da hineinsehen — Sie wissen, wie wir über Sie denken; lassen Sie's mit Gottvertrauen da, wir können bestimmt mancherlei davon brauchen . . .!"

Nach etwa einer Stunde empfahl er sich mit leichterer Tasche; es steckten bloß noch sein Tabaksbeutel und ein Buch darin.

Er aß in einem Lokal, reichlich und teuer. Begab sich in ein Café und wurde trübsinnig, wie stets in einem Café. Da saßen Leute um ihn her — es war ein nobles Intelligenzcafé — mit hellen Gamaschen und sichtbar tiefer Verachtung vor dem ‚Bürger', dem ‚Vorläufigen'; ‚Umschichtung' schienen sie Mokka schlürfend und sattzufrieden zu denken, Licht aus dem Osten, o Mensch Bruder! und gingen danach in die Tanzdiele hinauf, fuhren gern Auto, mußten, wenn irgend möglich, dringend nach Spalato reisen und waren jederzeit auf ein gut fundiertes, leckeres und wirksames Leben wild erpicht. Ganz unpersönlich sah er das mit zwei Linsen im Kopf . . . kritzekratze machte seine Hand dabei auf der Pfeffer- und Salzhose; auch das würde ganz lustig sein, mal was anderes! Er hörte das Geld in seiner Tasche rascheln, das er vorhin bei seinen Freunden für eine kürzlich gedruckte ‚Sache' unten an der Kasse gleich hatte einheimsen dürfen. Nicht wenig, gar nicht wenig; — und er freute sich seines bessern und wahrhaftigen Lebens.

Inzwischen war es sechs oder sieben geworden.

An einem Kinopalast in der Nähe des Zoo blieb er gedankenvoll stehen, buchstabierte ergriffen den schönen Kolportagetitel — aber — aber da wurden seine Augen plötzlich spitz, und sein Herzmuskel begann sich merkwürdig zu erheitern. Es war fast ein Schreck. Da stand groß und dick gedruckt: Dorothee Witt. Das war unabweisbar der Name der Nachbarin in Baselow . . . des illustren, stimmlich behindert gewesenen Gastes; vermutlich auch der der einsamen Kahnpaddlerin neulich im Drinnensee dicht vor seiner geweihten grünen Stube . . .

Er schritt zur nächsten Wand. Da hing ein Bild, ein Brustbild. Es zeigte ein schmales Gesicht mit betonten Wangenknochen, das unzweifelhaft nicht alt war. Das Herrschende darin waren, so schien es, die Augen, steingrau mit dunkelgeöffneter Pupille und breitem Lid, die den Beschauer Siebelind frei und heiter anblickten. Die Nase war am Ansatz etwas breit, stieg an der Basis reizend an und zeigte ovale, leidenschaftlich atmende Löcher. Der Mund war voll und reif, ein lächelnder Sprechmund mit spitzen Winkeln, der augenscheinlich geheimnisvoll zu schweigen verstand und — sich plötzlich höchst beweglich, ja vielleicht blütenhaft öffnete. Dies war das Gesicht. Es ruhte auf einem schlanken und festen Hals, von dem die Schultern mädchenhaft abfielen, die Arme waren zärtlich; über die feste Brust spannte sich ein weiches Tuch. Aus.

Man sollte sich das vielleicht mal ansehen; das könnte aus mancherlei Gründen ergötzlich und putzig sein. Er stand überlegend, sah nach der Uhr am Arm. Darauf begab er sich hinein. Lichtbündel tropften von der Decke, ein starkes Orchester dudelte.

Die Flimmerei war schon im Gange.

Eine üppige Schloßhalle tat sich vor seinen staunenden Augen auf; dieser Anblick tat wohl, wie ein Blick in den Himmel; gekrümmte Lakaien, ein gebietender Haushofmeister — es war beglückend und erschütternd, auch für die billigsten Plätze. Nicht lange darauf aber betrat eine Dame in geschlossenem Reise- oder Regenmantel die Halle, es geschah mit einem gleitenden Gang, wobei sie die Schultern frei und eigenwillig bewegte, als wolle sie . . . ja, als brauche sie unbedingt schnell eine Telephonmarke!!

Großaufnahme in Front. Sehr gut. Genau so, als hauche sie leidenschaftlich: ‚Ich brauche eine Telephonmarke! Würden Sie die Güte haben, mein Herr?' Sie stieg zwischen den einknickenden Lakaien langsam und schwebend die Treppe hinauf. Sie mußte wundervolle Beine haben, Tänzerinnenbeine, zarte und stählerne Schenkel.

Da wurde es plötzlich hell. Pause. Siebelind reckte sich in den Gelenken, daß sie knackten, und betrachtete die Leute; sah auch wohlwollend zu den vollbesetzten Rängen

Digitized by Google

und Logen hinauf und machte die Brauen plötzlich langsam spitz. —

Dort oben saßen zwei Damen aus Fleisch und Blut. Er möchte sich den kleinen Finger abbeißen, wenn das nicht — hm. Die eine, die Lorgnette vor den milchblassen Augen, war unzweifelhaft die Domina des Landhauses Tinius am Drinnensee, die schlanke, leichtangewelkte Bürgerin Cilly mit dem sicheren Witwenherzen.

Die andere lehnte bequem an der Brüstung, hatte die Arme wie ein Schulmädel aufgestützt, und betrachtete mit gleitendem Blick die Leute, die eben noch zu ihrem Bilde gebetet hatten.

‚Sieh da!' Siebelind ragte einsam und sorglos in der Menge und sah hinauf. ‚Eine Situation,' dachte er, niemals schüchtern. ‚Guten Tag, meine Gnädige. Wir kennen uns ja.' Er wollte sich setzen, aber er blieb gemütlich noch stehen.

Der Blick da oben, der jetzt, bei seinem Spaziergang über die Köpfe, nach der Mitte des Hauses gelangt war, blieb gleich darauf nachdenklich prüfend, als fiele ihm etwas auf, an dem ragenden Herrn haften. Die Vielbegehrte wandte den aufgestützten Kopf langsam zur Seite und sprach etwas . . .

Da geschah es, daß Siebelind, der inzwischen wieder ein paar Stalaktiten betrachtet hatte, sich zuerst vor Dorothee verneigte, danach vor Cilly, die er ja auch nicht gerade näher kannte. Frau Witt hatte das ruhig beobachtet, dann gelächelt und erst zuletzt den Kopf dankend gesenkt. Na also.

Da ward es zu aller Freude wieder dunkel. Als er nach einer Weile wieder einmal hinaufschielte, erhob sich eben Frau Tinius in der von der Flimmerleinwand her gemilderten Dämmerung und schwebte mit einem Nicken, das wie ein trockenes Geräusper wirkte, hinweg. Aha! die hatte genug davon oder noch etwas vor. Die Dame Witt aber, das Kinn in beide Hände gestützt, schien willens, sich selbst bis zum guten Ende zu erdulden, selbstverliebt, wie es diese Herrschaften waren.

„Also weiter," seufzte Siebelind und kreuzte wie vor einem unabweisbaren Geschick die Arme.

Doch — endlich erhob sich auch Siebelind. Das hielt auch der friedlichste Buschneger nicht aus; alles war in Butter da vorn und konnte kein Ende finden; Dorothee sank ihrem Conte an die Hemdbrust, Großaufnahme, Fünfminutenbrenner von Lippe zu Lippe.

Siebelind durchwandelte den Mittelgang, heiter stieg er die Treppe hinab, nahm Mantel und Stock und alles, was sein war, drehte sich um und setzte den Hut auf. Dabei blickte er nach oben . . .

Da kam zwischen andern übersättigten Einsamen noch jemand die Treppe herab. Leicht, ohne Eile, auf anmutig steilen Beinen. Auch Frau Witt sah ihn da unten stehen. Beschaute sich ihn ebenfalls ruhevoll und unbekümmert, als wäre sie allen Zufälligkeiten gewachsen und nicht leicht zu verstören. Nun war sie unten. Da verneigte er sich mit der Nase, was sie aufmerksam beobachtete, und lüpfte den bessern grünen Jagdhut. „Verzeihung, gnädige Frau," sagte er mit tiefer, heiterer Stimme. „Darf ich die Gelegenheit wahrnehmen, ein Versäumnis, das mich bisher ernstlich bedrückt hat, nachzuholen?"

Sie blickte zu ihm auf. „Welches?" Eine Melodie. Die Augen waren grau wie seidenweiches Katzenfell — wie blanker Kiesel mit einem feinen, schwarzen Rand um die Iris.

„Siebelind," sagte er.

„Welches Versäumnis?"

„Ich schuldete der gnädigen Frau etliche gute fünfundachtig Pfennige. Ich schenkte sie, auftraggemäß, einer bedürftigen Frau. Allerdings erst später, ich war sehr beschäftigt. Einer Frau aus dem Dorf, Frau Mente, die freilich ein wenig trinkt. Sie ist Hebamme. Ich glaubte eben, jedenfalls glaube ich jetzt, Ihnen diesen Bericht schuldig zu sein. Er brannte mir auf der Seele."

Sie sah ihn immer noch mit diesem Lächeln um den vollen Mund an. Es genügte ihm, diesen Mund zu betrachten.

„Danke schön, Herr — Doktor Siebelind," sprach sie unverwirrt. „Ein Erlebnisfaden also — der nicht abgerissen ist."

„Keineswegs."

Danach machten sie selbander ein paar lässige Promenadenschritte nach dem Ausgang hin. Dabei sprachen sie weiter. Blieben stehen. Es war unbedeutend, was sie sprachen. Was man so spricht. Artig und stockend, lippenzuckend und flüssig von der augenblicklichen Lebenslage.

„Ja. Cilly wollte den Wagen zurückschicken," erzählte sie schließlich. „Aber ich mochte nicht gebunden sein. Ich werde irgendwo eine Droschke nehmen . . ." Sie schritten selbander durch die Pendeltür. — „Sie wollen zur Bahn?"

„Es eilt nicht," erklärte er ehrlich.

Sie betrachtete wieder ungescheut seine merkwürdig klaren Augen und sann über etwas nach. Gleich darauf betraten sie hintereinander die Straße, wurden umdrängt; neue Kinobesucher eilten herbei.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

„Ich möchte ein paar Schritte gehen, bis zur nächsten Autostelle — nach all dem da drin — es war auch sehr heiß."

„Mächtig heiß!" Sie schritten eine Weile nebeneinander her. „Ich sah Sie, gnädige Frau, wenn ich nicht irre, zuletzt im Paddelboot. Ich saß in meiner grünen Stube. Sie fuhren dicht vorüber."

Sie machte die Augen schmal, daß sie unheimlich glänzten. „Ich weiß es nicht."

Soso. Pause.

„Wie kamen Sie gerade — da hinein?" fragte sie und wies mit einer vertraulichen Kopfbewegung nach rückwärts.

„Ich kam vorüber, las Ihren Namen."

„Das zog Sie an?"

„Ein wenig," gestand er. „Ich habe Sie niemals wirklich spielen sehen. Bedauerlich."

„Man kann so sagen." Sie wies mit dem Kopf wieder nach rückwärts. „Das Ganze ist entsetzlich dumm!"

„Sehr dumm! — Ach was, Sie sahen gut — sehr gut aus. Das ist wichtig."

„Sehr wichtig! Ich wollte es wieder mal nachprüfen." fuhr sie fort. „Man tut und tat es ein paarmal des Geldes wegen," schloß sie ab.

Pause.

„Sie — verkehren nicht bei meinen Freunden?" fragte sie dann nach einer Weile zerstreuten Plauderns und blickte suchend nach einer Droschkenstelle aus.

„Nein. Bin außerordentlich beschäftigt." Herrn Siebelind dünkte plötzlich irgend etwas in seiner Nachbarschaft nicht geheuer. Weiberchen. Luderchen; kein besserer Mann sollte sich jemals damit einlassen.

„Ich glaube, da drüben stehen Wagen. Es wird nun wohl Zeit für mich. Es war recht hübsch und nicht alltäglich — dieser auf einem Umweg verlängerte Erlebnisfaden. Sie sind entlastet, Herr Doktor. Wollen Sie bitte einem der Fahrer ein Zeichen geben? Danke. Ja — auch ich bin sehr fleißig da draußen für den Herbst oder Winter."

„Ach ja, Ihre Stimme —"

„Nicht das," sagte sie ablehnend. „Die ist vollkommen heil, ich — wollte nach Herzenslust für mich sein, soweit das möglich ist . . .!" sprach sie nachdenklich und mit hohen Brauen, wie eine Dame, achtundzwanzig- oder dreißigjährig nach seiner Schätzung; eine reife Frau besonders um die Augen; unter den Augen, mit einem warmen Duft der Überlegenheit und des verschwiegen lockenden Zaubers. Ambra . . .

„Allein und fleißig. Das ist gut. Wir werden das so weiter machen," antwortete er lakonisch. „Man wird sehen," erklärte er großartig.

Sie legte die Lippen zusammen. Da war der Wagen.

„Auf Wiedersehen . . . Es ist ja wohl nicht ganz unwahrscheinlich, Herr Doktor, daß wir einander gelegentlich doch mal da draußen in unserer Nachbarschaft wieder über den Weg laufen werden; mit Gottes und des Geschickes Hilfe. Ohne einander zu stören natürlich. Man wird sehen," sprach sie kurz mit seinem Wort und Tonfall und mit einer schönen Stimme in höherer Lage; es klang wie geharfter Spott, bezaubernd.

Er verneigte sich argwöhnisch und ritterlich. Seine Hand war männlich, sehnig und edel. Eine beruhigende, starke Hand, so spürte es ihr Blut. Sie lächelte spöttisch. Ein Bär, ein großer, hübscher Junge — aber was sie hier und da, durch des Tiniusneveu Billo Lüdemanns Vermittlung, von ihm gelesen hatte, das war noch . . . anders. „Auf Wiedersehen, Herr Siebelind." Sie sah sich im Wagen noch einmal nach seiner hohen Gestalt um. Da guckte auch er — nein, er sah bloß nach einem Busch Rosen in einem Vorgarten.

Als er eine halbe Stunde später in den Zug stieg und sich auf die harte Bank setzte, steckte er sich eine Pfeife an, nach der er sich seit etlichen Stunden immer leidenschaftlicher gesehnt hatte, und sagte: „Gott sei Dank!"

Dann rauchte und träumte er. Sah in dem Rauch der Pfeife merkwürdig klare Bilder — eine Gestalt, ein Gesicht; so kühn, so zart und lebendig, so von innen her strahlend — eine Natur — a u c h eine Natur . . . Nein, nein, er wollte sich das nicht mehr ansehen! Das war kompletter Irrsinn. Er war ein Trapper, fertig. Guido Simplicius Rousseau Siebelind. In Ewigkeit.

Fertig.

Hilla — das liebe Kind; die herbe, kluge und verhinderte Studiosin, der süße Tolpatsch, gar nichts. Das hatte er, dünkte ihn, heute schon einmal gedacht — oder vor Aonen.

„Ach nein," sagte er, lachte und schlief nun doch ermüdet von der stickigen, eklen Babelluft ein. Als er wieder zu sich kam, war er sehr frisch, roch Bauern und Handwerker um sich und freute sich mächtig aufs Paradeis, auf Puls und Bully — als wäre er jahrelang weggewesen — und in einem verschatteten Winkel auf das Cyprianmädchen.

Digitized by Google

Der glimmende Busch

Guido strich die neu verpichte Regentonne. Puls war im Garten damit beschäftigt, den Komposthaufen zu veredeln. Guido war seit einigen Tagen sehr kritisch, schweigsam oder gebieterisch. Gelber Kies mußte auf die Wege! Die Pforte im Zaun war verquollen, hing schief und kreischte. Puls könnte sich auch mal die skandalöse Brettertür an seiner Werkstatt vornehmen, er hatte zuzeiten eine grinsende Elefantenhaut, schwatzte bloß betriebsam und mußte geknufft werden.

„Weg da, Bully!" Ein saftiger Pinsel sauste Herrn Tobias ins Gesicht. Er sah wie ein Gecko aus und schimpfte.

Übrigens die Kirschen — das strotzte von Kirschen, rot und schwarz und bernsteingelb, ein dicker, gewaltiger Segen, daß einem das Wasser im Mund zusammenlief. Sie mußten 'runter! Man mußte auch etwas zum Anbieten haben — auf hübschen Tellern, er würde ein feineres Servierbrett und auch gleich ein paar Obstmesser kaufen — für Hilla oder — ja. „Puls!"

„Hö?"

„Die Kirschen, hör' mal du —"

„Versteht sich!" Doch der hatte jetzt andere Gerüche in der Nase, furchtbaren Gestank.

Guido pfiff und saß ermüdet vom Pinseln und Kritisieren in der Sonne. Er hatte gestern, vorgestern und vorher — wochenlang — er wußte's nicht mehr genau — wieder Papier geschwärzt. Aber es hatte ihm nicht immer und überall genügt. Ein neuer Zustand — sozusagen. Man war jetzt zu einer gewissen bewußteren Verantwortung verpflichtet, sagte er sich gebläht und bewegte selbstbewußt und elegant die Hand mit der Pfeife. So war das. Es war übrigens schon wieder ein Brief von den ‚Gönnern' gekommen, — nun, ‚Gönner', sie hatten mehr Respekt als Wohlwollen gezeigt, und er selbst war leutselig und mit Reserve umgänglich gewesen.

Ja — früher hatte er bloß manchmal oder oft keine Lust gehabt, war bloß faul gewesen, hatte etwas zu schießen gehabt, mußte in den Wald bummeln, fischen, rudern, schwimmen, im Garten graben, basteln oder klug schwatzen. Jetzt war das anders, ganz anders — — Er hatte da jüngst etwas ganz Neues angefangen, in dem die glänzenden Augen, der leichte, gleitende Schritt, der Ambradukt ‚mit noch etwas' und die klare frauliche, auch in der Höhe wunderbar klare und manchmal hold zwitschernde Stimme einer Frau — die Dorothea oder Wittlinde hätte heißen können — vorkamen.

Er lachte kräftig und kreuzte die Beine anders, spürte eine prachtvolle Wärme in den Adern und betrachtete, völlig objektiv und kritisch, seine Stiefel. Auch die gefielen ihm heute nicht sonderlich. Nicht bloß heute. Hart wie Beton und runzlig, voller Sprünge im Leder, wie erschüttertes Porzellan.

Man könnte oder sollte wenigstens ein Paar nette braune Gentlemanstiefel an den Pedalen haben — Sportstiefel. Überhaupt hier und da manchmal mehr auf sich achten. Wäre schlimmstenfalls kein Unglück. Diese vergraute schäbige Leinenkluft da oder das nicht minder verschabte Manchesterhabit drin am Haken — hinten haarlos wie ein Affenpodex — er kniff ein Auge zu und errötete zornig. Man hatte auch in seiner gottesnahen Wildnis hier und dort zu repräsentieren — es war unvermeidlich — auch diesen und jenen mit etlicher Würde und Lieblichkeit zu empfangen, auch hier — Dazu klimperte einem einiges Geld im Sack . . .

„O, du Geck und Hanswurst, du Hochstapler und gestriegelter Tartüff des Paradeises! Dir schleicht ein Spürchen verruchten Weiberdufts in der Nase. Das ist alles," bekannte er eifernd und erhob sich mit einem gewaltsamen Ruck.

Da kam Puls und schwitzte.

„Puls, wie siehst du aus — nicht rasiert — hör' mal — das geht im Sommer nicht," sagte Siebelind streng.

„Im Sommer? Und für diese Mistarbeit."

„Ja, im Sommer!" fuhr Siebelind unerbittlich fort. „Da sind Leute hier und überall, allerhand Leute, siehst du — die spazierengehen, auch mal . . . stehenbleiben — auch Damen — nicht zu ändern . . . Hör' mal, Dicker, du plänkelst hier mit der Absicht herum, durch Lüdemann mit der Tiniussippe drüben anzubändeln, um ihnen etwas von deinem kleinen Viehzeug oder dem alten Herrn ein Grabmal anzudrehen. Bedenke auch das gefälligst mal. So geht das nicht; wir sind schließlich immerhin wer, keine völlig namenlosen Leute — keine Landstörze."

Puls machte runde Porzellanaugen und griente. „Jawoll, haben Herr Regierungsrat noch mehr Befehle? Ich gedachte eben an unserm Nirwanaörtchen und -Abörtchen — was meinst du? ein rosa Herz anzupinseln, und vielleicht am Haus einen ver-

Digitized by Google

träumten Amor mit Pfeil als Wegweiser anzubringen —"

„Ich spreche ernsthaft, mein Lieber. Das sind unziemliche Scherze. Und dein Schopf — man schwitzt, wenn man dich sieht. Unmöglich. Hol' den Stuhl."

Er selbst holte die Schermaschine und schor mit ingrimmigem Eifer den unter Schmerzen stöhnenden Puls ratzekahl. „Das erquickt bis ins Herz. Das wird jetzt alle acht Tage gemacht, verstanden? Wie die Ferkel und Buschleute brauchen wir nicht herumzulaufen!"

*

Aber eine Woche später hatte Siebelind — es war sehr heiß, eine glimmende Sommernacht in der Kammer und über den Büschen und Bäumen draußen — einen unruhigen Traum.

„Blöd — sinn!" Er hatte gestern spät beim alten dicken Biese drüben in Zandebur gesessen, was immer eine langwierige Sache war. Was zum Teufel hatte das mit der Witt zu tun . . .? Mit Dorothee — —

Er hatte sie geduzt; sie schien die Herrin dieses Hauses gewesen zu sein — er hatte sie übrigens nicht schlecht angepfiffen, und hatte erbärmlich vor ihr gelitten. „Noch verrückter!" knurrte er und wurde wieder schläfrig; sehnte sich fast nach dem Traum zurück und verabscheute ihn, fürchtete ihn; und dachte dabei willenlos, bereitwillig und verlangend an Dorothee Witt, sah sie, spürte sie wie einen nahen, heißen Hauch, ihren Ambraduft ‚mit noch etwas', sie selbst, was ihn lächeln ließ und unergründlich glücklich und dankbar machte.

Wie er sie angepfiffen hatte! haha. Nicht schlecht — Dorothee! Er drehte sich herum. Und dann schnarchte er kaum linder als sein Freund Puls drüben.

*

Eines Nachmittages sah er den Weg hinab. Nein, von Hilla Cyprian war nichts zu sehen. Es wäre jetzt ihre Stunde. Sie war seit jenem Gewitternachmittag nicht wieder hier oben gewesen.

Er vermißte sie nicht gerade. Aber er hätte jetzt und überhaupt nicht ungern mal wieder ein paar Worte mit ihr geschwatzt.

Er schritt mit flottem Beinschwung aus. Dieses faule Herumliegen und Papierschwärzen war einem ehrlichen Mann nicht immer zuträglich — herrlich diese windige Luft unter dem grauen Himmel, Ostwind blies aus vollen Backen und ließ die Bäume rauschen und knarren, zauste das Kleingevögel und trieb einen Bussard in rasendem Gleitflug über die Wiesen.

Da war ja wohl, im obern Dorf, das Cyprianhäuschen, von abgeblühten Glyzinen und Weinrebe überklettert, und darunter eine mit Ölweiß bepinselte Sechservilla.

Rittmeister Cyprian trat aus dem Vorgärtchen. Er trug graue Leinengamaschen mit großen Stahlschnallen, auf beiden Händen Ringe, die Kneiferschnur lag auf seinem flachen Ohr.

„Wollen Herr Rittmeister über Land?" Ja, so sprach Leutnant Siebelind.

„Habe einiges zu tun. Jeder Agrarier will Bankerott anmelden und braucht dazu ein neues Auto," knarrte der Kavalier mit dem schmalen Pferdekiefer unter hängendem grauen Schnurrbart; sein kleiner Schädel war fast spitz, die blassen Augen standen eng. „Schlechte Zeiten, mein lieber Herr Leutnant!"

Siebelind hätte dem alten Herrn gern was angeboten; aber so standen sie nicht, und Hillas helle Augen und feine Ohren waren in der Nähe.

Guido saß im Cypriangarten. Auch Hilla war da. Er hatte sie bei der alten Line, die stark und gerissen wie ein Mann war, und bei ihren Küken gefunden, piepsenden gelben Chenillebällchen, gierig und tückisch wie alle Kreatur. Nun machte sie große Stiche in ein Stück Nessel. Sie hatte ihm ein Glas Himbeerwasser geholt, ganz frisch, ein hohes Glas mit Schaum. Guido betrachtete sie in ihrem vestalischen Schürzenkleid bei ihrem emsigen Tun, saß unbekümmert still. Er sah gern auf Frauenhände . . . auch Madame Dorothee Witt hatte gepflegte Hände — noch anders, jawohl; weitab von Nessel und Küken.

Er hatte Hilla, auch nach seinem Ausflug nach Berlin, bloß mal zufällig im Dorf, bei Ihlow oder irgendwo im Wege gesprochen. Sie war dann munter und freundlich gewesen, das alte gute Kind; hatte ein bißchen rasch von ihren geheimnisvollen Arbeiten in der Giebelstube und mit Line berichtet. Nun ja, auch er war riesig beschäftigt gewesen und hier und dort abgelenkt worden.

Bienen summten, ein Hahn krähte drüben, eine ferne Mühle rummelte gemächlich wie zu ihrem Vergnügen.

Sie hörte natürlich ganz gut, was er dachte. Er spähte ihr von der Seite auf die blonden Wimpern. Es waren dichte, gebogene, schimmernde Mädelwimpern, die einen ehrlichen Mann für eine Sekunde rührten. Sie wurde zudem wirklich mit jedem Monat reifer in der Bewegung. Es war einmal etwas Hübsches zwischen ihnen

Digitized by Google

geschehen — gerade das machte sie schweigsam und herb verstockt. Er polterte mit den Füßen am Tisch.

Hier störten übrigens die Betonstiefel und die schäbigen Buxen nicht im mindesten. Auch das machte zufrieden.

Man sollte ohne Umschweife und entschlossen eines Tags aneinander rücken — und dann? Die Weiberchen! Sie wollen gleich fünf Zimmer für den Anfang, ein Dienstmädchen — bitte: um ein Uhr zu Tisch, um vier Kaffee, um acht Abendbrot . . . hast du um Gottes willen schon wieder nichts zu tun? wie siehst du denn aus —? o Gott — bitte leise, o pfeife nicht so, das Kind — die Kinder schlafen! Guido griente. Wenn ich den Arm höbe, wenn ich die Hand auf deine weiße zitternde Haut legte. Du Reh. Du Schmaltier. Du wild- und süßduftendes Seelchen. Zu schade für das hier und alles andere — aber würdest du auch in der Stadt duften — Stadt? Weg.

„Sind Sie mir böse?" fragte er.

Sie blickte auf und errötete kaum nennenswert. „Böse? O nein," sagte sie ruhig und aufrichtig. Marquise. Er mußte an eine andere Dame denken, die das noch besser konnte. Anders.

„Ja —" Er erzählte ihr jetzt mit gelassenem Behagen von Dorothee Witt, wie von einer alten Bekannten. Er schilderte sie sehr wesenhaft und anschaulich. Es geschah mit brüderlicher Absicht.

„In der Tat eine nicht alltägliche Frau und Erscheinung, eine Natur, soweit man das von einer Frau sagen darf," schränkte er versonnen ein und um ihr nicht zu weh zu tun.

„Natürlich darf man," antwortete Hilla aufsässig und machte große Stiche. „Sie sind jetzt häufiger zusammen?" fragte sie.

„Es ist unvermeidlich. Mitunter ist es — natürlich bedeutend störend, Fräulein Hilla. Man ist der Herr der Gegend. Man macht die Honneurs der Gegend. Es ist unvermeidlich." Er verschwand schwatzend hinter einer Rauchwolke.

„Ich sah Sie ein paarmal. Das muß hübsch und anregend sein. — Und was macht das Geschäft?"

„Geschäft? Na hören Sie, Hilla. Das ist eine merkwürdige Art, sich auszudrücken. Es geht nach wie vor hervorragend flott. Ich kann durchaus nicht klagen."

Hilla wurde noch ernster. „Ich hoffe, Sie werden das Paradeis noch nicht gleich einreißen," sagte sie ruhig.

„Nein, noch lange nicht — wenn es nach mir geht. Das da draußen — abscheulich, Hilla! Hat keine Zeit für sich und seine Quellen und Stimmen; keine Liebe, am wenigstens vor der Stille; keiner kann Zeit verschwenden, um Leben zu gewinnen. Nirgends Freude, leise, lachende, selige Freude. Ihr Glück ist ein neuer Staubsauger oder Leichtmotor . . . ach nein, Kaffern haben Zeit und Götter."

Hilla lauschte lächelnd. Sie kannte das. Aber sie hörte es mit sacht sich entspannendem Herzen. „Hier draußen ist auch nicht alles gut," sagte sie dann.

„Das weiß ich. Es gibt — zum Beispiel Bredereecks — hm! Ich weiß, Hilla; es ist ein ungeheurer Schwindel um den ewigen Frieden der Natur, dahinter schreit es oder wütet stummer und lauter, rasender Kampf. Aber alles ist ehrlicher in Kampf und Not und stirbt dem Leben; und was bleibt und sich durchsetzt, Hilla, das wächst gerade, reift, ist gottgewolltes Dasein."

Nun ja, sie hatten wieder einmal geschwatzt. Das war gut. Das sollte niemals anders werden. Da lag ihre warme Hand auf dem Tisch im warmen, lichtgefleckten Schatten. Die andere Dame — das war Seide und Parfüm und tausend feine, komplizierte Rädchen, die alle Lärm machten, immer geradeaus schnurrten, am eigenen und an anderer Leute Leben vorbei.

Da kam Tante Irene, nervös erhitzt, heraus. Sie lächelte und lachte.

Sie hatte eine jugendlich bunte Bluse an und trug noch mehr Ringe als ihr Gemahl an den etwas gichtischen, mühsam gepflegten Händen. Sie verbreitete ein sehr scharfes Parfüm. „Sie haben uns etwas vernachlässigt, lieber Herr Doktor, nicht wahr, Hilla, mein Kind?" drohte sie schalkhaft und sah die beiden jungen Leute lächelnd, ermunternd und erwartungsvoll an, als säße sie in ihrem unvergeßlichen roten Salon.

‚Ach, das ist wunderlich,' dachte Siebelind mitleidig und antwortete artig und einfach. Aber er blieb noch eine gute Weile sitzen.

Danach stieg er mit großen, zufriedenen Schritten wieder davon und psalmodierte mit mäßig wohllautendem Baß:

„Sommerspuk und Mannesluft,
teils verrucht, teils ungewußt,
Hilla zieht das Stirnchen kraus,
Spüklein haucht sein Leben aus —
Aus."

Und er lachte, als habe er seine Seele angenehm ausgelüftet, und freute sich wieder auf die Luft des Paradeises.

Digitized by Google

Der Trapper und der andere

Eines Morgens erschien Siebelind ernst und nachdenklich zum Kaffee und ließ sich von Puls bedienen. Er machte ein paar höfliche Handbewegungen und nahm vornehm leidend Platz.

Puls lächelte, indem er die Zunge an den Gaumen legte, das gab besonders zufriedene oder verschlagene Tönchen.

„Es ist gestern etwas spät geworden," erklärte Siebelind mild.

„Du hast tage- und nächtelang, die ganze Woche lang geschuftet," sagte Puls vorsichtig und ließ hilfreich ein Grübchen spielen.

„Ein flammender Busch," sagte Siebelind lächelnd und bekam wieder ferne, glitzernde Augen. „Ja, das war gut, das war sehr gut, Puls! Man war ein Mann, der sich lieb hatte, der sich beim Ins-Bett-Steigen achtete, gewissermaßen schätzte, sich selbst die heiße Hand mit biederer Hochachtung schüttelte. Tätigkeit, Puls — Tätigkeit! — der Mensch soll sich regen, ein brennender Wald sein — wie?! Sehr gut. Aber dann — was ist dann? Man sieht zurück — Papier, beklecktes Papier — nichts. Ein schmierig grauer Himmel. Puls — — Kennst du das? Diesen gesteilten Gipfelzustand? Hast du je nach dem Abschluß einer Arbeit geglaubt, daß du einmal wieder —"

„Schon am nächsten Morgen!" bekräftigte Puls unerschütterlich.

„Du bist ein rosiger Mensch. Du stammst aus einem Pfarrhaus. Ach ja, einmal wird auch das Trauerjahr deiner Freundin Berta zu Ende sein."

Puls bekam einen roten Kopf und eine kindlich dicke Falte zwischen den Brauen.

„Gut, gut. Aber inzwischen — Guter Puls. Verstehst du Träume zu deuten? Natürlich nicht." Siebelind rieb seine Stirn. „Er hatte einen rätselhaften Einschlag, mein ferner Traum, überhaupt meine Träume — meine Nächte — aber das verstehst du nicht. Das ist tief wie die Welt und schwingt ins Metaphysische. Gib Kaffee. Was ich sagen wollte . . ."

„Befehlen?"

„Wann gedenkst du die Büste von Frau Witt anzufangen? Oder willst du eine Plakette machen? Wenn ich mich recht erinnere, ist beides geplant oder doch in Erwägung gezogen worden. Frau Witt war, glaub' ich, mehr für Relief —"

„Rund, ganz rund." Puls zackte und koste Daumenbewegungen in die Luft. „Manche Frauen wirken als Büste wesentlicher; Frauen von dieser Art, an denen jede Fläche vibriert — wunderbar."

„Für deine rauhe Hand nicht ganz leicht. Du bist immer etwas rasch in deiner Begeisterung, mein Lieber." Siebelind zuckte erhaben mit dem einen Auge.

„Verzeihung."

„Habt ihr schon einen Termin festgesetzt?"

„Sobald ich kann. In Groß-Nedlitz ist eine neue Denkmalskonkurrenz in Sicht, an die muß ich mich 'ranschleichen. Mit tausend Freuden — ich meine die Büste. Sehr köstlich. Und Reklame — illustre Dame — Talent und Name, Lohnes genug, dazu ein heiterstrahlender Blick, ein bezauberndes Lächeln und ein weicher Händedruck. Sie schien Wert darauf zu legen, mir hier oben in meiner Bude zu sitzen. Aber eigentlich müßte ich doch vorher noch unserer Freundin Hilla Cyprian Wort halten. Sie steht zu meiner Schande noch erheblich länger auf der Liste! — Ich werde beide zu gleicher Zeit machen — Fräulein Cyprian als Plakette, weißt du —"

„Wie ich dich kenne, wird aus beidem nichts werden!" meinte Siebelind nach einer Pause. „Du steckst mir in letzter Zeit viel zu viel auf dem Glinzeschen Hof, alter Puls," fuhr er strenger fort. „Da bleibt hier auch sonst manches liegen."

Des Dicken leuchtende Miene verriet schuldhaftes Bedauern. „Man braucht mich dort. Die schwache Frau und der große Hof. Die Verwandten des Seligen umschleichen wie Schakale die Erbschaft. Ich habe doch mal zwo Semester Jura studiert . . ." erklärte Puls herzlich und überzeugend.

Guido erhob sich lärmend, versetzte Puls einen schmetternden Schlag auf die breiteste Fläche und lief gleich darauf geschäftig in den Wald hinauf, der Zandebur-Gegend zu. Er wollte sich dort oben mit einem neuen, blühenden Plan beschäftigen — der ihm in aller Erschöpfung noch in spätester Nacht eingefallen war und in dem ein ihm nahestehender Herr und Eulenspiegel eine heroische, wenn auch noch ziemlich ungewisse Rolle spielen sollte — — —

Es war übrigens möglich, daß späterhin auch Frau Dorothee Witt durch das obere Wiesental spazieren würde. Sie hatte gestern flüchtig davon gesprochen. Er hatte ihr so beihin erzählt, daß er vermutlich dort oben ein wenig arbeiten würde.

Es war nicht ganz zu vermeiden, daß sie einander jetzt des öfteren in Gottes freier Natur begegneten.

Auch der Zufall führte sie natürlich zusammen —: die Wittin paddelte in ihrem

Digitized by Google

Boot auf dem See und sprach mit klarschwingender Stimme merkwürdig leidenschaftliche Sätze in die Luft; sie konnte unmöglich wissen, daß ein anderer Fanatiker der Stille gerade jetzt in seinem grünen Geheimkabinett unter Schilf- und Weidenruten saß. „Juhu!“ sagte er, rein aus Artigkeit; sie fuhr mit dem Gesicht herum, mit großen, erschrockenen Augen. „Herr Doktor Siebelind?“ fragte sie ungewiß lächelnd. Er glaubte ihr beinahe. Nun ja, so ganz war der Beruf wohl nicht vom Menschen zu trennen!

Oder sie begegneten einander oben am Wald, an Hillas Wald; Frau Witt kam ein bißchen müde von einem längeren Spaziergang, wie sie ihn liebte, heim, gerade am Paradeis vorüber. Da trat sie mitunter auf seine höfliche Bitte, dankbar und ungezwungen, ein; rastete im schattigen Paradeisgarten, erfrischte sich an saftigem Obst und streichelte Bully Tobias. Einmal war sie auch zu einem improvisierten kleinen Imbiß hier oben geblieben, es hatte gerade gepaßt, da Cilly Tinius schon am Morgen in Geschäften nach Berlin gefahren war; Puls hatte gewalttätig etlichen Hähnchen die Hälse abgedreht, um den Rest knusperig zu braten, Siebelind hatte im ‚Salon‘ gedeckt, denn auf der Veranda war es zu eng; der Gast hatte die Arme erwartungsvoll auf den Tisch gelegt, mit der Zungenspitze über die blühende Lippe geleckt und wie eine Katze geschnurrt — „Das ist hübsch,“ hatte sie gesagt; „niemand da, der einen ärgert, nichts, das einen ängstigt und quält —! Ich verstehe Ihr Paradeis,“ dabei hatte sie Herrn Siebelind herzlich befreundet angeblickt, und Puls hatte vor Glück gezwinkert; es gab vorjährigen Johannisbeerwein, es sollte noch Kaffee geben, Mokka, es roch nach Blumen in der Stube, Gardinchen wehten, die Glastür stand offen, Sonne lag auf dem alten Teppich, einem Läuferchen aus Kokosfasern, Bücher; sie hatte zuletzt träge in dem alten Liegestuhl geruht, der seufzend knarrte und krachte, wenn sie sich weich hineinschmiegte.

Sie hatten auch mit zwangloser Verabredung schon größere und kleinere Märsche gemacht. Und einmal war er selbst in einem atavistischen Drang und mit einem schicklichen Rosenstengel zur Gegenvisite bei ihr im Tiniusbau erschienen und war bald darauf von ihrer Freundin Tinia mit einer Einladung zum Essen und etliche Zeit später zum Tennis bedacht worden. Aber dabei hatte er es seinerseits vorläufig bewenden lassen.

„Wir wollen hin und wieder Kameraden sein, Herr Guido Siebelind!“ hatte sie einmal in ihrer unbekümmerten, wunderbar natürlichen und immer überzeugenden Art gesagt.

*

Etliche Zeit später eines Abends fragte Siebelind Herrn Puls über die Schulter: „Kommst du mit ins Dorf?“

Auch Puls war zerstreut — er müsse Briefe schreiben, „die neue Konkurrenz, weißt du.“ Er habe auch Berta Glinze versprochen, nochmal vorbeizukommen; neue Schwierigkeiten mit der Erbschaftssteuer — und dann die neue Zentrifuge. „Interessiert mich kolossal. Wir wollen sie aufstellen. Du solltest dir auch —“

„Heut nicht.“

Guido schritt friedlich im Abendlicht, völlig vergoldet. „Goldene Abendsonne, wie bist du so schön,“ pfiff er zart.

Dieser Zaun da war ja wohl der Tiniuszaun; hoch, solide und frisch gestrichen, oben mit blitzendem Stacheldraht bewehrt. Keine Sorge, meine Damen! Er kam ganz zufällig hier vorüber. Hinter dem starren Gitter leuchteten Blumen, blinkte ein armdickes Springbrünnchen in einem verschilften Becken mit feisten Goldfischen; irgendwo fern standen Korbstühle mit bunten Kissen, schimmerten helle Kleider und tönten Stimmen, von denen man abgeschieden war.

Eine heitere Welt geborgenen Pfründnerlebens! Auch er schritt in Frieden. Aber warum schritt er? —

‚Schwindle nicht, mein Freund!‘ mahnte der ehrenfeste Trapper Guido in ihm. Nein, warum sollte er schwindeln?

Sie hatte ihm gestern — war es nicht erst gestern gewesen? — wieder gesagt: „Sie müssen sich mal wieder bei uns sehen lassen. Bringen Sie Herrn Puls mit. Man wundert sich sonst. Ist es nicht sehr hübsch bei uns?“

Er schritt bedächtig mit seinem Bambusstab. ‚Mein lieber Guido, du bist ein scheinheiliger, verräterischer Bursche —!‘ sprach der bessere oder paradeisische Guido weiter. ‚Du meditierst nicht bloß oder gar zufällig hier zaunlängs, du stehst im Beginn, das, was du mit fröhlichem Ernst und mit innerem Zwang hier begonnen, zu verraten — leugne es nicht, Bube!‘

‚Ich will dir mal was sagen, du —‘

‚Du hast zu schweigen. Wenn ich rede, lauschen selbst die Sterne. Schon dein kümmerlicher, belächelnswerter, kindisch überschätzter Erfolg, Knabe, den du in Sümmchen zu rühmen oder umzudeuten liebst — ironisch grimassierend — aber

Digitized by Google

gläubig und entzückt im Pfuhl des Unterbewußtseins —'

Der andere Guido blies cholerisch die Backen auf und faßte den Bambusstock fester. ‚Weißt du wieviel Sternlein stehen,' pfiff er schmelzend und völlig abwesend.

Der Trapper lachte geringschätzig. ‚Du hast dir das Leben hier von Grund auf erschlossen, es genossen, durchlitten, durchkämpft, dir selbst nahe, dich selbst entzündend — dich selbst findend, steigernd, deine Art abteufend, nach dir selbst schürfend — dennoch im Untergrund in letzter Zeit wissend, daß jeder, auch du, zugleich ein gebendes und empfangendes Organ der großen Symbiose des Lebens ist — daß überall Reichtum ist; erst recht Reichtum freilich, laß es dir einbrennen! wenn die Weite und Breite zur Enge und Stille des wahrhaft in sich Erlebenden kommt. Es scheut selbst noch den Tag, denn du bist in allem ein etwas zäher, verbohrter, langsamer und abenteuerlich anhänglicher Mensch. Aber nun — Dorothea. Ihr spielt beide, so will es mir scheinen, ein wenig — ja — Katze oder Kater und Maus miteinander. Leugne es nicht, Liebster. Sie hält sich auf ihre erfahrene Art zurück... schließlich, was soll sie mit dir Rauhbein? Und du — dir brennt es zuzeiten heiß unter den Flügeldecken, wie dem Maikäfer im Frühjahr im dumpfen Erdloch — und bisweilen rennst du durch den Wald oder wirfst dich ins Wasser oder sitzt beim Hillakind und schwatzest Torheit und Wehmut. Bedenke, Bruder, was soll daraus werden? Hat es einen Sinn? Solltest du es nicht wie einen Wiesenbrand austreten? — wie einen Waldbrand mit Graben und Wasser löschen? Dann säßest du wieder breit und besonnen, stark und deiner sicher, der Welt und ihrer Lockung lachend, im Paradeis — tritt dir ins Herz, Bruder!'

Guido lachte erheitert und lauschte den zornigen Baßtönen einer Wildtaube.

‚Es lohnt nicht, lohnt wirklich nicht, Bruder Guido! Ein bißchen Hautfieber, ein bißchen Weibsgier, von seelischen Wellen süß umspielt — hochbesonders — Sei gescheit, ein Mann und Trapper wie ich . . .! dir treu, dem Paradeis — du steuerst über einem Wirbelchen und einer Mordsdummheit!' Guido der andre schnaufte und pfiff gellend.

‚Denk' auch mal an Hilla — hold wie dieser Abend — erquickender Tau auf heißer Sommererde, ernst und gläubigfroh wie dieser reinglühende Westhimmel, der den unsterblichen Tag sinken sieht, und straff wie die Tanne im Wind.'

In dem großen Tiniusgarten wurde gerufen und gelacht.

Man war ein wenig lustig da drin. Das war wie ein Streicheln in der Luft, wie ein beseligender und hautversengender Spott. Besonders eine Stimme, schwingend wie keine andere, dünkte ihn unverkennbar. Er blieb stehen und mußte sich, bedächtig lauschend, auf den Bambusstab stützen, denn er wurde unbezwinglich etwas weich in den Knien, unverkennbar ein wenig schwach, und sein Auge glänzte verdächtig. So lauschte er.

Er könnte noch ein Stückchen weitergehen, klingeln und eintreten: „Guten Abend, meine Herrschaften. Ich kam vorüber. Ja, eine Tasse Tee nehme ich gern, auch einen Likör — danke tausendmal — wie ist es Ihnen ergangen inzwischen? Ja, gnädige Frau — ich saß stundenlang da oben am Wald über dem Wiesenplan und sah manchmal hinunter — nein, nicht oft — o nein, nicht lange. Nicht der Rede wert. Gewartet? Nein. Dann klopfte ich die Pfeife aus." Er schritt langsam weiter. ‚Dorothee,' flüsterte er. Das war der Klang einer Harfe, der Name war ein singender Geigenton in der Luft.

Da drinnen knirschte nicht weitab der Kies des Weges. Ein sommerliches Kleid wehte nicht fern, bischofsblau und grün, grell und lind durcheinander gestreift, ein bestürzendes Augenglück.

„Bunte Abendsonne," sang er leise, verwirrt und innig; lauter, mit starkem Baß. Ein wunderschönes Lied; er genoß es wieder.

Es huschte näher. „Siebelind? . . . Oh, ich ahnte es."

Sie stand am Gitter; grün und violett, grell und lind, ein Augenschmerz und ein Sinnenseelenglück. Sie reichte ihm die Hand, ein Schwert mit dem Duft ihres Bluts hindurch, warm anzufühlen, mit ein paar blitzenden Ringen, nein, sie selbst. Er küßte und trank die Hand. „Sie ahnten es?"

„Ich erwartete Sie. Ich ahnte es vielleicht. Es ist heute langweilig hier. Trotz Billo Lüdemann. Und Onkel Odo. Und dem heitern Urpapa —" Sie lachte leicht. „Ich habe heut schlecht gearbeitet. Dann bin ich immer unruhig, entsetzlich leer. Dann liegt alles durcheinander in mir, und ich habe unruhige, kühle, fast feuchte Hände."

„Sie sind warm und trocken."

Sie zog die Hand zurück und sah ihn dabei fest an.

‚Katze ...' dachte er mit dem abwesenden Trapper.

„Kommen Sie herein," sagte sie.

Digitized by Google

„Sehr liebenswürdig, gnädige Frau. Danke tausendmal. Ich war heute im Wald."

„Ich bin nicht hinaufgegangen. Ich mußte einen wichtigen Brief schreiben. Dann lernte ich auf dem See."

„Natürlich, natürlich."

„Das können wir uns auch hier drin erzählen, lieber Herr Doktor."

Siebelind sann nach. Er würde lieber nach dem Eichenkranz gehen, schwer zwischen den Bauern sitzen und ihnen was vorlügen, daß sie dröhnend auf den Tisch hieben; oder zu Berta Glinze, wo bereits Pülschen wie ein Räucherkerzchen glühte und liebliches Arom verströmte — sehr gemütlich. Man konnte ein unverstelltes, munteres Wort mit ihr reden, einer Bürgermeisterstochter.

„Sie müssen mich entschuldigen, gnädige Frau. Ich bin nicht darauf vorbereitet. Ich muß auch noch etwas nachdenken — war nicht zufrieden mit meiner Arbeit — nicht völlig bei der Sache." Da hätte er wütend über das Gitter springen mögen. Aber das ging natürlich erst recht nicht. „Ich hoffe, wir finden wieder einmal Zeit — für das da draußen," sprach er höflich.

„Das wäre hübsch." Sie hob die geliebten Brauen und reichte ihm die Hand. Er küßte sie nicht.

„Gute Nacht, gnädige Frau!"

„Auf Wiedersehen," klang es hinter ihm, dicht am Gitter, schwingend, vogelleicht. Er hätte plötzlich etwas aus sich herausbrüllen mögen. Oder sie über den Zaun reißen mögen, ganz gleich, was daraus würde. Sie mit sich nehmen — an sich reißen, Mund zu Mund, Leib zu Leib. — Nichts geschah von alledem. Er lachte bloß höhnisch in der Kehle, wie vorhin sein Freund, der Trapper.

Die Himmelsstiege

Siebelind hatte in Stadt Zörlin beim Schneider Ramsin, genannt Ramses der Kleine, zu tun.

Seine Majestät erhob sich und wurde nicht größer, reichte Herrn Guido bis an den Nabel. Guido stieß an die Decke, Ramses stieg beim Anprobieren auf ein Hütschchen. „Wollen Herr Doktor auch die Beinkleider —" Seine Majestät war ihm auch dabei behilflich.

„Wissen Sie, ich behalte diese Sommerkluft gleich an, damit sie ein paar Falten kriegt." König Ramses lächelte in Guidos Nabelgegend neben der Hutsche. „Das alte Zeug und den neuen Knickerbockeranzug schicken Sie mit dem Zandeburer Milchwagen." Siebelind schüttelte ihm die Hand, und Ramses der Kleine lächelte huldvoll. „Es war mir eine Ehre." — „Meinerseits, Euer Majestät," brummte Siebelind und trat als neuer, faltenloser, europäisch strahlender Mensch in das Licht der Straße.

Da fauchte ein blitzblaues Auto um die Ecke, es nahm fast die ganze Straße ein, Siebelind mußte in seiner neuen Edelhülle zur Seite springen. Er fluchte und grüßte. Es war Herr Bredereck, der große Dachpappenindustrielle, wohlwollender Freund des Hauses Cyprian. Ein jovialer Herr in bastseidenem Anzug, mit roten feuchten Lippen, spitzgewelltem braunen Backenbart und einem goldenen Pincenez, das das gerötete Fleisch vom Nasenbein abzwickte, ein hoher Vierziger, mit brombeerblanken Augen. Er rauchte seine Zigarre in einer langen Bernsteinspitze.

„Holla, Herr Doktor!" Er streckte die Hand aus dem Wagen. „Haben Sie Zeit?"

„Leider nicht, Herr Bredereck."

Der blühende Industrielle sah schärfer durch den Zwicker, wobei sein üppigroter, saftiger Frauenmund zackig und ungemütlich wurde. „Wie geht es Fräulein Hilla?" fragte Herr Bredereck heiter und schüttelte mit der schlappen Hand Guidos braune sehnige.

„Lange nicht gesehen."

„Grüßen Sie, Herr Doktor. In Ordnung?" fragte er barsch den Fahrer und blies spitzen Zigarrendampf aus dem linken Mundwinkel.

Siebelind vergaß den Herrn noch während des Hutaufsetzens. Er stolzierte ins Kaufhaus hinüber, um für Bully Tobias ein neues Halsband zu erstehen; auch der sollte sich etwas mehr als Europäer präsentieren.

Siebelind neigte sich eine Weile wählerisch über elegante Hundekragen. Spitzte, noch während er beschäftigt war, leicht das linke Ohr und sah mit langem Hals um die Ecke des Ladens.

Es handelte sich dort um verschwiegenere Dinge, wie er zu vernehmen glaubte . . . seidene Damenstrümpfe ausschweifend englischer Länge . . . nein, das wäre nicht die Farbe und Länge, versicherte bestimmt eine klarbetonende Frauenstimme, die den mertantilen Raum durchblühte und durchduftete. Sei stille, mein Herz; aber es lächelte und lachte. Herr Dovidat, der Chef des Hauses, geriet in Ekstase und stürzte Kartons und

Digitized by Google

Bauernkind mit Äpfeln. Gemälde von Peter August Böckstiegel
(Dresden, Staatliche Galerie)

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Stapel um. „Ich schaffe die Farbe, Gnädigste — neueste Länge! Gnädigste werden zufrieden sein."

Guido lächelte, machte sich sichtbar und verneigte sich höflich und leutselig. „Das da ist doch sehr hübsch — darf ich behilflich sein?" schlug er vor und griff behutsam in ein frauliches Gewebe.

„Wirklich — —!" beteuerte Frau Witt, obwohl es sicherlich nicht stimmte, und legte auch ihre Hand darauf, warm und leicht an die seine.

„Das ist nett, Herr Doktor! Auch Sie im Städtchen?" Dabei musterte sie lächelnd, beinah staunenden Mundes seine Erscheinung. ‚Mein lieber Herr Trapper, so gefällst du mir fast noch besser!' schien ihr Blick zu sprechen oder zu strahlen. Sie wurde sehr heiter und lebhaft, sogar zufrieden mit dem aufgeregten Herrn Dovidat. „Gut, besorgen Sie das andre. Und das hier — o, liebster Herr Doktor Siebelind, Sie brauchen sich nicht alles anzusehen," gebot sie lächelnd mit kaum oder gar nicht umwölkter Stirn und schob ein Schlupfhöschen und anderes schreckhaftes Geheimnis den langen Tisch hinunter. „Bitte schicken Sie alles in den Wagen am Markt, Herr Dovidat. Ich danke Ihnen. — Begleiten Sie mich zur Post, lieber Herr Siebelind? Dann können wir nun gehen — Ja . . . aber was machen wir mit Billo Lüdemann?"

„Ist hier?"

„Beim Friseur. Alles embelliert sich. Gut. Er wird uns finden."

Auf dem Postamt nebenan war Geld für sie da. Der Postbeamte verneigte sich diesmal huldigend. „O danke sehr —!" hauchte sie durch den Schalter und quittierte rasch; sie schien den Segen mit einiger Bestimmtheit erwartet zu haben.

„Sind auch Briefe da?" fragte sie überredend. O, gewiß. Alles, was sie wollte. „O, vielen Dank!" Sie nahm den Brief mit einer leichten, zugleich energischen Handbewegung und schob ihn neben die Geldscheine in die Handtasche.

„Fertig, mein Herr! Es kann wieder weitergehen!" Wohin? Das würde sich finden. Die Sonne schien grell, das Pflaster war buckelig. Ein heiterer Jungsommertag, der zufrieden und unternehmungslustig stimmte. Plötzlich schnitt sie dicht an seiner Schulter ein herzensgutes und kummervolles Matronengesicht, das dem eines alten Dämchens, das ihnen eben entgegenwieselte, aufs Haar glich, und sprach mit tiefer, brechender Stimme: „Mir ist schwach, mich dürstet nach Kaffee, Liebster!" Es war fabelhaft echt und frech. Das wirkliche alte Dämchen erschrak bis ins Herz. „Benehmen Sie sich, Dorothee!" mahnte Siebelind väterlich streng und beglückt und lachte locker und tief wie ein Großpapa.

„Ich denke nicht dran. Empört sich Ihr Prunkgewand? Ich bin merkwürdig vergnügt — weil, vielleicht weil ich Geld bekommen habe!"

„Soso. Das macht Ihnen Eindruck."

„Großen! Das macht mir immer Eindruck. Ich — habe etwas von meinem Schmuck verkauft," bekannte sie, den Kopf duckend, unbesorgt und kameradschaftlich, als gehöre auch er zum Bau mit seiner Füllfeder.

„Wieso Schmuck?"

„Es gibt neuen. Sehr gut verkauft. Übrigens, ich wünsche nicht, daß darüber gesprochen wird." Sie wurde wieder untadelige Dame. „Ich möchte Kaffee trinken in Wahrheit und Ehrbarkeit und mit ganzer Seele."

Sie trug ihre Handtasche fest unter die Achsel geklemmt, so daß die sich beim emsigen Ausschreiten um ein kleines hob. ‚Es ist der Brief . . .!' lächelte Siebelind in gütigem Herzen.

Es gab zwei brauchbare Cafés in der Stadt; sie gingen in das andere, das eigentlich eine Bäckerei war und den besten Kuchen buk. Sie mußten aus dem Laden ein schmales Treppchen, eine wahre Himmelsstiege, hinaufklettern. Oben war ein großes, kühles Zimmer, eine niedere Stube mit Marmortischen und Rohrstühlen; ein paar Leute klapperten mit Dominosteinen und wurden nicht beachtet; Baumwipfel rauschten vor den Fenstern. Und keiner von den beiden kümmerte sich um den irrenden Jüngling Lüdemann, der vermutlich eben, duftend wie eine Bisamratte, den Friseur verließ.

Dorothee nahm an einem der schattigen, kühlen Fenster Platz.

„Sie sollten jetzt in Ruhe Ihre Post lesen, gnädige Frau," ermunterte er sie höflich. „Ich glaube bemerkt zu haben, daß Ihre Hände ein paarmal unruhig an Ihrer Tasche tasteten."

„Meine Hände? Die sind nicht zaghaft und unentschlossen, meine lieben Hände. Auch heute nicht —" erklärte sie mit gehobenem Kinn und sich senkenden Mundwinkeln, in denen noch ein Hauch von Puderzucker schimmerte. Sie leckte ihn behaglich weg. „Jedes zu seiner Zeit, mein Freund. Der Kuchen war vortrefflich." Darauf lehnte sie sich zurück.

Hier hätte sie in Wahrheit ein kleines

Digitized by Google

Menschenleben lang sitzen bleiben mögen, auf diesem kühlen Rohrstuhl, die Arme auf den Tisch gelegt, den Blick ins schwankende Lindengrün gerichtet. Die Welt sah sich nicht bloß vom Paradeis aus blank und einfach an, zum Zugreifen. Man traute sich auch hier manches zu. Alles kinderleicht, ich bin, — ich will! Sie blickte Herrn Guido Siebelind wieder einmal herzlich an.

Der spürte geschmeichelt seine neuen Buxen und gelben Sommerlordschuhe unterm Tisch und runzelte grimmig die Stirn.

Drüben im Paradeis wirkte er in seiner Art vollkommener, träumte Dorothee. Braun, schlank, sehnig, fast hager, stahlgrau, weißblond, ein prachtvoll kantiger Schädel, ein Mann, der sich präsentieren durfte, wie er wollte — oder sie wollte. Er gefiel ihr recht gut, und sie spürte bei einem leichten Atemzug die feste Fülle ihrer Brust wie ein Glück und wurde für den Augenblick starr und noch nachdenklicher. Sie legte die hellen Knie übereinander — der Stuhl war für eine längere Benutzung doch etwas steif, die Bewegung erfrischte sie und gab ihr neuen Frieden. „Also, nun will ich einen Augenblick lesen, wenn ich darf!" bat sie weich und klappte die Tasche auf.

Siebelind griff ernst zu einer illustrierten Zeitung. Sie las ziemlich lange. Das starke Papier machte knatternde Geräusche Als sie am Ende war, wandte sie die Blätter um und begann noch einmal von vorn. Siebelind besah sich selbstvergessen die illustrierte Zeitschrift von 1919. Er versenkte sich eifrig in das Gesicht eines längst verstorbenen siamesischen Kaisers, es konnte auch eine Reichstagssitzung sein, längst verstorben, voll Fliegenschmutzes.

Vermutlich von einem Mann. Wie?

Sie hatte den Briefumschlag sorglos, vielleicht auch absichtlich, auf den Tisch gelegt, dicht neben sein betagtes Heft voll stürmischer Neuigkeiten; er hatte ihn sehen müssen: eine kleine, feste, elegante Männerschrift, Gelehrtenschrift. Ungewöhnlich gleichgültig! Vielleicht ihr Arzt. — Plötzlich mußte er über einem Bilde Kerenskis, auf dem eine Fliegenmumie klebte, mit einem jähen und verrückten Sprung auch an ihre Ehen denken. Großer Gott, was so eine schmale und glattleibige Frau nicht schon alles hinter sich gebracht hatte, nicht anders als wäre sie bloß im Sonnenschein, schlimmstenfalls in einem hochgeschlossenen, hübschen Regenmantel spazierengelaufen!

Mitten im Lesen faltete sie den Bogen wieder zusammen, sann nach, steckte ihn in die Hülle zurück, schnappte mit der Tasche, richtete die Augen auf die grünen Baumwipfel vorm Fenster und dann langsam auf Siebelind. Die Dominosteine klapperten, Fliegen summten; sie wurden nicht beachtet. „Ich möchte rauchen," bat Dorothee leise und machte schmale Augen.

Er schloß das Heft.

„Danke." Sie nickte ihm zu. „Nun also —" sagte sie schlicht und tief und genoß den Ton und seine beseelte Rauheit. Ganz sitzt der neue Anzug ja nicht, so um die Schultern! erkannte sie kritisch aus einem Augenwinkel, während sie den Rauch aus der Nase kräuseln ließ.

„Gute Nachricht?" fragte er umgänglich.

„Man kann so sagen," antwortete sie mit sich senkender Unterlippe, auf der jetzt ein selbstironisches Glanzlicht flimmerte.

Wenn sie ihm jetzt etwas von sich erzählen würde?... Oh, großartig gleichmütig, stumm lachend würde er zuhören. Ein älterer, feiner Herr? Das würde ihn nicht erschüttern.

Natürlich war es nicht viel gewesen. Nicht genug! O weh, da stach es doch nochmal und wieder in ihrem empfindlichen Herzen. Dieser Esau da vor ihr aber dampfte vor Leben; doch sie argwöhnte, daß er im Innersten eine blaue Blume begoß; daß er nach der holdesten Frau in irgendeinem Montsalvatsch wallfahrtete, kein reiner Tor, ach nein! aber eigensinnig verrannt, bestimmt auch in diesem Punkt! Ob sie Hilla hieß oder einmal heißen würde? —

„Legen Sie doch bitte die gräßliche Zeitung weg, lieber Herr Siebelind. Ihr Zartgefühl macht mich nervös," sagte sie sanft.

Er folgte sogleich. „Die Laune ist nicht gut," bemerkte er höflich.

Die war ganz gut. Sie nahm lächelnden Auges noch eine Zigarette, legte sie aber nach den ersten unlustigen Zügen wieder weg. Guido deckte für einen Augenblick mißbilligend seine Hand über ihre Hand; aber als er ihre Wärme spürte... da blieb die seine darauf liegen.

„— Also hören Sie, ich habe eine Entdeckung gemacht," sagte Dorothee nach einer falterhaften Wimperbewegung und zog ihre Hand sanft zurück. „Ich litt — fast ein Jahr lang an einer, ich muß es leider so bezeichnen, unglücklichen Neigung."

„Aha!" Guido nickte wie ein älterer, erfahrener Kusin, als habe er sich das gedacht oder als wäre irgendeine heftige Neigung jederzeit bei ihr selbstverständlich.

Sie nannte keinen Namen. Ja — ihr Arzt, der Professor. Siebelind gestattete sich eine Regung eitler Selbstbewunderung. Es hätte auch alles einen ziemlich... bürgerlichen Verlauf genommen.

Digitized by Google

Sie nahm die dritte Zigarette.

Guido sah sie mit seinen unheimlichen weißgrauen Augen an. Warum erzählte sie's? Spielte sie Komödie? — Ach was, dummes Zeug! — sie spielte nicht mehr Theater im Leben als jede andere geschmackvolle und sehenswerte Frau!

Ein sehr überlegener, energischer und bedeutender Mann. Nicht mehr ganz jung, auf der reizvollen Grenze, wo noch Sturm ist und doch Stille und Beherrschtheit schon regieren, sagte sie vertraulich unter empfindsamen Brauenbogen.

„Wie alt muß man dann sein?"

„Etwa Mitte 40. Er war oder ist verheiratet und hat Kinder. Hatte auch eine sehr menschliche, vielleicht feige Sorge vor der unvermeidlichen Lebensstörung. Seine Überlegenheit machte mich verrückt. Ich war krank, auch meine Stimme litt neu darunter. Es war sehr schlimm. Ich — ja, wünschte ihn zu heiraten, trotzdem oder grade weil es unmöglich war. Es war eine sehr widerspruchsvolle Sache — ganz verrückt —" Sie sah auf und lauschte ein bißchen spöttisch ihrer eigenen Stimme nach. „Ich kann jetzt darüber sprechen. Das ist die Entdeckung. Niemand wußte darum, bloß Cilly ein wenig."

„Ein wenig," sagte Guido zerstreut.

„Natürlich bewegt es mich!" ereiferte sie sich. „Weil es einmal so war. Ich floh hier heraus. Da fiel es sacht von mir ab, als hätte ich es vorausgesehen oder gesucht." Ihr steingrauer Blick flirrte unter ihren breiten Lidern, er beobachtete es flüchtig. „Vor kurzem — ich glaube, ja — ich erinnere mich — an jenem Nachmittag, als Sie oben im Wald warteten, schrieb ich einmal, um eine Probe aufs Exempel zu machen: ich wollte erfahren, wie diese Fernberührung auf mich wirken würde. Hier ist die Antwort. Ich habe sie, wie ich erwartete, ruhig — recht ruhig gelesen. Dies ist das Ergebnis. Ich habe mich hier draußen gesammelt — und abreagiert."

„Abreagiert?" Guido wiederholte das Wort mißtrauisch.

„Nun — allgemein," sagt sie mild.

Die lieben, feinen Hände da — ein bißchen streicheln — nein. Was war das für eine verrückte Sache? Warum floß ihr Herz über? „Nun und?" fragte er kurz und räusperte sich.

„Was noch? Auch diese kleine Beichte gehört dazu. — Seien Sie bedankt. Fertig und unwahrscheinlich, wie alles Fertige hinterher. Das dem Leben Nachschauen ist meist das Merkwürdigste — das und die Erinnerung an solche Bekenntnisse. Nun ist's aus."

„Haben sich abreagiert?" Er saß noch steif wie ein Methodist da.

Da lachte sie ungeduldig. „Sagt Ihnen das Wort nicht zu?"

„Es ist mir nicht ganz klar," antwortete er verstockt.

Sie rauchte stumm und betrachtete ihn nach einer Weile durch den weißen Dampf. Sie möchte ihm die glühende Zigarettenkuppe sacht in die Hand bohren; er würde still halten, nicht mit der Wimper zucken, sie bloß anblicken; und sie würde willenlos sitzen. Er sah nicht gerade wie eine harmlose Beruhigungspille aus. Und plötzlich zog sie sich in einem ahnungsvollen Schrecken weich und lautlos lachend in sich zusammen.

Die Brettspieler begannen die zehnte Partie.

„Da kommt Billo Lüdemann —!" sagte sie, nach einem raschen Blick durch das nahe Fenster.

Sie machten beide lange Hälse und kamen dabei einander mit den Gesichtern nahe. Auf Guidos Backe war ein wildes Brennen.

„Ja, da kommt er. Was sagen wir?"

„Nichts," entschied Guido mit trockener Kehle.

Auch der höfliche kleine Billo verehrte sie, wie nur ein kühler Tatsachenmensch und kritischer Kopf um die 20 anbetet.

Da tauchte Studiosus Lüdemanns rötlicher Scheitel und sommersprossiges Gesicht über einem Kuchenteller die Himmelsleiter herauf. Er verneigte sich und blinzelte höflich mit den rosagoldenen Wimpern. „Verzeihung, wenn ich störe. Ich hörte schon, daß Sie hier seien, gnädige Frau. Die halbe Stadt weiß es. Ich nehme an, daß Herr Doktor Siebelind unsere Verabredung konterkariert hat," sprach er lächelnd.

„Nun ja, Sie gedachten in der Konditorei den Tee zu nehmen, lieber Herr Lüdemann," sagten zwei heiter gehobene Brauenbogen. „Dies angenehm kühle Stübchen lag uns bequemer. Verzeihung."

„Natürlich. Ich machte nur den Vorschlag."

„Sie haben gewartet, Armer?"

„Ich wartete pünktlich seit vier. Es gab leider bloß alten fetten Blechkuchen," erläuterte er sachlich indigniert und stellte seinen Teller mit zwei Sahnenbaisers auf den Tisch. Er sah die beiden nicht an. Aber als er mit dem Löffel das zähe, schaumige Gebäck zerteilte, zitterte seine lange weiße Knabenhand.

Digitized by Google

Ein Tiniusmorgen

Dorothee kam im bunten Bademantel, das Frottierlaken unterm Arm, die Füße in Ledersandalen von der kleinen Badeanstalt her. Sie sprach laute Sätze, die ihr herrliches Behagen ausdrückten und vor allem stark und flötend in allen Tonlagen klingen sollten.

Sehr still war der Park. Cilly, die Tinia, badete warm, und ihre statiöse Hofdame, Hildegard Pinzger, schien nur allsonnabends ihren üppigschlanken Leib dem gleichen dampfenden Marmorgehege anzuvertrauen.

Siebelind! flog es ihr durch die Seele, und der lautlose Ruf stieg wie ein silberner Strahl über das Rauschen des Parks — aber der abwesende Herr schwamm in der Regel erst gegen Abend im tiefen Draußensee, von einem Weidenbusch aus. Zu gefährlich und abenteuerlich!

Wer stand da oben und turnte? Natürlich Onkel Odo, Cillys Vetter, Oberfinanzrat im Amt und Witwer z. D. Er stand unablenkbar beschäftigt und recht sichtbar hinter der offenen Balkontür im herrlich gestreiften Unterornat, als wünsche er bei seiner energischen Tätigkeit gesehen zu werden.

Dieser recht eitle, jugendlich-zierliche Herr verlebte in diesem Sommer hier in Basekow regelmäßig das Wochenende, um angestrengt zu atmen und Urlaub und Geld für eine winterliche Sizilienreise einzusparen. Es schien auch, daß er sich immer emsiger vor der lieblichen und feurigen Dorothee Witt, ja, selbst vor der üppig gefestigten Hildegard Pinzger wie ein vorsichtiger Gockel und blanker Täuberich zu drehen beliebte ... wobei er gern von seiner philosophischen Lektüre, von Selbstbeherrschung und Lebenszucht sprach. Ein selbstgefälliger, leichtgekränkter Herr mit einer heimlichen Leibbinde und einem Magenübel, wie man wußte.

Dorothee schritt unberührt lächelnd weiter und bot ihm sicherlich einen anregenderen Anblick dar als er ihr.

Lustig! Dort vorn hinter einem Stachelbeerbusch ragten jetzt zwei weiße Hosenbeine und weiße Schuhe und ein Stück Zeitung — der stud. rer. ing. Billo Lüdemann bei der Morgenlektüre! Der beliebte Neveu des Hauses, Sohn einer ärmlichen Seitenlinie, der am Ende seines praktischen Jahres einen schlimmen Betriebsunfall erlitten hatte und nun das verpfuschte Semester zu leiblicher Erbauung im Tiniuskral benutzen durfte. Ein Refugium also für mancherlei lebensbesinnliche Leute! ... Aber es dünkte der einsamglücklichen Dorothee nicht eben nötig, daß er sie jetzt bemerkte.

Drüben auf der Terrasse war eines der Mädchen am Frühstückstisch beschäftigt. Dorothee, die bloß ein Glas Milch und eine trockene Schrippe im Leibe hatte, lief nackt unter dem gegürteten Kittel, an der kleinen Hauspforte vorbei über ein Rasenstück, auf dem der Gärtner mit der Mähmaschine klapperte, und ließ sich ein Brötchen im voraus servieren. Dann aber begann für sie eine äußerst wichtige halbe Stunde: Massage und Gymnastik. Ihr Körper war ihres Lebens heiliger Schrein, ihrer Kunst prangendes Gefäß und sichtbare Leuchte — in den Schultern und Hüften sehr schmal, sehr jung. Wie alt? Jung! gebot sie, so jung ich will! Und siehe da, es war so.

Als sie wieder hinabkam, war man schon um den runden, nahrhaften Tisch versammelt.

Da stand das stattliche Fräulein Pinzger, ehemals Pädagogin, und bot anmutig an, Hände und Busen waren fest und voll und rochen vermutlich nach Mandelseife. Die Herrin Cilly neben ihr schien heute, wie manchmal in diesem Morgenlicht, ein bißchen welk um die Augen, vom unruhigen Morgenschlaf oder vom warmen Bad, wie es langjährigen Witwen nicht schlecht steht: fast gefühlvoll, trotz den kühlen blaßblauen Augen, die leicht vorstanden, etwas kurzsichtig waren und farblose Wimpern hatten; eine große, elegante Dame mit kachiertem Nackenschnitt, recht hübsch und herb verständig. Der kleine Patriarch ihr gegenüber rauchte hier im Freien bloß sein leichtes Morgenzigärrchen.

Dorothee nahm gebadet und geglättet rasch an der andern Seite Cillys Platz, eine leuchtende Morgenfreude, wie Billo Lüdemann feststellte, — ja: sie war ein Glück, das wehtat. Dies war eine seiner letzten, sorglich gefeilten Fassungen.

Das Morgenglück Dorothee entwickelte sogleich einen beachtenswerten Appetit und ließ sich unter heiterm Danken von der Pinzgerin bedienen. „Ihr guten Leute! Ich habe mich etwas lange mit meinem leiblichen Menschen aufgehalten — übrigens bin ich nicht der letzte Gast!"

Jetzt kam auch Onkel Odo, der jugendliche Fünfziger, eilig, mit hartem Hackenschlag im Pfauenglanz seiner blauseidenen Strümpfe, oben mit rosiger Glatze, drahtigem weißblonden Spitzbart und blitzendem Kneifer über die Terrasse. Er hatte im letzten Augenblick eine Abhaltung gehabt. Er war äußerst korrekt, aber etwas launisch.

„Sehr fatal. Ich gebe mich der Hoffnung

Digitized by Google

hin, daß unser erfahrener Freund Billo die Damen bedeutsam unterhalten hat," sprach er zum Gesamttisch und kräuselte die roten dünnen Lippen äußerst humorvoll über der von Fräulein Pinzger gefüllten Tasse.

„Ich war nur schöne Seele, trank meine gute Milch, Onkel Odo."

„Bedauerlich. Ich habe mehr erwartet!" Es traf den Neffen ein mißtrauisches und scharf sarkastisches Glanzlicht des Zwickers. Ein unglaublicher Jüngling, dreist und flach.

Nun schmauste man eine Weile schweigend. Nur der Urpapa plauderte leicht und mehr für sich von dem heutigen Morgenfischfang, und Billo Lüdemann berichtete verständnisvoll von den neuesten Lebensvorgängen, die er vorhin aus der Zeitung erfahren hatte.

Doch Cilly räusperte sich in ihrer trocknen Art. „Ich muß nun doch schon morgen oder übermorgen nach Berlin, liebe Dorothee! —" wandte sie sich an die völlig versunken Schmausende nebenan. „Ich werde ein paar Tage in meiner Berliner Wohnung bleiben. Kommen Sie mit, Dorette —? Wir können auch im Esplanade kampieren, das ist bequemer und nicht eingemottet," sagte Cilly, von dem würzigen Morgentrunk und einem Ei erfrischt und unternehmungslustig.

Dorothee blickte tief erstaunt aus ihrer Verträumtheit auf.

„Berlin...?" fragte sie, als habe sie Honolulu verstanden. O, das könnte sie... ja, beinahe locken! Aber nein, das würde ihr jetzt wohl doch nicht so recht passen. Gerade in diesen Tagen nicht — die Arbeit, ja... und manches andere. Sie schüttelte stumm den Kopf und blickte Cilly leidend und herzlich an, indes eine süße Schwere auf ihren Beinen lastete. „Arbeit!" sagte sie leise und schluckte hinunter.

„Ach Arbeit, Dorette!" Cilly nahm Dorothees Hand und schüttelte sie mutwillig. „Dazu ist noch genug Zeit. Sie hüpft Ihnen nicht davon, und Pausen sind ebenso nötig. Wir würden à la garçonne leben, die Kongreßtage unserer Frauenliga besuchen, Sie und Fräulein Pinzger als meine Sekretärinnen in den Vorstandssitzungen, wenn Sie wollen. Sie könnten erhebende Studien machen, Dorothee. Es gibt einige komische, eifrige und wichtige Leute da!"

„Das wäre herrlich, Cilly... ich bin sehr unglücklich. Danke, liebes Fräulein Pinzger, nein, keine Sahne, sie macht zu dick. Es geht aber doch nicht, Cilly. Ich habe mir ein festes Programm grade für die nächsten Tage und Wochen gemacht, muß immer noch lernen und feilen, Cilly... wahr und wahrhaftig! Ich habe mich bis über die Ohren eingesponnen in meine Aufgabe und ihre letzte Lösung. Ich sitze wie eine Larve im Kokon und warte bebend auf meinen Falterflug. Sind Sie böse, Cilly?" Sie umschmeichelte die hübsche Hand und küßte sie plötzlich zwischen zwei Schlucken Kaffee, worüber Cilly errötete, die doch die ältere war, dicht hinter der Jahreszahl 40.

„Gott behüte. Ich dachte, es würde Sie zerstreuen. Nein, jeder tut, was er mag, liebe Dorothee. — Und Doktor Siebelind wird es zu schätzen wissen —!" neckte sie spöttisch, wobei sie ihre geliebkoste Hand verständig weglegte.

Hildegard Pinzger schob die Lippen wieder zu einem belustigten Entenschnabel vor, indes Billo angestrengt blinzelnd an Dorothee vorbei in die Sonne sah.

„Ein ungewöhnlich — selbstgefälliger Herr!" bemerkte Onkel Odo mit sarkastischem Edelhumor zu seinem Serail, denn Siebelind hatte ihn ein- oder zweimal nicht genügend beachtet.

Die Wittin lachte sanft in einer glockenhellen Mittellage. „Freund Guido im Paradeis? Rauh und ehrlich wie Johannes in der Wüste! Er störte mich — gerade jetzt seltener oder gar nicht. Aber auch wenn er mich einmal stört — er gibt mir unbestreitbar manches... sogar viel," bekannte sie herzlich. „Er hat merkwürdige Erkenntnisse, hört überall Quellen rauschen — darf ich nicht? Gut, ich werde während Ihrer Abwesenheit nicht zu sprechen sein."

„Ja, Sie dürfen, Dorothee. Sie dürfen alles!" sprach Cilly, nun ihrerseits lachend, mit tiefer, mütterlicher Kehlstimme resolut und herzlich und mit einem unmerklich zögernden Atemzug dazwischen.

„Ich sah ihn vorhin drüben in seinem Kahn sitzen," äußerte Billo höflich.

Dorothee blickte verständnislos schweigend über das blasse Gesicht mit dem beherrschten Mund. Ein schrecklich gescheiter Knabe.

„Also ein andermal, meine liebe Dorothee. Es war ein Einfall von mir. Sie sollen sich hier ganz und gar selbst leben. Und uns im Winter Ehre machen!" das klang aufrichtig und stolz. „Nun muß auch ich mich an die Arbeit machen, an Rechnungen, Akten und Berichte...!"

Da neigte sich Dorothee hinüber und küßte sie fest auf den Mund. „Gute, großmütige Cilly!" Und Cilly streichelte beinahe zärtlich und etwas ungeschickt ihr Gesicht.

Und nun konnte man allerseits an seine Geschäfte gehen! Es gab auch für andere Leute tüchtig zu tun, es flogen nicht bloß die gebratenen Tauben in der Luft! Da war die Wirtschaft mit Vieh, Obst und Feldern, die

Digitized by Google

Verwalter Kieselack gern allein betreute; man mußte selbst nach dem Rechten sehen, Cilly war sehr genau; da waren die nicht wenigen Vereine älteren und neuen Stils mit sozialen und auch europäischen und ausgleichend politischen Belangen. Sie hatte auch hier draußen ein richtiges Büro mit allem Zubehör... Übrigens wünschte Madame la Reine in diesem Jahr das Haus nicht wie sonst voller Dauergäste zu haben, sondern diesmal mehr sich selbst und der Natur zu leben — Gott und einige Hausgenossen wußten warum. Freilich des Sonnabends kamen mitunter noch ein paar andere Intime heraus — darunter Herr Curt Röseborn, das neue Direktionsmitglied der Tinius A.-G., mit Cillys Schwager Alfred. Herr Röseborn also, ungemein stattlich, eine Kraftnatur, ein königlicher Kaufmann, klar und fest. Ein Kapitän. Er schien, wenn es seine Zeit erlaubte, außerordentlich gern und passioniert hier draußen zu weilen.

Nein, niemals hörte man die Einsamkeit peinlich sausen, auch wenn Dorothee in immer stärkerem Maße von ihrem Arbeitseifer und Studium, am liebsten in Gottes freier Natur, besessen war — das war nicht so einfach, wie man es sich wohl dachte! — Man störte einander nie. Es gab dazwischen genug gemeinsame Stunden, auch Grammophon und Radio; ja, Cilly lernte unter des umsichtigen Billo Leitung sogar chauffieren, da Herr Direktor Röseborn die Meinung geäußert hatte, daß eine moderne Frau von bewußter Haltung ein Auto steuern können müsse. Indes, die Königin beliebte daneben auch ihrerseits viel allein zu sein und weite, einsame Spaziergänge zu unternehmen, mit Stock und Hund, eine heiterrüstige und gedankenvolle Gutsfrau, die mit sich und dem Leben zu Rate zu gehen schien, und es war noch vollkommen ungewiß, wann sie in diesem Jahre ihre Zelte hier abbrechen würde.

„Ich habe heute den Quartalsbericht der Firma bekommen. Ich nehme an, daß er auch dich interessieren wird, liebe Cilly. Ich stehe jederzeit zur Verfügung," sagte jetzt der Familiengreis.

„Wann du willst, Papa. Steht es gut?"

„Recht gut — recht munter, mein Kind!" antwortete der heitere Patriarch und verzog den Mund, als schmecke er etwas Süßes.

Da erhob sich auch Dorothee leicht und straff. Nun waren sie bei ihrem allerschönsten und dankbarsten Thema, auch die liebe und im Grund ziemlich unkomplizierte Tinia, die in allen Vermögensdingen überaus umsichtig und äußerst bestimmt war.

Odos Kneifer blitzte wie das Antlitz der Verführung. „Nun, Gnädigste —? Man sollte einmal schwänzen! Der vis inertiae seinen Tribut zahlen. Das macht sich, nach meiner Erfahrung, in der Tat und Wahrheit bezahlt! Programmäßige Cäsuren sind niemals die rechten, ich meine fruchtbaren —"

„Sehr gut," sagte Billo.

„Herr Studiosus Lüdemann hat die Güte, mir zuzustimmen. Welch ein Glück für mich und welche Persuasion für Sie, gnädige Frau — ich dachte allerdings bei meiner Bemerkung nicht grade an jüngere Herren."

„Sie ist dennoch nicht weniger ausgezeichnet und überzeugend, Onkel Odo."

„Außerordentlich verbunden, lieber Billo. Man muß sich höllisch vor deiner Anerkennung in acht nehmen. Also Signora, gnädigste Frau —"

„Ach nein, leider unmöglich, meine Herren. Ich muß mit mir allein sein und in die Arbeit! Rivederci!" Und sie entschwebte in bezaubernder Anmut über den blitzenden Kies, schwebte wie ein lichtes Huldgebild zwischen dem Grün. Ein Duftwölkchen noch, sonst nichts. Fräulein Pinzger sah ernst und zugleich heiter mit scharfer, objektiver Kenntnisnahme auf die beiden Herren, wobei ihr Blick eine Sekunde länger und ernster auf Herrn Odo ruhte.

Ja, da würde nun auch er sich hinter seine ingeniösen Bücher setzen, beschloß Billo und betrachtete seine gelben Stiefelspitzen, als hätte die grelle Sonne seine Augen geblendet — ein bißchen arbeiten dort drüben in der Hängematte, wie Dorothee wo anders an ihrem Gaukelspiel.

„Soll ich dir ein Buch leihen?" fragte Billo unerschütterlich höflich seinen Onkel Odo. „Auch ich gedenke jetzt etwas zu tun."

„Sehr lobenswert, mein Bester. Im übrigen — danke dir herzlich, mein guter Junge. Ich pflege meine Lektüre stets nach Bedarf zur Hand zu haben. Laß dich nicht stören, ich bitte dich —" und so weiter.

Da ließ Billo den flimmernden Kneifer mit einer kurzen Verbeugung stehen. Er nahm ihn bestimmt nicht sehr tragisch. Er hatte zufällig einmal festgestellt, daß Onkel Odos philosophische Gesamtbibliothek aus einigen wenig benutzten Taschenausgaben Mark Aurels, Epiktets und Epikurs bestand, den Onkel Odo bekennerhaft nur mit ironischer Einschränkung gelten ließ — nun, Epikur schien dem lebfrischen Ethiker und Humoristen nach Billos Ansicht noch am nächsten zu stehen, nicht bloß als übliche Alteherrenlektüre; zwei Bände Schopenhauer und Kant zeigten nur auf den ersten Seiten einige Bleistiftstriche. Sonst sehr gut erhalten. So gut wie neu.

Digitized by Google

Der Schrei überm See

So schritt denn Dorothee rasch dahin, um einen kurzen Bewegungsbummel durch den Tiniuspark zu machen. Ein herrliches Freiheitsgefühl erfüllte sie. Sie hatte bis zwei Uhr Urlaub.

Starker Heuduft lag in der Luft. An einer Wegbiegung weit oben am Park, dicht am See, pflückte sie sich eine feste Teerose, deren Duft sie entzückte. Sie sog ihn ein wie ein Glück und schielte dabei nach dem Ufer jenseits des Sees.

Alles still und grün von Schilf, Röhricht, hängenden Weiden, Erlen und Birken. Sehr still. Ein Ufer, das in der Sonne träumte. Sie hatte sich auf dieser Seite des Sees ebenfalls einen Kahn mit einem Lehnsitz eingerichtet. Niemand im Hause wußte darum — bloß des Knaben Ludemann verschwiegene Spitznase hatte vielleicht das Versteck schon gerochen. Der See war hier am breitesten zwischen hüben und drüben.

Sie hatten beschlossen, einander ‚beinahe niemals' zu stören, es sei denn — gut. Siebelind war ziemlich verläßlich. Aber es kam auch vor, daß Dorothee irgendeinen zierlichen Wimpel hißte, indem sie, vollkommen gedankenlos, ein Tuch, einen Strumpf oder ein anderes zartansprechendes Ausrüstungsstück an einen Weidenzweig band... bloß damit es nicht wegflöge.

Nun saß sie auf flachem Kissen in beschaulicher Stille vor ihren Büchern. Sie sah durch die Zweige hinüber. Ob er wirklich da drüben saß? Er muckte sich zeitweise niemals. Ein Duckmäuser und Worthalter. Auch wenn sie wimpelte. Sie mußte schon rufen oder singen. Nein. Jetzt nicht. Überhaupt nicht. Erst die Arbeit. Sie seufzte und las.

Es war hier hüben wärmer als drüben; hier kam die Sonne an einer Stelle durch. Aber das gab hübsche zitternde goldweiße Flecken und Kringel auf ihren Händen und Armen, so daß sie gelegentlich den Mund auf die glatte, heiße Haut legen mußte. Meist zog sie sich die Strümpfe aus, mitunter auch das Kleid. Ihre Haut brauchte viel Luft, um glücklich und dankbar zu sein. Sie stutzte den Kopf und grub die Fingernägel in die Kopfhaut. Der Text saß schon. Natürlich längst. Das Lernen bereitete ihr niemals Schwierigkeiten. Auch das andere nicht. Gewiß, sie grübelte und konstruierte auch mal, aber nur, wenn sie müde oder unlustig war, oder wenn ihr die Rolle nicht lag. O, langweilig zum Sterben, ein Schmarren da, ein abscheulicher..! aber wirksam, ein Reißer mit einer herrlichen Rolle. Alles Schlichte, Heitere, Holdschmerzliche und Menschliche lag ihr wundervoll. Ihre Melodie! Die Saftweide des Herzens, wie Siebelind das nannte. Damit sollte sie im Winter oder schon im Herbst anfangen — vielleicht auch mit etwas anderm, das schon von früher her saß — wenn ... ja wenn —

Sie verzweifelte wieder sanft und gemartert und zum Zeitvertreib: ihr neuer Prinzipal, der in seinem andern Theater Possen und Operetten trällern und johlen ließ, hatte vorm Jahr ein Spezialgenie entdeckt: Gemma Birkner. Die sollte vor Dorothee in einer großen Rolle herausgeschickt werden. Sie ballte die Hände, sie wurden weiß. „Ich kann mehr — viel mehr — aber sie ist ganz jung, noch nicht 18, ganz neu, ein Wunder. Nicht schlecht; zu spitzig, vertüftelt, gewollt kindlich, ein paarmal wundervoll. Deshalb — ja — soll ich verrosten? Ich will nicht! Das ist ein Gift, das böse macht!" Sie spreizte die Knie und legte die Hände dazwischen auf das gestraffte Kleid. Konnte sie überhaupt noch spielen? Das war gräßlich. Hatte sie überhaupt noch eine Linie und Art, die man an jedem Nasenspitzenwackeln erkannte? Ach — ach man traute der kleinen Gemma und ihrem Erfolg keineswegs übermäßig, man hielt sie, die Witt, die unvergleichliche, in Reserve —! Sie lächelte sieghaft und strahlend, seufzte unter einem harten Willen und wilden Ehrgeiz und schaute erwachend auf.

Nein, da drüben saß niemand, zu dem sie eben im Geiste gesprochen hatte und der mit unheimlich hellen Augen an seiner Pfeife sog. „Ach, schreib doch was, daß man nicht bloß Blödheiten zappeln, stottern und stammeln muß — schreib was, Siebelind!" rief sie hallend über den See.

Stille. Der dachte nicht dran. „Ich quake bloß Dudelsack," hatte er einmal gesagt.

Sie sah seufzend wieder ins Buch. Sie war faul, unlustig, obwohl sie vorhin im Garten einen großen Eifer, eine heitere Lust gezeigt hatte. Sie zog die langen seidenen Strümpfe aus, stand auf und befestigte einen davon, der ins Boot gefallen war, zur Strafe an einen Zweig und warf das lose Ende nach draußen in die Luft, daß es wehte oder wimpelte.

Darauf begann sie stark zu vokalisieren, sehr laut, sehr gewaltsam, so daß es über den See hinhallte — sie lugte rasch einmal durch die Zweige und schwieg lauschend; dann übte sie noch lauter.

Ob sie die Beine ins Wasser stecken sollte? Sie tat es. Dann setzte sie sich beruhigt und sittsam, die Hände im Schoß, eine stille, feine Feriendame, wieder in den Stuhlsitz.

Digitized by Google

Es lagen Zeitschriften und Bücher auf dem niedrigen Klapptisch. Es verlangte sie, Bilder zu betrachten, ihr eigenes Bild in einer Zeitschrift.

Aber sie war dazu zu träge.

Da faltete sie die Hände und dachte spöttisch an den Professor, den berühmten Arzt. Ludwig Thorne. Ihre Haut war voller Brandwunden gewesen, ihre liebe, glatte Haut. Nun ruhte sie davon aus; immer noch. Nein, nicht mehr, schon seit — etlicher Zeit nicht mehr... Sie war hier in Wasser und frischer Luft gekühlt. Sie zog die Brauen zusammen und lächelte zufrieden und behaglich. Ein paar Küsse, nicht viel mehr. Ein leidenschaftlicher Berufsmensch, ein stürmischer Professor. Ein wenig feige. Schade. Es hatte weh getan, furchtbar weh. Addio. Sie zuckte die Achseln und griff zu einer Zigarette. Sie hätte Thorne geheiratet? Sie schloß die Augen, um es sich noch einmal vorzustellen. Aber es war doch zu schwierig. Sie saß still, so daß sie das Rohr im Wasser knistern hörte, und sang plötzlich mächtig durch die Zweige nach drüben. Sie wartete. Schweigen. Eine grüne Fliege brach in ihre Stille und lärmte kreisend. Da wurde Dorothee traurig, spürte den Nebel einer Melancholie in ihrem Blute kreisen.

Sie nahm den andern Strumpf vom Tisch und jagte die gräßliche grüne Fliege davon. Dann hängte sie auch diesen Strumpf hinaus und ließ alle Wimpel wehen.

Schweigen.

Oho, mein Herr, das verbitte ich mir!

Sie schmiegte sich wieder in den niedrigen Sitz und pfiff gemütlich. Nein, das war bestimmt auch für sie nichts — aber seine herrische, unverschämte Männlichkeit hatte etwas unbestreitbar Sympathisches und Erregendes. Denn hinter ihr steckte noch viel mehr, Reicheres, Weicheres. Sehr stark. Sie hatte in der vorigen Woche beobachtet, wie er ein Pferd, das in einen Graben gefallen war, herausgezogen hatte — prachtvoll; er hatte selbst förmlich gewiehert vor Glück, und die dämlichen Biesesschen Leute hatten begeistert gefeixt. Ein lärmender Waldgott mit einer innigen Jünglingsseele — lieber Guido!

Natürlich hatte er ganz verdrehte Ansichten, was sie gelegentlich hingeknurrten Einschüben entnommen hatte. Schien vor möblierten Zimmern, vor einem Leben auf der Walze, ja, vor einer Zweisamlaube und Paradeiseshütte nicht zurückzuschrecken, als böte das alles den sichersten Rahmen für hieb- und stichfeste Kameradschaftlichkeit und unauslöschlichen Wonneglanz. Er nahm es äußerst gründlich und ernst. Bestimmt. Sie machte ein Doppelkinn, schob die Lippen vor und sah Fräulein Hildegard Pinzger nun zum Verzweifeln ähnlich. Darauf rief sie weithin schallend: „Siebelind! Gu-i-do!“

Da schob er langsam den hellen Schädel durch seine Weidenbüsche, als sage er gemütlich guten Morgen, und verschwand wieder. —

*

Guido aber schrieb an den Rand einer ernsthaften Blockseite:

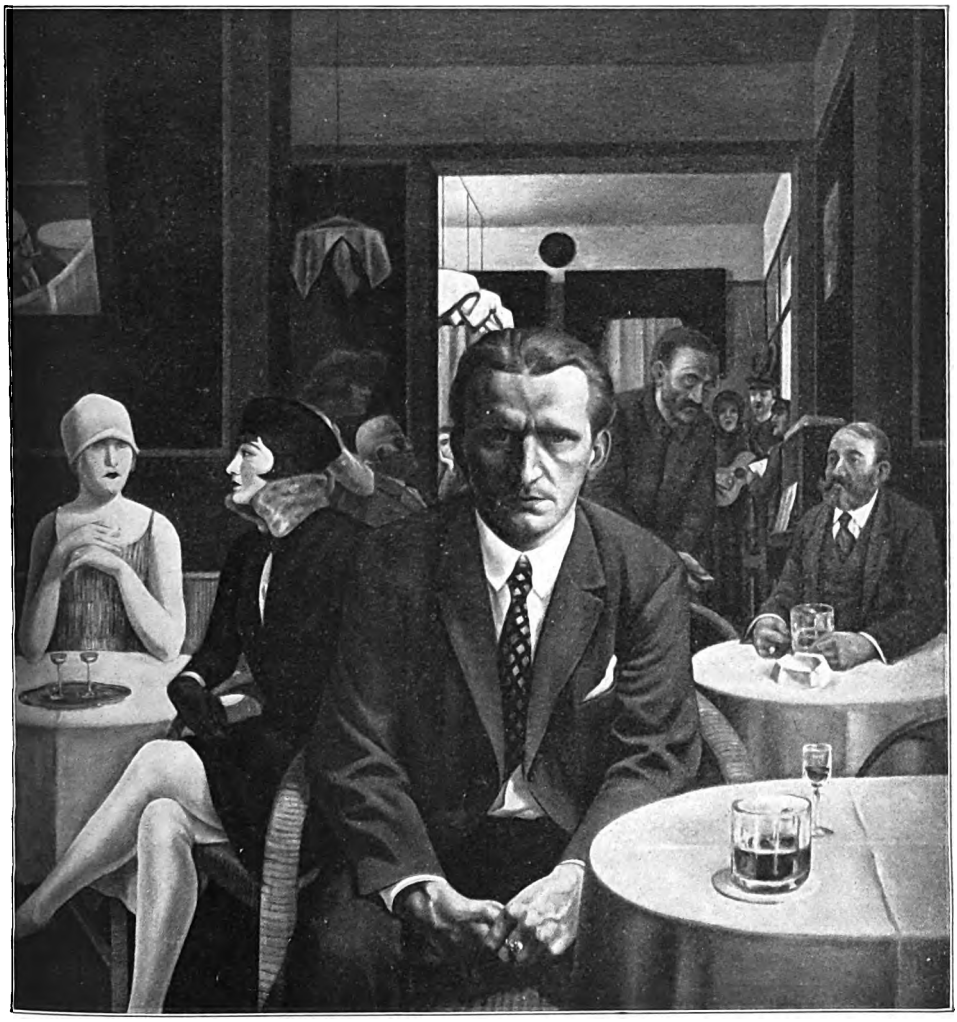
„Durch die Weiden glänzt ein Mädchen,
tiefgolden stürmisch behelmt,
darunter rote Seide und schmales Fleisch,
weißblendend in der Sonne.
Schreit wie ein Vogel
übers Wasser, daß es schauert
und heiter seufzt mit blitzenden Wellchen.
Das grelle Melodein hängt in der Luft,
ist Blättertanz, ist Fleischgeblink
und warme rote Lockseide.
Ist Lockung, Vogelruf und Falterflug,
ist süße Lippenfrucht, nach der ich schwindelig lechze.
Ich strecke meine Beine aus und bin sehr träge,
sehr schwer und süß in Mark und Bein,
und sehr zufrieden, schwellendfaul und fast bereit
zu neuem Kritzekratze. Hol's der Teufel. Amen.“

So schrieb Herr Jean Jacques Sprödebold Siebelind und blies Wölkchen aus seiner Pfeife.

Er hatte die seidenen Strumpfwimpel gesehen und die Stimme dahinter gehört. Er war stark beschäftigt gewesen; die Gönner in Babylon, immer in Eile, hatten den Wunsch nach einem Aufsätzchen, das von ihm selbst erzählen sollte, ausgesprochen. So eine Selbstentblößung war eines anständigen Mannes unwürdig, und alles konnte ein ehrlicher Mann überhaupt nicht sagen. Eine höchst greuliche Sache — gut. Er würde sich herrlich schwarz anpinseln und aus der Sündenschwärze mit weißen Zähnen grinsen.

Übrigens war Hilla vor fünf Minuten hier vorübergegangen, während seiner schwierigen Beschäftigung, Fräulein Cyprian, auf einem unvermeidlich zufälligen Spaziergang. Er hatte sie zwischen zwei wehenden Blättern zufällig erkannt, ihr helles Haar, die hohe Nase, knabenschlank; kein Zweifel, sie war es. Hätte er sie anrufen sollen? Es wäre ihr möglicherweise nicht recht gewesen; sie konnte scheu und ablehnend sein wie ein Bauernmädel, stolz, wenn ihr etwas nicht zusagte. —

Digitized by Google



Der Junggeselle (Selbstbildnis). Gemälde von Otto Griebel
Düsseldorf, Ausstellung Deutsche Kunst

Digitized by Google

Digitized by Google

Einmal war er ihr oben im Wald mit ihrem Hakenstock begegnet. „Man sieht Sie nicht mehr, Fräulein Hilla.“ „Viel zu tun,“ hatte sie in die Luft geantwortet; „ich helfe nun auch Herrn Ihlow bei seinen Bildertafeln.“ — „Möchten Sie,“ hatte er leicht und herzlich gefragt, „Frau Witt nicht näher kennenlernen —?“ Sie kannte sie sehr flüchtig durch den umgänglichen Lüdemann, auf drei, vier Worte. „Ein prächtiger Mensch, wunderbar — naja, sie hat vermutlich ihre versteckten Schlacken; bis hinters letzte Knopfloch kenne ich sie nicht — überhaupt keinen, auch Sie nicht, Hilla,“ hatte er wie der frühere große Bruder derb hinzugesetzt. Da hatte sie herzlich gelacht, tief im schmalen Schlund, wie freundliche alte Großtanten über kleine Jungen lachen. Und hatte ihn mit einem Augenheben beobachtet wie besagte freundliche Großtante und dahinter wie ein kluges, schönes Waldtier, das eine Witterung hat, ein wenig Unruhe spürt und vielleicht Angst...

Angst? Wovor? Dummes Zeug!

Also Guido schrieb nun wirklich, vom Geist gesegnet, über sich selbst. Er hatte Hilla vollkommen vergessen. —

★

Dorothee hatte sich lang und mißmutig in den Kahn gelegt.

Plötzlich richtete sie sich auf. Ihr Blut pochte. Ihr Lächeln wurde schmal und listig, und ihre Hand zitterte in der besonnten Wärme. Sie spürte ihren Leib — war das *nichts*? Es wurde ihr drückend eng unter dem Gezweig. Der Duft des Weidensafts machte schlaff, ihr dünnes Kleid drückte und brannte. Sollte sie es ausziehen? Ach, sie wäre auch mit ihrer Nacktheit allein, in der verrinnenden Zeit.

Hier, — du Waldmensch, neuerdings vom kleinen Ramses façoniert, — hier bin ich. Sie griff ins Leere, knirschte mit den Zähnen. O nein, sie kräuselte mitleidig und böse die Lippen.

Sie stand auf, nahm langsam die Riemen des Kahns und machte einige Bewegungen. Der Kahn drehte sich und glitt sacht unter den rauschenden Zweigen hinaus. Dort war es blendend hell.

„Heia!“ schrie es.

Sie erschrak und freute sich. Es wurde ruhig und mild in ihr, wie oft in dieser Zeit. Der stürmische Ruf umhüllte sie. Sie zog sich sittsam die Strümpfe und Schuhe an.

Er raffte den Weidenvorhang auseinander. „Guten Morgen, gnädige Frau.“ Er breitete die Zweige, so weit es ging, auch über ihren im Röhricht steckenden Kahn.

„Audienz also genehm?“ sprach sie mit vornehmer Nase, eine federleicht gesprochene Heiterkeit, die wie ein Flaum stach und ins Herz fiel.

„Haben Sie gearbeitet?“

Er nickte geschwollen.

„Eine Fliege störte mich. Ich war zerstreut. Da drüben ist es wärmer —“ klagte sie.

„Im Kahn gelegen?“

„Auch.“

„Da hätt' ich mich doch mal heranschleichen sollen! Ich glaubte Sie besessen vom Eifer — die Strümpfe schienen mir in der Glut der Arbeit abgezogene Warnungssignale. Die hab' ich übrigens in meiner Elegie vergessen.“

„Elegie?“

„Ja.“ Er las mit etlichem Pathos den Anfang seiner ruppigen Verse vor.

„Weiter!“ befahl sie weich.

„Nein. Eine Fliege störte mich. Oder mein eigenes Seelengespenst.“

Sie betrachtete ihn aus forschenden Augen, die von den Büschen ringsum einen tiefen Beryllglanz hatten. „Schenken Sie es mir, lieber Guido,“ bat sie mit noch sanfterer Stimme.

„Nein, das geht nicht. Das geht wirklich nicht, Dorothee. Es steht auf einem ernsthaften Blockblatt, sehen Sie. Später, Sie bekommen es bestimmt, wenn es ganz fertig ist.“ Ihre Bitte machte ihm das Herz warm, zufrieden und glücklich, erschütterte sein Herz.

Doch Dorothee sagte: „Ich wäre in diesen Tagen gern einmal weit gegangen oder auf die Seen hinausgerudert. Ich mußte mich dem alten Herrn und Billo Lüdemann anvertrauen. Gottlob kam diesmal auch Onkel Odo schon gestern.“

„Es schien mir nicht so wichtig für Sie, gnädige Frau. Ich habe inzwischen angestrengt über Sie nachgedacht.“

„Über mich?“

„Ja. Ich dachte zum Beispiel mühevoll darüber nach — daß Sie eigentlich wenig in mein derzeitiges, nun sagen wir: Weltbild passen — oder richtiger gesprochen umgekehrt: ich schon gar nicht in das Ihre.“

„Wie muß man dazu sein, um in Ihr Weltbild zu passen?“

„Keine große Dame.“

„Bin ich das?“

„O schon. Sublimiert und scheinbar entirdischt, wie es nur der Frau möglich ist.“

„Sieh, sieh. Entirdischt. Das ist hübsch gesagt, Siebelind.“

„Ich weiß, daß das ein holder Blödsinn ist.“

„Danke.“

„Ich sagte übrigens: scheinbar entirdischt.

Digitized by Google

Ich weiß auch, daß es heute die große Dame nicht mehr gibt, die auf einem Fauteuil saß und deshalb für geistreich galt. Aber Sie spielen sich auch im Leben vollendeter als wir andern uns. Nein anders, es gibt da eine Aura der Vollendung und delikatester, sehr bewußter Ansprüche. Jedenfalls sind Sie mir schlichtem naiven Menschen ein bißchen unheimlich, gnädige Frau. Gestatten Sie dieses Geständnis."

Sie hatte das Kinn in die Hand gestützt. „Wie Sie mir, Guido," sagte sie mit ihrem empfindsamen Lächeln.

Da lachte er, daß sein Adamsapfel tanzte. Er hatte den Kopf zurückgeworfen, weil ihn ein sengender Glücksstrahl durchspritzte. „Wie alt sind Sie eigentlich — genau? Verzeihen Sie."

„Guido, Sie sind wirklich unmöglich."

„Ohne Zweifel. Ein Neger. Verzeihen Sie. Ein schlichter, naiver Mensch. — Ich schätze Anfang Dreißig."

„Gut. In der Schätzung liegt die letzte Wahrheit."

Er griff nach ihrer Hand, doch die war plötzlich woanders. „Ich habe auch darüber nachgedacht, es war ein anderer Knoten in der Meditationsstrippe. Ja, es gehörte ein bißchen zu der unheimlichen und sublimierten Erscheinung."

„Und der nächste Knoten? Es gab doch noch mehr Knoten?"

„Hm. — Einen ganzen Rosenkranz!"

„Also bitte," befahl sie und sah träumerisch, den Ellenbogen auf das Knie gestützt, zu ihm auf, in einer elend machenden Köstlichkeit.

„Ja —" Siebelind wetzte erhitzt in seinem Kahn. „Wo sind eigentlich — Ihre Herren Gemahle, gnädige Frau? Sie machten gelegentlich einige Bemerkungen," stotterte er. „Sie versprachen mir einmal —"

„Tat ich das? Es genügt nicht, wenn ich allein hier sitze?"

„Himmelseidank. Vollkommen. Ich habe, offengestanden, wenig Sympathie für die Herren."

Die kirschrote Seide atmete an ihrer Brust. „Also hören Sie, lieber Herr Siebelind —" sprach sie sanft, ohne ihre Haltung zu ändern. „Mein erster Mann war Schauspieler; er hatte mich gewissermaßen entdeckt. Ein guter Mensch und ein sehr schöner Mensch. Wirklich sehr schön. Nicht sehr klug. Nein. Mancher Schauspieler darf nicht sehr klug sein. Auch Adonis war es nicht —"

„Er starb —?" fragte Guido mit sordinierter Teilnahme.

„Nein. Er hat inzwischen die dritte, vielleicht auch vierte Frau genommen. Ich weiß es nicht. Ich sprach ihn lange nicht. Wir paßten nicht gut zueinander; das war mir und vielleicht auch ihm bald klar geworden. Ich war noch nicht zwanzig damals."

„Sie sollen nicht sprechen."

„Bitte?" Sie sah ernst zu ihm auf.

„Ich bin unmöglich."

„Der Zweite —? Ich war zweiundzwanzig, als ich mich wieder verheiratete. Ein Bohémien leider. Mein zweiter Mann war Journalist, sehr begabt, eine ungewöhnliche Erscheinung, fast ein Mann, aber ohne sonstige Hemmungen. Und als nach zwei Jahren unser Kindchen starb — ja. Er sah es vollkommen ein."

Guido wetzte wieder auf seinem Sitz und beschimpfte sich. Auch ein Kindchen, ein Dorotheekindchen war dagewesen, er hätte ihre Hände streicheln mögen, er hatte ihr Kindchen nachträglich lieb. Sie hatte ein Kindchen gehabt...! „Verzeihen Sie. Ich bitte Sie zu schweigen."

„Ja, man soll nach vorn leben. Nach rückwärts leben ist, als wate man in Moder. Fühlen Sie das?"

„Genau so. Und dann —?"

„Dann — es war ein Rechtsanwalt. Nun, das ist gleich. Sie wissen ein wenig, wie ich über die Ehe denke, nicht übermäßig günstig nach meiner Erfahrung. Er war überdies seltsam eifersüchtig, spielte ein wenig, schätzte auch, um mich zu strafen oder zu zwingen, wie er sagte, eine meiner Freundinnen zu sehr und ging eines Tages zu seiner früheren Frau zurück, die als Witwe zu Geld gekommen war. Ich war damals," sie dachte nach, „etwa achtundzwanzig — ja, am Anfang," sagte sie gewissenhaft und traurig. „Und dann — dann kam eigentlich nichts mehr," schloß sie.

„Nichts mehr."

„O doch — eine Freundschaft mit einem vielgenannten Chemiker — Sie kennen vermutlich seinen Namen — er wurde krank, war es wohl immer, und starb nach einigen Jahren im Süden. Ich durfte nicht dabei sein. Diese Ehe war die schönste. —"

Soso. Rund vier. Warum, großer Gott, hatte sie sich immer wieder ernsthaft damit eingelassen? Er hätte es ihr nachträglich verbieten mögen — es kam aus letzter, roter, erzitternder Tiefe und Lust ihres Lebens, so daß sie Unvergänglichkeit, Unlöslichkeit wähnte und heischte — und 'reinfiel? Er hätte sie zornig schelten, ihr hart wehtun mögen. Man sollte sich niemals mit diesen irdisch und himmlisch begabten Wesen einlassen! Dabei wunderte er sich, daß sie so frisch und jung, so peinlich gepflegt mit ihrem feinen Duft nebenan im Kahn saß,

Digitized by Google

keine Armspanne weit, friedevoll, ein liebes, eben aus dem Ei gepelltes Menschenkind. Sie war durch Wirren, Kampf, durch Sorgen und andere abscheuliche Niederungen gegangen! Kein Fältchen verdrückt, kein Härchen locker. Alles untadelig und strahlend, wie ihre Hände — schlanke, gebenedeite Mädchenhände. Keine vierte Ehe? Abgesehen von diesem Professor oder Arzt oder Simplicius und der nachfolgenden Abreagierung. Er würde sich hüten, sie zu fragen. Es schnitt ihn quer durch den Magen. „Und dann?" fragte er.

Ihre Beryllaugen blickten starr.

Plötzlich durchschlug ihn eine helle und glückhafte Erkentnis: ihre seelische und körperliche Kraft und Leidenschaft schwemmte alles in ihr weg und rein — machte sie immer wieder neu! Jedes neue Erlebnis ließ sie neu erstehen von der Zeh bis zum Schopf. Die schlanke Kraft ihres Lebens war unzerstörbar, und ihre Arbeit war ein Jungbad, ein Zauberschwamm und eine Schrubberbürste.

Er bog sich hinüber und nahm erleichtert und völlig unbekümmert ihre Hand. „Das ist Moder, Dorothee!" Sie war Dorothee Witt, immer sie selbst. Eine Libelle mit Flammenflügeln. Sie selbst. — Und er selbst ein Rechnungsrat.

„Kommen Sie herüber zu mir. Ich will es Ihnen doch vorlesen."

Sie antwortete nicht gleich. Sie blickte träumerisch ernst und genießend über das Wasser. — Man sollte die Serie der Geständnisse allmählich abschließen! Er war in der Tat unmöglich.

Er betrachtete sie wie ein Büßer.

Sie wandte sich langsam nach ihm um.

„Cilly fährt morgen auf ein paar Tage nach Berlin. Ein Kongreß. Ich soll mit —"

Guido erbebte. „Wie lange?"

Sie dachte nach; sie hob zögernd die Braue. „Ich werde vermutlich hierbleiben," sagte sie nach einer Weile. Alle Melodien klangen in ihrer Stimme.

Er umfaßte beide Bootsränder und lehnte sich in ihren Kahn hinein. „Sie ist tüchtig und regsam, die Bürgerin Tinius?" fragte er eifrig und beglückt sehr nahe und freute sich, daß Cilly wegging.

Dorothee Witt zog die Brauen sehr hoch. „Es ist ein europäischer Kongreß," erklärte sie mit bedeutsamem Akzent und ein wenig durch die Nase. „Eine Liga. Sehr prominent, sehr elegant, sehr eifrig und ideenträchtig; leicht rechts und mäßig links gerichtet. Manche behaupten es: für die Praxis nicht allzu belangvoll. Es kommen Delegationen, hauptsächlich Damen, von weither, sie werden von Damen des Reichstags, des Munizipiums, der Industrie und der Intelligenz empfangen. Eigentlich sollte ich's mir ansehen!" Sie machte eine ehrfürchtige Miene und sah auf ihre Nasenspitze.

„Und Cilly —" Guidos Boot kippte sacht; er legte die Hand auf Dorothees sonnenwarme Hand — um besseren Halt zu haben.

„Sie macht vortreffliche Figur und zahlt mit beherrschten, klaglosen Händen. Der Name Tinius hat Gewicht und Kurs. So freut man sich des geschäftigen Lebens. Die Pinzgerin —"

„Ein wackeres Mädchen. Ein wenig zu busig. Jajajaja — die Menschen ändern sich niemals. Bestimmt nicht, Dorothee. Auch in Rußland nicht."

„Es ist abscheulich von uns," sagte Dorothee zerknirscht und duckte den Kopf. Plötzlich starrte sie nach drüben. „Sehen Sie — dort ist wieder einmal Lüdemann, bloß ohne Sahnenbaiser. Beinahe an meinem Winkel. Er dürfte uns sehen —"

„O Gott!" sagte Guido unbegreiflich erschrocken. „Kommen Sie herüber, Dorothee. Wir lassen den Vorhang herunter. Ihr Kahn da — eben ein Kahn, neutral! Schrecklich weitsichtig, solche rotbewimperten Knabenaugen. Übrigens, was geht uns der Knabe Billo an? Natürlich — wir wünschen in unsern grünen Stuben hüben und drüben nicht gestört zu sein weder vom Billo noch vom Odo — wie? Und nun — haha, kommen Sie, Dorothee. Furchtbar gleichgültig. Immerhin —" Er war äußerst beredt und bestürzt.

Sie schloß sanft die Lider bis zu einem weichen, glänzenden Spalt. Erhob sich langsam und lautlos, kaum daß die kirschrote Seide knisterte und eine Sehne knackte, und balancierte schmal, sich lächelnd im Schutz der dichten Weiden haltend, über ihren Kahn.

Wunderbar gewandt. Billo war ein blinder Hesse. Ein lächerlich unwichtiger Knabe! Aber Siebelind mußte sie doch ein bißchen stützen; jetzt kam der Schritt herüber auf hohen Beinen. Er half ihr, hielt ihre Hände, ihren Arm, denn der Kahn gab unter ihren Füßen weich nach, glitt weg wie erschüttert und geschmolzen, vor Ehrerbietung. Da zitterte etwas in ihm, in seinen Armen, daß sie hart wurden. Sie rief erschrocken, es konnte auch ein bezwungenes Lachen sein. Ihr Gesicht glitt an seinem Gesicht — lag an seinem brennenden Gesicht. Sein Auge flammte weiß — er legte hart die Lippen auf ihren Mund und die Hand auf ihre Brust.

Da lachte sie ruhig und tief. „Wir wollen nicht unvorsichtig sein, lieber Guido Siebelind!" Sie meinte bestimmt nicht bloß ihre Ungeschicklichkeit.

Digitized by Google

„Nein, das sollten wir nicht sein!“ stieß er heraus. Er war außer sich, in einer Wut. Er zitterte vor Glück. Das war nicht zu verstehen — das ließ sich bloß in unverschämten Versen oder höhnenden Kritzezeilen begreifen ... Dorothee, du alles Lebens Brand und Seligkeit.

„Bitte nicht dieses finstere Trappergesicht, Siebelind, das ist beängstigend.“

„Wir wollen Platz nehmen,“ bat er fröhlich und hart. Nun war auch sein Gesicht so weiß wie seine Augen.

Darauf umfing er sie wieder und küßte sie von neuem zart und scheu; stürmisch, rasend und unersättlich. Demütig. Kein Mensch von dieser Welt.

„Dorothee!“ schrie er. „Dorothee!“ Ein Windhauch, ein Säuseln der Luft.

„Warum fürchten wir uns eigentlich vor Lüdemann?“ fragte sie lächelnd.

„Ich weiß es nicht. Das Leben segne ihn; kleiner Billo ... du Nichts, du Werkzeug Gottes. Dorothee! ... das ist nicht wahr, wie der Himmel. Er wird einfallen — niemals! Das ist unmöglich. Du Wahrheit und Herrlichkeit in Ewigkeit.“ Er küßte ihre Hände, demütig ihre Knie, ihre Füße. „Er wird mit einem andern Kahn herüberkommen, der Bube — wie —?“ fragte er bebend vor Sorge. „Dorothee — ich liebe dich, Ich lege mein Haupt unter deine Füße, in Wasser und Sand.“ Er war sanft und grausam wie ein Kind ... „Was kümmern uns alle Kähne der Welt! Wir gehen in den Wald hinauf oder zu mir. Ins Paradeis —!“ rief er lachend, es war sein Herz, das lachte. „Dorothee, wie schön ist dein Name; ich spreche ihn in Demut und Ehrfurcht. Du bist aller Himmel Güte!“ Er war hart und krank vor Glück.

Sie schüttelte den Kopf und machte sich sacht frei. Sie hatte es ja gewußt, daß er es furchtbar ernst nehmen würde. Unabsehbar ernst. Es stand eine Sorge in ihren grünüberflackerten Augen, um ihren brennenden Mund. Er wirkte, so dünkte es sie wieder, indes ihr Herz schwer und stürmisch pochte, nicht mehr sehr beruhigend, dieser wunderliche Freund Guido ... „Lesen Sie,“ gebot sie und nahm auf der andern Bank Platz.

Nach einer Stunde schlug es vom Dorf her Mittag. Da glitt das Boot auf den See hinaus. Er ruderte mit mächtigen, zitternden Schlägen, als wolle er einen unverlierbaren Raub und Besitz blitzschnell ins Weite führen. Das Licht um sie war ein Taumel, die heiße, weiche Luft war himmlisch leicht. Dorothee ...! Die saß still am Steuer und ließ die Stricke lächelnd durch die Hände gleiten. Sein Auge sah groß und leuchtend nur sie; es war mächtiger als die Sonne; voll tiefster Andacht.

Sie wußten nicht, ob Billa Lüdemann noch zwischen den Büschen drüben stand und, die Hand über den Augen, auf das weiße Wasser sah oder ob er längst gewissenhaft zu seinen ingeniösen Büchern zurückgekehrt war. Sie verschwanden im Glanz — im Glanz.

(Fortsetzung des Romans folgt)

Ur-Schreie

Von Börries, Frhr. von Münchhausen

Ich sah ein' Knaben spielen,
Von Eschenholz sein Bogen war,
Ich sah ihn eben zielen,
Als schon sein Pfeil entflogen war.

Durch seines Fanges Wehren
Das Rohr sich bruchzersprungen bog,
Und neben ihm im Leeren
Der Jubelschrei des Jungen flog. –

Ein' Falken hört' ich schreien,
Wild warf er sich ins Blau hinauf,
Er konnt' sich nicht befreien,
Denn mit ihm stieg das Grauen auf,

Ich hört' die Schreie beide
Und wußte nicht, wer heller klang,
Ob, der aus wildem Leide
Dem grauen Raubgesellen sprang,

Ob, der aus wilder Wonne
Der Knabenbrust heraus entschallt' –
Sie flogen beid' zur Sonne
Und waren beid' jahrtausendalt.

Digitized by Google

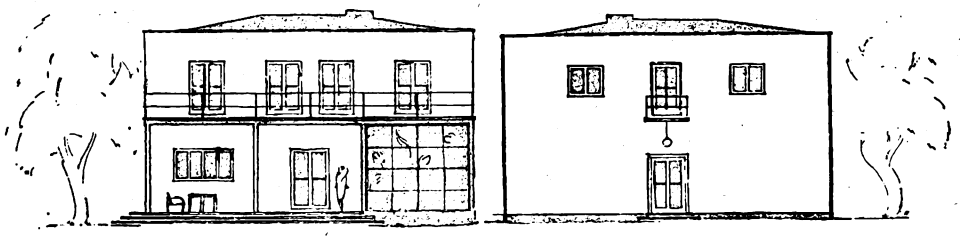
Unser Preisausschreiben

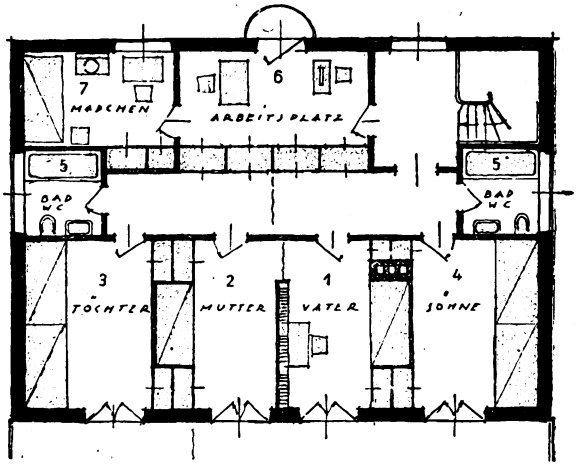
für ein Eigenhaus der jungen Welt, der neuen Zeit

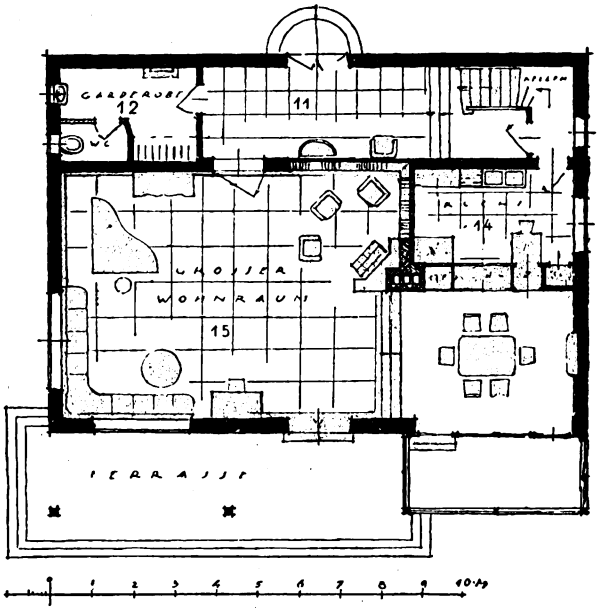
15 000 Mark Architektur-Preise; 25 000 Mark Baugeld

gestiftet von der „Deutschland"-Bauspar-A.-G. für Stadt und Land, Berlin W 8

Kennwort: Essen wir im Grünen







Obergeschoß

1. Schlafzimmer des Vaters
2. „ der Mutter
3. „ „ Töchter
4. „ „ Söhne
5. Bad
6. Nähplatz
7. Hausangestellte

Die Gesamtbaukosten betragen etwa 34 000 RM.

Die Trennwand zwischen den Elternschlafzimmern kann beseitigt werden.

Die Wäscheschränke sind sowohl nach dem Flur, gegenüber den Schlafräumen, wie nach dem Arbeitsplatz zu öffnen.

Im großen Erdgeschoßwohnraum ist der Eßplatz um drei Stufen erhöht, der guten räumlichen Wirkung halber. Durchreiche zur benachbarten Küche. Nach außen angegliedert das Pflanzenfenster.

Im Keller Waschküche mit Hausangestelltenbad, Sammelheizung, Warmwasserbereitung, Kohlen- und andere Vorratsräume.

Alles übrige aus der Zeichnung ersichtlich.

Erdgeschoß

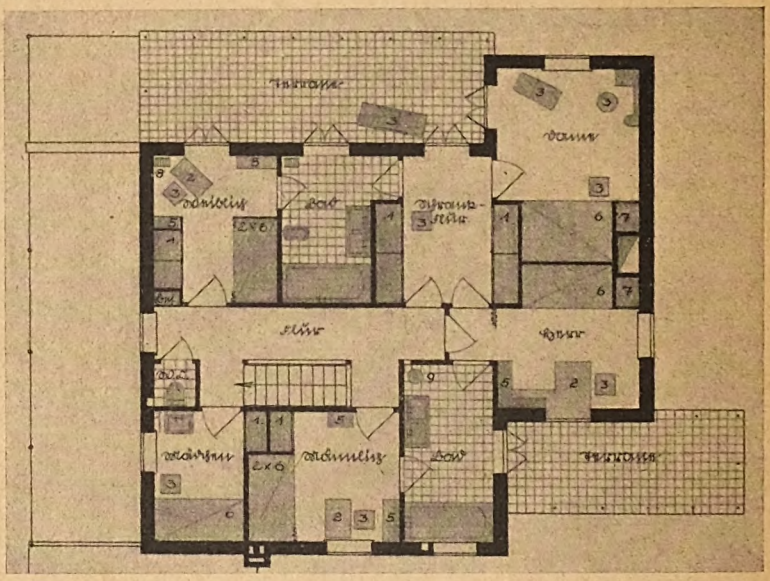
11. Eingang
12. Kleiderablage
14. Küche
15. Großer Wohnraum

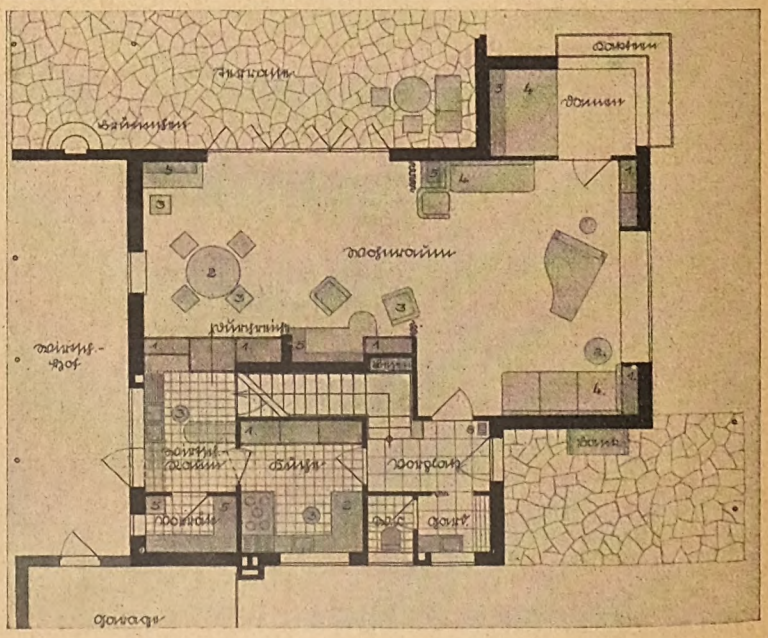
Digitized by Google

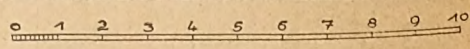
Kennwort: Antityp

Es sind 725 Kubikmeter umbauter Raum für Obergeschoß, Erdgeschoß und Kellergeschoß vorgesehen.

Die Baukosten für „Antityp" berechnen sich, ohne Garage und ohne eventuellen Trockenraum, bei Zugrundelegung von 40 RM. für den Kubikmeter auf rund 29 000 RM.

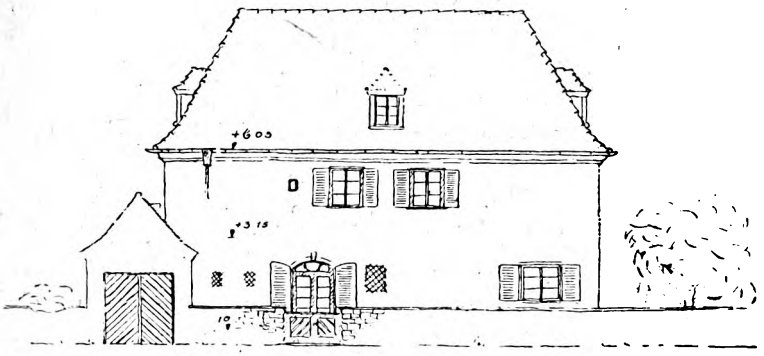


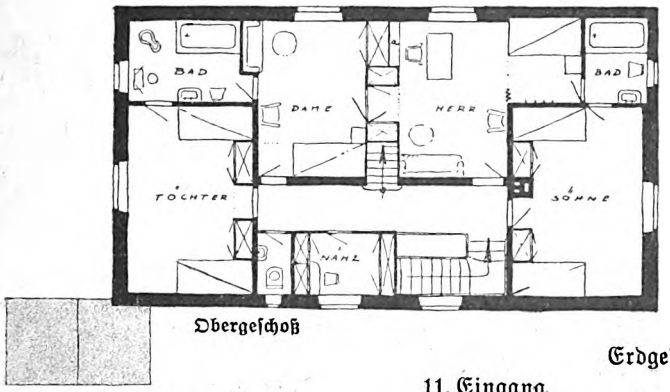




Digitized by Google

Kennwort: Grundriß



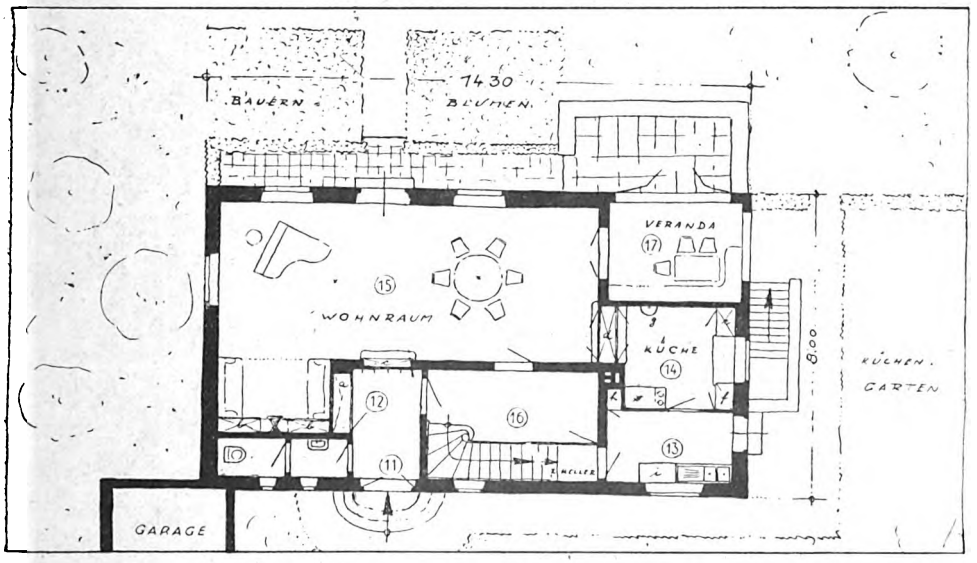


Obergeschoß

Zwei Lösungen sind hier vorgesehen: mit Dach für evtl. späteren Einbau von Fremden- und Mädchenzimmern, und auch ohne Dach. Preis 39 760 bzw. 39 060 RM. (bei einem Kubikmeterpreis von 36 RM.).

Erdgeschoß

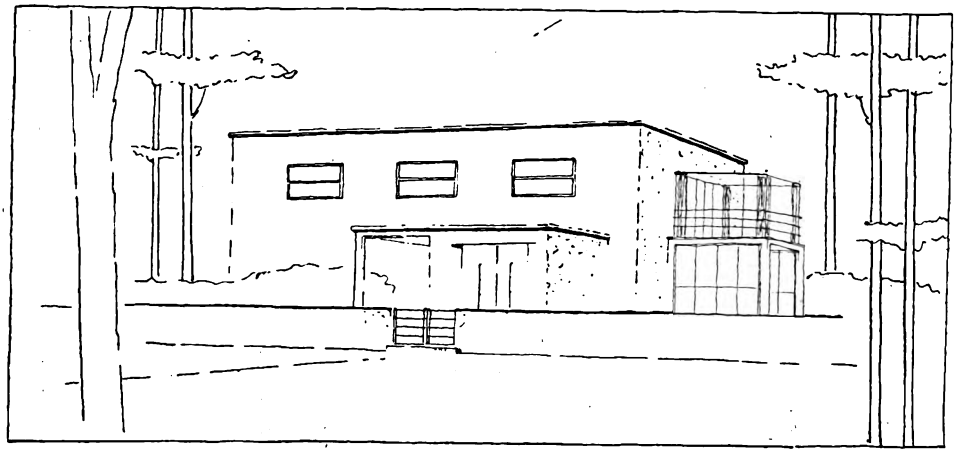
11. Eingang
12. Kleiderablage
13. Wirtschaftsraum
14. Küche
15. Großer Wohnraum
16. Flur
17. Veranda



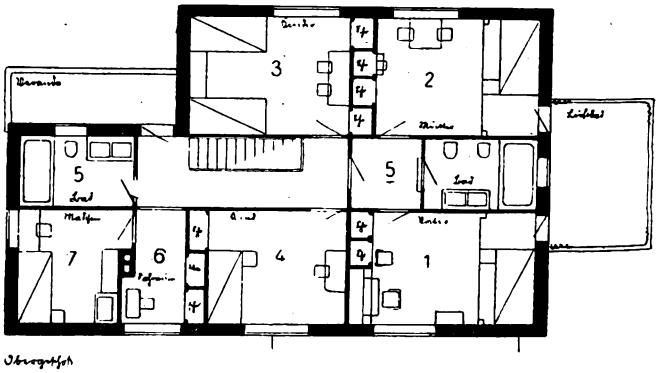
Erdgeschoß

Digitized by Google

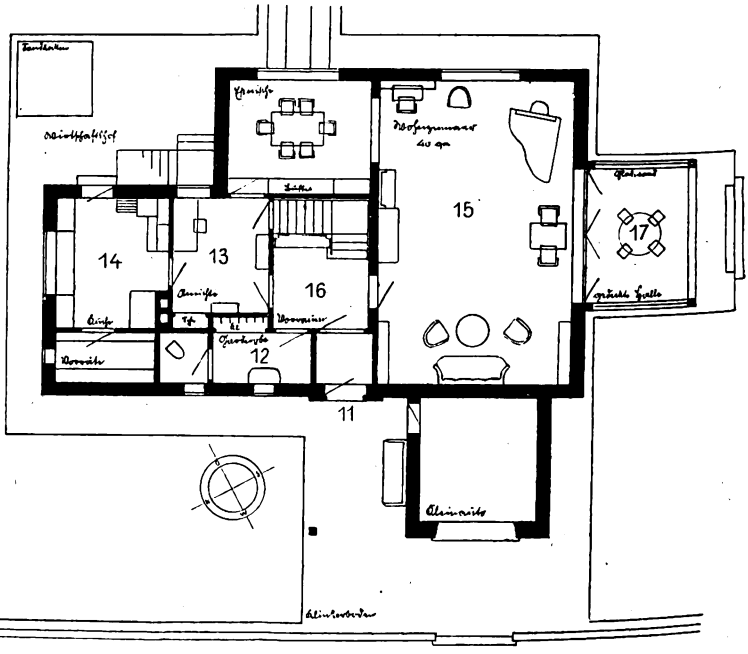
Kennwort: Nov. 28



Obergeschoß
1. Schlafzimm. d. Herrn
2. „ „ Dame
3. „ „ Töchter
4. „ „ Sohnes
5. Bad
6. Nähraum
7. Hausangestellte



Die Bezeichnung der Himmelsrichtung ist zu beachten: das Haus ist auf schräge Achse gestellt, so daß kein Raum ausschließlich nach Norden gerichtet ist. Die Haupträume für Tagesleben und Schlaf haben ihre Fenster zwischen Südost und Südwest.



Erdgeschoß
11. Eingang
12. Kleiderablage
13. Wirtschaftsraum
14. Küche
15. Großer Wohnraum
16. Flur
17. Gedeckte Veranda

Digitized by Google

Der deutsche Kleinkraftwagen auf der internationalen Automobil-Ausstellung in Berlin 1928

Von Dr.-Ing. O. Fratschner (Technische Hochschule Hannover)

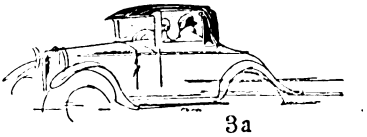
Zum ersten Male seit dem 12. Oktober 1911 fand in Berlin (in der Zeit vom 8. bis 18. November des vergangenen Jahres) eine internationale Automobil-Ausstellung statt. Und zum ersten Male nach dem Weltkriege war der deutschen Kraftfahrzeug-Industrie Gelegenheit gegeben, ihre Erzeugnisse im Wettbewerb mit der gesamten ausländischen Konkurrenz zu zeigen und ihr hohes Können unter Beweis zu stellen. Wenn auch in den letzten Jahren bereits internationale Automobil-Ausstellungen in Neuyork, Genf, Paris und London stattgefunden haben, auf denen auch einige deutsche Firmen ihre Erzeugnisse zeigten, so konnten doch diese Ausstellungen nicht ein solch geschlossenes Bild der gesamten Kraftfahrzeug-Industrie der Welt geben, wie die soeben beendete Berliner Ausstellung.

Im ganzen hatten sich etwa 600 Firmen zur Ausstellung angemeldet, darunter allein 520 deutsche. Natürlich waren nicht alle ausstellenden deutschen Firmen Kraftwagen-Hersteller, vielmehr entfiel der weitaus größte Teil auf die Erzeuger von Einzel- und Zubehörteilen zu Kraftfahrzeugen, Aufbauten, Bearbeitungsmaschinen u. dgl.

An Kraftfahrzeugen waren ausgestellt: Personenwagen von 24 deutschen und 38 ausländischen, Nutzkraftwagen von 25 deutschen und 9 ausländischen und Krafträder von 34 deutschen und 13 ausländischen Firmen. Schon diese wenigen Zahlen zeigen deutlich, wohin die Entwicklung der deutschen Kraftfahrzeug-Industrie in den letzten Jahren gegangen ist. Unser durch Krieg und Inflation verarmtes Volk konnte sich den Luxus eines großzügigen Personenkraftwagenbaues nicht leisten, da der Mittelstand als Käufer jahrelang völlig ausschied. Deshalb waren die erzeugenden Firmen gezwungen, zum großen Teil Lastkraftwagen, also reine Nutzfahrzeuge, und entsprechend der gesunkenen Kaufkraft des deutschen Volkes billige Krafträder zu bauen.

Vor dem Kriege besaß Deutschland bereits eine hochentwickelte, in der ganzen Welt geachtete Kraftfahrzeug-Industrie, die damals unbedingt an der Spitze marschierte. Während des Krieges und auch noch in den ersten Jahren nach dem Kriege war aber Deutschland übervoll mit sich selbst beschäftigt und daher völlig vom Weltmarkt abgelenkt, so daß unsere Auslandsmärkte verloren gingen. Zieht man noch die jahrelangen Währungsschwierigkeiten sowie die jahrelange Abschnürung des Ruhrgebietes und des Rheinlandes vom übrigen Deutschland in Betracht, wodurch ein geregelter Rohstoffaustausch innerhalb Deutschlands bzw. ein Bezug hochwertiger Rohstoffe aus dem Auslande zeitweilig völlig unmöglich gemacht wurde, so kann sich auch der Laie ein Bild machen von den unendlichen Schwierigkeiten, mit denen die deutsche Automobil-Industrie zu kämpfen hatte. Da anderseits aber das Ausland, besonders Nordamerika über unerschöpfliche Hilfsquellen und Rohstoffmengen verfügte, so war es kein Wunder, daß die ausländischen Kraftwagen den deutschen zeitweilig überlegen waren und Deutschland mit ausländischen Kraftfahrzeugen geradezu überschwemmt wurde. Noch am 1. Juli 1928 waren im Rheinland jedes vierte Kraftrad und jeder dritte Kraftwagen einschließlich der Lastwagen und Zugmaschinen ausländischen Ursprungs, während zur selben Zeit in der Stadt Berlin 40 Prozent aller Krafträder, 30 Prozent aller Personenkraftwagen, 17 Prozent aller Nutzkraftwagen und 58 Prozent aller Zugmaschinen ausländisches Fabrikat waren. Im Gesamtdurchschnitt war in Deutschland am 1. Juli 1928 etwa jedes neunte Kraftrad, jeder fünfte Personen- oder Lastkraftwagen und jede vierte Zugmaschine ausländischer Herkunft. Und das in einem industriell so hoch entwickelten Lande wie Deutschland.

Glücklicherweise hat uns aber die internationale Automobil-Ausstellung in Berlin gezeigt, daß es der deutschen Kraftfahrzeug-Industrie, nachdem sie die schweren Jahre des Wiederaufbaues überwunden hat, gelungen ist, ihren guten Ruf wieder zu erlangen, und wir können überzeugt sein, daß es ihr auch gelingen wird, sich ihren Platz auf dem In- und Auslandsmarkt wieder zurückzuerobern. Und schließlich steht doch Deutschland, verglichen mit den übrigen Kulturländern der Welt, erst am Anfang der Entwicklung des Kraftfahrwesens, steht es doch mit der Zahl der Kraftwagen be-



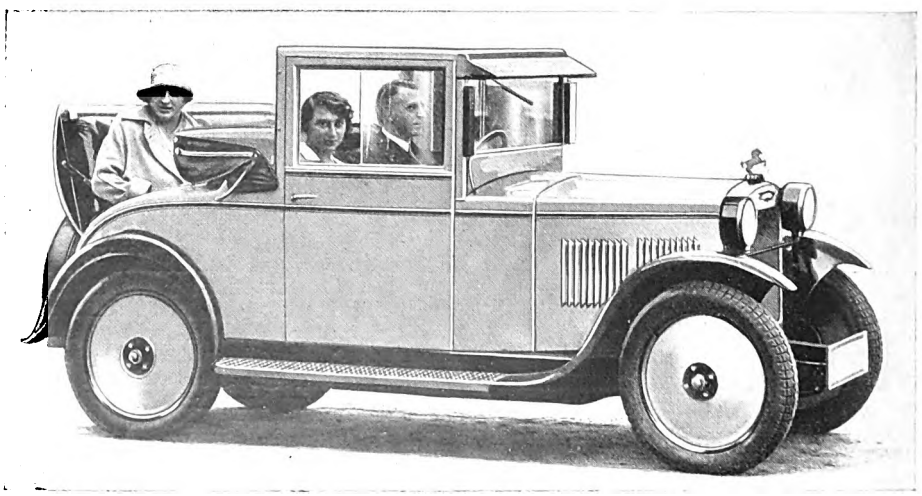
Digitized by Google

zogen auf den Kopf der Bevölkerung erst an 15. Stelle in der Welt und an 9. Stelle in Europa. Während z. B. in den Vereinigten Staaten von Nordamerika auf jeden 5. Einwohner ein Kraftwagen entfällt, kommt in Deutschland erst auf jeden 134. Einwohner ein Kraftwagen. Bezieht man auch die Krafträder mit ein, so ergibt sich freilich, daß schon auf jeden 68. Deutschen ein Kraftfahrzeug entfällt. Es wäre nun aber falsch, hieraus den Schluß zu ziehen, daß Deutschland in verkehrstechnischer Beziehung gegenüber den übrigen Kulturnationen rückständig ist, man muß vielmehr bei derartigen Betrachtungen auch die übrigen Verkehrsmöglichkeiten mit heranziehen. Und da zeigt sich, daß das deutsche Eisenbahnnetz etwa dreimal so dicht ist, wie dasjenige Nordamerikas, so daß wir Deutschen schließlich auch noch auf andere Weise reisen können, als nur im Kraftwagen.

Daß die Entwicklung des Kraftfahrwesens in Deutschland aber ständig vorangeht, mögen folgende Zahlen, die der Zeitschrift „Wirtschaft und Statistik" vom 11. Oktober 1928 entnommen sind, zeigen: Während vom 1. 7. 1926 bis zum 1. 7. 1927 der Kraftfahrzeugbestand in Deutschland sich um rund 152 000 Fahrzeuge gleich 26,6 Prozent vermehrt hatte, betrug die Zunahme vom 1. 7. 1927 bis zum 1. 7. 1928 fast 210 000 Fahrzeuge gleich rund 29 Prozent. Die Zunahme ist also sowohl rein zahlenmäßig als auch in Hundertteilen größer als im Vorjahre.

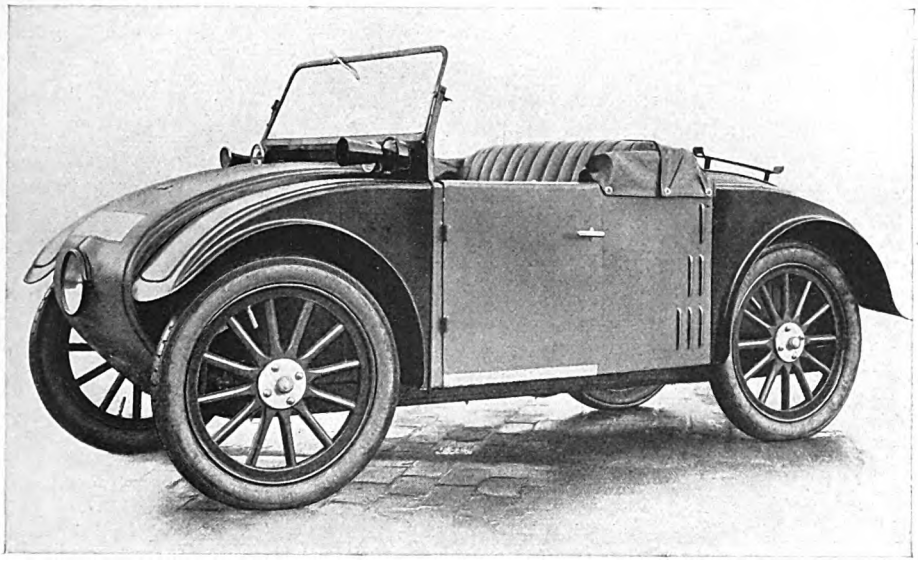
Doch nun zurück zur internationalen Automobil-Ausstellung in Berlin. Das erste, was dem aufmerksamen Beobachter auffallen mußte, ist die Tatsache, daß sowohl die Zahl der deutschen Kraftfahrzeuge bauenden Firmen als auch die Zahl der ausgestellten Typen sich wesentlich gegenüber den Vorjahren verringert hat. Es zeigt sich jetzt der Erfolg der Rationalisierung und Typisierung: weniger, aber leistungsfähige Firmen, weniger, aber gut durchkonstruierte Modelle. Während noch im Jahre 1924 etwa 80 deutsche Firmen rund 150 Modelle von Personenkraftwagen bauten, erzeugen im Jahre 1928 nur noch 27 deutsche Firmen Personenkraftwagen mit 67 Haupttypen, bei denen die Fahrgestelle unter sich verschieden sind, und 28 Nebentypen, die sich nur durch die Form der Aufbauten unterscheiden. Im Durchschnitt stellt also jede deutsche Firma nur 3—4 Typen her. Der Erfolg dieser Rationalisierung der deutschen Automobil-Industrie ist auch nicht ausgeblieben, denn wenn man die ausgestellten deutschen Kraftfahrzeuge mit den ausländischen vergleicht, so kann man feststellen, daß die deutsche Automobil-Industrie sich ihren alten Platz in der Welt wieder erobert hat und heute jeden Vergleich mit der ausländischen Konkurrenz aushalten kann. Konnte man schon in den letzten Jahren sagen, daß der deutsche Qualitätswagen dem ebenso teuren Ausländer gleichwertig war, so können wir heute, nach dem, was uns Berlin gezeigt hat, behaupten: auch der deutsche Gebrauchswagen ist dem Ausländer ebenbürtig. Ein Beweis hierfür dürfte auch schon darin liegen, daß fast alle deutschen Aussteller über Erwarten gut verkauft haben, und zwar nicht nur nach dem Inland, sondern auch nach außerdeutschen Ländern, besonders nach Ost- und Südeuropa.

Unverkennbar ist freilich das Bestreben



750 ccm/16 PS-Hanomag-Kabriolet

Digitized by Google



$^3/_{10}$-PS-Hanomag-Kleinkraftwagen, offen mit Klappverdeck

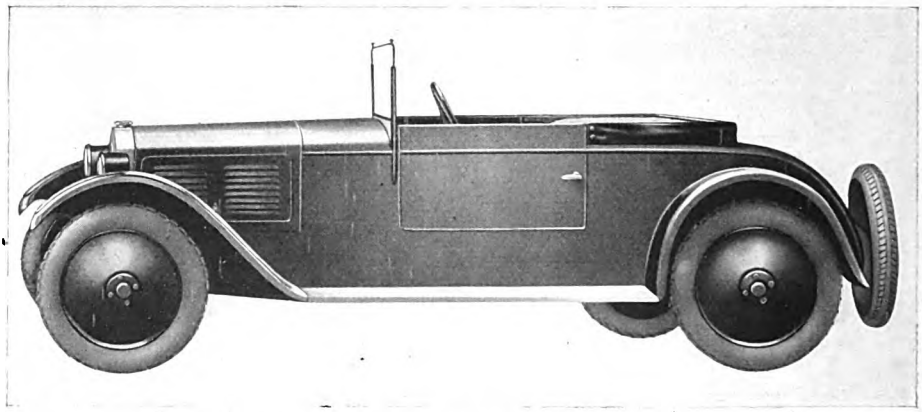
der deutschen Firmen, unter dem Zwange des ausländischen Wettbewerbes an Stelle des bislang noch überwiegenden Vierzylinder-Wagens den Sechs- und Achtzylinder-Wagen zu bauen, da der Vielzylindermotor dem Wagen besonders hohe Fahreigenschaften, starkes Anzugsmoment und ruhigen Lauf verleiht. Von den in Berlin ausgestellten 95 Typen hatten allein 52 Stück Sechszylinder-, 18 Stück Achtzylinder und 22 Stück Vierzylindermotoren. Es ist auch wohl anzunehmen, daß der Vierzylindermotor zugunsten des Vielzylinders im Laufe der Zeit noch verschiedene Typen abgeben muß, doch wird er niemals ganz verschwinden, da er sich für den kleinen Wagen als der wirtschaftlichste Motor erwiesen hat. Außerdem hat auch die Zahl der Zylinder einen großen Einfluß auf den Preis des Wagens, so daß viele Käufer gar nicht in der Lage sein werden, einen Vielzylinderwagen zu erwerben.

Es wäre nun anscheinend das Nächstliegende für einen nicht gerade kapitalkräftigen Käufer, der ein Kraftfahrzeug erwerben will, sich ein Kraftrad zuzulegen, das seine unbestreitbaren Vorzüge hat. Es ist billig in Anschaffung, Betriebsstoffverbrauch und Unterhaltung. Es braucht zum Unterstellen keine besondere Garage, sondern kann wie jedes Fahrrad fast überall eingestellt werden und hat den großen Vorzug, daß sein Besitzer auf allen Wegen, selbst auf schmalen Fußwegen fahren kann. Aber es hat einen Nachteil: der Motorradfahrer ist jedem Wind und Wetter ausgesetzt,

und das Fahren ist immerhin eine körperliche Anstrengung, der nicht jeder auf die Dauer gewachsen sein dürfte. Wenn es auch ein Vergnügen ist, bei strahlendem Sonnenschein durch die Gegend zu flitzen — und vielleicht sogar manchen vorsichtig fahrenden Kraftwagen zu überholen —, wieviel schöner ist es aber, bei Sturm und Regen im bequemen Kleinauto bei heruntergeklapptem Verdeck warm und trocken nach Hause fahren zu können. Und für den Reisenden, der seine Besuche in sauberer Kleidung machen will, ist ein Kraftrad völlig unmöglich. Deshalb ist das Kleinauto, soweit es sich nicht um reine Sport- oder besondere Berufszwecke (Fahrt zur Arbeitsstelle) handelt, dem Motorrad unbedingt vorzuziehen.

Aus diesen Gründen und um auch dem nicht gerade mit Glücksgütern gesegneten deutschen Staatsbürger den Erwerb eines eigenen Kraftwagens zu ermöglichen, haben sich verschiedene deutsche Kraftfahrzeugfabriken wieder in verstärktem Maße dem Bau von Kleinkraftwagen zugewandt. Die obere Grenze für ein Kleinauto pflegte man früher allgemein bei etwa 4 Steuer-PS und 15—20 Brems-PS anzunehmen. Diese Art der Begrenzung ist aber heute nicht mehr richtig, da nach dem neuen Kraftfahrzeugsteuergesetz vom 1. 4. 28 die Steuer nicht mehr nach Steuer-PS, sondern nach dem Zylinder-Inhalt berechnet wird. Man kann deshalb die obere Leistungsgrenze für einen Kleinkraftwagen bei etwa 1 bis 1,1 Liter Zylinder-Inhalt ansetzen, entsprechend einer Brems-

Digitized by Google



3,35/10/15 offener DKW-Kleinkraftwagen

leistung von 15 bis 20 PS je nach der Umlaufzahl des Motors.

Eins der bekanntesten Kleinautos, das durch seine von der üblichen Form des Kraftwagens abweichende Gestalt auffällt, ist wohl der sogenannte kleine Hanomag. Dieser Wagen ist das einzige deutsche Kleinauto, das mit einem Einzylindermotor ausgerüstet ist. Während bei allen übrigen Kraftfahrzeugen der Motor vor dem Führersitz liegt und durch Kupplung, Wechselgetriebe, Gelenkwelle und Ausgleichgetriebe die Hinterachse antreibt, liegt bei dem kleinen Hanomag der Motor über der Hinterachse und treibt diese über Kupplung und Wechselgetriebe unmittelbar durch Kette und Kettenrad an. Dadurch war es möglich, den Wagen besonders leicht und billig zu bauen, so daß er viele Liebhaber gefunden hat. Der Wagen wiegt in offener Ausführung etwa 370 Kilogramm, in geschlossener etwa 425 Kilogramm und kostet heute 1850 RM bzw. 2100 RM. Auf der Berliner Ausstellung zeigte nun die Hanomag erstmalig ihr neuestes Vierzylindermodell, das sich auch in seiner äußeren Gestalt wieder den üblichen Formen des Kraftwagens anpaßt. Bei diesem Modell liegt der Motor von 750 ccm Inhalt vor dem Führer und treibt in der üblichen Weise die Hinterachse an. Ein besonderer Vorteil dieses Wagens gegenüber seinem

kleinen Bruder liegt darin, daß er außer den beiden Innensitzen auch noch einen Notsitz für 1½ Personen hat. Während die Bremse des kleinen Hanomag nur auf die Hinterräder wirkt, hat das neue Modell die heute allgemein übliche Vierradbremse. Die Bremsleistung des Wagens beträgt 16 PS, sein Preis 2800 RM. Die Höchstgeschwindigkeit soll etwa 75 Stundenkilometer betragen. Zur Verminderung der Stöße und Schwingungen auf schlechter Straße ist die Federung mit besonderen Stoßdämpfern versehen.

Eine bemerkenswerte Neuerscheinung im Kleinautobau war auf der Berliner Ausstellung auch der Wagen der Zschopauer Motorenwerke, J. S. Rasmussen A.-G., Zschopau, Sa., die schon seit Jahren durch ihre DKW-Motorräder bekannt sind. Diese Firma verwendet als einziges deutsches Werk als Antriebsmaschine den sogenannten Zweitaktmotor, der im Kraftradbau seit Jahren mit gutem Erfolg eingeführt ist. Während bei den im Kraftwagenbau allgemein gebräuchlichen Viertaktmotoren auf je vier Zylinderhübe ein Arbeitshub entfällt, ist beim Zweitaktmotor jeder zweite Hub ein Arbeitshub. Der Zweitaktmotor hat also je Zylindereinheit etwa die doppelte Leistung des Viertaktmotors und läßt sich deshalb bei gleicher Leistung bedeutend kleiner bauen, als der Viertaktmotor. Eine Neuerung des DKW-Wagens ist auch der Doppelstufen-Mehrdüsen-Vergaser, der bei einem Zylinder-Inhalt von 584 ccm Höchstleistungen bis zu 15 Brems-PS gestatten soll. Bemerkenswert ist bei diesem Wagen auch die Federung, da an Stelle der allgemein gebräuchlichen Längsfedern gelenklose Querfedern verwandt worden sind. Die Handbremse des Wagens wirkt auf ein Vorder- und ein diametral gegenüberliegendes Hinterrad, die Fußbremse auf alle vier Räder. Auch dieser Wagen hat zwei Innensitze und einen Notsitz für 1½ Personen. Der Wagen ist äußerst leicht gebaut, er wiegt bei einem Radstand von 2600 mm als offener Wagen nur 520 kg und kostet in offener Ausführung 2500 RM und als sogenanntes Kabriolett 2750 RM.

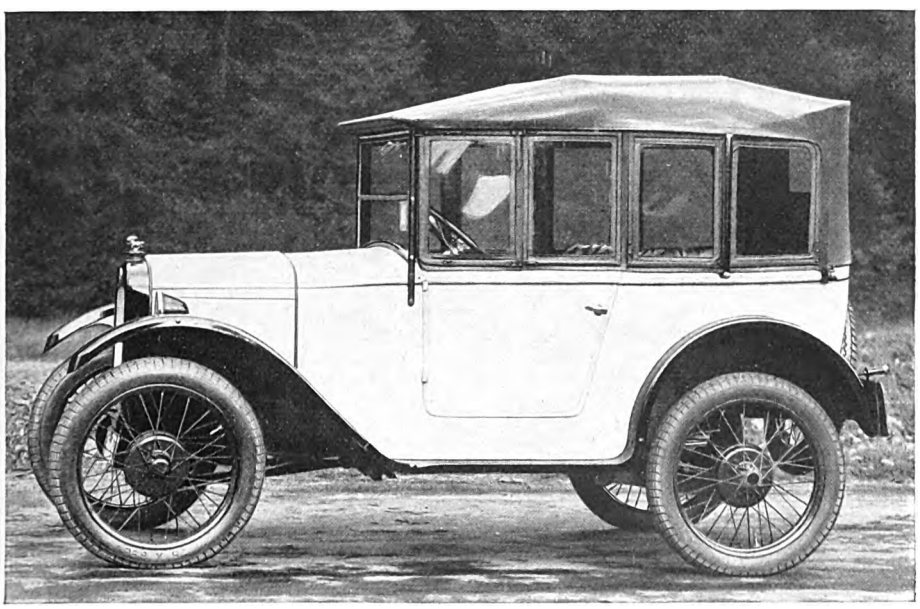
Weiter fand auf der Berliner Ausstellung auch der kleine Dixi-Wagen allge-

Digitized by Google

meine Beachtung, der auch im Straßenverkehr schon häufig zu beobachten ist. Der Vierzylindermotor dieses Wagens mit 748,5 ccm Inhalt leistet bei 3000 Umläufen je Minute 15 PS und verleiht dem Wagen eine Geschwindigkeit von 70 bis 80 Kilometer. Auch das Fahrgestell dieses Wagens ist besonders leicht gehalten. Vorn hat der Wagen eine Querfeder, hinten zwei sogenannte Auslegerfedern. Zur Verminderung der Stöße auf schlechter Straßendecke sind besondere Stoßdämpfer vorgesehen. Die Verbindung des Wechselgetriebes mit der Hinterachse geschieht durch eine Gelenkwelle, die an der hinteren Querverbindung des Rahmens durch ein Kardangelenk mit Schubkugel unterbrochen ist, so daß die Hinterfedern von den Schubkräften entlastet sind. Der Wagen bietet Platz für drei Personen und wiegt bei einem Radstand von 1900 mm in offener Ausführung nur etwa 430 kg. Er kostet je nach Ausführung 2595—3050 RM.

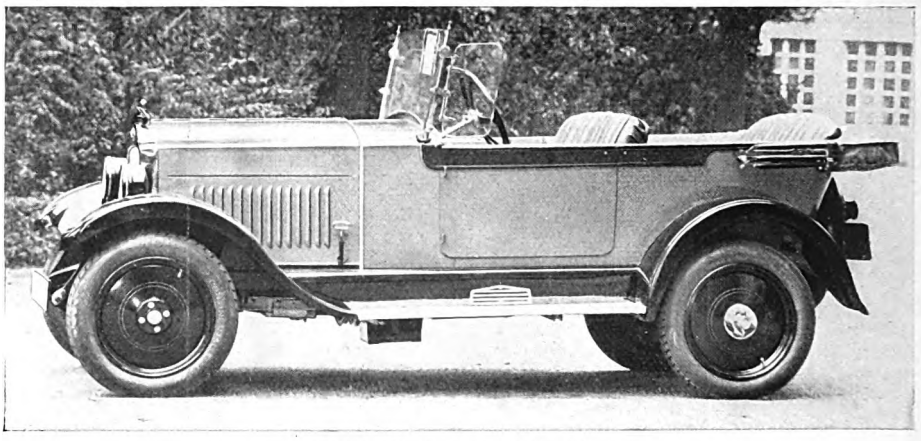
Die bislang genannten deutschen Kleinkraftwagen sind entweder auf der letzten Berliner Automobil-Ausstellung erstmalig gezeigt, wie der neue Hanomag und der DKW-Wagen, oder erst kurze Zeit auf dem Markt, wie der kleine Dixi. Man darf nun aber in der Reihe der deutschen Kleinwagen keinesfalls den 1,1 Liter-4-PS-Opel vergessen, der in seiner früheren Gestalt als „Laubfrosch" schon seit Jahren bekannt und beliebt ist. Dieser Wagen erscheint jetzt auf der Ausstellung in neuer, verbesserter Auflage als offener und geschlossener Zwei- und Viersitzer. Da die Firma Opel heute mit einer Tagesleistung von etwa 500 Wagen die größte deutsche Kraftwagen-Erzeugung hat und alle Wagen serienmäßig baut, so kann sie den offenen Zweisitzer schon für 2500 RM und den offenen Viersitzer für 2980 RM liefern. Das sind Preise, die in Anbetracht des verhältnismäßig stark bemessenen Motors sowie der übrigen Einrichtungen des Wagens als niedrig zu bezeichnen sind. Besonders der Viersitzer dürfte für manchen Käufer, für den der zwei- bis dreisitzige Wagen nicht ausreicht, das gegebene Kraftfahrzeug sein, zumal dem Wagen infolge seiner starken Maschine Leistungen zugemutet werden können, die an diejenigen eines mittelstarken Wagens heranreichen. Der Wagen wiegt als offener Zweisitzer 620 und als offener Viersitzer 700 kg. Der Motor leistet 16—20 Brems-PS.

Nun wird aber den Leser, der mit der Absicht umgeht, sich einen eigenen Kraftwagen zu kaufen, wahrscheinlich besonders die Frage interessieren: Was kostet der Kraftwagen in Betrieb und Unterhaltung? Diese Frage kann einigermaßen mit Genauigkeit nur beantwortet werden, wenn die Größe des Kraftwagens, die Art des Geländes sowie die übrigen Verhältnisse, unter denen er gebraucht werden soll, bekannt sind. Da ist z. B. die Frage der Abschreibung. Während ein Kaufmann, der seinen Wagen für rein geschäftliche Zwecke gekauft hat, diesen zweckmäßig so schnell wie möglich abschreiben wird, kann derjenige, der sich den Wagen in der Hauptsache zum Vergnügen oder zu Erholungszwecken gekauft hat, mit sehr kleinen Abschreibungssätzen auskommen. Ebenso kann auch die Frage nach der Höhe der Garagen-Miete nicht ohne weiteres beantwortet werden, da



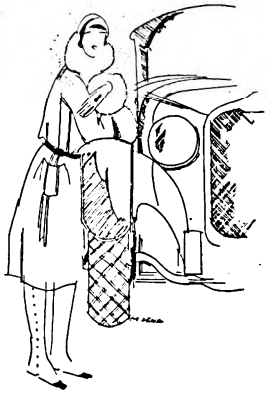
3/16 PS-Dixi mit vollständig aufgeklapptem Allwetterverdeck

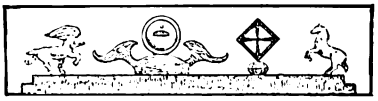
Digitized by Google



1,1 l 16 PS-offener Opel-Viersitzer

die Kosten ganz davon abhängen, ob die Garage im teuren Zentrum einer Großstadt oder in einem billigen Vorort liegt. Unbedingt fest liegt nur die Höhe der Steuer. Nach dem neuen Kraftfahrzeugsteuergesetz vom 1. 4. 1928 kosten je 100 ccm Zylinderinhalt 12 RM an Steuer, wozu für das Jahr 1928 noch ein Zuschlag von 20 Prozent und für 1929 ein solcher von 15 Prozent für Wegeabnutzung erhoben wird. Bei der Berechnung des Zylinder-Inhaltes werden freilich jede angefangenen 100 ccm voll berechnet. Das heißt also: ein Kleinwagen mit einem Motor von 750 ccm Inhalt kostet an Steuer $8 \times 12 = 96.—$ RM, dazu für 1928 ein Zuschlag von 20 Prozent = 19.20 RM = rund 20 RM, also zusammen 116.— RM und für 1929 96.— RM plus 15 Prozent = 111.— RM. Ferner muß der Kraftwagenbesitzer noch auf alle Fälle mit den Kosten der Haftpflichtversicherung rechnen, die jährlich je nach der Höhe der Versicherungssumme zwischen 100.— und 150.— RM liegen dürften. Über die Kosten der Unterhaltung des Wagens lassen sich bestimmte Angaben nicht machen, da diese sich ganz danach richten, wie der Wagen behandelt und wie oft er gebraucht wird. Der Brennstoffverbrauch der Kleinwagen schwankt je nach der Stärke des Motors zwischen 5—7 Liter, der Ölverbrauch zwischen 0,25 und 0,5 kg je 100 km, so daß jede 100 km Fahrt im Kleinwagen an reinen Betriebsstoffkosten heute etwa 2,20 bis 3,30 RM kosten werden. Alles in allem kann man annehmen, daß die Kosten des Kleinwagens unter Berücksichtigung der Ausgaben für Steuer, Versicherung, Garagen-Miete, Betriebsunterhaltung, Reifen- und Betriebsstoffverbrauch bei einer Jahresleistung von rd. 15 000 km etwa 7,5 bis 8,5 Pfg. und bei einer Jahresleistung von 30 000 km etwa 5,5 bis 6,5 Pfg. je Kilometer betragen. Vergleicht man hiermit die Fahrpreise auf der deutschen Reichsbahn mit 3,7 Pfg. je Kilometer in der Holzklasse und 5,6 Pfg. in der Polsterklasse, so muß man die Kosten des Kleinkraftwagens, wenn man ihn selbst fährt, als sehr günstig bezeichnen, ganz abgesehen davon, daß das Fahren im eigenen Wagen infolge der Unabhängigkeit von Zeit und Ort ein Vergnügen ist. Zum Schluß wäre noch darauf hinzuweisen, daß es keinesfalls erforderlich ist, einen Kraftwagen beim Ankauf sofort bar zu bezahlen, sondern daß die meisten Firmen heute nur etwa 1/4 bis 1/6 des Kaufpreises als Anzahlung verlangen, während der Rest in 12 bis 18 Monatsraten getilgt werden kann. Zudem übernehmen auch die Firmen im allgemeinen noch die Ausbildung des Käufers in der Führung des Kraftwagens, so daß dieser lediglich die amtlichen Prüfungsgebühren zu bezahlen hat.





Digitized by Google

Flut unter Brücken

Novelle von Richard Eßwein

Es war so, daß man meinen konnte, die große, eiserne Brücke, die aussah, wie die gigantische Häkelarbeit eines Riesen, schrie ihre etwas kürzere, massivere, gedrungenere Schwester an: „Was liegst du in deiner Faulheit und schaust zu mir herüber? — Ich war vor dir. Ich habe gesehen, wie sie dich zusammengetragen haben! Du bist ein übles Zugeständnis an den Kleinbürger; an den Dutzendmenschen, der keinen Horizont hat. Ich bin karg und sparsam zusammengesetzt; man kann von oben durch mein Gerippe schauen und sieht die Wasser unter mir hindurchwallen; und wenn die Menschen aus ihren Schiffen heraufblicken, sehen sie zwischen meinen Knochen und meinen Sehnen den hellen, blauen Himmel. Und über mich hinweg eilen die schweren, langen Züge, die Länder mit Ländern verbinden und Menschen zu Menschen bringen. Aber du bist verschwenderisch und breit und faul hingelehnt, und zwischen deinen Rippen sind Steinplatten, und über deinen glatten Rücken gehen und kriechen und lustwandeln, wie sie sagen, kleine Menschen, die kaum über dein Geländer hinwegschauen können; und dumme Buben stecken die Köpfe durch deine Randpfeiler und spucken den Ruderern in die Boote. Du dienst der Behäbigkeit und der Faulheit; ich bin für die Welt."

★

Übrigens muß, wie es wahr ist, gesagt werden, daß die kleine, schlanke Frau, die auf der breiten, steinernen Brücke stand, die Ellbogen auf das Geländer gestützt und das Gesicht an die gefalteten Hände gelehnt, keinen Unfug mit den Ruderern trieb. Es waren überhaupt keine Boote auf dem stillen, beinahe sonntäglich anmutenden Wasser, und die Frau blickte nur gedankenverloren vor sich in die Wellen, die langsam und behäbig dahinwogten, und merkte nicht, wie klein die breite, steinerne Brücke unter dem endlosen, blaßblauen Himmel war und wie winzig sie selbst auf der großen Brücke aussah. Sie sah nur mit weit offenen, starr lächelnden, blicklosen Augen, wie im Himmelblau das Wasser drunten tiefer wurde und durchsichtiger. Man konnte an ein stilles, blasses Angesicht denken — und wie die Wellen kleine, scharf schwarze Risse in die helle Fläche zogen.

Das war wie ein Spiel, wie ein sonderbar lustiges, kindlich leichtes Spiel . . .

Die kleine, schlanke Frau auf der Brücke lächelte ein wenig, als das Gestänge der schlanken Eisenbahnbrücke drüben unter einer Schlange von rasselnden, klirrenden Wagen zu dröhnen und zu stöhnen begann. Vielleicht war in einem Abteil ein Fenster geöffnet, und er sah sie hier stehen. Sie dachte ‚er', und ‚seine blauen Augen', und ‚seine weichen, hellen Haare, durch die man gern mit der Hand fährt'; und sie dachte: ‚Dämmerung — Winkel im Erker — leise sprechen, murmeln, flüstern, schweigend träumen — kühle, herbe Hände, die ungeschickt liebkosen — Druck, der sich ums Herz legt — Wonne — Dämmern — er — du —'

„— er — du! —" sagte sie leise. Sie lächelte, wie sie daran dachte, daß man in einen Traum hineingreifen und ein Bild vor sich hinstellen könne. Aber dann legte sich um das Lächeln eine schmale Falte, die sich tief und scharf von den Nasenflügeln zum Mund hinabzog, und engte das Lächeln ein und erstickte es. Und die Brauen in dem hübschen, feinen Gesicht zogen sich zusammen und stellten einen senkrechten Schatten zwischen sich, grad' auf die Nasenwurzel; und die Augen röteten sich und wurden feucht, und um die Mundwinkel zuckte es, und die Lippen bebten und formten leise, unverständliche Worte, in denen Gedanken waren, die hinter der kindhaft runden, weißen Stirn tobten. Sie dachte, daß die Hand, die so ungeschickt geschmeichelt hatte, hart war; und dachte daran, daß die Hand, die sie geküßt, sie geschlagen hatte, und daß der Mann, der vielleicht drüben im Zug saß, von ihr gegangen war, und daß sie die Hand, die ihr wehgetan hatte, wieder küssen wollte . . .

Es war etwas Quälendes in dem Gedanken, daß er nun zurückkommen wollte. Eine große Ratlosigkeit: wie ihm begegnen? Wie über all das hinwegkommen, was war? Wie es über sich bringen, einfach und mit einer selbstverständlichen Bewegung zu kapitulieren, so etwa, wie man mit Lineal und Stift einen Strich zieht? Warum überhaupt die Waffen strecken, da er doch auch im Unrecht war? Drüber hinweggehen müßte Heuchelei sein, denn das Vergangene war noch zu lebendig, als daß man es einfach als erledigt betrachten könnte. Davon sprechen würde von neuem peinliche Stunden bringen; und es würde nicht einmal gut, zum mindesten nicht leicht

Digitized by Google

sein, denn er war ein kluger Dialektiker und ein Despot. Und vielleicht — der Gedanke überfiel sie wie eine Lähmung — war er nicht nur gleich ihr im Unrecht, sondern in der Art, wie er die Dinge sah, sogar im Recht . . .

Sie dachte den Gedanken von neuem, der ihr wie eine Eingebung, so plötzlich, gekommen war, als sie den Brief las, der ihm vorausgeeilt war: ihm entgegengehen, nicht lachen, nicht weinen; nur wenn er aus dem Zug steigt, zu ihm gehen, die Arme um seinen Nacken legen, und dann an seiner Seite langsam den Weg nach Hause nehmen, ohne ein Wort, nur mit einer stillen Seligkeit im Herzen: er ist nicht „er", und ich bin nicht „ich", sondern wir sind „wir" . . .

Sie dachte den Gedanken von neuem, und er schien ihr unmöglich, phantastisch, seine Ausführung undenkbar und unsinnig. War es nicht eine tiefe Demütigung, die sie sich selbst antun wollte? Sie begriff plötzlich selbst nicht mehr, daß sie diesem Gedanken Raum hatte geben können; daß er soweit von ihr Besitz ergriffen hatte, daß sie schon, mit ihrem besten Kleid angetan, auf dem Weg zum Bahnhof war. Es war eigentlich nur ein flüchtiger und etwas mutwilliger Einfall, der sie auf der großen, steinernen Brücke festgehalten hatte: daß drüben der Zug vorbeifahren mußte, und daß vielleicht ein Fenster geöffnet war und ein weißes Tüchlein winkte. Sie hatte sich tausendmal vorgesprochen: ‚Er vergißt nicht,' und tausendmal von neuem, und hatte sich so in diese Vorstellung hineingelebt, daß sie auch in sich den Willen genährt hatte, nicht zu vergessen. Nicht zu vergelten, aber auch nicht zu vergessen. Die Zeit, die ihr wehgetan hatte, sollte bluten wie eine offene Wunde . . .

Die Frau hob mit einem langsamen, tief müden Seufzer die Arme vom Brückengeländer und ging den Weg zurück, den sie gekommen war. Sie hatte den Kopf gesenkt, und die Hände vor dem Leib gefaltet, und ihre Schritte waren klein und zögernd. Sie ging durch breite Straßen und bog in kleine, schmale Gassen ein, und mit denselben lächelnden, weit geöffneten, blicklosen Augen, mit denen sie in das Himmelblau geschaut hatte, das im Wasser schwamm, nahm sie in ihrer Wohnung die Blumen aus den langstieligen, dünnen und weiten, gebauchten Vasen und schenkte sie fremden Kindern, die unter dem Fenster spielten. Und dann ging sie durch die kleinen Räume, die jetzt schmucklos, beinahe liebelos aussahen, und fuhr mit einem Tuch über die Möbel, es sollte peinliche Sauberkeit herrschen; und bisweilen runzelte sie die Brauen, wenn sie daran dachte, wie die nächsten Stunden werden mochten. Nur, als sie das Tuch über die fast zierlichen Möbel im Erker gleiten ließ, lächelte sie wehmütig, und sie trat behutsam auf, als fürchte sie, die süßen, heißen Stunden aufzuschrecken, die hier gelegen hatten; Stunden, die so voll inniger Liebe waren und so voll Wehmut und so voll — Grauen, ja, voll heimlichem Grauen vor dem unbändigen Glück . . .

Die kleine, schmale Frau öffnete, wie ein plötzlicher Gedanke zu ihr kam, das Fenster und brach vom Rosenstrauch, der draußen im Scherben wuchs, eine halberblühte Knospe; die stellte sie im Glas mitten im Zimmer auf den Tisch. ‚Es sieht freundlicher aus,' dachte sie, ‚und die Knospe ist weiß und unschuldig wie die Stunde, die kommt.' Und dann setzte sie sich neben das offene Fenster und sann; und ihre Gedanken, die immer wieder zu der großen Brücke flogen, wurden wehmütig; sie wartete auf den Mann, aber sie fühlte sich einsam. ‚Es ist nicht mehr, wie es war,' dachte sie, und eine kleine, silberne Träne tropfte auf ihre Hand . . .

*

Der Mann hatte im fahrenden Zug nur hinter der halbgeschlossenen Gardine hervorgelugt, aber er hatte trotzdem bemerkt, daß die Frau drüben am Geländer stand. Er lächelte kaum merkbar, und als der Zug wieder über flaches Feld rollte, langsamer und langsamer werdend, erhob er sich von der harten, schwankenden Bank und reckte die Arme. Es war ihm, als habe sich da vorhin ein Tor aufgetan, durch das der Pfad nach Hause führte. ‚Über die Brücke,' dachte er, ‚führt der Weg zum Bahnhof, und sie wird gekommen sein, dich heimzuholen.' Es war wohl doch nicht so ernst gewesen, was ihn aus dem Hause und in die Ferne getrieben hatte; und man hätte vielleicht damals nicht so schnell handeln sollen.

‚Sie wird am Bahnhof sein,' dachte er nochmal, ‚ich will sie küssen und ihre Hand, ihre weiche, kleine, schmale Hand halten; wir werden nach Hause gehen und lachen und werden Brot und Fleisch einkaufen und unsere Häuslichkeit mit uns herumtragen; die Leute werden uns sehen und werden über uns lächeln und meinen, wir seien wohl glücklich, aber so ausgelassen brauchte man sich doch nicht zu gebärden. Aber ich werde trotzdem unbändig sein, wie ein Bräutigam; und sie wird sich freuen und mir ins Gesicht schauen, und ihre Augen

Digitized by Google

werden glücklich lachen . . . Sie wird ganz unbefangen sein,' versuchte er sich vorzumalen, und schämte sich, daß er sich, bis er sie auf der Brücke entdeckte, hinter der Gardine verborgen hatte.

Sein Herz pochte heftig, als der Zug langsam, rollend, schnaufend in die Halle stampfte. Er ging dem Ausgang zu, immer um sich schauend, wurde angerufen, erwiderte den Gruß eines Bekannten, aber die Frau, seine Frau, fand er nicht. Hinter der Sperre in der großen Halle, die von Wartenden und Erwarteten wimmelte, blieb er stehen und ließ die Augen durch den weiten Raum schweifen, irgendwo, irgendwo mußte sie doch sein, die kleine, schlanke, zarte Frauengestalt, die er so gut kannte. Er hatte sie ja gesehen, und sie mußte hier sein. Aber er fand sie nicht; die Vorhalle wurde fast menschenleer, und er empfand plötzlich das Alleinsein und Herumstehen peinlich. Vielleicht hatte sie sich nicht in das Gedränge gewagt und stand irgendwo abseits, unten vor der Treppe oder draußen am Eingang. Er begann von neuem zu suchen, und dann kroch es ganz langsam und ganz heiß in ihm hoch: sie war nicht gekommen, trotzdem er ihr geschrieben hatte. Sie war es wohl gar nicht gewesen, die er auf der Brücke gesehen hatte. ‚Oder vielleicht ist der Weg doch länger, und sie ist noch unterwegs . . .' dachte er zögernd. Er ging in ein Gasthaus, das dem Bahnhof gegenüber lag, und setzte sich ans Fenster. Er wartete.

Eigentlich war es doch sonderbar, wie schnell und wie gründlich sich der Mensch wandeln konnte. Er war voll Zorn von daheim fortgelaufen, mit dem Gedanken: ‚Jetzt geht es wirklich nicht mehr weiter, jetzt nicht mehr.' Dann war er draußen ganz plötzlich ruhiger geworden, er sah die Dinge klarer und glaubte ihre Ursachen zu begreifen; aber da er damals aus dem Hause gegangen war, konnte er doch nicht heute wieder zurückkehren: er schloß sich zu, und achtete der eigenen Gedanken nicht mehr. Er schrie sie an, und verbot ihnen, zu ihm zu kommen. — Und dann wich, wieder in schroffem Wechsel, die Verstocktheit; die verlassene Frau hatte ihm schöne, gütige, und er glaubte verstehende Worte geschrieben. Er ging wieder heim und dachte nicht mehr daran, daß er noch vor kurzer Zeit geglaubt hatte, es sei nicht mehr auszuhalten, das Leben an ihrer Seite. — Als er meinte, sie auf der Brücke zu sehen, fielen vollends die letzten Gedanken, die sich noch heimlich gegen die Rückkehr gesträubt hatten, in sich zusammen, und jetzt — saß er in dem kleinen, nicht ganz sauberen Gastzimmer, und um ihn herum wurde getrunken und geraucht.

Er wartete; aber er hatte die innere Gewißheit, daß sie zu Hause mit gefalteten Händen auf einem Stuhl saß, und die Minuten über sich kommen ließ, ohne zu denken, ohne zu wehren. Er trank Bier und Schnaps, mehr, als ihm selbst lieb war; und dachte nicht mehr daran, daß er wartete ... der Wirt machte sich bezahlt und löschte ein Licht nach dem andern, die Mamsell rückte die Tische, stellte die Stühle aufeinander und warf feuchten Sand in den Raum; die Gäste verschwanden, und wie der Lärm aufhörte, empfand er wieder das Alleinsein wie einen Makel und hakte den Hut von der Wand.

Dieser Weg durch die neblige Nachtkühle, durch graue Schwaden, aus denen Kuppen von Strauchwerk hervorbrachen, war leer; gedankenlos; ohne Bilder. Es war ein Schreiten, das der Körper wie eine schwere Arbeit ertrug. Der Pfad reckte sich schier ohne Ende, und die steinerne Brücke, unter der ein rotes Licht hindurchhuschte, klang kurz und hart unter den Tritten, und dann taten sich wieder Straßen auf, und das Echo sprang an den langen Häusern in die Höhe. — Es war in dem Augenblick, in dem es geschah, nicht mehr, als eine altgewohnte Bewegung, als der Mann den Schlüssel in die Tür schob und in der Öffnung verschwand und drinnen wieder verschloß. Er klomm die Stiegen hinauf und schloß wieder, dachte flüchtig, daß kein Licht sei und daß drüben das Schlafzimmer liege, und ging in die Küche. Seine Füße schmerzten von dem ungewohnten Weg, er ließ sich erleichtert in einen Stuhl gleiten, streckte die Beine von sich und lehnte den Kopf gegen die Wand. Einen Augenblick horchend; es regte sich kein Laut. Dann wurde sein Denken wie die Nacht ringsum gleichförmig, ruhig, ganz ruhig; still, wie eine Sommernacht auf einem Kirchhof; er empfand nicht mehr, was um ihn war; er saß und hatte Ruhe, und der Schlaf lag in der Nacht und deckte alles zu: sinkende Hände und sinkende Lider und sinkende Hoffnungen . . .

— — — — — — — — — — —

Die Frau saß im dunklen Zimmer am Fenster, als draußen die Tür ging und Schritte in der Wohnung waren, und sie wußte, daß er nun wieder daheim war, und preßte die Hände an den Mund, um nicht aufzuschreien von der Erregung des Augenblicks. Sie lauschte, und ihr Atem flog, und ihr Herz raste: in der nächsten Minute

Digitized by Google

mußte das Wiederfinden sein, und das neue Leben, und das große Feuer, in dem sie untergehen wollte. In der nächsten Minute ...

Sie lauschte . . ., und es wurde still in der Wohnung, und die Minute war leer, auf die sie gehofft hatte. Um ihre Kehle lag eine harte, unbarmherzig würgende Faust, und sie weinte hilflos und todtraurig und ohne Halt ...

*

Als der Mann erwachte, lag noch Dämmerung in dem kleinen Raum. Seine Glieder schmerzten, und er mußte einen Augenblick nachdenken, wie alles gekommen sei. Er saß mit geschlossenen Lidern, aber er fühlte, daß die Frau vor ihm stand; und dann sah er ihre weiße, immer saubere Schürze, und sie hatte die Hände gefaltet.

„Warum bist du gekommen wie ein Einbrecher?" fragte sie leise und ohne Vorwurf.

„Warum fragst du mich etwas?" entwortete er, und seine Stimme klang leer. „Und weißt doch, daß ich dir nicht die Wahrheit sagen würde . . ."

Sie wandte sich ab und hantierte mit Feuerhaken und Ringen und Töpfen.

„Willst du etwas essen?" fragte sie nach einer Weile, und begann, ohne daß sie eine Antwort erwartet hätte, den Tisch zu decken. Und dann saßen sie wieder vor demselben blütenweißen Tuch und brachen von demselben Brot, und er hatte ein Gefühl, als nähme er das Abendmahl mit einer heimlich Verstoßenen . . .

Ein großes Mitleid kam über ihn; er betrachtete ihre Hände, wie sie das Brot nahmen und immer ein wenig zitterten, und sah in der Küche um sich, und wagte nicht, die Augen zu ihrem Gesicht zu erheben. Er fragte nach Unwesentlichem, das weit abseits lag, und hörte aus der Antwort immer nur das, was sich auf seine Frau und auf ihr Alleinsein und auf die vergangenen Wochen bezog. Und sie verlangte nicht zu wissen, wo er sich in der Zwischenzeit aufgehalten hatte; sie sah an seinem Gesicht und merkte an seinem Reden, daß er zerrissen war und daß er den Weg zu ihr noch nicht sah. Sie war froh, als er für den Mittag sein Lieblingsgericht verlangte, und meinte, daß er sich geborgen fühle in dem Augenblick, in dem er Gutes von ihr erwartete.

Es war wie eine ungesprochene Vereinbarung, daß sie das Vergangene einfach am Wege liegen ließen. Vielleicht war es gut zu schweigen und weiter zu gehen ...

Der Mann war in der nächsten Zeit viel um sie, und sie dachte, es sei doch ein anderes Leben, und die kurze Trennung wohl doch nicht vergeblich gewesen. Vielleicht war es Zufall, daß sie bei ihren kleinen, nachmittäglichen Spaziergängen immer wieder auf der breiten, steinernen Brücke stehenblieben und hinab in das Wasser und hinüber zu der Eisenbahnbrücke schauten. Ein paarmal fuhren drüben eilige Züge vorbei, und dann winkte die Frau mit einem weißen Tüchlein und war plötzlich ganz vergnügt. Und der Mann sah nachdenklich die große, dunkle Schlange zusammenschrumpfen und zwischen Häusern und Bäumen verschwinden.

Eines Sommermorgens standen auf halbem Weg zwischen den beiden Brücken an den Ufern hölzerne Häuschen und Schuppen, und riesige Steinquadern wurden angefahren und eiserne Rippen; und Pontons lagen auf dem Wasser, auf denen qualmende, klirrende Maschinen waren; Pfähle wurden in den Grund gerammt, und Menschen sammelten sich an den Ufern und auf der großen, alten Steinbrücke und schauten zu, wie aus Gedanken und schwarzen Strichen, die mit feiner Tinte auf Pergament gezogen waren, eine neue Brücke entstand.

Die Frau entdeckte an jedem Tag noch Ungesehenes draußen am Wasser, und der Mann wunderte sich, daß sie plötzlich so reges Interesse für schwierige technische Dinge habe. Sie lächelte nur, wenn er ihr das sagte, und einmal, als er sie wieder hinaus zu den Holzhäuschen geführt hatte, die an der seltenen Baustelle lagen, bat sie ihn, er möge doch einmal über die alte Brücke hinweg ans andere Ufer gehen; sie wolle solange zurückbleiben. Er sah sie fragend und ein wenig erstaunt an, aber sie bat noch einmal und hatte ein seltsames Lächeln im Gesicht, und als er drüben war, und der Fluß ging ruhig zwischen ihnen hin, und kleine, unbeholfene Boote, in denen Arbeiter waren, fuhren hin und her, da stand sie ganz ruhig am Ufer und sah lange zu dem Mann hinüber, der zu ihr gehörte, und einmal übermannte sie eine plötzliche Freude, und ihr Tüchlein fuhr in die Luft empor.

Sie ging auf dem Heimweg still neben ihm und sann vor sich hin, und dann sagte sie, und schmiegte sich enger an seinen Arm: „Es war so sonderbar; — als du drüben warst am andern Ufer, meint' ich, sie bauen die Brücke von mir zu dir, und von dir zu mir. — Es war so sonderbar und schön..."

*

Digitized by Google

Den Mann hatte ein großes und stilles Verwundern darüber ergriffen, daß dieses Frauenwesen, das nicht klug war und nicht weltgewandt, die Dinge mit einem Wort, aus einem Gefühl heraus, so zeichnen konnte, wie sie waren. Es war ein ungläubiges Staunen in ihm, und dieses „Begreifen, ohne zu verstehen" erschien ihm fast wie ein Wunder. Und dabei ging er immer mit einem Gefühl durch den Tag, wie ein Kranker, dessen Zustand eine ganz plötzliche Besserung erfahren hat; eine Besserung, von welcher der Arzt weiß, daß ihr der vernichtende Schlag folgen muß. Er wartete fast auf diesen Schlag.

Ganz langsam war das, was zwischen den beiden Menschen stand, wieder groß geworden; es war einfach da, und ließ sich nicht beiseiteschieben: das Bewußtsein, daß irgendwo ein Riß klaffte, der nicht zu schließen war; daß ein Schatten zwischen ihnen schwankte, wo sie auch waren. Es war kein schönes Verhältnis, und es hatte etwas Erzwungenes, es erinnerte geradezu an unnatürlich verrenkte Gliedmaßen: wie die beiden im Grunde genommen nur Reinheit zwischen sich haben wollten und das auch sehr wohl wußten, — und wie sie trotzdem fast teilnahmlos nebeneinander hergingen, einander umspürten, nicht wagten, geradeaus zu handeln und zu sprechen, aus Furcht, es könnte das Unbemerkte, aber doch Vorhandene plötzlich auftauchen.

Es sind oft nichtige Gründe, die im Leben eine Rolle spielen. Es regnete mit beharrlicher Ausdauer, und dieser kühle, feuchte Schleier, der tage- und nächtelang in der Luft lag, und das eintönige, halblaute Rauschen drückten die Stimmung. Die Frau saß jetzt oft mit einer kleinen Handarbeit am Fenster, an dem in trostloser Einförmigkeit die hellen Tropfen hinabliefen, und stichelte. Und nach einer Weile kam es immer, daß sie die Nadel und das Stückchen Linnen oder Seide sinken ließ und durch die tränenden Scheiben sah, an die der Wind schlug und der Regen prasselte. Es hing etwas um sie wie Angst des Sterbenmüssens in diesen stillen Stunden, und sie hatte oft ein Gefühl, als schreite sie auf einer dünnen Eisdecke, und unter ihr gurgle der wilde, schwarze, tiefe Strom, dessen lange, nasse Arme durch das feine Glas schimmerten.

Dieses Gefühl verstärkte sich, als der Mann aus seiner Stellung entlassen wurde. Es kam plötzlich und ganz unerwartet. Die Trostlosigkeit und die Unlust des Wetters schlich in die kleinen, heimlichen Räume, in denen die beiden Menschen waren, und es war, als wollte sich neben ihnen ein Gast niederlassen, der schattenhaft umging: die Not. Der Mann ging mit gedrückter Miene umher und erzählte von Überschwemmungen, die an andern Orten in die Fabriken eingedrungen seien und die Arbeiter brotlos gemacht und ihre Wohnungen ertränkt hätten, und man sprach von vernichteter Ernte, und daß der Winter bös werden könnte, wenn nicht zeitig Hilfe käme. Wenige Tage später erschien ein Beamter mit einer großen Mappe, der ging von Tür zu Tür und fragte an, ob man für kürzere oder längere Zeit Herren vom Strombau unterbringen könne. Und nicht lange darauf bezog in der kleinen Wohnung der Herr Strombaumeister Quartier.

„Es ist wegen der neuen Brücke," sagte die Frau und dachte, daß der Regen aufhören möge; sie hätte wahrhaftig Lust, wieder einmal hinauszugehen ans Ufer.

„Vielleicht," sagte der Mann und wiegte bedenklich den Kopf, „ist es des Regens wegen." Aber das wollte die Frau nicht glauben; der Strombaumeister war ein großer und stattlicher Mann, er strömte Beruhigung aus, und die Wassernot würde sicher nicht so schlimm werden. Sie hatte, als der Fremde einzog, zunächst daran gedacht, daß man nun von dem kleinen Mietzins notdürftig das Leben fristen könne, und die Tatsache, daß diese größte Sorge von ihr genommen war, ließ ihr die andere nicht so wesentlich erscheinen.

Und der Herr Strombaumeister sagte gar nichts, sondern ging wohlgemut und mit starken Schritten daher, und lachte bisweilen die kleine, schmale Frau an und hatte einen so seltsamen Blick dabei und bekam jeden Tag eine große Wetterkarte und viele Telegramme ins Haus gebracht. Eines Tages brummte er vor sich: „Jetzt könnt's bald aufhören!" Und dann blieb er lange aus der Wohnung fort, und als er zurückkam, sagte er zu der kleinen Frau, die jetzt immer ein merkwürdiges Gefühl der Spannung in sich hatte: „Morgen früh, wenn Sie Lust haben, können Sie sich einmal etwas anschauen."

Die Frau wirtschaftete am andern Morgen über den lodernden Flammen, vorsichtig, damit niemand erwache, und dachte an den Strombaumeister, und was er wohl gemeint haben könnte. Natürlich wollte sie anschauen, was er ihr zeigen wolle; es sei ohnehin einförmig genug, immer in der Wohnung sitzen zu müssen, und immer zu sehen, daß es weiterregnet, und daß sich in den Gassen kleine Flüsse bilden, die Pflastersteine und Erde fortwühlen, und daß kein

Digitized by Google

winzig blaues Fleckchen am Himmel erscheint. Sie blickte unwillkürlich zum Fenster hinüber; es regnete stärker als an den vergangenen Tagen, und ein Sturm hatte sich aufgetan, unter dem die Fenster knackten.

Es klopfte kurz und leise; der Strombaumeister kam herein und brachte ein paar lange Lederstiefel und eine ölige Lederhose. „Das müssen Sie anziehen heut, kleine Frau, damit es Sie nicht zu sehr packt. Einen guten Mantel geb' ich Ihnen noch."

Er schien nicht zu sehen, daß sie nur leicht bekleidet war; er sprach weiter, wie wenn er vor sich hin redete: „Schlimm, schlimm draußen! — Sie stehn hier auf der Höhe mit Ihrem Häusl, und das ist gut. — Jetzt noch der Sturm, — jetzt kann's gar wild werden! — Na, aber —" Er packte sie mit einem burschikosen Lachen an den Schultern und schüttelte sie ein wenig. „Jetzt müssen Sie flott machen, daß Sie ins Leder kommen, und dann los!" Ihre Lippen bebten, und als er es sah, fuhr er ihr ein paarmal ganz leise über die Wange. „Und nur keine Angst! — Bis wir versaufen, muß ein anderes Hochwasser kommen."

Sie sah ihm mit großen, ein wenig schreckhaften Augen nach, als er zur Tür ging. Er hatte immer so etwas natürlich und rückhaltlos Verlangendes, wenn er zu ihr sprach oder sie anlachte in seiner jungenhaft unbesorgten Manier. So etwas: „Merkst du denn nicht, ich will dich haben, du kleines, zartes, unerwachsenes Menschenkind!" Er hatte dabei eine Selbstverständlichkeit und fast möchte man sagen: Sieghaftigkeit, und die Frau, die täglich um ihn war, mochte ihn nicht für schlecht halten. Sie ertappte sich gelegentlich bei dem Gedanken, daß sie ihn — eigentlich — und ganz, ganz heimlich nur — recht gern hätte . . .

Draußen im Flur stieg der Strombaumeister in seinen schweren Stiefeln auf und ab; da nahm sie langsam und ein wenig widerwillig und mit einer leisen Beklemmung die weiten Lederhüllen um sich und zog die Schnallen fest, und der Baumeister gab ihr Mantel und Hut und schloß die Tür, und dann gingen sie in den peitschenden, fegenden Regen hinaus. Sie lachte munter, daß sie jetzt in den schweren Lotsenstiefeln dieselben langsamen und großen und schwerfälligen Schritte nehmen mußte wie er, und er lachte mit; aber der Weg, den sie zurückgelegt hatten, war noch gar nicht lang, da spürte sie schon die Anstrengung vom Wetter, von dem aufgeweichten Erdboden und vom ungewohnten Gehen. Da schwieg sie, und die beiden ledernen Wanderer kämpften sich stumm durch das Unwetter.

Die Frau stutzte: war das Zufall, — der Weg zur Brücke hinüber —? — Es ging aber nicht zur Brücke; der Baumeister schlug kurz vorher einen Seitenpfad ein, der über ein Hügelchen führte, erst hinab durch eine Senkung, und dann auf eine breite, baumbestandene Lehne hinüber.

„So, jetzt geben Sie mir Ihre Patschhand," sagte der Baumeister, „und seien Sie vorsichtig, damit Sie nicht ausrutschen!" Sie gingen, solange der Weg durchs Tal führte, in trübem, stehendem Wasser, auf dem gelbgrüne und schmutzige Fäden zogen, lange, gerade und kleine, runde Figuren. Dann ging es an den Berg hin, das Wasser blieb zurück, und die Frau sah, daß droben auf der Höhe ein Holzbau stand, und daß da Menschen waren, die sich trotz des Wetters zu schaffen machten.

„Aber — was ist denn —?" fragte sie ganz fassungslos, als sie seitwärts einen Blick auf den Fluß tun konnte. „Das ist das Hochwasser," sagte der Strombaumeister, „doch kommen Sie erst noch ein wenig weiter."

Sie wollte noch etwas sagen, aber sie brachte kein Wort hervor. Das war der ruhige, sonnige, murmelnde, klare, spielerische Fluß gewesen? — Das war ein ungeheuer großer Kessel, in dem es brodelte und kochte und quirlte und zischte, aus dem es Gischt und Getöse spie, in dem Mord und Zerstörung wühlten; das war Leben, das aufgehört hatte, Leben zu sein, Erde, die aufgehört hatte, Erde zu sein; das war rasender Kriegshaufe, der sich in hetzende, unerhörte, atemlose Bewegung gesetzt hatte, und durch die Flußbetten jagte und über die Lande brauste und schrie und toste und brüllte: „Wir zerstören, zerstören, zerstören . . ." Das war . . . das war . . . furchtbar . . .

Die kleine Frau ging mit gesenktem Kopf hinter dem riesenstarken Mann her, der das alles schon kannte, zu dessen Brot es gehörte, sich mit dem Element herumzuschlagen, von ihm geschlagen zu werden, oder es zu bändigen. Und plötzlich fiel ihr die Brücke ein; sie dachte an den sonderbaren Abend am Fluß: „die Brücke von ihm zu mir und von mir zu ihm . . ." Sie fragte den vor ihr Schreitenden, mit ganz kleinen, aufgescheuchten Lauten, die wie ein gehetztes Wild waren. Er gab keine Antwort; er lachte nur vor sich hin, in sich hinein, tief und glucksend wie die zerstörenden Wasser, die er bezwingen wollte. Und nach einer Weile, die Zeit, die vergangen war, schien endlos lang, sagte er: „Kommen Sie nur!"

Die Frau legte für einen Moment die

Digitized by Google

Hand vor die Augen; sie hatte ein so sonderbares Gefühl, so als wanke der Boden unter ihren Füßen. Und dann schritt sie wieder aus, immer das starke, gleichmäßige Rauschen zur Seite, und das knirschende Mahlen, das vom Fluß heraufklang.

Der Strombaumeister, der ein paar Schritt vorauf war, blieb stehen und sah in die Gegend. Hier oben hatten die Bäume aufgehört, und der Blick in die Runde war frei. Die Augen der Frau weiteten sich unnatürlich, als sie hinuntersah auf eine unendliche Wasserfläche, aus der Bäume und Häuser hervorsahen und in der unerkennbare Gegenstände trieben. Durch die Glieder der großen Eisenbahnbrücke schäumte die Flut, weißer Gischt kräuselte zwischen den Schienen; zwei tote Kühe trieben den Fluß herab und blieben an den Pfeilern hängen, und die Wellen tobten um sie und warfen sie hin und her. An den Ufern schafften unermüdlich ein paar Dutzend nackte Gestalten am Deich, bis an die Knie im Wasser, bis an die Schultern im Wasser. Zwei Motorboote fuhren vorsichtig die Strecke ab, und drüben, weit drüben wuchs wieder eine Anhöhe empor, auf der Häuser standen und Bäume, und Menschen wohnten, die vor der Flut sicher waren. Kein Zug donnerte mehr über die Brücke, keine Fabriksirene heulte vom Ufer herauf; nur das gleichmäßige Rauschen und das halbbegrabene Gepolter drunten vom Fluß ergoß sich ohne Unterbrechung über die Gegend.

Richtig, da drüben die große, breite Steinbrücke. Ein paar Neugierige standen am Geländer, und ein dumpfes Staunen war um sie über die unförmig gewachsenen Wasser, die an den breiten Pfeilern rüttelten und in den Gewölben dröhnten. Wie lange noch, und die Flut ergoß sich vielleicht auch über den massigen Steinbau hinweg.

Und nicht weit davon die Wirbel mitten im Wasser und die winzigen, feuchten, halb überspülten Steininseln — „Das ist die neue Brücke," sagte der Strombaumeister. „Dort, wo man die langen Wirbel sieht, Stromschnellen beinah, dort sind die Pfähle in den Grund gerammt worden. Ein Wunder, daß sie noch halten! — Eins von den Booten hat's uns weggerissen, und die große Maschine verschlickt irgendwo auf dem Grund. —"

Der wetterharte, wetterbraune Mann sprach weiter, während sie langsam zum Ufer hinuntergingen. Er erzählte vom Anfang dieser Sintflut, sprach von den Wasserständen und von der Scheitelwelle, die heute noch erwartet würde, und ließ dabei schlaff und mutlos die Arme hängen, als sei er des aufreibenden, vergeblichen Kampfes müde. Er sprach von den Opfern, welche die Katastrophe schon gefordert hatte; ein hitziger Junge, der mutig und prächtig an den Deichen gestanden hatte, Tag und Nacht und Nacht und Tag, war hinweggerissen worden, und keiner hatte ihm helfen können. Die Frau horchte aufgeschreckt und in einer leisen Beklemmung und merkte gar nicht, daß sie auf dem schmalen Weg eng aneinandergeschmiegt gingen und daß er seinen Arm in den ihren geschlungen hatte. Sie lauschte nur; und die unbändige Naturkraft, die alles zerstörend daherraste, und die stumme, trotzige Menschenkraft, die sich breitschultrig gegen das ungeheuerliche Toben stemmte, waren ihr wie eine Offenbarung. Ein Gedanke kam über sie: sie müsse sich unter die stählerne Energie beugen, die den Mann an ihrer Seite straffte, die wie das Rauschen der Wasser war, so gleichmäßig und unerschütterlich.

Am Ufer drunten, — da wo *jetzt* das Ufer war, — blieb die Frau stehen. Weit hinaus standen die Bäume im Wasser, und vorn, zum eigentlichen Flußbett hinunter, kräuselten sich die Wellen, und Blumen aus weißem Gischt blühten und verblühten auf der grauen, glatten Fläche, über die sich die langen, dunklen Spiegelbilder der Stämme ringelten.

„Ich bin müde," sagte die Frau, und der Mann nahm sie bei der Hand und führte sie in die triefende Holzhütte, in der ursprünglich die Brückenarbeiter gehaust hatten. Ein alter Kittel hing noch an der Tür, einiges Gerät lehnte an der Wand, und in der Ecke stand ein Kasten mit Bierflaschen. Es roch dumpf und nach moderiger Erde.

Die Frau ließ sich erleichtert auf die lange, roh gezimmerte Bank fallen und legte den großen Lederhut klatschend neben sich auf die Bretter. Der Strombaumeister stand noch einen Augenblick am Fenster und sah in den rinnenden Regen hinaus; er hatte die Fäuste in die Hüften gestemmt, und seine Kiefern arbeiteten. Dann ging er mit großen, wuchtenden Schritten quer durch den Raum und setzte sich neben sie, die Beine von sich gestreckt und die Hände in den Schoß gelegt, muskellos, wie aufgelöst. Er sah unter gerunzelten Brauen hervor auf die kahlen, schmutzigen Dielen; es war, als ließe er sich noch einmal, bevor die ganz große Arbeit kam, die Arbeit um Sein und Nichtsein, hinabfallen in das Nichtdenken, in die Kraftlosigkeit, in das völlige, tiefe, endlose Ruhen einer versteckten, einzigen Minute.

Digitized by Google

Es war ganz still um die beiden. Nur das Rauschen draußen war zu hören; und von Zeit zu Zeit warf sich der Wind gegen die Tür und griff durch einen schmalen Spalt und raschelte in den Papieren, die am Boden lagen.

„. . . und wenn man's recht nimmt, ist doch alles vergeblich gewesen," sagte der Baumeister aus einem Grübeln herauf. Die Frau sah zu ihm hinüber, und sie meinte, er habe jetzt eine scharfe, kerzengerade Falte im Gesicht, von den Nasenflügeln zum Mund hinab, die sie vorher nicht bemerkt hatte. Es konnte aber auch die sonderbar müde, halbe Beleuchtung sein, die täuschte.

„Manchmal denk' ich, das ganze Herumkriechen auf dieser armen, überschwemmten Erde ist vergeblich . . ." sagte er nach einer Weile leise, und seine Finger trommelten ruhelos auf den ledernen Mantel.

Die Frau sah ihn voll und offen an: „Warum denken Sie das? — Ich glaube, daß es keinen Strom gibt, vor dem Sie sich fürchten."

Er wandte langsam sein Gesicht zu ihr, in dem es sonderbar zuckte und wetterleuchtete, und nahm mit einer ganz kleinen, schmalen, fast könnte man sagen: übersehenen Bewegung ihre Hand. „Ja, schau'n Sie, das ist es eben! Es hört sich toll an, wenn ich das sage: es gibt aber auch keinen Fluß, der m i c h fürchtet! Alles ist so vernunftlos; entweder erreiche ich nichts, und dann geht die Flut ins Land und zerstört alles. — Oder ich schaff's, und dann rollt die ganze ungeheure Naturkraft in irgendeinen Ozean, nutzlos und vertan . . ."

Er spielte, während er sprach, mit ihrer kindlich kleinen Hand, lächelnd und ein wenig versonnen, als denke er an eine andere Frau, die auch so weiß und lind war; und plötzlich, ohne einen Übergang, wie von einem Zwang gefällt, beugte er sich über sie und rührte mit den Lippen das dünne, nervöse Geäder und die feinen, duftenden, zitternden Finger; und dann faltete er die Hände um das gebrechlich zarte Gelenk und zog den erregten, pulsenden, bleich und heftig atmenden Frauenkörper zu sich herüber. Sein Mund küßte ihre Schläfe. „Warum sagst du nichts?" Er küßte ihre Augen. „Du sollst mein sein!" Er riß sie wild an sich und umspannte ihr Gesicht mit seiner großen, harten Hand, er küßte ihre Wangen, ihren Mund, ihren Hals. „Du b i s t mein, süße, kleine Frau; süßes, kleines Mädchen . . ." Ihre Hand lag schlaff in seinem Schoß; sie hatte die Augen geschlossen. und über ihre Lippen kam ein halblautes, hingegebenes Stöhnen. — „Sag' etwas," flüsterte er; „warum sagst du nichts?" Und seine Hände nestelten an ihrem Ledermantel und an dem weichen, weißen Gewand, das er freigab, und fuhren über ihre Haut, über ihre Brust, hart und bebend und fordernd. „Warum?" hörte er sie wie aus einem Traum hervor. „Du, warum? — Ich hab' dich gern, hörst du? — Ich hab' dich ja gern . . ." Und dabei glitt ihre Hand ruhelos durch sein störrisches, blondes Haar und über seine Wangen.

„Hast du mich lieb?"

„Ja, ich hab' dich lieb," sagte sie und lächelte mit geschlossenen Augen.

„Du sollst zu mir kommen, heute abend!"

„Ich kann nicht, du! — Ich kann nicht . . ."

„Du wirst, du kleine, heiße Frau!"

Er sah ihre zusammengepreßten Lippen und ihr bleiches Gesicht, und fühlte, wie ihr ganzer, leichter Körper bebte.

„Wirst du?"

„Ja," sagte sie leise und lag regungslos in seinem Arm.

„Du wirst mir sagen, daß du mich lieb hast . . ."

„Ja!"

„. . . sehr lieb . . ."

„Ja!"

„. . . und wirst mir gehören . . ."

Ganz leise: „. . . ja . . ."

„. . . und wenn ich gehe, — wirst du — an mich denken?"

„. . . ja . . ." Geflüstert, unhörbar fast.

„Du bist süß, kleine, weiße Frau!" Er küßte ihre willenlosen, halb geöffneten Lippen. „Du bist so süß und darfst nicht böse sein . . ."

*

Es waren nur noch kurze Stunden, in denen der Strombaumeister sein Quartier in der kleinen Wohnung aufsuchte. Die Flut raste unablässig, aber der Damm hielt noch immer, draußen arbeiteten sie Tag und Nacht und fuhren Sandsäcke heran und zimmerten an den Deichen und flickten jedes Loch in fieberhafter Eile. Aber die Gefahr hielt an, und der Baumeister mußte auf dem Posten sein.

Es waren nur noch kurze Stunden, die er daheim verbrachte. Aber in diesen Stunden waren Augenblicke und Minuten, in die sich die Glut heißer, schwüler Sommernächte preßte; Minuten, da Gedanken stockten und der Herzschlag wild und ungebärdig war, als wolle er die Adern sprengen. Da der fremde, starke Mann die kleine Frau vom Erdboden aufhob wie ein Kind und ihr die Scheu und den Atem hinwegküßte und ihre Hand lind und weich sein

Digitized by Google

hieß, und da die Frau vor seiner Kraft erschrak und seine Lippen duldete und ihn hinnahm, mädchenhaft und ein wenig furchtsam und bezwungen. Da sie sich, seine Sklavin, wenn er sie gehen hieß, ihrer Nacktheit schämte, und doch versprach, wenn er seine Hände um ihre schmalen Hüften legte: „Du willst es, ich komme wieder . . .“

Und einmal in solcher Minute geschah es, daß er sie leise und beinahe wehmütig streichelte. „Ich glaube, jetzt ist die Gefahr vorüber, und unsere Zeit ist um.“ Und nach einer Weile: „Die neue Brücke hat es weggerissen. Sie ist förmlich zermalmt worden von der Flut, von diesem Sinnlosen, das wie eine blinde Leidenschaft ist . . .“

‚Die Brücke von mir zu ihm,‘ dachte sie, ‚und von ihm zu mir . . .‘ Und er wunderte sich, daß sie von da ab stumm und fremd war und daß sie den Kopf auf die Brust senkte und lautlos aus dem Zimmer ging. ‚Es ist die Trennung,‘ dachte er und wunderte sich nicht mehr, als sie ihm beim Abschied die Hand entzog, die er küssen wollte, und sich zum Fenster wandte. —

— — — — — — — — — — —

„Warum warst du so?“ fragte der Mann, als er die Tür hinter dem Strombaumeister geschlossen hatte.

Sie stand schweigend und sah zum Fenster hinaus, über dem sich wieder blauer, sonniger Himmel wölbte. „Jetzt scheint wieder die Sonne,“ sagte sie mit einer merkwürdig schwebenden Stimme, „aber es war schlimm, und die Brücke ist zerbrochen . . .“

„Willst du mir nicht antworten?“ fragte der Mann.

„Nein,“ sagte sie mit einem Seufzer der Erleichterung, und ein trauriges Lächeln lag um ihren Mund; „ich will es dir nicht sagen . . .“

Er sah sie einen Augenblick stumm an, und sie meinte, es habe sich wie ein Schleier über sein Gesicht gelegt. Dann neigte er den Kopf, wie unter einer Last, und ging. Sie hörte draußen die Tür fallen.

*

Als der Mann sehr spät am Abend nach Hause kam — ‚ich habe mich betrunken,‘ dachte er in seinem wirbelnden Hirn, ‚ich habe mich völlig betrunken, und sicher ohne Grund‘ —, stand er einen Moment in der Küchentür und sah, daß auf dem kleinen Tisch ein bescheidenes Essen für ihn stand, und preßte ein lautloses Lachen in sich hinein. „Ich habe mich wirklich ohne Grund betrunken,“ sagte er vor sich hin; „ich will nett und lieb zu ihr sein, damit sie es vergißt. — Weshalb soll sie mir auch antworten? Ich kann sie ja nicht zwingen.“

Er wankte auf den Tisch zu; er wollte sich hinsetzen und das kleine Abendbrot, das mit soviel Liebe hergerichtet war, anschauen; essen wollte er nicht, aber er wollte ihr am Morgen sagen, wie sehr er sich gefreut habe. Und dann wollte er über sie und sich so recht gutmütig lachen, und alles sollte wieder gut sein.

Neben der Kaffeetasse lag ein zusammengefalteter Zettel, und er las, mühselig und mit unklaren Augen: „Ich habe ein Kind, des Vater Du nicht bist. Ich kann nicht mehr, und Du sollst denken, daß der Mensch armselig ist, aber nicht schlecht.“

Der Mann konnte im Augenblick gar nicht recht verstehen, was eigentlich vor sich gegangen sei. Er legte mechanisch die Kleider ab, und im Bett starrte er krampfhaft ins Dunkel und mühte sich, klar zu denken; und als er schließlich begriff, preßte es ihm die Kehle, und er weinte in seiner Trunkenheit tränenlos vor sich hin, halblaut und erschütternd, wie ein Hund . . .

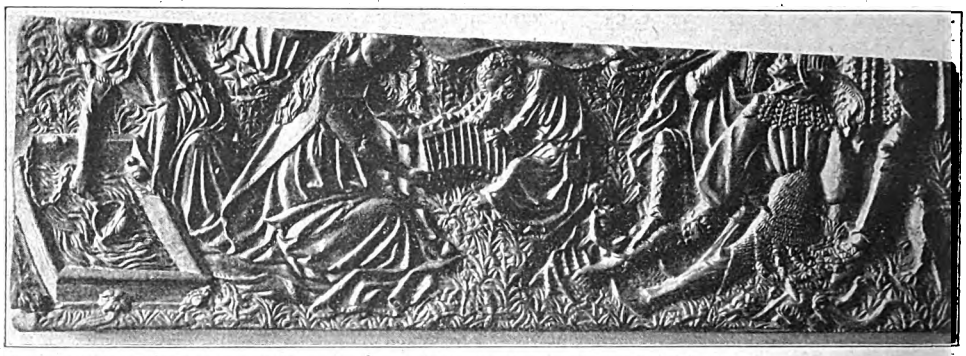
— — — — — — — — — — —

Die Nachbarin erzählte am andern Morgen, daß die Frau so sonderbar gewesen sei, fast feierlich, als sie ging. Sie wäre schüchtern und beinahe zaghaft gegangen, gar nicht frei wie sonst, und sie sei noch einmal zurückgekommen und habe zu den Blumen hinaufgelangt, die vorm Fenster draußen wachsen, und ein weißes Monatsröschen abgebrochen. Das habe sie sich an die Brust gesteckt und sei davongegangen . . .

Klarheit. Von Leo Sternberg

Nun flammt das Gold des Abends um die Bäume
Am Horizont. Ich aber halte still,
Und hinter mich tritt alles, was ich träume,
Was ich gelebt und noch vollenden will,
Daß klar ich selbst wie jene Wipfel stehe
Und weiter schaue als ein Auge reicht,
Umglutet ganz von einer goldnen Nähe,
Die einer grenzenlosen Ferne gleicht.

Digitized by Google



Liebesgarten. Holzbildwerk des 15. Jahrhunderts. London, Victoria und Albert-Museum

Der Liebesgarten in der deutschen und italienischen Kunst

Von Hofrat Univ.-Prof. Dr. Josef Strzygowski

Unter einem Liebesgarten stellt man sich bald italienische Villen vor, in deren schattigen Hainen oder an deren rauschenden Wassern sich Paare trunken in die Augen blicken, oder man sieht nach französischer Art ein Schäferpaar schäkernd in ländlicher Umgebung, oder endlich, man läßt sich von Böcklin auf irgendeine Insel zaubern, auf der ein Paar eins ist mit der Natur. Rubens hat gar die wildeste Ausgelassenheit bald im Reigen tanzender Bauernpaare, bald im Kreise von Satyrn und Nymphen gemalt. Nicht um solche der verfeinerten oder vergröberten Natur nahekommende Darstellungen handelt es sich hier, sondern um eine sinnbildliche Art, die den geheimnisvollen Schleier des Rätselhaften um sich geworfen zeigt und sowohl in der italienischen wie in der deutschen Kunst Züge aufweist, die nicht rein europäischen Ursprunges sein dürften, obwohl in beiden Fällen nordische Gesinnung schöpferisch am Werke ist. Ich will hier auf solche Ursprungsfragen gar nicht eingehen, sondern dem Leser nur den unendlichen Reiz der ganzen Gattung vorzuführen suchen. Sie ist von doppelter Art. Betrachten wir zunächst die italienische Auffassung.

Es hat etwas für sich, wenn man bei der Vorstellung des Liebesgartens von der italienischen Villa ausgeht und sich all der lockenden Reize erinnert, die die Abhänge von Frascati oder Tivoli, dann in der Umgebung von Florenz und Genua, endlich an den oberitalienischen Seen bieten. Botticelli hat diesen Naturrahmen köstlich mit Gestalten der antiken Mythe zu füllen gewußt, als er die bekannten Liebesbilder für Giuliano de' Medici malte, die man gern „Geburt der Venus" und „Frühling" nennt: Mit Unrecht, denn es sind nicht kalte Allegorien, sondern Sinnbilder der Liebe jener Simonetta Vespucci, für deren Heim, die Villa Careggi, die beiden Bilder gemalt wurden. Das eine stellt dar, wie sie die Liebe in Gestalt der Schaumgeborenen bei sich aufnimmt, das andere, wie sie im Vollbesitz ihrer Liebe frisch wie der Frühling den Liebesgarten der etwas hausbackenen Frau Venus durchschreitet. Uns sollen nicht diese herrlichsten Bilder der Florentiner Frührenaissance beschäftigen. Wir wenden uns dem italienischen Norden zu.

Zu den bekanntesten Gemälden jener wunderbaren Jugendblüte venezianischer Kunst, die wir zusammenbringen mit dem Namen Giorgione oder jenem Tizian, der ganz befangen in Giorgiones Fußstapfen seinen Lebensweg beginnt, gehört auch das bekannte „Ländliche Konzert" im Louvre, eine Landschaft mit einer Gruppe von zwei Jünglingen, einer modisch gekleidet, der andere ein Bauer mit nackten Füßen, die mit zwei wie selbstverständlich nackt auftretenden Frauen im Grünen eine Pause im Musizieren machen. Das Bild ist 1,10 Meter hoch und 1,38 Meter breit und in Öl auf Leinwand gemalt.

Wir sehen die vier Gestalten im Vordergrunde so verteilt, daß die eine Frau links versonnen über einen rechteckigen Brunnen gebeugt dasteht, auf den sie sich mit der rechten Hand stützt, während die Linke ein Gefäß über die Öffnung hält; die zweite Frau rechts sitzt wie auf einem kleinen Hügel vor den beiden Männern im Grase, wendet uns den Rücken zu und hält, indem sie den Oberkörper mit dem linken Arm auf das rechte Knie stützt, in der Rechten eine Flöte. Sie scheint ebenso versonnen wie die andere Frau, nur blickt sie in die Bildtiefe. Von den Jünglingen zwischen den beiden

Digitized by Google

Frauen sitzt der eine links gerade aufgerichtet mit einer Laute im Schoße, der andere liegt rechts von ihm abgewendet da und dreht den Kopf zu ihm zurück, so daß die Gesichter einander gegenüberstehen. Die ganze Gruppe wird durch einen schattigen Abhang mit einem Baume links losgelöst von der übrigen Landschaft, die im Mittelgrunde hell einsetzt und rechts vor einer mächtigen Baumgruppe einen Hirten, links hinten ein Gehöft zeigt. Im Hintergrunde links die weite Ebene mit dem Meer in der Tiefe, darüber Wolken.

Es ist zu verwundern, daß man sich noch nicht bemüht hat, den Gegenstand dieses Bildes aus einem griechischen oder römischen Schriftsteller herzuleiten. Nackte Frauen mit bekleideten Männern musizierend, das ist für mythologische Ausdeutung doch gar zu lockend. Aber die idyllische Ruhe, die über den Menschen und der Landschaft ruht, wirkt so natürlich, daß selbst die philologisch-historische Deutelsucht nicht vorlaut wurde. Es ist eine Pause im Musizieren eingetreten, die Männer plaudern, die eine Frau hört ruhend zu, die andere holt einen erfrischen-

Paradiesgärtlein. Gemälde eines unbekannten mittelrheinischen Meisters um 1420/1430
Frankfurt a. M., Städelsches Institut

Digitized by Google

den Trunk herbei und ist beim Schöpfen in stilles Sinnen versunken. Was will man mehr? Es ist ein durchaus ländliches Sittenbild, doch ein Sittenbild, das auf irgendeinem reineren Planeten Wesen vereinigt zeigt, die menschenähnlich, aber höher organisiert scheinen als die Gattung, die wir auf unserer Erde hinzunehmen gewohnt sind.

Die Gestalten der Landschaft wie der Männer und Frauen scheinen durchaus venezianisch, besonders die weiblichen Körper in ihrer weichen Üppigkeit ohne jenen halb an die Antike anklingenden oder wissenschaftlich beobachtenden Unterton der Florentiner. Ein genaueres Betrachten und Vergleichen besonders auf das Beisammensein der Gestalten in der Landschaft und den Stimmungsausdruck hin, deckt seltsame Zusammenhänge auf. Zunächst sei nur festgestellt, daß der Körper der sitzenden Frau schwammig ist und durch die Haltung des Modells kaum gewinnt. Die Bauchfalten, der runde Rücken, der verkümmerte Arm und dergleichen können manchen Betrachter abstoßen, ebenso wie das Fehlen einer Begründung für das Höhersitzen des Rückenaktes. Auch die stehende Gestalt mit dem schwammig vortretenden Bauch und der fetten Hüfte zieht eigentlich als Akt wenig an, auch wird das Verschwinden des einen Beines hinter dem andern und die Modellhaltung des linken Armes manchen Tadel hervorrufen. Solche Gestaltmotive sind ja mit jeder Elle zu messen.

Was die äußere Gestalt dem an der Antike gebildeten Auge zu wünschen übrig läßt, das ersetzt die innere Gestalt der Frauen und Männer in so reichem Maße, daß selbst der Salongeschmack des Humanisten sich davor beugt. Wie der Lautenspieler seine Hand auf dem Rande der Laute ruhen läßt und mit der andern in die Saiten greift, dabei (wie in Giorgiones Konzert im Palazzo Pitti) den Kopf voller Empfindung wendet, der andere mit stärkerer Bewegung ihm das Haupt entgegenneigt, die Frau davor in Sinnen versunken lauscht und die stehende Gestalt zu einem Denkmal innerer Befangenheit geworden ist, das muß man nur mit dem aalglatten Tizian vergleichen, um sich der Keimkraft bewußt zu werden, die in der ausführenden Hand dieses Bildes lebt. Die menschliche Gestalt wird hier so stark mit dem Adel des seelischen Gehaltes einer schlicht natürlichen Künstlerpersönlichkeit durchsetzt, daß man bis auf die Griechen der praxitelischen Zeit zurückgehen muß, um ähnliches feststellen zu können.

In der Form ist ganz deutlich, daß der Maler seine lockere Gestaltengruppe im Vordergrunde durch einen festen Linienrahmen verbindet. Davon fällt sofort die Schräge in die Augen, in die der Körper der sitzenden Frau von der Mitte weg gebracht ist: in den beiden Beinen zusammen mit dem Arm und der parallel zu dieser Diagonale gehaltenen Flöte. Die Richtung klingt drüben in der stehenden Frau mehrmals an im Oberarm und in dem nach links gezerrten Faltenwurf. Zwischen die beiden weiblichen Vertreter der Diagonale legt sich vermittelnd im senkrechten Winkel das auffallend beleuchtete Bein des Lautenspielers in einer Richtung, die der Abhang des Hügels, auf dem die Gestalten sitzen, aufnimmt. Zwei dahinter nach rechts geworfene, belichtete Schrägflächen nehmen die Richtungsanordnung auf und bringen die lotrechte Masse der Laubbäume rechts ebenso zur Geltung wie die weibliche Gestalt links mit dem Baumstamme darüber. Da im Hintergrunde durch die weit ausgezogene Wagrechte des Meeres in ähnlicher Weise Ruhe in die Anordnung gebracht ist, so erscheinen die bewegten Schrägen der Figurengruppe des Vordergrundes in einen Rahmen gespannt, der die innere Ruhe der Gestalten wesentlich verstärkt. Räumlich ist eine ganz klare Anordnung dadurch getroffen, daß Vorder-, Mittel- und Hintergrund mit einer Unbefangenheit getrennt sind, die als Formwert ebenso überrascht, wie die kindliche Treue in der Wiedergabe der an sich unschönen weiblichen Körper.

Der Inhalt des Bildes? Wer ihn nicht längst in seiner mozarthaften Weichheit erkannt und in Menschengestalt wie Landschaft wirksam empfunden hat, dem ist mit Worten wenig zu sagen. Der Meister malt seine Sehnsucht nach einer reineren Welt, einer Welt, wie sie schon damals in die Brüche zu gehen droht. Was er als Dasein erschaut, ist vielleicht, nur noch ernster, in den Giebelgestalten der Westseite des Parthenon bei Phidias zu finden, nicht aber in der Welt, in der ein Tizian und Palma maßgebend wurden.

Das Bild wird dem Giorgione zugeschrieben, vor allem aus inhaltlichen Gründen, wegen jener versonnenen Art, die jede Handlung ruhen und die Landschaft in ihrer abendlichen Stimmung wie in dem Gemüt der dargestellten Menschen widerklingend erscheinen läßt. Wir kennen diese Wehmut von der Madonna di Castelfranco, Giorgiones Hauptwerk, von seinen in den Maßen ähnlich groß gedachten Feldmessern in Wien und dem Giovanelli-Bilde, das man gern die Familie des Giorgione nennt. In diesem Bilde fallen auch die Tracht des bekleideten Mannes und die nackte Frau nebeneinander wie in unserem Bilde auf, die Frau übrigens in einer ähnlichen Haltung wie die Sitzende, nur von vorn gesehen. Bemerkenswert sind die unerwartet kleinen Maße (0,83 Meter hoch, 0,34 Meter breit), die die Gestalten fast miniaturartig erscheinen lassen. Darin nähert sich das Bild dem Frankfurter Liebesgarten. Im Louvrebilde sind sie etwas größer. Am nächsten verwandt ist dem Ländlichen Konzert dann die schlafende Venus in Dresden, die den nackten

Digitized by Google

Körper ähnlich, wenn auch sorgfältiger behandelt zeigt. Das Louvrebild weist in der Gestaltenbildung — man betrachte besonders den Rückenakt mit der absichtlich harten Schräge links — manche Einzelheiten auf, die auf starke Formüberlegungen hinweisen. Doch kommt das für unsere Frage nicht in Betracht.

Wir heben aus dem Bilde nur die Frau am Brunnen neben der im Grase sitzenden Gruppe mit den Musikinstrumenten hervor und dieses versonnene Nebeneinander in der Landschaft. Vielleicht weiß mancher Leser bereits, daß die nackte Frau am Brunnen wiederkehrt in einem der berühmtesten Bilder der venezianischen Kunst, in der „Himmlischen und irdischen Liebe" von Tizian, auch einer Art Liebesgarten. Daher wird es doppelt überraschen, wenn ich nachweise, daß diese Gestalt und das Ländliche Konzert des Giorgione in seiner Anordnung wiederkehrt in einem älteren deutschen Liebesgarten, dort allerdings in ganz anderer Einführung.

Ländliches Konzert. Gemälde von Giorgione. Paris, Louvre

Digitized by Google

Liebesgarten. Altitalienische Schule des 15. Jahrhunderts. Berlin, Kaiser Friedrich-Museum

War der italienische Liebesgarten, wie er vor unserer Vorstellung schwebt, an die Zeiten der Renaissance und des Barock geknüpft, so ist der deutsche ein ausgesprochenes Lieblingsmotiv der vorausgehenden Gotik. Was für Italien das Ländliche Konzert der Giorgione, das ist für den Norden ein Liebesgarten, der sich in Frankfurt am Main befindet, einst in dessen Historischem Museum, jetzt im Städelschen Institut. Das Bild ist sehr klein (26,3 mal 33,4 Meter) und auf Holz gemalt.

Wir sehen einen von zinnengekrönter Mauer umschlossenen Garten, in dessen oberer Hälfte eine breit neben einem sechseckigen Tische dasitzende und in einem Buch lesende Frau die Mitte einer Gesellschaft, links von Frauen, rechts von Männern bildet, die die untere Hälfte des Bildes füllen. Zwischen beiden Gruppen, genau unter der lesenden mit einer zarten Krone versehenen Frau ein Knabe mit kreuzförmigem Strahlenscheine, also Christus unter Maria. Noch eine Gestalt fordert eine religiöse Deutung, die rechts in der Art von Dürers Melancholie sinnend auf dem Boden sitzende jugendliche Gestalt, die geflügelt ist, also wenn man sie mit Christus und Maria als Mittelgestalten zusammen nimmt, einen Engel darstellt. Überdies steht zwischen dem Engel und Christus ein geköpfter Baum, dem Propfreiser aufgesetzt sind, wie sich nachweisen läßt, das Sinnbild der Jungfräulichkeit der Gottesmutter.

Das Frankfurter Bild ist also nicht minder geheimnisumwoben, wie das des Giorgione. Und doch wie verschieden ist in beiden die gegenständliche Fassung. Warum ich sie nebeneinander nenne? Sehen wir zu. Mit dem Christusknaben zusammen, ihm eine Zither hinhaltend, hockt inmitten von Maiglöckchen eine Frauengestalt, die wie der Engel eine Blumenkrone auf dem Haupte trägt. Über ihr eine stehende Frau, die von Maria abgewendet Früchte von einem Baume mit mit doppeltem, gewundenem Stamme (dem Baume der Erkenntnis) in ihren Schoß pflückt. Geht man dem Halbkreise, den diese beiden Frauen um die Hauptgruppe bilden, nach, so endet er rechts in der vor dem Engel auf dem Boden sitzenden Rückengestalt eines Mannes in modischem Kleide, der, indem er die Linke in die Seite stützt, aufblickt. Vor ihm liegt am Bildrande ein

Digitized by Google

Liebesgarten aus René von Anjous: „Buch vom liebentbrannten Herzen"
Buchmalerei vor 1465
(Mit Genehmigung der Österreichischen Staatsdruckerei, Wien)

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Sternenkuppel

Novelle von Friede H. Kraze

Peter Parler aus Gmünd in Schwaben, von Kaiser Karls Majestät berufen, den Bau des Prager Doms fortzuführen, stand in seinem Werkraum.

Es war ein großer, ebenerdiger Saal, kreuzgewölbt, in seinem Hause nicht weit vom Bischofshof am Kleinseitner Brückenturm.

Der Brand des Abendhimmels warf sich in die Moldau und entzündete die kühle Tiefe. Auch die schöngewölbte Stirn des Meisters überflog rötlich. Die Haut darunter blieb immer bleich, so viele Stunden des Tags er auf den Gerüsten zubringen mochte oder mit Hin und Her zwischen Dom, Bauhütte und Haus. Allein seine Augen, die tief gesetzt waren zu Seiten des schmalen Nasenrückens, verrieten zuweilen, daß der Meister ein inwendiges Feuer hegte, wie draußen zur Stunde der Moldaustrom.

Des Meisters Blick war kühl bis zur Geschliffenheit. Die festen, mageren Hände warfen Pläne und Berechnungen, die den gewaltigen Eichentisch bedeckten, hastig durcheinander: dieses waren die Maße des Chores von Allerheiligen, dieses der Grundriß von St. Bartholomäus in Kolin. Wie mochte ihm denn jetzt, da er ganz anderes suchte, die Zeichnung des Treppentürmchens am Dom in die Hände geraten!

Er warf sie ungeduldig zur Seite.

Im nächsten Augenblick überflog ein Lächeln seine Lippen. Er nahm das Blatt wieder auf, hielt es von sich ab. „Es schwebt zur Höhe!" sagte er.

Er griff nach einer anderen Rolle mit dem Plan der Strebebogen, von den herrlichen Pfeilern herüberspringend zum Chor.

Wieder hielt er das Blatt von sich, drückte leicht die Augen zusammen, zeichnete mit dem Finger: er sah ihn schon vollendet, den Wald von Türmchen und Fialen. Die Kreuzblumen blühten. Drachen, Scheusäler und Zungenblecker spien das Wasser im Bogen über die Heiligen, die unter ihren spitzen Dächlein ganz ruhig in den Nischen standen, und jetzt — wie inbrünstige Arme, hochgereckt, die Spitzen der Finger zart aneinanderlehnend — den Kapellenkranz tief unter sich lassend, Gott bestürmend, Gott preisend, schwebte er zur Höhe, der herrlich ragende Oberbau.

„Regine," sagte der Meister. Die Spannung seines Gesichts löste sich. Traum trat in seine Augen. Aber schon hatte er wieder die Pergamente zur Seite geworfen. Er schüttelte abwehrend den Kopf, suchte weiter — da!

Die schmale Gestalt des Meisters ließ sich eigentümlich hart in den Armstuhl. Er hielt die Pergamentrolle, die er gesucht hatte, eine Weile in der Hand, ehe er sie aufschnürte. Nur seine Finger spielten unermüdlich daran auf und ab. Plötzlich weiteten sich seine Augen, er riß die Rolle auf. Seine Nüstern blähten sich. War nicht ein Gesicht ihm gegenüber gestanden? Schaute mit hinein in den Plan? Stahlgrüne Augen unter blassem Lockengebausch? Sie funkelten Triumph, Wagnis. Sieg blühte auf überrotem Mund.

In diesem Augenblick drückte sich langsam und schwer die dunkle Eichentür in den Saal. Frau Regine trat ein.

Sie trug nicht die Tracht, gegen welche der hochwürdige Herr Konrad Waldhauser, Pfarrer an der Teynkirche, so heftig eiferte. Sittig hoch an dem zarten Halse schloß das Unterkleid. Der Sorket darüber war violenfarbig, wie der Meister es liebte.

„Petrus," sagte Frau Regine behutsam. „Gunnst dir gar keinen Frieden, Peterlein?"

Wie sie auf schmalen Füßen, leicht und unhörbar zum Stuhle des Meisters trat, hätte ihr niemand den Sohn geglaubt, der schon im letzten Jahr den Steinmetzen sein Gesellenstück vorstellte.

„Regine!" Der Meister fuhr heftig mit der Hand über die Stirn, seufzte auf, lächelte sanft, wie er den Arm ausstreckte, obwohl der Blick noch an dem Plane hing.

„Ach," sagte Frau Regine mit den Augen zu dem Verhüllten hin neben dem Ofenturm. „Bist fertig geworden?" Sie lief durch den Saal wie ein Rehlein und lupfte das Tuch. Es war die Büste des Meisters, soeben vollendet in Ton.

„Die Stirn? Ja," sagte Frau Regine, wie sie das Gesicht nachzog mit zartem Finger. „Ist schon recht. Alles, was dahinter halt aufgeht." Ihre Augen wurden ehrfürchtig. Sie nahm leise die Wölbung in die Handfläche wie in ein Nest. „Heiße Arbeit macht heißes Köpfle!" Ihr Blick bekam Muttermilde. „Die Wangen," sagte sie dann, zärtlich streichelnd, „arg dünn — die Leutel werden sagen, die Frau vom Meister, nichts mit der Kuchel versteht sie." Sie lachte leise. — „Die Nase — no — wird schon stimmen. Bloß der Mund" — sie erschreckte sich plötzlich.

Peter Parlers Stirn zog sich zusammen,

Digitized by Google

während er zart und heiß die Frau küßte. „Mußt halt mit dem lebendigen Mund fürlieb nehmen, Weible. No —“ er zögerte — „was ist's denn an selbigem?“

„Rechnen tut er so arg viel Zahlen!“ sagte Frau Regine schnell und leise, als ob sie die Schuld daran trüge.

„Muß er nicht Zahlen rechnen?“ Peter Parler hatte Frau Regine sacht auf die Knie gezogen. Er zupfte behutsam an dem braunen Haargespinst, das seidenweich über dem Ohr aus der Haube quoll. „Wie sollt' denn halten ein' Sach, wenn's der Meister zuvor nicht tät auskalkuliern? Denk' an die Strebbogen vom Dom. Wenn's nicht gestimmt hätte auf den Strich!“

„Freilich,“ sagte Frau Regine schnell. „Bloß zu arg große Zahlen tust jetzt errechnen.“

„Ach,“ sagte sie schmerzlich, als sie sein Gesicht ansah, „nicht ärgern! Tu dich nicht ärgern!“ Sie faltete ängstlich die Hände.

Der Meister hob Frau Regine fort von den Knien und stellte sie hin. Er ging mit großen Schritten auf und ab im Saal. „Regine, hör' zu. Darfst mir nicht dreinreden. Nicht wie ein Stein darfst dich dranhängen, wenn ich will fliegen.“

Sie sah erschrocken aus und wie überblutet die feine, bräunliche Haut. „Die Kuppel,“ — Peter Parler faßte ihre Hand — „wenn ich ihnen die Kirche überwölb' in Karlshof, den Augustiner Chorherren, hier, schau' das Exempel. —“ Er führte sie zum Tisch und breitete den Plan der achteckigen Pfalzkapelle des großen Karl zu Aachen vor ihr aus.

„Ja,“ sagte Frau Regine, „schön genung. Bloß — die hohen Türm' sind nicht da. Wie sie Gottes Herz anpacken hoch droben. Alles nit da, wo hinaufstrebt — Pfeiler verschlungen zu oberst wie die Tannen daheim im Wald — nehmen gleich mit die Gebete.“

„Weißt,“ — sie strich zart über die Stirn des Meisters, in die eine Falte schnitt — „denkst nicht mehr auf unsern Wald, wenn wir heimgingen um Abend?“ Sie seufzte.

Peter Parler legte den Arm um ihre Hüften. Er weiß: Heimweh heißt dieser Seufzer. Nie hat sie in der herrlichen Stadt Prag ihre schwäbische Heimat können vergessen.

Wie sie jetzt stehen, aneinander gelehnt, und in den Himmel schauen, der, erst Brand, dann venedisch Glas und jetzt zarter Opal wird — mitsammen spüren sie ihn, den starken Geruch der Weißtannen und Rottannen. Auf den steilen Gebetsstühlen des Jura sehen sie hinauf, die blauen Waldeinsamkeiten. An den gefurchten Flanken hinunter rinnt der grüne Sammet der Wiesen. Sanfte Herdglocken läuten — schau, die Bläß, Peter, wie das Kälblein nicht locker läßt! — Die geschindelten Dörfer, schmal, heimelig, ducken sich talentlang.

„Wenn du hast Feierabend gemacht,“ erzählte Frau Regine verloren — „die Heiligenkreuzkirche hat dein Vater gebaut, dazumal in Gmünd. Ich war bei den englischen Fräulein draußen, zum Spitzennähen. An der Ecke beim Taferl hast immer gewartet. Mir hat's gegraust allein durch den Wald, — dreizehn bin ich gewesen —“ entschuldigte sich Frau Regine.

„Schön war's nachher durch den dunklen Wald, Hand in Hand . . .“

Er zieht sie enger Schulter an Schulter, Hüfte an Hüfte.

„Und hernach, wenn die Stämm' vonsammen sind getreten, sind blank worden wie Silber — der Wald hat die Torflügel aufgeschlagen, und drunten im Tal, wie Milch und Rauch, zugedeckt die Erde, ausgelöscht, bloß über uns, über den Stämmen wie die Kirchpfeiler — der hohe Himmel!“

„Regine,“ sagte der Meister schnell — seinen Augen entglitt der Traum, der Blick bekam wieder das Geschliffene, Kühne — „ein Himmelsgewölb überstirnt, schau, das ist's. Damit will ich sie eindecken, die Kirche. Wie Gott den weiten Himmel hat über die Erde gewölbt, gleichermaßen eine Himmelskuppel will ich wölben. Wie ein klein Kind zu einem Riesen soll sie sein, die Pfalzkapelle zu meiner.“ — Seine Zähne setzten sich fester, das Kinn trat hervor. „Das, was noch keiner vollbracht hat,“ sagte er leise, „das, was die Erde noch nicht gesehen hat! — Sagst du gar nichts, Regine?“ Er kehrte sich hastig um. Er sah nicht, daß ein Schauder ihr die Nackenhaut überlief. Er hob ihr Kinn, daß sie ihm voll in die Augen sehen mußte.

Frau Regines Blick bekam etwas geheimnisvoll Zugedecktes, wie sie mit weit aufgeschlagnen Lidern dem Blick ihres Mannes standhielt. „Ich will beten,“ sagte sie leise.

Peter Parler ließ hart die Hand von ihrem Kinn fallen. Seine Zähne nagten die Unterlippe. Er fing an, den Saal abzuschreiten, daß es widerhallte.

Frau Regine rührte sich nicht. Der Flaum ihrer Nackenhaut stand noch steil. Aber unter dem Zugedeckten ihrer Augen zitterte es heiß.

Der Meister blieb neben ihr stehen. Er faßte sie nicht mehr an mit der Hand, nur seine Stimme rührte sie zart: „Regine“ — er deutete auf seine Büste — „sollt's dich

Digitized by Google

nicht freuen? Auf dem Triforiumslaufgang, wir zwei, der Matthias von Arras und der Peter Parler. Da, wo kaiserliche Majestät steht, dein Mann, Regine . . . wo der Herr Erzbischof steht, die Prinzen . . ."

Frau Regine nickte eifrig. Ihre Lippen waren weiß. Sie schienen es noch festzuhalten von vorhin das Wort: ‚Ich will beten!' — Peter Parler wartete. Stumm strich sie ihm mit der zitternden Hand über Augen und Stirn.

Der Meister hielt ihr die Hand nicht fest, und küßte sie nicht in die warme Fläche, wie er sonst gern tat. Frau Regine nahm die Hand wieder zu sich. Der Abendhimmel war völlig verblaßt. Etwas Dunkles hockte sich in die Tiefe des Saales.

„Wir sollten die Kerzen anzünden," sagte Frau Regine zaghaft.

„Nicht hier." Die Stimme Peter Parlers klang verstaubt. „Nicht hier. Bei dir drüben, Regine. Ich muß fort alsbald."

Draußen schlug eine Tür. „Drei Lilien, drei Lilien," sang eine helle Mädchenstimme. Flinke, leichte Schritte liefen vor schweren Schuhen. Das Lied brach jäh ab. Man hörte Lachen und Schelten. — „Die Buben und die Walburg," sagte Frau Regine lächelnd. „Necken tun's gar zu gern. — Gehst du zu den Dubnas?"

Der Meister nickte. „Will noch mein Gewand wechseln zuvor," sagte er schnell.

„Hast's doch an bereits, dein neu Gewand." Frau Regine staunte.

„Ist schlecht im Schnitt!" Der Meister entgegnete fast heftig. „Der Graf Michna — der Wenzel Michna — er hat einen Schneider, der in Paris gelernt hat . . ." Er schwieg plötzlich, verlegen.

„Der Wenzel Michna!" Frau Regine schlug die Hände zusammen. „Der, wo immer stolpert über seine geschnabelten Füß? Hochwürden Waldhauser hat neulich auf ihn hingeschaut, extra, bei der Predigt. Wie eine stopfete Gans hat er die Brust, und den Bauch fortgeschnürt wie ein Windhund! Der!"

„Maidel! Regine!" Der Meister lachte.

„Ach," sagte Frau Regine. „Du bist gemacht von Gott wie eine Rottanne so hochauf und bist ein Meister, ein großer. Daß du so einen willst nachäffen!" Sie richtete sich selber hochauf. In ihrer Stimme waren Tränen und Zorn.

„Sei nicht schiech, Regine!" Der Meister wollte aufbegehren. Aber er sänftigte sich gleich. „Wenn ich dem Michna seinen Schneider nehm', brauch' ich ihn selber noch lange nicht nachäffen!" — Als Frau Regine nicht antwortete — „willst ja niemals mitkommen, du. Erst neulich hat's wieder geheißen, beim Kinsky, wo die schöne Frau Regine ist geblieben!"

„Wart'," — Zärtlichkeit wärmte wieder seine Stimme — „wenn wir die Gasterei erst geben und den Tanz — aus deinem eignen Haus kannst mir schon nit fortrennen — rosinenfarb sollst mir anziehen flandrisch Tuch und Seiden aus Venetien, gestickt und mit Zobel verbrämt!"

Frau Regine schlug wieder die Hände zusammen voll Staunen. „Eine Gasterei? Hier bei uns? Einen Tanz?" — Auf Rosinenfarb und Zobel antwortete sie nicht, und auch das Fortrennen ließ sie außer acht. „Ach so," sie lachte plötzlich hellauf — „ein' alte Frau bin ich worden. Immer wieder tu' ich drauf vergessen. Vier große Kinder hab' ich. Bald wird die Walburg wollen tanzen. Dem Hansel ein Fest willst geben. Einen Buben von neunzehn hab' ich bereits!" Sie lachte wieder wie die silbernen Glöckchen am Zymbalum. Sie sah aus, als könnte ein Bube von neunzehn wohl ihr Bruder sein.

In den Augen des Meisters ist Sanftmut und Flimmern zugleich. „Bist die Schönste annoch," sagt er an ihrem Ohr, wie er die Arme um ihre Hüfte legt. „Du selber sollst tanzen. Sollst mir fliegen lernen!"

„Nit so! Nit so!" Frau Regine hob abwehrend die Hände, drückte sich aber gleich eng an seine Schulter.

Peter Parler faßte ihre beiden Hände. „Folgen Händlein! Gehorsamen! Habt's gelobt!" Er küßte Ringfinger und Ring.

Sie schwiegen aneinandergelehnt. Die rote Glut setzte sie zusammen in einen blanken Rahmen. „Geh schlafen beizeiten," sagte Peter Parler plötzlich sich erinnernd. „Heut sollst nicht auf mich warten. Es kann spät werden."

Er küßte sie dreimal schnell auf den Mund, ging zur Saaltür, kam wieder zurück mit großen Schritten, nahm ihr Gesicht zwischen die Hände. „Ja, bet' für mich, Regina!" Seine leise Stimme war schamvoll.

*

Frau Regine stand und sah ihm hinterdrein. Ihre Augen schwammen. Dann lief sie zum Kasten, wo das Feuer mit dem Bildwerk spielte. Sie faßte den Kopf sanft in ihren Arm, mit der freien Hand zog sie wieder die Linien nach wie vorhin: Stirn, Nase, Augen, Mund. „Bist der Schönste, du," flüsterte sie. „Bist der Allerliebste!"

„Schau —" sie hielt plötzlich inne, schien ein Bild zu sehen in der Ferne. „Der Meister Matthias," erzählte sie leise dem

Digitized by Google

Kopf in ihrem Arm — „wie sie den täten abnehmen — jedesmal zuvor ist er gegangen nach Maria Schnee und hat gekniet vor unserer allerheiligsten Jungfrau. Siehst's ihm an, dem Bildnus — seine Seele hält sie annoch in ihren Händen. Siehst's ihm an, dem frommen Mund. Schauen nach dem Thron der Dreifaltigkeit, die Augen."

„Du" — ihre Augen zogen sich schmerzlich zusammen, wie sie ihre feinen Finger auf die steinerne Stirn legte — „ach, die großen Zahlen! Schwingest so fern. Schwingest mir vonsammen über alle Reiche der Welt."

Frau Regine war aufgestanden. Sie drückte die gefalteten Hände gegen die Brust, ihr feiner Kopf warf sich in den Nacken. „Meinen Leib," murmelte sie, „meinen Leib tät' ich drum geben." Sie sagte nicht, wofür ihr schmaler Leib gern Opfer sein wollte.

*

Indessen stieg Peter Parler zum Hradschin. Er hatte den Knecht mit der Laterne voraufgehn heißen. Der Mond war fast voll. Die Sterne funkelten. Seine Brust dehnte sich, wie er emporschaute. So ein Himmelsgewölb! — Er fing an zu zeichnen in Gedanken: vom Polygonum der Hauptpfeiler rückt in die Mittelachse vom Langschiff . . .

Seine Hände wurden unruhig. Sein Schritt eilte.

Plötzlich wuchs der Dom heraus aus dem Sterngefunkel. Wie aufgelöst im Licht. Peter Parler erschrak. Seine Hand schien etwas fortzuweisen. „Regine," sagte der Meister tief atmend. Er legte die Hand auf die Brust.

Ruhig, mit entspanntem Gesicht ging er weiter. Links harfte ein sanfter Wind in dem Geäst der Bäume des Hirschgrabens und der kaiserlichen Lustgärten, vor ihm ragte der Dom.

Was hatte er gesagt: Sie dürfe ihm keinen Stein anbinden, wenn er fliegen wollte? Regine?

War sie nicht mitgeflogen? Nein, selig voraufgeflogen ist sie ihm, damals, als er den Lichtgaden plante und baute, als die gewaltigen Maßwerkfenster die schlanken Chorwände ganz völlig auflösten. Als alles sich eintauchte in klare Unendlichkeit.

Aber willst du denn heut noch schweben? fragt ihn eine Stimme. Den Erdkreis einbecken willst du. Die Erde — besitzen. — Hat die Stimme gesagt „besitzen"?

Peter Parler trat fehl. Ein Stein polterte. Seine Stirn war schweißbeperlt. Er sah sich um. Kam jemand hinter ihm?

Nun, es kamen genug: Karossen, Sänften, Fackelträger, hohe Herren zu Fuß, ihre Laternen tragenden Knechte vor ihnen. Nichts gehört hatte der Meister. So versponnen war er in seine Gedanken. Da strahlte es schon auf, das Palais.

Die ganze Flucht des gewaltigen Gebäudes war erhellt. Aus venedisch Glas, böhmisch Glas, von den Silberleuchtern in den Sälen funkelte es. Vor den Türen gluteten die Fackeln und Pechpfannen.

Auf allen Treppenabsätzen standen Lakaien, die leuchteten und den Weg wiesen. Die Gäste drängten. Es war schlecht vorwärtskommen mit der übermäßigen Länge der Schuhe. Zwei Fuß für die Adligen, einen Fuß für die Bürgerlichen gestattete ein hoher Rat.

Peter Parler war in das Gefolge des Bischofs geraten. Aber kaum, daß Bischöfliche Gnaden seiner gewahr wurden: „Meister, ich rechnete darauf, Euch hier zu treffen —" und reichte ihm die beringte Hand.

Peter Parler küßte den Bischofsring. Noch vor der Saaltür, die von den Lakaien aufgerissen wurde. „Hört," sagte der Bischof, „was den Triforiumslaufgang betrifft . . ."

Das Stimmengewirr im Saal verschlug das Gespräch, das Seine Eminenz zu Ende führte, obwohl der Hausherr, gekräuselten und duftenden Haares, in kurzer zweifarbner Schecke, Lappen von den Schultern zur Erde hängend, schon bereit stand.

Peter Parler hatte den Grafen nur kurz begrüßt. Immer, wenn er einen festlich erleuchteten Saal betrat, geschah es ihm dieser Art: Bezauberung überkam ihn. Er schwamm dahin in Farben und Licht. Erst nach und nach löste sich's ihm auseinander in die Einzelheiten. Dann erkannte er Frauenkleider, mit engen Ärmeln in der Farbe der Chrysoprase, maisgelb, Zinnamon, violenfarbig, den Sorket darüber zu beiden Seiten geschlitzt, gefüttert mit Pelzwerk, mit Seiden gestickt. Er erkannte die von Steinen funkelnden Schapel, wie sie das in Schnüren und Zöpfen aufgebundene Haar festhielten, Schleier und Gugeln, Fürspangen und tief entblößte Frauenschultern und Brüste. Samtene und seidene Glocken der Männer lösten sich ihm aus der Lichtflut, Hosen so enz, daß sie von der großen Zehe bis zum halben Rücken hinauf zugenestelt waren, goldene Hüftgürtel und Taschen, besetzt mit Amaranthen und Chrisolten.

‚Regine,' dachte der Meister plötzlich. Auch sie liebte die Vollkommenheit der Dinge, aber die Pracht ängstigte sie. Er ließ sich berauschen von der Pracht.

Digitized by Google

Peter Parler reckte sich noch höher in seinem Mantel aus holländischem Tuch, mit Grauwerk verbrämt, den er trug gleich den Magistern der Hochschule. Er strahlte selber aus wie ein Leuchter.

Er war schnell umringt. Der Hochflug seiner Ideen zog ihm die lebendigen Geister hinterdrein. Auch war die Stellung, die Kaiser Karl seinen Künstlern einräumte, die allgemeine geworden.

Auf der mit purpurnem Tuch überdeckten Bühne am Ende des Saales stimmten bereits Geigen und Zymbalum.

Um Seine Bischöfliche Gnaden, Peter Parler und Hagecius, den Rektor der Universität, hielten sich die hohe Geistlichkeit, zugereiste und einheimische Adlige, denen die Kunst am Herzen lag, Herren vom Rat, der Prager Maler Theodorich und der Italiener Thomas von Modena, auch solche Studenten, die noch etliches zu profitieren gedachten, ehe sie sich dem Tanze hingaben.

Vom Dombau und von der täglich sich mehrenden Zuwanderung deutscher Steinmetzen war man aufs Handwerk gekommen, dem Kaiserliche Majestät gleichfalls den Sinn huldreich zugewendet. Allein die Goldschmiede! Löste nicht ein Auftrag den anderen ab? Jetzt, so hieß es, wolle der Kaiser ihnen die Reliquie des heiligen Eligius stiften, der Goldschmiede Zunftpatron.

Freilich die Reliquien! Es war ein guter Plan, daß die Fronleichnamsbruderschaft eine eigene Kapelle beschlossen hatte. Auf letztes Jahr, zum Fest der Aussetzung — der neue weite Karlsplatz hatte sie nicht gefaßt, die Scharen der Pilger. Kein Ei war zu kaufen dazumal. Und was so ein Schafschinken gekostet hatte, gar eine Gans!

„Nun, Eure Magnifizenz," — des Bischofs beringter Finger drohte — „was die Teuerung anlangt — Ihr scheltet die Kirche. Ich schelte die Hohe Schule!"

Alle lachten Beifall.

„Es ist allerdings nicht mehr wie dazumal, als wir ein Dutzend Eier um einen Silberpfennig kauften," sagte der Bürgermeister der Altstadt. „Fraget den Meister — als die große Flut unsere Judithbrücke fortriß, und er die steinerne baute, — Eier und Wein ließ er unter den Mörtel mischen zu besserer Haltbarkeit."

Man wandte sich zu Peter Parler. Der sagte nicht ja und nicht nein. Er lächelte nur, festgeschlossener Lippen. Dann lenkte er das Gespräch zurück auf die erste Hohe Schule des Reiches zu Prag, vom Kaiser gegründet.

Freilich mochte sie das Leben verteuern; aber bildete sie nicht ein Wahrzeichen für Kultur und Bildung, auf das jeder Prager Bürger stolz war? Nicht nur aus allen Gegenden Deutschlands zog sie Studierende her, sondern aus England und Frankreich gleichermaßen, aus Polen, Ungarn und der Lombardei, viele Söhne von Edlen mit ihren Präzeptoren und Gefolge, hohe Kirchenherren, Magister und Prälaten.

Nun, Kaiser Karl sorgte schon dafür, daß der gemeine Mann sein Brot, seine Blutwurst oder einen Bissen Käse behielt, dazu eine Kanne dunkles Pilsener Bier. Ließ er nicht die Befestigungsmauer türmen? Und jene vom Wyscherad?

Überhaupt, was wurde gebaut in Prag! Gebaut! Der Kaiser gab das Beispiel. Geistlichkeit, Adel und Bürgerschaft folgten. Grade als einer der Domherren begann aufzuzählen: „Fürstbischöflicher Hof, Emmauskloster, Sankt . . ."

„Hochwürden Waldhauser liegt im Sterben," flüsterte die eigentümlich gebrochene Stimme des alten Grafen Pikkolomini. Und obwohl er von der Krankheit Waldhausers anfing, des um seiner mutigen Offenheit ebenso gefürchteten wie geehrten Predigers an der Teynkirche, spitzte der Graf die Lippen, als schmecke er einen ausbündig feurigen Ruster. Zugleich hob sich seine Stirn in runden Faltenbögen über den Augen.

„Es wird ihm die Seligkeit vergällen," flüsterte er, „ein Thema versäumt zu haben vor seinen nächsten Sermon." Er wandte den grau und gering behaarten Kopf, sich tief verneigend.

Der Meister stockte im Gespräch. Nun waren sie Wirklichkeit geworden, die Augen unter dem blassen Lockengebausch, deren blaue Blitze immer Triumph meinten: die Schwägerin des Hausherrn, vor der sich der Pikkolomini verneigte, sah Peter Parler an.

„Und die Kuppel der Chorherren, Meister?" fragte die Gräfin Cornelia. Nachdem ihre kleine beringte Hand an viele Lippen geführt worden, stand sie im Mittelpunkt des neu gebildeten Kreises, der angespannt und verändert erschien. Ihre Stimme war kindlich, gelangweilt, und irgendeine verhaltene Note des Aufruhrs schwang darin.

Peter Parler sah nicht, daß sein Sohn Johann mit dem Sohn des Hagecius eingetreten war. Seine Augen suchten den Vater. Da er ihn im großen Kreise erblickte, hielt er befangen inne.

„No," sagte ein junger Krieger zu seinem Nachbar. „Könnt mir nit übel gefallen, jene. Halt, die große Babel heißen's." Er deutete mit flackernden Augen auf die Gräfin.

Digitized by Google

„Komm," sagte Johann, der ihn gleichfalls gehört hatte, zu seinem Freunde. Das junge Blut war ihm in die Wangen geschossen, kaum daß er wußte, warum. —

„Mir hat heut nacht von Euch geträumt, Meister." Die Gräfin Cornelia lachte. Ihr Lachen war wie ihr Sprechen: kindlich, gelangweilt und mit einer Note des Aufruhrs. „Ihr wolltet den Schlußstein in die Kuppel setzen. Über den Weltkreis spannte sich die Kuppel."

„Wohlan," sagte Peter Parler, der ein Fremdes und Stechendes in seiner Kehle zu bewältigen hatte. „Ihr mögt unser Zeitalter im Sinne gehabt haben, hohe Frau. Errichtet nicht Kaiserliche Majestät eine Kuppel solcher Art?" Er sprach jetzt fließend und schön, trotz der schwäbischen Zischlaute, die ihm geblieben. Die Umstehenden hingen an seinem Munde. Auch sein Sohn Johannes drängte näher mit glänzenden Augen. „Baut er nicht eine Kuppel, Kaiser Karl," fuhr der Meister fort, „die wahrlich den Erdkreis einrundet? Nicht allein aller edlen Künste Pfleger und Schutzpatron darf man ihn billig heißen — der Wissenschaft, dem Handel, dem Handwerk wies er neue und kühne Wege, so daß sie ans Künstliche streifen in ihrem Ausmaß. — Ja, selbst die politischen Geschäfte, als wie mich bedünkt, die kunstvollsten von allen, meistert seine Hand als ein Spiel Nüsse." Er gedachte dabei der ausgebreiteten und bedeutungsvollen Korrespondenz, die, wie die Rede ging, der Kaiser pflag mit Cola di Rienzi und anderen. „Nach allen Reichen der Erde spannt er seine Fäden, gleich Saiten eines riesenhaften Instrumentes, ihre Töne zum Wohllaut der Harmonien verbindend. Den gewaltigen Bau des Reiches deckt er mit der Kuppel seines Geistes und seiner Herrschaft."

Der Meister schwieg, staunte in sich hinein. Aber noch ehe jemand erwidern konnte: „Unser Säkulum ist groß," sagte er fast leise. „Es mag das größte sein, das dieser Stadt vorbehalten. Sein Gedächtnis wird unsterblich bleiben in seinen Malen, solange das Deutsche Reich besteht. Wir" — seine Augen flammten, er stockte plötzlich, sein Gesicht war noch tiefer erblaßt — „auch wir," sagte er dann fest, „wir werden unsterblich sein. Wir alle, in unseren Werken, die er uns auftrug."

Beifall wurde gemurmelt oder laut und freudig zu erkennen gegeben. Hagecius, ein Anhänger Waldhausers, ein großer, machtvoller Mann, nickte ein paarmal vor sich hin, schien dann mit irgend etwas nicht völlig einverstanden. Sein Gesicht grübelte und verschattete sich. Man bemerkte es nicht, vor den anderen, die näher drängten. Stolze, kühne Männer von Adel, ehrenfeste, bedachtsame Ratsherren. Viele hätten gern dem Meister die Hand geschüttelt. Johann, Parlers Sohn, fühlte sein Herz wachsen, es trat ihm heiß in die Augen. Er wandte sich schamvoll zur Seite.

Gerade da kam die hohe, gelangweilte Stimme der Gräfin Cornelia, in der das Aufrührerische heftiger herrschte: „Die Kuppel, von der ich träumte, Meister, hatte auf diesmal nichts zu schaffen mit dem erhabnen Reichsbau Kaiserlicher Majestät. Es war die Kuppel der Karlshofer Kirche. Ihr hattet sie vollendet bis auf den Schlußstein. Jetzt verlangtet Ihr ein Lebendiges einzumauern, daß die Kühnheit ihres Schwunges sie nicht hieße zusammenzustürzen."

Etliche wandten sich murrend ab. Andere veränderten sich plötzlich. Von hohen und glänzenden Stirnen schien etwas fortgewischt. In das erhabene Feuer der Augen, von des Meisters Rede entfacht, trat ein Dunst und eine heiße Trübe.

„Und welches war das Lebendige?" fragte Peter Parler. Seine Augen waren nicht getrübt, sie hielten die zwei anderen fest, in denen Lockung und Wagnis funkelten. Auch seine Augen funkelten.

„Es bedarf keines Lebendigen," sagte der Bischof kurz. „Bei weltlichen Bauten ist es der Brauch, ein Hündlein einzumauern oder dergleichen. Bauwerke zur Ehre Gottes nimmt die himmlische Schutzmannschaft selber in Obacht."

„Es ist ein dunkles und schweres Geheimnis um das Blut des Lebendigen," sagte Peter Parler. Sein Sohn Johann hing, jäh erblichen, an des Vaters Gesicht. Die Stimme des Vaters war wie aus fremder Ferne. Über das Lachen und Rauschen und Schwirren kam ein schmerzhafter Ton von der Bühne herüber. Eine Saite mochte gesprungen sein.

„Wartet," — die schöne Gräfin Cornelia lachte — „mir ist — jetzt hab' ich es wieder. Es war kein Hündlein oder dergleichen. Ihr trugt es herbei in Euren Händen, Meister, es blutete, und es war rot. Es war ein Menschenherz."

„Etwan das Eure?" fragte ein Männermund heiß an der Gräfin Ohr.

Sie antwortete nicht. Sie sah den Meister an. Ihre Augen flimmerten.

Gleich darauf lenkte Peter Parler, den Arm der Gräfin auf dem seinen, hinüber zur Kunstkammer. Sie wollte nicht tanzen heut. Sie sei viele Stunden geritten.

Digitized by Google

Die Musik setzte ein mit einem wilden Wirbel.

Johann stand wie eingewurzelt. Er fühlte eine feine Kälte ihn überrieseln vom Genick bis zu den Zehen. Er legte die Hand an den Dolch, der ihm im Gürtel stak. Er wußte nicht warum.

*

Am anderen Morgen, als sie bei der Morgensuppe saßen, wanderten die Augen von Frau Regine zwischen ihrem Mann und ihrem Ältesten. Der Meister erzählte von der Schönheit der Räume, der Tafel, der Farbigkeit und dem Glanz der Gewänder, und wie sie bald selber wollten ein Fest geben, auf den nächsten Namenstag vom Johann.

Johann stand auf. Er stieß heftig den Stuhl zurück, trat neben die Mutter.

Die anderen gewahrten es nicht, weil die Walburg anfing zu jubeln und zu springen, und ob sie dann auch das Oberkleid gefüttert kriegte mit Bunt und die Schapel mit Beryllen, wie sie beim Goldschmied Batzner in der Wenzelgasse tät liegen, und ob ein Halskettlein wie die Brigitt Hagecius . . .

Sie faßte die beiden Buben an, die fort mußten auf die Bauhütte, und tanzte und trällerte mit ihnen hinaus.

Frau Regine strich dem Johann das schwere Haar aus der Stirn. Er sah sie an, eine ungeklärte Not auf dem Grunde der Augen. Er wollte den Brüdern folgen.

„Du sollst von heut ab nicht länger für Allerheiligen arbeiten," sagte der Meister. „Ich will dich drüben in Karlshof haben." Die heitere Lebendigkeit seiner Augen wuchs in das kühne, herrische Leuchten. „Sollst mir mitschaffen an der Kuppel."

Er verschränkte seine Hände im Rücken, daß die Knöchel weiß aus der luftbraunen Haut sprangen, fing wieder an sein Hin und Her mit starken Schritten.

Frau Regine war erblichen. Johann rührte sich nicht. „Habt Ihr's vergessen, Herr Vater, was der Gräfin geträumt hat?" fragte Johann. „Und was vermauert worden in den Schlußstein?"

Über die Stirn des Meisters zuckte es.

„Was war es?" fragte Frau Regine.

Der Meister blieb hart stehen. „Eine Torheit!" sagte er heftig.

„Ein Lebendiges," trotzte der Bube. Er zögerte. „Ein Herz," murmelte er dann.

Der Meister lachte auf. Es klang hart wie sein Stehenbleiben und sein Schritt, als er mit dem Hin und Her aufs neue begann. Die Falte zwischen den Brauen zur Nase hin schnitt sich tiefer.

Frau Regine hing am Gesicht des Meisters mit weitgeöffneten Augen. Plötzlich senkte sie die Lider. Der Schatten ihrer langen, dunklen Wimpern zitterte auf den Wangen. „Könnt ihr mir nicht alles erzählen?" Sie setzte sich, als ob sie Halt brauchte.

Johann erzählte.

„Ein Herz?" sagte Frau Regine. Sie hob den Kopf, sah verloren lächelnd den Meister an. „Fünfundsiebenzig Schuh lichte Weite hat die Kuppel," sagte sie zusammenhanglos. „Ein Herz?" Ihr Lächeln war noch immer fremd und verloren.

Der Meister war plötzlich stehen geblieben. „Regine!" Sein Atem kam kurz. Seine Stimme war dick. Sie beschwor und befahl in einem.

Frau Regine neigte demütig das Haupt. Eine schwere Flechte glitt ihr wie ein braunes Schlänglein aus der weißen gefälteten Haube bis zum Gürtel herunter. Frau Regine faltete die Hände. Draußen hörte man die Walburg singen.

„Wirst du nun mit mir kommen nach Karlshof?" Die befehlende Stimme des Vaters und des Meisters war sanft geworden. Fast schien es, er bitte den Sohn.

„Nein! — Vater!" schrie Johann plötzlich.

„Geh doch," sagte Frau Regine schnell und leise. „Geh doch mit!"

Es klang, als ob sie seinen Schutzengel anflehe, den Meister nicht zu verlassen.

*

Von dieser Zeit an veränderte sich Frau Regine. Sie war immer eine fleißige Kirchgängerin gewesen, aber zu Hause hatte sie dann mit den Kindern gescherzt und gesungen, und immer klapperte ihr Schlüsselbund ein fröhliches Liedlein treppauf, treppab, und Stube und Kammern, Küche und Keller bekamen ein helles Gesicht, wenn nur die Frau die Türklinke anfaßte. Jetzt war sie um fünf in der Früh schon heimlich fort von des Meisters Seite, und noch viele Male am Tage war es leer im Hause, als sei die Seele davongegangen. Indessen kniete Frau Regine in der Teynkirche und vor den Altären von St. Georg, St. Michael oder St. Barbara. Draußen in den Wäldern nach Wysotschan hin blühten die zarten Galanthus, und Leberblümchen blinzelten blauäugig aus dem Fallaub, das kräftig roch, weil es nicht mehr starb, sondern bereits neue Erde wurde und neues Leben.

Die Schwalben, die Herrgottsvöglein, waren zurück und hatten ihre alten Stätten gefunden und segneten die Häuser. Die schönen glänzenden Winterpelze von Fuchs

Digitized by Google

und Wolf, Waldkater und Eichkatz wurden ein weniges fadenscheinig, und eines Tages stand die Welt in einer Wolke von blauem Veil. Zu anderen Jahren war Frau Regine um solche Zeit manchesmal mit den Kindern hinausgezogen durch die Stadttore. Sie hatten weißblühenden Schlehdorn gebrochen, Kalmus aus den Teichen, Palmkätzchen und goldgelbe, geschmeidige Weidenruten, um schöne und feste Schmeckostern daraus zu flechten.

Jetzt kniete Frau Regine viele Stunden lang in den schwarz verhängten Kirchen durch die schwere Leidenszeit des Herrn und hielt die Fasten streng bis zum Vergehen des Lebens. Und auch dann noch, als die Grabplatte zerbrochen war und der Osterjubel aufschwoll selig wie Lerchenjubel, war sie weit öfter in den Kirchen zu finden als daheim. Aber wie sie sich auch die Knie wundscheuerte und die Fliederblüte draußen vorüberließ und den seligen Mai — das Wunde in ihrem Herzen heilte nicht.

Manchmal in der Frühe tastete des Meisters Hand hinüber im Ehebett — „Regine!“ — suchte eine andere Hand, ihm Genoss' zu sein für den Tag, seine Drangsal und seine Lindigkeit — aber das Bett war kühl und leer. Nur ein sanfter Eindruck in dem Linnen zeigte an, daß Frau Regine neben ihm geruht hatte in der Nacht.

Und wenn er am Abend sich zu ihr niederlegte, und sein Mund war heiß, wenn er sie küßte, und seine Hand zitterte leicht, wenn sie zu ihr herüberkam — dann schien es, als ob Frau Regine sich auflöste und zerginge wie Schnee unter der Sonne. Mochte ihr süßer Leib ihm noch gehorsamen — er spürte es wohl — ihres Blutes Wellen verströmten nicht mehr mit den seinen zu dem jauchzenden und starken Strom. Denn ihre Seele zog ferne Wege, der seinen entgegengewandt.

Am Tage bat er zuweilen: „Regine, kommst du mit mir nach Karlshof? Laß dir zeigen, wie der Bau wächst, wie meine Kuppel sich ründet!“ Aber sie wich erschrocken zurück, hatte ein Gewerbe hier, ein Gewerbe dort. Selbst den Werkraum des Hauses betrat sie an seiner Hand nur noch mit scheuen Füßen. Der Meister hatte angefangen, daheim an einer Bildsäule des heiligen Wenzel, sechs Schuh hoch. Auch ein schönes Chorgestühl für St. Veit begann er zu schnitzen. Wie ein wundes und zitterndes Reh stand Frau Regine vor allem. Als ob sie sogleich vor dem Wort „Karlshof“ an ihre Altäre flüchten müßte.

Daß sie, wenn der Meister fort war, sich oft genug heimlich in die Werkstatt schlich, die Dinge, die er bildete, liebkosend betastete mit Blicken und Fingern — das freilich wußte der Meister nicht.

Da nun Frau Regine sich verschloß wie in einem Gehäus' und dem Meister den Schlüssel dazu verwehrte, so stieg jener hie und da hinauf zum Palais Bucha. Das, was ihn erfüllte zum Rande, mußte er austun, sonst hätte es ihn zersprengt.

Freilich war da sein Bruder Michael, gleichfalls ein Meister des Bauwerks und mancher edlen Künste Freund, — es war unter den Steinmetzmeistern mancher, den der Hochflug seiner Gedanken ihm nach und nahe geführt hatte. Es war da Johann und des Meisters zweiter Sohn und die Menge der Schüler, alle im Bann seines Geistes; unter Prälaten und Domherren und unter Adel und Bürgerschaft waren viele, die seine Kunst ehrten und sich stärkten und erquickten an ihr — nicht zum letzten sein hoher Förderer und Auftraggeber, Kaiserliche Majestät selber — aber wo waren die Zeiten, dachte Peter Parler, wenn er an dem leeren Gemach von Frau Regine vorüberging — wo waren die Zeiten, da ihre dunklen Augen voll Glanz an den seinen hingen, wenn er sie entrückte auf jene kühnen Wege, die sein Geist schritt? Wo war die Zeit, daß er sich erlöste in ihrem süßen Weibtum? Daß sein Blut nicht, ein harter Fronvogt, ihn mit Ketten und Skorpionen in den Niederungen peinigte, sondern selig befreit und beschwingt ihn zu den Höhen trug? Da alles Verworrene sich lächelnd klärte, das hart Belagerte frei sich schenkte, das Unmögliche ein Scherz wurde und ein Spiel?

Wenn sie ihn so überfiel zuzeiten, die Bedrängnis des Häftlings, und wenn Frau Regine kein kleinstes Fingerlein bot — etwan ein Kuß außer der Zeit, ein holdes Anschmiegen, nur daß in der Ferne die Brücke aufdämmerte, welche die kostbaren Frachten hin und wider trug, — dann — selten zuerst, nachher öfter griff der Meister nach dem neuen Mantel.

Wie blanke, heiße Schmerzenspfeile stach es in ihn hinein, zuerst, als er der Gräfin Cornelia gegenübersaß, allein in ihrem Gemach. Es war gefüllt mit Wunderfreveln und kostbarem Tand aus allen Ländern der Erde, durchduftet von Spezereien wie ein Würzlädlein. War sie nicht selber ein kostbarer Tand und ein Wunderfrevel? Rot gefärbt Lippen und Wangen, das gebauschte Haar an der Sonne mit Wasser gebleicht zu silbrigem Flimmer, in Gold und Purpur gewandet, flimmernde Steine auf den ruhelosen Schühlein aus Samarkand.

Digitized by Google

Schloß Blutenburg bei München. Radierung von Hans Volkert-München

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Meister sah wohl die gefärbten Lippen und das künstlich veränderte Haar. Aber die Augen unter dem Haar — sie brachten ihm dennoch den Rausch.

Kaum, daß er bei ihr Platz genommen, und der Kammerpage den heißen Würzwein gebracht und auf silbernen Platten Backwerk und im Süden gereifte Früchte, schon hatte die Gräfin begonnen: die Karlshofer Kuppel. — Nicht wie früher mit Frau Regine, wenn er ihr die Pläne wies vom Domtrepplein, von St. Bartholomä in Kolin, schwebte er alsbald empor, frei, selig, singend, die Sternenbahnen zum Throne der Dreifaltigkeit — vielmehr ihm war, er kauche, eine unerträgliche Last auf dem Rücken, Wege an Abstürzen entlang, bis jäh das Rund der Kuppel sich über ihm wölbte und das Erdreich eindeckte. Dann blähten unter ihm kühne Schiffe die Segel, Kauffahrer auf Hunderten von Rössern und Mäulern trugen preislose Schätze ihm zu. Schlachten hieß er donnern, und Städte rauchen, Könige krönen und begraben, Burgen und Schlösser türmen, Tanz und Saitenspiel erklang, und in den Rosenlauben der Liebe lockten die Nachtigallen.

Manchesmal, wenn die Gräfin Cornelia zwischen gezuckerten Früchten und einem glühenden Schluck aus dem Becher die blauen Augenblitze in ihn hineinzückend an seiner Kuppel baute, sie immer weiter spannte — legte er die Hand über die Stirn: Was ging dies alles ihn an? Dieses wäre seine Kuppel? Zur Ehre Gottes gebaut? Und einmal überkam es ihn: er stieß den vergoldeten Stuhl zurück, stampfte hart auf. Da hatte sich schon das Antlitz der Gräfin verändert. Das triumphierend erhobene löste sich in sanfte Mattigkeit, die Augen blitzten nicht mehr kühn, sie wurden schwimmend und lockten und unterwarfen sich. Die Lippen erglühten, daß sie der roten Schminke spotteten, sprangen vonsammen wie die süße Reife den Schlitz in den Granatapfel reißt . . . an diesem Tage zum erstenmal küßte der Meister den Mund der Gräfin Cornelia, wild und ruchlos.

Hernach stürmte er fort von ihr, die nicht mehr seine Kuppel versucherisch wölben half ins Ungemessene, sondern die, selber von ihr überwölbt, als letzte Kostbarkeit ihm gehuldigt hatte, dem Schöpfer der Kuppel.

*

An jenem Abend war es lange nach Mitternacht, ehe der Meister heimkehrte. Die bösen Geister jagten ihn um. Wie durfte er sich niederlegen neben Frau Regine nach diesem?

Er stand lange auf der steinernen Brücke und starrte in die Moldau, in der sich die Sterne spiegelten. Aber ihm schien, es war die alte Judithbrücke, die das Eis donnernd zerstört hatte. Sie waren jung und glückselig eines dazumal, Frau Regine und er. Sie trug Johann, seinen und ihren Liebling, als er die Brücke baute, auf der er jetzt stand, die dem mächtigen Strom den Fuß auf den Nacken setzte, wie der Sieger dem Unterjochten.

Der Meister fühlte, wie der Schweiß perlte auf seiner Stirn. Eine Lockung ging aus von dem Wasser in der Tiefe. War er noch immer der Sieger? War er nicht jetzt vielmehr ein Unterjochter? Würde der Gedanke, daß Vermessenheit die Kuppel baute, daß er ihrer Tragfähigkeit zuviel zumutete, ihn nicht mehr freigeben? Denn dieser Gedanke — er wußte es plötzlich, als habe es ihm jemand zugeschrien — er stand wie ein Gespenst zwischen ihm und Frau Regine. Er hatte ihn in die Arme der Gräfin gehetzt und in die Schuld.

Nun — was begonnen war, das mußte vollendet werden. Zum Segen oder zum Fluch. Er setzte die Zähne fest und wendete sich seinem Hause zu.

*

Er wußte nicht, ob Frau Regine schlief oder wachte, als er die Kammer betrat. Er wäre gern vor den Bettschragen niedergebrochen, seinen Kopf an Frau Regines Knie gedrückt oder an ihr Herz, aber sie rührte sich nicht. — — —

Nicht lange danach saß Frau Regine auf in ihrem Bett, streckte die zitternde Hand aus und legte sie auf die Stirn des Meisters, die brannte wie im Fieber, und seine Träume waren wild und verzweifelt. Er rechnete, er maß, er türmte Stein auf Stein. Er schrie auf: „Ein Herz! Ein Lebendiges!" Dann klagte er und weinte wie ein Kind . . .

Frau Regine wußte nicht, daß ihr die Tränen über die Wangen liefen. Ihre Hand glitt leicht über die brennende Stirn, bis das Weinen aufhörte.

Dann stand der Morgenstern auf, und der blasse Himmel fing an sich rötlich zu streifen. Die Hähne krähten, die Spatzen schilpten und Frau Regine erhob sich leise vom Lager, um die Frühmesse nicht zu versäumen. Sie dachte, sie wolle zurück sein, ehe der Meister zur Bauhütte ging, und sie sputete sich. Aber als sie wiederkam, war das Haus leer, Kaiserliche Majestät hatten den Meister befohlen, er solle mitreiten nach der eben vollendeten Burg Karlstein im Bernautale und seinen Sohn Johann mitbringen.

Digitized by Google

An diesem Mittag faßte sich Frau Regine ein Herz. Sie ersah einen Auftrag für die Walburg und machte sich auf den Weg zum Karlshof, der Kirche der Augustiner, deren Kuppel der Meister baute.

Es war am Anfang des Erntemonds und ein weißglühender Mittag geworden. Frau Regine hatte diese Stunde gewählt, weil dann die Arbeiter feierten.

Nun stand sie allein, wie sie es sich gewünscht hatte, in der Mitte der Kirche unter der Kuppel. Die Gewölbfüße nahmen schon im unteren Drittel der Fensterhöhe ihren Anfang. Frau Regine bemerkte es wohl. Nicht umsonst war sie die Frau Peter Parlers. „Er trauet ihm selber nicht! Es grauset ihm selber!"

Frau Regine drückte den Kopf in den Nacken. Sie sah in die Höhe. Die Kuppel war noch lange nicht geschlossen. Über der oberen Öffnung drückte die Last des Mittagshimmels flimmernd von Hitze.

„Wie soll die Seel' aufschweben hier herinnen?" murmelte Frau Regine. Und wie sie ratlos zerquält in die Höhe blickte mit schmerzendem Genick und Augen und Stirn — stürzte nicht der schwere Himmel herunter? Oder stürzte das Gewölbe herunter? Fiel nicht Feuer vom Himmel? Ein großes Brausen hub an wie die Posaunen des Jüngsten Gerichts, und die Zerschmetterten in der Tiefe gellten und fluchten. Aber über allem dröhnte eine furchtbare Stimme, die sprach: „Es muß wohl Ärgernis in die Welt kommen, aber wehe dem Menschen, durch welchen das Ärgernis kommt!" —

Da brach Frau Regine zusammen mit einem Schrei und wurde gleichfalls begraben von dem zerkrachenden Gewölbe.

★

Nach einer langen Weile kam Frau Regine wieder zu sich. Sie lag in einem schmalen Bett in einer fremden Stube. Ein Fink sang im Bauer vor einem Fenster, um das Weinlaub einen schönen, hellgrünen Bogen wölbte, und draußen im Hof schritt ein Seiler die lange Bahn seiner Seile auf und nieder. Sie glänzten wie aus Gold gesponnen, und der Seiler sang ein Lied. Die Worte und die Melodie, die Frau Regine fremd waren, schienen traurig. Gleichviel sang der Seiler, als ob er seines Glückes ganz sicher wäre. Dazwischen ging eine freundliche alte Mutter behutsam auf Filzsohlen ab und zu.

Als Frau Regine sich aufrichtete, brachte sie ihr zu trinken und erzählte, wie die Maurer sie gefunden hatten um Mittag ohne Besinnung mitten im Chor liegen. Sie hatten sie gegenüber ins Häuschen des Seilers getragen.

Es dauerte eine Stunde oder zwei, bis Frau Regine es wagen konnte, aufzustehen. Sie sagte nicht, wer sie war, drückte der freundlichen Mutter die Hand und gedachte einmal einen Blumenscherben herzutragen oder ein Gebackenes zum Dank. Eine Begleitung wollte sie nicht. Sie zog die Gugel tief in die Stirn, als sie ging. Es mochte gegen die Sonne sein, die noch genug sengte.

★

Der Meister war seither nicht wieder bei der Gräfin Cornelia gewesen. Dann eines Tages — er war mit Johann auf dem Wege zur Bauhütte — hieß er mit harter Stimme jenen allein gehen. Er selber kehrte kurz um. Wie er ging und stand, eilte er ins Palais Bubna.

★

Der Name des Meisters und der Gräfin Cornelia wurden seither des öfteren miteinander verflochten.

Johann hatte es einmal gehört im Vorübergehen. Er hätte das Lästermaul beinah zerschlagen. Sein Gesicht wurde verschlossener und trauriger von Tag zu Tag.

Ohne daß er sich mit dem Vater verständigt hatte, arbeitete er jetzt wieder am Dom. Die Steinmetzen und nicht nur die Gesellen fingen an aufzuhorchen, wenn er bescheiden und sicher seine Meinung gab. Nicht als sei er des Meisters Sohn, sondern selber ein Meister.

Aber jeder freie Augenblick, den ihm die Arbeit ließ, und den die anderen in der Schenke verbrachten oder mit einem Liebchen, fand ihn an der Seite der Mutter. Oft, wenn er heimkam, sah er sie an wie nach langer Trennung und fragend.

Wenn dann Frau Regine nichts sagte, nur schmerzlich staunte und die schwere, dunkle Mähne aus seiner Stirn strich, so konnte er erleichtert aufatmen, und der Schein eines Lächelns glättete seinen herb gewordenen Mund.

Auch die Brüder hielten sich mehr daheim als früher und waren stiller. Über dem hohen Hause am Brückenturm, in dem früher soviel gelacht, gescherzt und gesungen wurde, stand es jetzt immer wie die grausame Gier einer Wetterwolke oder wie eines Raubvogels heißes und gelbes Auge. Nur die Walburg hörte man noch die Treppen hinauf und herunter mit ihrer hellen Stimme. Den Meister sah man kaum noch. Meist war er in Karlshof und stand wie der

Digitized by Google

Fronvogt hinter Steinmetzen und Maurern, daß sie anfingen zu murren und ihn zu fürchten. Wo er sonst war, wußte keiner und keiner fragte ihn.

Frau Regine schien still auszulöschen, wie ein Licht erlischt. Der Meister hatte eines Tages geheißen, ihm ein Lager zu richten oben in einer der Kammern. Er habe oft länger zu arbeiten, hier oder dort, und er wollte Frau Regine nicht aus dem Schlaf schrecken.

Nun lag Frau Regine allein die Nächte hindurch, die voll Kornreife und Lindenduft waren. Sie lag mit gefalteten Händen, blickte zum Fenster hinaus und sah den jungen Mond wachsen von Abend zu Abend, sich runden, bis er wieder abnahm.

„So war mein Glück," sagte dann wohl Frau Regine mit weher und zärtlicher Stimme. „Alles beginnt gar gering und wächst, und von seiner Höhe neigt es sich wieder."

Manchmal überkam es sie dann, daß sie lange und bitterlich weinen mußte. Aber mitten in ihren Tränen stand sie auf, kniete nieder vor dem Bette und flehte, Gott wolle ihre Schwachheit nicht ansehen. Und wenn es eines Lebendigen bedürfe, daß der Meister nicht in Blutschuld verfalle, und sein Werk, die Kuppel, nicht Tausenden der Untergang wäre, so wolle sie gern gehorsamben mit ihrem Leibe, da doch ihr Herz schon längst willig sei.

Wenn sie so gebetet hatte, legte sie sich gestillt zurück auf ihr Lager. Sie hörte nicht mehr, wie der Meister sachte über ihr in die Kammer trat. Mit den Küssen der Gräfin Cornelia wie rote Male auf seinem Gesicht, ächzte er den Namen seines Weibes, und wie ein Verdammter fieberte er in der schmalen Hölle seines Bettes.

*

Eines Tages, als es so weit war, daß die Kuppel des Meisters und seine sündige Liebe ihren Triumph feierten, hatte die Gräfin Cornelia beschlossen, sie wolle Frau Regine sehen von Angesicht.

Die Gräfin befahl die Sänfte und den Läufer und den Mohren voraus und ließ sich vom Hradschin hinuntertragen. Aber als sie in der Nähe vom Hause von Peter Parler war, verließ sie die Zuversicht. Denn die Reden über Frau Regine, daß sie eine Heilige sei, waren bis zu den Ohren der Gräfin gedrungen, und sie wußte nicht, was für ein schickliches Gewerbe sie sich machen sollte, um bei ihr einzutreten.

Gerade, als sie Befehl geben wollte, auf einem anderen Wege sie zurückzutragen, trat ein Krämer, wie sie oft des Weges kamen, hochgetürmt die Kasten mit fremden, kostbaren Zeugen, auf die Stufen zum Parlerschen Hause.

Frau Regine wollte soeben den Krämer heißen weitergehen, als die Gräfin Cornelia den Fuß aus der Sänfte setzte. „Ich hätte gern mit ihm gehandelt," sagte die Gräfin schnell, „wollt Ihr mir Euren Flur erlauben?" Sie fügte hinzu, wer sie sei.

Frau Regine lächelte milde. Vor ihren Ohren war der Name der Gräfin, mit dem ihres Mannes verflochten, noch niemals genannt worden. Sie öffnete die Tür zum Werkraum des Meisters, der das meiste und hellste Licht hatte.

Der Krämer breitete die glühenden Stoffe auf den Boden. Er mochte seine Heimat nach Sonnenaufgang haben, seine Haut war dunkel. Die Träger der Sänfte und der Läufer glotzten, als ihre Herrin von Frau Regine sich führen ließ. Die Gräfin lachte plötzlich klirrend. Frau Regine traf das Lachen wie Geißel und Dornen. Aber sie schüttelte unmutig mit sich selber den Kopf, sah ruhig der Gräfin Cornelia zu, wie sie die fremden Stoffe durcheinanderwühlte, dazwischen die Augenblitze gierig durch den Saal jagend von Stück zu Stück und immer wieder mit ihnen zu Frau Regine zurückkehrend. Aber jedesmal, wenn die Gräfin Cornelia Frau Regine ansah, lächelte sie so rätselhaft, daß Frau Regine das rote Blut über den Nacken ins Gesicht quoll. Sie wußte nicht warum, und warum sie dann jedesmal mit der Hand nach dem Herzen greifen mußte.

Als die Gräfin genug gewählt hatte und der Mohr den Beutel mit Rosenobels aufschnürte, wollte der Krämer auch Frau Regine verlocken. Aber Frau Regine verneinte ruhig. Einzig der Walburg zu Gefallen und den Krämer nicht zu kränken, wählte sie ein kunstvoll geschnitztes Kästlein aus Zedernholz.

Da nun der Krämer gegangen war und die fremden und glänzenden Zeuge von den Dienern der Gräfin in die Sänfte gebracht, hätte die Gräfin füglich wohl gehen können. Aber sie schien es nicht eilig zu haben, fragte dieses und jenes, ging im Saal hin und her und hielt an vor der Büste des Meisters. Wie nun die Gräfin das Bildwerk beschaute, fing sie an mit spitzem Finger und wollte die Züge nachziehen. „Die Stirn..." hub sie an.

„Erlaubet!" sagte Frau Regine ruhig, nahm einen Teppich, der auf der Bank lag und verhüllte das steinerne Angesicht.

Die Gräfin Cornelia kehrte sich jäh zu

Digitized by Google

Frau Regine. Ihr Gesicht war überpurpurt. „Warum . . .?“

Aber ehe sie weiter ein Wort sagen konnte — „es ist das Bildnis meines Ehegemahls,“ sagte ruhig Frau Regine.

Die Gräfin faßte sich schnell, lachte das klirrende Lachen von vorhin. „Vergebt,“ sagte sie spottend. „Ich meinte, ein Künstler gehöre der Welt.“

„Wohl, sein Werk,“ sagte Frau Regine sanft und zugleich stolz. „Da seid Ihr im Recht.“ Sie wollte weitersprechen, aber sie schwieg jäh. Irgendwo draußen schlug hart eine Tür. Frau Regine fühlte eine fremde Schwäche in den Knien. Sie griff nach der Tischkante.

Die Gräfin war einen Schritt zu ihr hingetreten — in ihrem Blut und in ihren Gedanken brauste die letzte Nacht. „Alsdann,“ sagte sie, leise höhnend, „weil Ihr sein steinern Antlitz keinem wollt gönnen, so müssen sie anders es ausrichten. — Aber,“ fügte sie hinzu, „ich meinte, das Eheweib eines Künstlers wolle in jedwedem Werk mit einbeschlossen sein!“

„Ihr meint nicht unrecht,“ sagte Frau Regine. Ihre Stimme klang, als habe ein feines Glas einen Sprung erlitten.

„Weshalb denn ließet Ihr Euch aus von der Kuppel?“ fragte die Gräfin Cornelia. Sie hatte sich hochaufgerichtet, das blonde Haargebausch flimmerte in der Sonne. Die Blitze ihrer Augen waren gnadenlos geworden.

Frau Regine hielt sich noch immer fest an der Tischkante. Sie hörte mit einemmal die Stimme Johanns, wie er trotzte: ‚Habt Ihr vergessen, was die Gräfin von der Kuppel geträumt hat, Vater?‘ Und sie sah seinen Knabenblick voller Verwirrung und Not.

Frau Regine wußte mit einemmal: diese vor ihr hatte den Traum gehabt. Sie wußte noch viel mehr. Sie wußte alles.

*

Da ließ Frau Regine die Tischkante los. Sie stand hochauf vor der anderen und sah sie an. „Es ist ein dunkler Zauber um Menschenblut,“ sagte Frau Regine ruhig.

Die Gräfin Cornelia schlug die Augen nieder. Sie fühlte eine leichte Kühle. „Dasselbe sagte der Meister!“ murmelte sie.

„Er hat recht!“ Frau Regines Stimme war hell und stark. Zugleich aber zog ein Nebel vor ihren Augen. Die Gräfin, der Saal, alles rundum fing an zu schwanken. ‚Wird der Donner wieder anheben?‘ dachte sie flüchtig. ‚Und die Posaune des Gerichts wie damals?‘ Aber nein, sie schwebte doch empor — fügte den Schlußstein in die Kuppel, das Lebendige, das verlangt wird: ihr eigenes Herz.

Aber wie sie noch schwebte, ihr Herz in den Händen, und wie die Gräfin ihr gegenüberstand, die Augen aufgerissen und starr, die Kühle im Genick — stürzte der Sturm die Tür in den Saal? Johann stand im Saal. Sein Blick ging wie eine Flamme zwischen den beiden Frauen. Dann — er hatte sich nicht verneigt — es war nicht mehr nötig, er wußte, es ist alles offenbar vor der Mutter. Er wußte nicht einmal, was offenbar war, er fühlte nur, wie etwas seine Kehle und seine Brust wie mit Messern zerschnitt. „Eure Leute, Gräfin,“ sagte er kurz, „sie haben Auftrag Euch unverzüglich hinaufzuführen.“

Die Gräfin fühlte, wie das Lächeln auf ihren Lippen unter dem verächtlichen Bubenblick zu Eis gefror. Sie wollte ein Wort erwidern, aber sie fand keins. Sie wollte lachen, aber es kam nur ein rauher und häßlicher Ton. Da lief sie mit kurzen, kleinen Schritten, als ob sie die Feuerprobe über die glühenden Pflugscharen ginge, zur Tür, die Johann vor ihr aufriß. Er schlug sie hinter ihr zu und sprang zur Mutter. Frau Regine lächelte in seinen Armen, aber sie sah ihn nicht an.

*

Nun war sie in der Stadt. — Sie war schwarz und voller Beulen. Ein fauler Gestank zog vor ihr her und hinter ihr drein, Aasgeier und Krähenvolk. Wer hatte sie gerufen, die Scheußliche? Vielleicht ein Soldat von den Türken herauf? Fahrend Volk vielleicht? Vielleicht auch ein Krämer mit gewirkten und glühenden Stoffen? Hatte man nicht einen gesehen? — Schlagt ihn tot, den Hund! —

Den Krämer hatte niemand gefunden, aber die Pest war in der herrlichen Stadt Prag. Die Straßen waren verödet. Heulende Weiber rannten plötzlich aus einem Haus und zerrauften sich die Haare. Pfannen mit brennenden Spezereien wurden vorausgetragen, wenn ein hoher Herr von der Geistlichkeit auf seinem Maultier schneller, als es der Brauch, durch die Straßen ritt. Immer schebberte irgendwo ein jämmerliches Glöcklein, und um die Dunkelstunde zogen ganze Züge von Karren mit hölzernen Kasten, die geringer Arbeit genossen hatten, aus den Stadttoren.

An einem dieser Tage kam Johann verspätet zum Mittag. Sein Haar hing wirr. Seine Augen funkelten. Er sprach nicht.

Als abgegessen war, nur noch der Mei-

Digitized by Google

ster und Frau Regine im Speiseraum, trat Johann neben Frau Regine und faßte sie bei der Hand. Er sah seinem Vater, der gegenüberstand, starr in die Augen. „Die Gräfin Cornelia liegt an der Pest," sagte er. „Sie sind alle geflohen vor ihr aus dem Palais."

Peter Parler fuhr zusammen. Frau Regine, völlig erblaßt, ließ die Hand ihres Sohnes los, trat einen Schritt zum Meister. Johann verneigte sich vor seiner Mutter seltsam tief und feierlich. Dann ging er.

Frau Regine hob leicht ihre Arme zu Peter Parler hin, die Finger ausgespreizt und gerundet. Peter Parler sah lange Frau Regine an, tat ein paar schwere Schritte, brach zusammen vor ihrem Schoß.

Frau Regine legte ihre Hände um seinen Kopf wie einen Ring. Ihre Augen sahen aus, als ob sie ein Geheimnis und einen Auftrag erkannten.

★

An diesem Nachmittag ging Frau Regine leisen Schrittes durch das Haus und wie eine verklärte Seele. Sie ging durch alle Gemächer und zu allen ihren Kindern. Sie sagte jedem ein Wort der Liebe und strich mit der Hand über ihre blühenden Wangen. „Gott hüte dein Blut!" sagte sie leise zur Walburg.

Als sie ihrem Sohn Johann die Arme um den Hals legte, waren ihre Augen voll Tränen. „Bleibe bei ihm!" bat sie innig.

Johann nickte finster. Als die Mutter ihn zart am Kinn faßte, daß er sie ansehen mußte, wurde sein Gesicht weich.

★

Nachher öffnete Frau Regine die Tür zum Werkraum. Der Meister war auf ihre Bitte auf die Bauhütte gegangen. Er ging, ihr Wort der Vergebung in seinem Ohr.

Frau Regine trat zu dem Bildwerk auf dem Kasten und sah es lange an. Sie hob sich leicht auf den Zehenspitzen und küßte die steinernen Lippen. Dann bekreuzte sie das Abbild des Meisters.

Es war unterdessen dämmrig geworden. Einmal war es, als ob ein banger Seufzer durch den Werkraum zitterte. Dann ging die Tür, und dann war es still.

Das ganze Haus schien seltsam leer geworden. Es war wie ein Körper ohne Seele.

★

Als die Buben am Abend heimkamen: „Wo ist die Mutter?"

Die Walburg hatte sie lange nicht gesehen. Die Mutter hatte sie in die Webkammer gesetzt, an den großen Vorhang mit springenden Hirschen für den Meister.

Die Mägde in der Kuchel, in der Spinnstube, im Backhaus und im Keller, alle hatten eine Anordnung von Frau Regine empfangen. Aber das war schon eine rechte Weile her.

Johann kam nach Hause mit dem Vater. „Wo ist die Mutter?"

Niemand wußte zu antworten.

★

Nun suchten sie schon drei Tage nach Frau Regine. Der Onkel Michael wußte nichts von ihr, Hagecius nicht. Keiner der Verwandten und Freunde.

Überall sind sie gewesen, Peter Parler und sein Sohn Johann. Immer die beiden zusammen. Ihnen schien, keinen Winkel der Stadt hätten sie ausgelassen, und in allen Winkeln hockte die schwarze, scheußliche Dirne. Aber sie grinste sie nur an, warf sich ihnen nicht an den Hals wie den vielen.

Am vierten Tage, als der Meister im Werkraum stand mit stumpfen Augen, trat Johann herein. „Sie haben geschickt vom Karlshof. Der Meister soll kommen. Sie fürchten sich weiter . . ."

„Fürchten sich?" schrie Peter Parler. Auf seinen Lippen war Schaum. Wie er war, lief er, Johann neben ihm.

Als sie nach Karlshof kamen, feierte die Arbeit. „Einem hat geträumt," sagte der älteste Steinmetz, „über die Kuppel . . ." Er schwieg betreten.

„Über die Kuppel?" Der Meister hatte sich schwer niedergelassen auf einen Haufen Bausteine. „Ruft ihn!"

Ein junger blonder Bursch, ein Knabe fast, kam zitternd.

„Was hat dir geträumt?" fragte der Meister müde.

„Die Gottesmutter," — der Bub stammelte, — „hat's wollen nit weihen, die Kirchen, ehedenn ein Opfer ist drin vermauert!" Mit dünnem, zitterndem Arm deutete er die gewaltige Runde ab. „Frevel," sagte er, „Frevel!"

Der Meister stierte den Buben an. Sein Gesicht war plötzlich wie ein Totengesicht. Plötzlich fiel ihm das Kinn auf die Brust. Er wußte plötzlich alles. Er wußte, wo Frau Regine war.

Er hob den Kopf, stand mühsam auf. Seine Augen suchten die Augen von Johann, ja — auch Johann wußte. —

„Wenn's Frevel ist," sagte der Meister leise, „trifft's nur den einen." Er legte dem Buben die Hand auf die Schulter. Er lächelte traurig.

Digitized by Google

„Wohlan!“ Er stand wieder hochauf. Seine Stimme klirrte: „Ans Werk! Seid ruhig! Das Opfer ist drinnen vermauert bereits. Das Opfer vor den Frevel ist vom Himmel angenommen!“

Die Blitze seiner Augen waren wie blutige Klingen. Alle gingen ans Werk ohne Widerreden.

★

Peter Parler und Johann sahen sich nur an. „Zum Hradschin!“ sagte der Blick. „Zum Palais Bubna.“ Ihr Atem keuchte.

Keine Karossen und Reiter begegneten ihnen, keine Läufer, Gesandten und Fürsten. Die wenigen Menschen — alle liefen sie, Mäntel fest herumgeschlagen. Gugel über das Gesicht gezogen, oftmals ein Salbenbüchslein vor Mund und Nase.

Das Palais war verschlossen. Niemand kam, wenn sie mit dem messingnen Klopfer gegen die Tür hämmerten.

„Alle sind fort!“ erzählte ein altes Weiblein. „Hals über Kopf, in vier Wägen. Haben's sie verlassen. Ganz allein ist herinnen im Schloß die . . .“

War sie immer noch ganz allein? Die Augen von Vater und Sohn brannten inander. „Ein Fenster einschlagen,“ sagte Johann. —

Aber die Fenster haben gute Gitter.

Johann rannte hinunter nach Meißel und Brecheisen. Die Brüder rannten mit zurück, auch die Walburg. Sie arbeiteten, daß ihnen der Schweiß floß, der Meister und seine drei Söhne. Wer vorüberging, bekreuzte sich. Stehen blieb keiner: zwei Mägde hat man schon herausgeschafft vor drei Tagen und den Kammerpagen. — Die — ist noch drin! Die Gottes Hand geschlagen hat als erste. Die den Pakt hat. Die Satansbuhle!

Nun ist's geschehen. Die kunstvolle Schmiedearbeit ist ausgebrochen, soweit, daß ein schlanker Bubenleib sich durchpreßt, „Vater — ich!“ Johann hatte sich schon hineingeschwungen wie ein Kätzlein.

Des Vaters brennende Augen folgten ihm. Die anderen hingen an seinem Gesicht. „Vater, wir auch!“

Peter Parler sah sie an: Junge, junge Jugend! „Nein,“ sagte er fest. Er tat noch ein paar harte Schläge mit dem Hammer, zerrte am Gegitter. Sein Gewand riß vonsammen bis zum Ellenbogen. Blut sprang wie ein Brünnlein.

„Buben,“ sagte Peter Parler, „Buben! Wenn ich sollt nit wiederkommen — der Ohm Michael, ihr wißt's schon — Gott behüt' euch, Buben, die Walburg bind' ich euch ein! Geht heim, ihr drei! Betet ...“

Er legte der Walburg die Hand auf den lichten Scheitel. Er war schon durchs Fenster gestiegen. Die drei schauten ihm nach, entsetzt. Nachher legte einer dem andern den Arm um den Hals. Die Walburg hatten sie in der Mitte. Sie weinten stumm, jeder gegen die Schulter des andern.

Wie sie warteten und weinten, fiel einem von ihnen der Ohm Michael ein. Etwan der hilft?

Sie faßten sich an, rannten hinunter.

★

Peter Parler und Johann suchten von entgegengesetzter Richtung. Die meisten Türen standen offen. Manche waren verschlossen. Sie rüttelten an den verschlossenen Türen. Dahinter blieb Todschweigen. Wenn sie durch die offenen eintraten, auch dann stand Todschweigen um sie her.

Überall verfolgten sie die Spuren von jähem Aufbruch: umgeworfene Stühle, verschleifte Teppiche, aufgerissene Kästen, ausgeworfene Kleider und Schuhe.

In einem der Säle war das Mahl nicht vollendet worden. Viele der Speisen standen unberührt auf der Anrichte. Ein silberner Krug lag umgestürzt. Wein war geflossen, dunkel wie aus tiefer Wunde über Tisch und Estrich. Ein gleißender Pfau als Schauessen thronte in der Mitte der Tafel.

Vater und Sohn suchten von Tür zu Tür, von Kammer zu Kammer. Zuletzt begegneten sie einander im Festsaal, vor der mit Purpur überdeckten Bühne. Sie blieben stehen, schüttelten die Köpfe gegeneinander, gingen mitsammen die Stiege hinunter.

Wo sollten sie noch suchen? —

Als Peter Parler schwerfällig durch das zerbrochene Fenster zurückstieg: „Das Schranktürlein!“ schrie er, schlug die Faust auf die Stirn. Er hatte schon wieder die Stiege in Sätzen genommen, Johann hinter ihm drein.

Nun waren sie beide in den Gemächern der Gräfin Cornelia, die vorhin der Meister allein durchsucht hatte. Wie er jetzt neben Johann stand, verfärbte sich sein Gesicht. Er senkte die Augen. Er zitterte.

Johann kehrte sich ab. Die Nägel seiner Hände gruben sich in die Handflächen. Er atmete schwer. „Die Mutter!“ sagte er zwischen den Zähnen.

Peter Parler zuckte zusammen. „Johann,“ sagte er. Seine Stimme brach. Johann fuhr herum. Seine Hände öffneten sich langsam. Er streckte sie aus. Peter Parler ergriff die Hände seines Sohnes.

Digitized by Google

Gleich danach wurde der Vorhang neben dem Bett der Gräfin heruntergerissen. Der Meister drückte auf die verborgene Feder der Täfelung. Nun hatten sich die beiden schon durch die schmale Türöffnung auf den Altan gedrängt. Am Ende des Altans ist die andere Tür.

Als sie sie geöffnet haben und in dem sechseckigen Turmstüblein stehen, fällt Peter Parler gegen die Mauer: auf dem Bettschragen, mühevoll aufgerichtet, elend, aber der tödlichen Krankheit wie durch Wunder entronnen, lehnt die Gräfin. Sie bedeckt das Gesicht beim Anblick Peter Parlers.

Auf dem Estrich, in ihren Mantel gehüllt, die Gugel über das Gesicht gezogen, auf den gefalteten marmornen Händen ein einziges blaues Mal — liegt Frau Regine.

*

Die Jahre waren gegangen seit diesem. Peter Parler hatte den Schlußstein in die Karlshöfer Kuppel gefügt. Nun war die Kirche geweiht worden.

Am Abend jenes Tages stand Peter Parler allein auf der Moldaubrücke. Er sah zu, wie der Brand des Himmels sich in die Moldau warf, die kühle Tiefe entzündend, und er dachte eines anderen fernen Abends, da er mit Frau Regine im Arm am Fenster des Werkraumes gestanden.

So ganz in Erinnerung verloren, merkte er gar nicht, wie der Himmel aus der Glut in die Sanftheit hinüberwich, und hernach in das tiefe samtene Blau der schon zeitig beginnenden Nächte des Weinmonds, bis die Sterne sich um die zarte, junge Mondsichel versammelten.

Aber wie er den Geruch von Wasser und Abendkühle durstig einatmete, spürte der Meister wie so oft in diesen letzten Jahren die schmerzhafte Lockung, die von dem Flusse ausging. Nur daß sie diesmal an ihm zu reißen schien wie mit Armen.

„Regine," sagte Peter Parler in den sternüberfunkelten Himmel, „dein zartes kleines Frauenherz sollte eine so schwere Kuppel wie die Karlshöfer tragen? So will ich mich heut selber abscheiden von meinem Leibe, daß mein Herz neben dem deinen sich in den Schlußstein fügt und Gott dem Werke gnädig sei, zu dem meine Hände sich vermaßen."

Aber wie er so stand in der Sternennacht über dem Strome mit aufgehobenen Armen, dünkte ihn, eine sanfte Helle schwebe vom Himmel hernieder, und als die Helle die Brücke fast erreicht hatte, erkannte der Meister Frau Regine.

„Du sollst nicht verzagen," sprach sie und blickte ihn an mit der süßen Liebe von einst. „Es gibt gar nichts auf Erden, das mehr tragen könnte als ein Frauenherz."

Da erfaßte Peter Parler mit beiden Händen das Brückengeländer. Er weinte.

*

Von diesem Tage an wurde der große Meister nicht mehr gesehen. Das Volk erzählte, er habe, an der Tragfähigkeit der Karlshöfer Kuppel verzweifelnd, in der Moldau den Tod gesucht. Niemand in Prag wußte — es war zu weit — daß um diese Zeit auf einem der Waldberge des Jura ein Einsiedel in den Geruch großer Heiligkeit gelangte. Die Leute sagten von ihm, wäre es nicht, daß sein Gesicht glänzte, er könne ein Parler sein aus Gmünd.

Die Straße. Von Franz Lüdtke

Eine dunkle Straße
In die Ewigkeit,
Eine dunkle Straße,
Manchmal wie verschneit,
Manchmal ganz zerklüftet,
Führt uns seltsam hin...
Weißt du, dunkle Straße,
Weißt du, wo ich bin?

Alle Tage gehen,
All' die Nächte her;
Um die Stirne wehen
Winde kalt und schwer,
Meine dunkle Straße
Macht das Schreiten still,
Und ich muß so wandern,
Wie die Straße will.

Tausend Wege ziehen
Über Scherz und Leid,
Tod und Leben blühen
Durch die bunte Zeit.
Doch auf dunkler Straße
Tasten ich und du
Eines neuen Frühlings
Goldnem Leuchten zu.

Digitized by Google

Aus dem Lande der Rothäute

Plauderei von Max Vollmberg

Mit dreizehn Bildern des Verfassers

Wir fuhren durch die öde, heiße Kaktuswüste der mexikanischen Grenze. Trotz aller Bequemlichkeiten des Pullman-Clubwagens ließ bleierne Mattigkeit die Unterhaltung ersterben. Aber als ein redseliger Amerikaner bemerkte: „Früher wurde hier mit den kriegerischen Indianern aufgeräumt, auf deren Skalpe man Belohnungen aussetzte!", da fuhr ein Mann auf, der während der tagelangen Fahrt geschwiegen hatte, und stieß rauh hervor: „Wir Indianer verteidigten unser Land gegen Angreifer, wie jeder andere auch getan hätte, und niemand hat uns deswegen einen Vorwurf zu machen!" Alle sahen erstaunt auf den Sprecher und — schwiegen weiter. Es war zu heiß. Dieser O-beinige, untersetzte Herr mit den blitzenden, kleinen Augen im breiten, bronzenen Gesichte, mit dem schwarzen, gescheitelten, straffen Haar und den protzig beringten Fingern trug die Tracht des Farmers aus dem Westen. War es zu glauben, daß seine Väter noch nach den Gewohnheiten der Steinzeit gelebt und auf den Prärien Büffel gejagt hatten?

Seitdem im Jahre 1883 die letzte wilde Büffelherde den Repetierbüchsen weißer Schlächter zum Opfer fiel, ist es mit dem freien Leben des Prärie-Indianers vorbei. Was halfen alle heiligen Büffeltänze? Tagelang wurde mit Büffelkopfmasken und Büffelschwänzen getanzt und Büffeljagd gemimt. Aber die vor den Dörfern aufgestellten Jagdposten mochten noch so lange spähen: kein Zauber brachte den Büffel zurück, „Wa kan tanka," das große Geheimnis, war seinen roten Kindern nicht mehr gnädig. Früher zogen jeden Sommer die Jagd- und Kriegsgesellschaften, von Häuptlingen und der Lagerpolizei beaufsichtigt, auf die Büffeljagd. Stießen Banden feindlicher Stämme zusammen, so gab es Krieg, bei dem mit allen Mitteln gekämpft wurde. Selbst die Prärie wurde angezündet, um sich gegen Feinde zu schützen oder diese anzugreifen. Aber auch zu Jagdzwecken wendete man Präriefeuer an, um die Herden in die Enge zu treiben. Im allgemeinen aber sprengten die Indianer auf ihren starken, schnellen Ponies in die Büffelherden hinein und erlegten die Beute mit der langen Büffellanze oder dem Bogen und selbst mit dem Messer. Die Squaws (Weiber) gerbten aus den Fellen weiche Decken für Kleider und Zeltbahnen, Pfeifenbeutel usw. Die ringförmig geflochtenen Gestelle der Kriegsschilde wurden mit Büffelhaut überzogen, die am Feuer derart zusammengezogen und verdickt wurde, daß selbst Vorderladerkugeln nicht durchgingen, wenn man die Schilde etwas schräg hielt. Aus ungegerbter Büffelhaut waren die Sohlen der perlengestickten Mokassins und jene zylindrischen Schachteln, in denen die Federhauben und Medizinbündel aufbewahrt wurden. Mit ungegerbter Büffelhaut waren auch die Sättel überzogen und aus demselben Material waren die „Parfleches" hergestellt, zweckmäßige, hübsch bemalte Taschen, in denen „Pemmican" (getrocknetes, zerstampftes Büffelfleisch, oft mit Kirsch-Zusatz) aufbewahrt wurde, das Hauptnahrungsmittel des Prärieindianers. Der Büffel hatte dem Indianer Haus, Kleidung, Nahrung und mit seinen Knochen und Sehnen sogar Werkzeuge und Garn geliefert. Trotz feierlicher Verträge nahmen große Viehgesellschaften den Indianern ebenso widerrechtlich das Land fort wie der weiße Farmer, der irgendwo im Indianergebiete sein Blockhaus baute und das Land pflügte. So kam die Zeit, wo der Indianer außer von der Jagd auch von Raub und Rache lebte. Die „Prärieschooner" (große Planwagen der Einwanderer), der Pony-Expreß (reitende Eilpostboten) und Postkutschen wurden überfallen, und selbst dem Händler, der sonst dem Indianer unverletzlich war, wurde sein whiskybeladenes Maultier fortgetrieben. Für jeden getöteten Weißen aber kamen zehn neue, und die Truppen jagten die Indianer in die entlegensten Teile des Nordwestens zurück. Trotz heroischster Tapferkeit konnten selbst geniale indianische Führer wie Sitting Bull, Chief Joseph und Red Cloud die Freiheit ihrer Völker nicht mehr retten. Sitting Bull starb, bis zu seinem letzten Atemzuge ein Freiheitsheld, auf der Standing Rock Reservation in Nord-Dakota durch Meuchelmord im Jahre 1890. Noch kurz vor seinem Tode führte er bei seinen Uncapappa-Sioux die neuen Geistertänze ein, die durch einen indianischen religiösen Schwärmer, der als Messias auftrat, erfunden waren. Tagelang tanzten Männer und Frauen, bis sie erschöpft zusammenbrachen und nun in Visionen das verlorene Büffelparadies und die Geister der gefallenen Krieger wiedersahen. Doch die armen, halbverhungerten Krieger wurden durch die Tänze nicht kugelfest, wie man ihnen vorgelogen hatte, ebensowenig verschwanden die Weißen, noch kamen die Büffel und die toten Helden zurück.

So war die letzte Hoffnung auf Rückkehr der alten Zeit dahin. Zwar setzten alte Krieger noch immer trotzig ihr „Tipi" (Zelt) neben die ihnen vom Onkel Sam gelieferte Bretterhütte, in der sie nicht schlafen konnten, aber die jüngere Generation fing wohl oder übel an, die Lebensweise des weißen Mannes nachzuahmen. Doch

Digitized by Google

welcher Art waren die Weißen, mit denen sie in Berührung kamen? Außer den Lehrern der Indianerschulen, gelegentlichen Forschern und Künstlern, die es gut mit ihnen meinten, doch nur solche, die skrupellos den unwissenden Indianer betrügen und ausnutzen wollten, unerzogene, rohe Menschen, die dem Indianer nur eine falsche Vorstellung von der wirklichen Kultur des Weißen beibringen konnten. So wurde denn der freie, ordentliche Indianer ein Zweifler an den Sitten seiner Väter, ohne imstande zu sein, den Lehren der Weißen mit Vertrauen zu begegnen. Zwar hängen konservative Alte noch immer an den alten, heiligen Sitten, aber deren Ausübung ist nicht gern gesehen und wird ihnen immer schwerer gemacht. Schon lange verbietet die Regierung das Bestatten der Leichen auf Bäumen und Gerüsten im Freien. Selbst das Aussetzen der Leichen in Kästen unter Bäumen, wie es bei den Schwarzfüßen üblich wurde, ist nicht mehr gestattet.

Trotzdem aber kann man selbst heute noch Reflexe des alten Lebens zu sehen bekommen in den einzelnen Sommerlagern, die im Juni von den Blackfoot-Indianern am Glacierpark in Montana und von den Sioux in Dakota bezogen werden, zur Ausübung der Sonnenfeste. Dann sieht man die Blackfeet mit Weib und Kind die Bretterhäuser Onkel Sams verlassen und auf Wagen und Pferden ein schönes, entlegenes Gebirgstal aufsuchen, wo am Rande eines duftenden Tannenwaldes in der Nähe eines Baches von den Squaws in unglaublich kurzer Zeit das Zeltlager aufgeschlagen wird. Malerisch genug sieht so ein Sommerlager aus. Ein eigenartiger Geruch von Fett und Rauch kündet es schon von weitem an. Vor den bemalten Tipis, deren rauchgeschwärzte Windlaschen durch zwei Stangen flügelartig geöffnet sind, sitzen Weiber mit perlenbestickten Wiegen, die auf dem Rücken getragen oder beim Reiten am Sattel aufgehängt werden. Sie sind so gebaut (bei den Sioux mit einem Kopfbügel), daß das darin festgebundene „Papoose“ (Kind) bei einem Falle sich nicht verletzen kann. Andere Frauen reiten „Travois“ schleifend ins Lager. Als Travois sind lange Stangen am Sattelknopf befestigt, die divergierend auf dem Boden nachschleifen. In der Mitte, hinter dem Pferde, ist diese Stangenschleife durch eine leichte Tragfläche verbunden (bei den Blackfeet rechteckig, bei den Sioux oval), auf der schwere Zelttücher und Pakete und selbst alte Leute oder Kinder befördert werden. Bevor das Pferd, der „Medizin-Hund“, im 18. Jahrhundert zu den Schwarzfüßen kam, wurde der Hund als Zugtier benutzt. Beim Sonnenfeste kommt alles Alte wieder zu Ehren: Bemalte Jagdhemden und Lederleggins (einzelne Hosenbeine, die seitlich am Gürtel festgebunden werden) werden wieder angelegt, und selbst der urindianische Schamschurz kommt wieder zu seinem Rechte. Die schwarzen Ledergürtel und Messerscheiden der Blackfeet sind mit Messingnägeln beschlagen, und die Lederkleidung dieses Stammes zeichnet sich durch besonders reiche Perlenstickerei und Feinheit und

Mein Freund Shug-Auk

Digitized by Google

Comanche-Krieger der Büffelzeit

(Nordstern), in Herrschertracht. Seine Squaws kleideten ihn an und malten ihm rote Flecke auf Wangen und Nasenwurzel, als Freundschaftszeichen. Er setzte sich auf eine Matte mit seinem Tabaksbeutel, Pfeife und krummen „Coupstick", denn er war ein alter Krieger, der 26 Coups zählte, d. h. er hatte in seiner Jugend 26 Feinde mit seinem Coupstick berührt. Der Coup zählte mehr als Skalpe, denn leichter war es, einen Feind zu töten, als ihn im Gefecht vor Zeugen mit der Hand oder mit diesem Stabe zu berühren. Bei den Sioux ist der Coupstick ähnlich wie bei den Chippewas, aber viel länger und mit Skalpen besetzt. Bei den Schwarzfüßen ist der Coupstick vorn gespalten. Dieser alte Chippewahäuptling war der eigentliche Besitzer des Grund und Bodens von Milwaukee und müßte also von Rechts wegen Milliardär sein! Er wollte mir seine Friedenspfeife mit schönem, altem Katlinit- (heiliger, roter Pfeifenton) Pfeifenkopf schenken. Ich nahm sie nicht an, da ich den guten, alten Mann nicht der wenigen Reliquien aus seiner Jugendzeit berauben wollte. Mein Name wurde bei diesen Leuten in der Zeichensprache folgendermaßen ausgedrückt: Der rechte Zeigefinger auf die Zunge gelegt und dann hochgehoben. Das heißt: der

Länge der Fransen aus. Hat der weiße Gast des Sommerlagers Glück, so kann er vielleicht in den ersten Tagen bei Morgengrauen eine wilde Bande Krieger im vollen Kriegs- und Federschmuck auf bemalten Pferden unter schauerlichem Geheule Fantasia reiten sehen.

Länger schon als die Prärie-Indianer leben die östlicheren Waldindianer in Reservationen. Ich besuchte die Chippewa-Indianer in den herrlichen Ahornwäldern des nördlichen Wisconsin am lieblichen Asinigkagemag (Steinsee). Sie lebten in Bretterhäuschen, pflanzten Mais, züchteten Pferde und jagten ein wenig. Die Weiber machten sehr schöne Perlenstickereien, in deren Ornamenten Blattmotive (Klee- und Ahornblätter) überwogen, während bei den Präriestämmen geometrische Formen vorherrschen. Die jungen Männer, von denen viele ihre Uniformen aus dem Weltkriege auftrugen, arbeiteten auch als Knechte auf den Farmen der Weißen, führten aber im allgemeinen ein schläfriges Leben; ich sah junge, starke Burschen stundenlang damit beschäftigt, mit stumpfen Vogelpfeilen nach den Eichhörnchen zu schießen, die die Maisfelder plündern wollten. Ich malte ihren Häuptling „Shug-Nuk"

Moderne Navajo-Familie

Digitized by Google

Adlertanz der Hopi-Indianer

Mann, der nur eine Zunge hat; das heißt: der nicht lügt.

In demselben Walde wohnten Pottawátomi-Indianer, die die Ahornbäume anzapften und den Saft zu einem Zucker einkochten, der köstlichen Walnußgeschmack hatte. Ihr „Wigwam" bestand aus Zweigen, die im Kreise in die Erde gesteckt und oben in der Mitte zusammengebogen und zusammengebunden waren. Dieses halbkugelige Gestell war wieder mit horizontallaufenden Zweigen verbunden und das Ganze mit Birkenrinden und Decken so überdeckt, daß nur eine kleine Öffnung zum Hineinkriechen übrigblieb.

Vergangenes Jahr sah ich ganz ähnliche Wigwams bei den Apachen in den Wüsten von Arizona, westlich vom Rio Grande, nur waren diese Hütten mit Stroh und Blättern der Yucca-Palme gedeckt. Von Yuma-Apachen-Weibern erstand ich hübsche Perlentäschchen, als ich aber einige der in schreiend bunte Kattunkleider gehüllten, sehr fetten Squaws photographieren wollte, zogen sie in abergläubischer Scheu ihre Umschlagtücher über die Köpfe und warfen in heller Wut Sand nach meiner ganz unschuldig neben mir stehenden Frau. Bis 1886 dauerten die Kämpfe mit den Apachen, die für die blutdürstigsten Indianer Nordamerikas galten.

Hopi-Mädchen beim Maismahlen

Freundlichere Bilder als diese armen degenerierten Wüstenindianer bieten die im nördlichen Arizona und Neu-Mexiko lebenden Navojos. Folgende Erinnerung wird mir unvergeßlich bleiben: Mitten in der öden Steppe das verrostete, zerbrochene Automobil eines weißen Landsuchers, umgeben

Digitized by Google

Schlangentanz der Hopi-Indianer

von leeren Flaschen und Konservenbüchsen; daneben sein Grab mit rohem Holzkreuz, von elendem Lattenzäunchen umstellt. Daran vorbei trabt vergnügt ein Navojopaar mit Kind auf struppigen Ponies. —

Nie hat der Navojoindianer die Hilfe Onkel Sams in Anspruch zu nehmen brauchen, denn seitdem ihnen die Spanier vor 250 Jahren die Schafe brachten, verdienen die Navojos ihr Leben und Geld als friedliche Viehzüchter. Ihre Weiber weben wollene Decken, die wegen der Schönheit ihrer Zickzack- und Rautenmuster von Liebhabern sehr gesucht sind. Ihre Silberschmiede verstehen aus mexikanischen Silberpesos wundervolle Halsketten anzufertigen und ovale Silberplatten zur Verzierung der Gürtel. Hütten, in denen jemand stirbt, werden sofort verlassen und zerstört. Daher besteht bei ihnen eine gewisse Scheu vor festen Niederlassungen, zum Unterschiede vom Puebloindianer, dessen Lebensweise an die des mexikanischen Indianers erinnert. Die bedeutendsten Stämme der Puebloindianer sind die Hopis. Mittelalterlichen Burgen gleich sind ihre Dörfer auf schwer zugänglichen Mesas (Tafelländer) aufgebaut. Die Häuser sind aus Adobe oder aus Bruchsteinen errichtet. Die oberen Stockwerke weichen terrassenbildend zurück. Auf Leitern sieht man Weiber, mit Kindern und Wasserkrügen beladen, zu den Fenstern hinaufsteigen, die hier oft auch als Türen dienen. Töpfe, denen der Boden ausgeschlagen ist, sind als Schornsteine verwendet. Hier

Schwarzfuß-Häuptling

Digitized by Google

und da findet man auf einem Dache einen roh aus Zweigen hergestellten Käfig, in dem ein unglücklicher Adler schmachtet, dessen Federn man für die religiösen Zeremonien braucht. An den Mauern sind Melonen, Gurken und Girlanden von aneinandergereihten roten Pfefferschoten aufgehängt. Darf man vom Dache aus auf der Leiter in den kühlen Wohnraum hinabsteigen, so findet man vielleicht ein junges, schlankes Mädchen in der hübschen Hopitracht, mit den eigenartigen Haarschleifen über den Ohren (Abzeichen der Jungfrau) am Boden kniend beim Maismahlen. Gewöhnlich sind immer drei Metates (Mahlsteine) nebeneinander in dreiteiliger Holzverschalung angebracht. In halbkugeligen Backöfen, nach Art der mexikanischen, werden die „Tortillas“ geröstet oder das papierdünne Brot „Piki“ gebacken. Den Frauen liegt die Hausarbeit ob und die Ausübung der Künste. Im Korbflechten und im Bemalen der Gefäße leisten sie Meisterhaftes. Die Männer bearbeiten die Felder. Stets hat der Hopi Reservevorräte für ein Jahr im Hause, denn er muß in seinem heißen, wasserarmen Lande, das er nach Vorväterart bewässert, stets mit Mißernten rechnen.

Eine Hopi-Künstlerin

Früher brachten gelegentliche Jagdausflüge in die Prärien Büffel- und Antilopenfleisch als Abwechslung in seine Kost; heute muß er sich mit Kaninchen begnügen, die er mit Wurfkeulen und Pfeilen erlegt. — Jedes Dorf hat ein oder zwei Kiwas, halbunterirdische Räume, in die man auf Leitern gelangt und die als Zusammenkunftsräume der Männer dienen. Hier werden die geheimen Zeremonien abgehalten, die den Tänzen vorangehen. Oft haben diese die Form eines Dramas, in dem die Tätig-

Sioux-Krieger zünden die Prärie an

Digitized by Google

Sioux-Krieger, von einem Beutezug heimkehrend

keiten übernatürlicher Wesen und Tiere imitiert werden. Einer der entzückendsten Tänze, die ich je sah, ist der Adlertanz. Zwei junge Burschen bedecken Schultern und Arme mit einem Adlerfell, das auf dem Rücken den Hopischild zeigt, fassen mit den Händen die Schwingen und tanzen zum Takte der Pauke, begleitet vom Geräusche der Tanzrasseln und einem wilden, rhythmischen Gesange, mit federnden Schritten und weichen Armbewegungen, geschickt und elegant das Hüpfen und Schweben des Adlers nachahmend.

Der dramatischste Tanz der Hopis ist aber der Schlangentanz, der abwechselnd mit dem Flötentanz ein um das andere Jahr in Wolpi und Oraibi stattfindet, und zwar im Herbst. Inszeniert wird er von den beiden Geheimgesellschaften der Antilopen- und Schlangenbünde. Vier Tage lang werden die Schlangen eingefangen, meist giftige Klapperschlangen, aber auch andere Arten von beträchtlicher Länge. Sie werden in Säcken zur Kiwa gebracht, wo bereits vor dem Schlangenaltare die Fetische stehen und ein symbolisches Sandbild aus verschiedenfarbigem Sande auf dem Boden ausgestreut ist. Tag für Tag werden jetzt von den Antilopen- und Schlangenpriestern feierliche Handlungen in der Kiwa ausgeübt, und am neunten Tage nachmittags werden alle Schlangen nacheinander in eine Flüssigkeit getaucht und unter gellendem Geschrei auf das Sandbild vor dem Altare geschleudert, das dadurch natürlich zerstört wird. Grauenhaft ist es, die Schlangen in der halbdunklen Kiwa herumkriechen zu sehen, merkwürdig dabei, daß kein Priester gebissen wird. Schwer gelingt es einem Weißen, zu den rätselhaften Zeremonien in der Kiwa zugelassen zu werden, dagegen findet die Haupthandlung, der eigentliche Schlangentanz, in aller Öffentlichkeit statt, und zwar am neunten Tage auf der Plaza. Am achten Tage gibt es eine Art Generalprobe ohne Schlangen. Am Nachmittage des neunten Tages halten die Antilopen- und Schlangenpriester nacheinander viermalige Umzüge links um die Plaza ab. Dann gehen die Schlangenpriester paarweise zu einer Bude, in die inzwischen die Schlangen geschafft wurden und wo jetzt einem Manne von jedem Paare eine Schlange gegeben wird, die er in den Mund nimmt. Sein Begleiter folgt ihm an der Seite und zieht die Aufmerksamkeit der Schlange auf sich durch ein mit Federn besetztes Stöckchen. Nach einigen Schritten wird die Schlange fallen gelassen, die sofort von dritten Priestern aufgehoben wird, die den Paaren folgen. Die Tänzer, etwa elf an der Zahl, lassen sich so oft Schlangen geben, bis alle fünfzig bis sechzig Schlangen im Tanze getragen wurden. Dann macht der Oberpriester einen großen Kreis aus Maismehl, in den er Linien zieht, die die vier Weltviertel darstellen. In diesen Kreis werden die Schlangen geworfen und von den Squaws mit Maismehl bestäubt. Auf ein gegebenes Zeichen ergreifen die Schlangenpriester so viele Schlangen, als sie in jeder Hand halten können, rennen damit zum Dorfe hinaus und setzen die Schlangen in Freiheit.

Seitdem ich die Grand Cañons von Arizona gesehen und gemalt habe, glaube ich die Indianer besser zu verstehen. Ich erreichte die Cañons das erstemal bei fürchterlichem Sturm und schwerem Gewitter. Am Rande sah ich nichts weiter vor mir als den unendlichen, schwindelerregenden Abgrund, der sich in ein dunkelblaues, höllisches Nichts verlor, aus dem hintereinander grelle Blitze zuckten, deren harter Donner die Erde scheinbar erschütterte. Plötzlich rissen die Wolken wie Theatervorhänge auseinander: Sonnenbeleuchtete Mesas erschienen in der Ferne und stellten sich kulissenartig hintereinander auf; weiter und weiter wurde die Landschaft. — Doch diese phantastischen, ungeheuerlichen Felsformationen glichen keinen gewöhnlichen Gebirgen: eher waren es von Göttern oder Giganten angelegte Stufenpyramiden, Riesentempel und Paläste mit

Digitized by Google

Ein Sommerlager der Schwarzfuß-Indianer

Digitized by Google

Toren, Höhlen und Brücken aus Gold, Türkisen, Purpur und Lapislazuli: ein verzaubertes und versteinertes Riesentempelreich der Götter, über dem sich jetzt zwei ungeheure Regenbogen wölbten. —

Unwillkürlich drängte sich mir bei diesem Anblick die Überzeugung auf, daß ich hier an der Geburtsstätte amerikanischer Kunst stand. Nur hier konnten Naturreligionen entstehen wie die der Hopi und Mexikaner. Kein anderer als der Donnervogel verursachte den Donner durch Schütteln seines Obsidiangefieders, und selbstverständlich erschien es, daß Götter auf Blitzen und Regenbogen reisten, gehüllt in Wolkenschleier, die aus Sonnenstrahlen gewebt waren.

Verfolgter Apache der achtziger Jahre

Die Rothaut der Abenteurerromane unserer Jugend existiert nicht mehr. Trotzdem aber lebt, vermehrt und entwickelt sich der Indianer in ungeahnter Weise. Die alten Krieger vom Schlage Shug-Nuks sterben aus; auch die Zeit des Dahindämmerns des von der Regierung ausgehaltenen Reservationsindianers wird überwunden werden. Die modernen Indianer züchten Vieh, bebauen das Land und lernen Berufe nach Art des weißen Mannes. In Oklahoma wurden viele Indianer dadurch reich, daß Ölfelder in ihren Gebieten entdeckt wurden. Doch bedeutet so erworbenes Geld nicht immer Glück für sie. Weiße Abenteurer suchen ihnen das Geld wieder abzulocken, und vor einigen Monaten wurde eine junge indianische Millionenerbin entführt, zu dem Zwecke, um sie bis zu ihrer Mündigkeit zu verbergen und ihr Vermögen zu erheiraten. Mehrfach werden jetzt schon mit Erfolg Prozesse durchgeführt zur Erfüllung alter Indianerverträge. Die Tatsache, daß es jetzt schon indianische Ärzte, Künstler, Rechtsanwälte, Zeitungsmänner und sogar Senatoren gibt, läßt erwarten, daß bald auch die Masse der nordamerikanischen Indianer sich zu einer nützlichen Bürgerschaft entwickeln wird.

Comanche als Cowboy

Digitized by Google

Ein neues Deutsches Strafgesetzbuch

Von Oberreichsanwalt a. D., Honorarprofessor Dr. Ebermayer

Unser geltendes Deutsches Strafgesetzbuch hat eine mehr als fünfzigjährige Geltungsdauer hinter sich. Berücksichtigt man, welche Veränderungen in diesem Zeitraum sich auf politischem, wirtschaftlichem, sozialem Gebiete vollzogen haben, welche Fortschritte die Strafrechtswissenschaft gemacht hat, wie sehr sich zum Teil auch die ethischen Anschauungen geändert haben, so ist es begreiflich, daß der Wunsch, man kann wohl sagen: das Bedürfnis nach einem neuen, den Verhältnissen und Anschauungen unserer Zeit entsprechenden Strafgesetzbuch immer lebhafter sich geltend machte. Auch an leitender Stelle hat man das nicht verkannt und schon vor mehr als zwanzig Jahren nahm man im damaligen Reichsjustizamt — jetzt Reichsjustizministerium — die Arbeit einer Reform des Strafgesetzes in die Hand. Diese Arbeit wurde bis zum Ausbruch des Krieges im Jahre 1914 eifrig fortgesetzt, gegen Ende des Krieges im Jahre 1918 wieder aufgenommen und seitdem ununterbrochen gefördert. Im Jahre 1927 konnte endlich dem Reichstag der Entwurf eines „Allgemeinen Deutschen Strafgesetzbuchs" vorgelegt werden. Die vorzeitige Auflösung des Reichstags hat die Erledigung des Entwurfs unmöglich gemacht. Der neue Reichstag hat durch seinen strafrechtlichen Ausschuß die Beratung des Entwurfs wieder aufgenommen, und es besteht, wenn nicht unvorhergesehene Zwischenfälle eintreten, die Aussicht, daß vielleicht schon in der ersten Hälfte des Jahres 1929 der Entwurf im Reichstag zur Erledigung kommt.

Unter diesen Umständen erscheint es dringend nötig, daß über die Fachkreise hinaus auch in weiteren und weitesten Kreisen das Interesse für das, was in Deutschland in Zukunft auf strafrechtlichem Gebiete Rechtens sein soll, geweckt wird. Daß dieses Interesse zur Zeit noch ein so verhältnismäßig geringes ist, muß um so mehr wundern, als gerade das Strafrecht, dessen Subjekt oder Objekt jeder jeden Tag werden kann, weit mehr interessieren sollte als die Gestaltung des Zivilrechts. Bei diesem handelt es sich im wesentlichen nur um sachliche Rechtsgüter, um das Vermögen, beim Strafrecht dagegen handelt es sich um Freiheit, Leben und Ehre.

*

In der deutschen Strafrechtswissenschaft herrscht seit langem heftiger Streit über den Zweck der Strafe. Die einen, die sogenannte alte klassische Schule, sehen den Hauptzweck, manche ihrer Anhänger sogar den alleinigen Zweck der Strafe in der Vergeltung. Im Gegensatz hierzu behauptet die moderne, soziale Schule, Strafe und Strafrechtspflege hätten neben dem Zweck der Vergeltung noch andere Zwecke zu erfüllen, nämlich die Zwecke der Besserung und Erziehung des Täters, der Verhütung der Verbrechen und der Sicherung der Allgemeinheit gegen den gemeingefährlichen Verbrecher.

Der Strafgesetzentwurf konnte sich diesen Forderungen der modernen, sozialen Schule nicht entziehen. Er denkt nicht daran, die Vergeltung als Strafzweck aufzugeben, aber er tritt den Forderungen dieser Schule insoweit bei, als er verlangt, daß die Strafe neben dem Zweck der Vergeltung noch jenen vorgenannten Zwecken zu dienen habe.

Dieses Ziel aber kann nur dann erreicht werden, wenn der Richter bei Ausmaß von Art und Höhe der Strafe mehr als bisher neben der objektiven Schwere der Tat die Persönlichkeit des Täters, seine natürliche und geistige Veranlagung, seine Herkunft, die Welt, in der er aufgewachsen ist, seine soziale Lage, die Beweggründe, die ihn zur Tat veranlaßt haben, sein Verhalten nach der Tat usw. berücksichtigt.

Solche Berücksichtigung ist jedoch nur dann möglich, wenn dem Richter bei der Strafbemessung ein höheres Maß freien Ermessens eingeräumt wird, als es das geltende Gesetz tat. Und so zieht sich denn dieses höhere Maß freien Ermessens bei der Strafbemessung wie ein roter Faden durch den ganzen Entwurf. Es werden eine Reihe gesetzlicher Schranken beseitigt, die den Richter bisher binden und nicht selten zwingen, auf Strafen zu erkennen, die seinem eigenen Rechtsempfinden widersprechen. Vor allem kommen hier die im geltenden Rechte vielfach vorgesehenen, häufig viel zu hoch gegriffenen Strafmindestmaße in Betracht. Was soll es z. B. heißen, wenn im § 216 St. G. B. bei der Tötung auf Verlangen das Gesetz den Richter nötigt, unter allen Umständen, mag der Fall auch noch so mild liegen — man denke daran, daß jemand den flehentlichen Bitten eines dem nahen Tode Verfallenen, ihn von seinen unerträglichen Schmerzen zu befreien, aus reinem Mitleid nachgibt — auf mindestens drei Jahre Gefängnis zu erkennen! Der Entwurf räumt, wo immer es geht, mit diesen hohen Mindeststrafen auf, wie er überhaupt die Strafrahmen möglichst weit spannt, um dem Richter die Möglichkeit zu geben, der Eigenart jedes einzelnen Falles gerecht zu werden. Ein weiteres: das geltende Recht läßt die Annahme mildernder Umstände nur da zu, wo das Gesetz dies bei den einzelnen Tatbeständen ausdrücklich vorsieht. Der Entwurf ermächtigt den Richter, bei allen Straftaten mildernde Um-

Digitized by Google

stände anzunehmen, wenn bei Abwägung der Strafbemessungsgründe die für eine milde Strafe sprechenden Umstände beträchtlich überwiegen. Dies gilt selbst für das schwerste Verbrechen, den Mord. In Zukunft kann der Richter auch beim Mord mildernde Umstände annehmen und dann statt auf Todesstrafe, wenn diese überhaupt beibehalten wird, auf Zuchthaus abkommen. Mit vollem Recht, denn auch der Mord kann sehr verschiedener Art sein, und es muß dem Richter auch hier die Möglichkeit der Abstufung gegeben werden. — Das geltende Recht gefällt sich in einer weitgehenden Kasuistik, indem es neben den einfachen Tatbestand eine Reihe schwererer (qualifizierter) Tatbestände stellt, so z. B. bei der Brandstiftung. Solche Kasuistik hat stets ihre Bedenken, da sie häufig unvollständig und lückenhaft ist. Der Entwurf ersetzt sie, wo immer es geht, durch die besonders schweren Fälle. Daneben stellt er die besonders leichten Fälle, solche, in denen die Schuld des Täters so gering ist und die Folgen der Tat so unbedeutend sind, daß eine Bestrafung nicht nötig erscheint. Hier soll der Richter in den Fällen, in denen das Gesetz dies bei einzelnen Delikten vorsieht, von Strafe absehen können. — Eine wesentliche Erweiterung des richterlichen Ermessens liegt auch in der vermehrten Androhung der Geldstrafe an Stelle der Freiheitsstrafe oder wahlweise mit ihr; bei an sich verwirkten geringeren Freiheitsstrafen zwingt das Gesetz sogar den Richter, an Stelle der Freiheitsstrafe auf Geldstrafe zu erkennen; durch diese sehr vernünftige Vorschrift werden gerade die kurzen Freiheitsstrafen, die nie nützen, nicht selten schaden, vermieden. — Eine weitere Möglichkeit, der Eigenart des Täters und den besonderen Umständen der Tat gerecht zu werden, schafft der Entwurf ferner dadurch, daß er die sog. custodia honesta der Einschließung, die an die Stelle der bisherigen Festungshaft treten soll, nicht nur wie das geltende Gesetz neben Zuchthaus wahlweise bei einzelnen Delikten zuläßt, sondern bestimmt, daß sie in all den Fällen an die Stelle von Zuchthaus oder Gefängnis treten soll, in denen der Täter lediglich aus ehrenhaften Beweggründen gehandelt hat und die Tat nicht schon wegen der Art ihrer Ausführung oder wegen der verschuldeten Folgen besonders verwerflich erscheint.

Indem der Entwurf in dieser Weise das freie Ermessen des Richters erheblich erweitert und ihm ein weiteres, größeres Maß von Machtvollkommenheit zuerkennt, als er bisher hatte, legt er dem Richter gleichzeitig große Verantwortung und schwere Pflichten auf.

Trotz aller Hetze, die man heutzutage gegen die Justiz zu treiben beliebt, können wir darauf vertrauen, daß die deutschen Richter diese neue, große Aufgabe erfüllen werden.

*

Da der Entwurf, wie schon bemerkt, davon ausgeht, daß der Zweck der Strafe nicht nur in der Vergeltung liege, daß sie vielmehr daneben noch die Zwecke der Besserung und Erziehung, der Verhütung und der Sicherung zu erfüllen habe, mußte er außer der entsprechenden Regelung der Strafbemessung neben den Strafen noch bestimmte Besserungs- und Sicherungsmaßnahmen vorsehen. Dies tut er zunächst, indem er die seit einigen Jahren schon dem geltenden Rechte bekannte bedingte Strafaussetzung weiter ausbaut. Einem nach seiner Persönlichkeit und seiner Tat geeigneten Verurteilten, von dem anzunehmen ist, daß er, auch ohne daß die Strafe an ihm vollzogen wird, in Zukunft ein gesetzmäßiges Leben führen werde, kann das Gericht Strafaussetzung gewähren. Es setzt ihm eine längere Bewährungsfrist; läßt er sich während derselben nichts zuschulden kommen, so gilt nach deren Ablauf die Strafe als erlassen. Dies gibt die Möglichkeit, eine Reihe minder Krimineller, insbesondere noch nicht Vorbestrafter, vor der Schande des Gefängnisses zu bewahren, und kann daher durchaus erzieherisch wirken. Allerdings muß mit dieser Maßnahme mit mehr Vorsicht, als es bisher zuweilen geschieht, Gebrauch gemacht werden, damit nicht im Volke der Glaube entsteht, einmal sei keinmal.

Ferner sorgt der Entwurf im Interesse des Verbrechers selbst und zum Schutze der Allgemeinheit vor dem Verbrecher für die Unterbringung von Verbrechern, die wegen Geisteskrankheit freigesprochen werden, in eine Heil- oder Pflegeanstalt. Bisher hat das Gericht keine Handhabe, sich um derartige Personen nach Erlaß des freisprechenden Urteils zu kümmern, es blieb lediglich der Polizei überlassen, ob sie dieselben, soweit ihr hierzu eine gesetzliche Ermächtigung zustand, in Anstaltsverwahrung bringen wollte. Dies konnte, zumal solche Personen nicht selten in hohem Grade gemeingefährlich sind und durch das freisprechende Urteil gewissermaßen einen Freibrief für die straflose Begehung weiterer Straftaten erhalten hatten, zu großen Mißständen führen. In Zukunft ordnet das Gericht in allen diesen Fällen, sobald es die öffentliche Sicherheit erfordert, die Unterbringung des Freigesprochenen in einer öffentlichen Heil- oder Pflegeanstalt an; dort bleibt er, bis er gesund oder wenigstens nicht mehr gemeingefährlich ist.

In gleicher Weise kann das Gericht anordnen, daß Trunksüchtige, die strafbare Handlungen begangen haben und in der Trunkenheit zu deren Begehung neigen, bis zu zwei Jahren in einer Trinkerheil- oder Entziehungsanstalt untergebracht werden, wenn diese Maßregel erforderlich erscheint, um sie an ein gesetzmäßiges und geordnetes Leben zu gewöhnen.

Bettler, Landstreicher, Dirnen werden nach

Digitized by Google

Verbüßung ihrer Strafe für eine vom Gericht näher zu bestimmende Zeit in einem Arbeitshaus untergebracht. Die wesentlichste und einschneidendste Maßnahme ist aber die Sicherungsverwahrung. Gemeingefährliche Gewohnheitsverbrecher, die schon mehrfache namhafte Strafen erlitten haben, sollen unter gewissen, im Gesetz genau bestimmten Voraussetzungen bei Begehung einer weiteren Straftat zunächst nach einem besonders schweren Strafrahmen bestraft und nach Verbüßung ihrer Strafe in Sicherungsverwahrung genommen werden, zunächst auf die Dauer von drei Jahren. Nach dieser Zeit prüft das Gericht, ob weitere Verwahrung nötig ist. Bejaht es die Frage, so dauert die Verwahrung weiter. In gewissen Zeiträumen erfolgt neuerliche gerichtliche Prüfung, und so ist die Möglichkeit gegeben, den gemeingefährlichen Gewohnheitsverbrecher dauernd unschädlich zu machen.

★

Soviel über die allgemeinen Grundgedanken, auf denen der Entwurf aufgebaut ist und über die zu ihrer Verwirklichung getroffenen Bestimmungen.

Der Entwurf steht durchweg auf dem Schuldprinzip: keine Strafe ohne Schuld. Strafbar ist nur, wer schuldhaft, d. h. vorsätzlich oder fahrlässig handelt, also entweder den Tatbestand einer strafbaren Handlung mit Wissen und Willen verwirklicht oder doch mit der Möglichkeit der Verwirklichung rechnet und auch für diesen Fall damit einverstanden ist (unbedingter und bedingter Vorsatz), oder wer die ihm nach den Umständen und nach seinen persönlichen Verhältnissen zuzumutende Sorgfalt außer acht läßt und infolgedessen nicht erkennt, daß sich der Tatbestand der strafbaren Handlung verwirklichen kann, oder, obwohl er dies für möglich hält, darauf vertraut, daß es nicht geschehen werde (unbewußte und bewußte Fahrlässigkeit). — Außer dem Zurechnungsunfähigen berücksichtigt der Entwurf auch den vermindert Zurechnungsfähigen, der nach einem milderen Strafrahmen bestraft werden soll. Das geltende Gesetz beschränkt den Notstand (die Nothilfe) auf den Kreis der Angehörigen, der Entwurf läßt diese Beschränkung fallen, was hauptsächlich für den Arzt, der dem Kranken Nothilfe leistet, von Bedeutung ist. Der untaugliche Versuch bleibt nach wie vor strafbar; Anstifter und Gehilfen sollen, anders als bisher, auch dann strafbar sein, wenn eine strafbare Haupttat nicht vorliegt, z. B. sich nachträglich ergibt, daß der Angestiftete geisteskrank war. Die viel umstrittene Todesstrafe behält der Entwurf bei.

Aus dem Besonderen Teil des Entwurfs, der die einzelnen Tatbestände enthält, seien nur folgende Fälle hervorgehoben, die eine wesentliche Änderung des geltenden Rechtes enthalten: In Zukunft soll nicht nur die eidliche, sondern auch die uneidliche falsche Zeugenaussage, die vor Gericht abgegeben wird, strafbar sein. — Die Urkundenfälschung ist nicht mehr wie bisher zweiseitiges Delikt, d. h. zur Vollendung ist nicht mehr erforderlich, daß die Urkunde gefälscht oder verfälscht und von ihr zum Zwecke der Täuschung Gebrauch gemacht wird, vielmehr ist schon jeder der beiden Akte: Fälschen oder Verfälschen einerseits und Gebrauchmachen anderseits als vollendete Urkundenfälschung strafbar. — Ärztliche Eingriffe, die lediglich zu Heilzwecken und nach den Regeln der ärztlichen Kunst erfolgen, sind bisher, wenn die Einwilligung des Kranken fehlt, rechtswidrige, strafbare Körperverletzung; dieser von der Rechtsprechung trotz aller dagegen erhobenen Einwände stets festgehaltenen Anschauung macht der Entwurf ein Ende: der lediglich zu Heilzwecken kunstgerecht eingreifende Arzt wird unter keinen Umständen wegen Körperverletzung, wohl aber, wenn er gegen den Willen des Kranken handelt, wegen eigenmächtiger Heilbehandlung bestraft. Ebenso trifft den Arzt, der lediglich aus medizinischen — nicht auch aus sozialen oder eugenischen — Gründen eine Schwangerschaft unterbricht oder eine Perforation vornimmt, um die Mutter vor schwerer Lebens- oder Leibesgefahr zu retten, nicht die Strafe der Abtreibung oder Tötung, wohl aber, wenn er gegen den Willen der Schwangeren handelt, die Strafe wegen eigenmächtiger Heilbehandlung. — Den vielfach hervorgetretenen Bestrebungen, die Abtreibung der Leibesfrucht und den homosexuellen Verkehr zwischen Männern straffrei zu lassen, hat der Entwurf nicht stattgegeben. — Bei den Vermögensdelikten wäre noch hervorzuheben, daß der Entwurf Diebstahl und Unterschlagung zu Bereicherungsdelikten gemacht hat, der Täter muß in der Absicht der Bereicherung handeln.

Auf weitere Einzelheiten einzugehen, verbietet der Raum. Das Gesagte wird genügen, erkennen zu lassen, daß der Entwurf im Allgemeinen und im Besonderen Teil eine Reihe wesentlicher Verbesserungen gegenüber dem geltenden Rechte bringt und eine geeignete Grundlage bildet, auf der ein neues, den Anforderungen unserer Zeit entsprechendes Strafgesetzbuch aufgebaut werden kann, das dem Richter eine scharfe Waffe zur Bekämpfung insbesondere des gewohnheitsmäßigen Verbrechertums in die Hand gibt, anderseits aber auch im Verbrecher noch den Menschen sieht, dem nicht nur vergolten, sondern der, soweit möglich, wieder zu einem brauchbaren Glied der menschlichen Gesellschaft gemacht werden soll.

Gelingt es, wie beabsichtigt ist, das neue Strafgesetzbuch zu einem für Deutschland und Österreich gemeinschaftlichen zu machen, so wäre das im Interesse engster kultureller Verbindung der beiden stammverwandten Völker aufs freudigste zu begrüßen.

Digitized by Google

Über den Stand der Krebsforschung

Von Geh.-Rat Prof. Dr. med. Ferd. Blumenthal

Direktor des Universitätsinstituts für Krebsforschung in Berlin

Die Tatsache, daß der Krebs in allen Kulturländern in den letzten Jahren zugenommen hat, ist heute nicht mehr zu bestreiten. Die Zahl der jährlich an Krebs Sterbenden hat die Zahl der Tuberkuloseopfer erheblich überschritten, und während die letzte Krankheit von Jahr zu Jahr eine Verringerung der Todesfälle aufweist, ist der Anstieg der Krebstodesfälle ein ununterbrochener. Der Grund für die Zunahme der Krebserkrankungen und der Krebstodesfälle beruht nicht etwa auf einer epidemischen Ausbreitung der Krankheit, denn der Krebs wird nicht durch einen von der Außenwelt in den Körper eindringenden Bazillus, wie die Tuberkulose oder die Diphtherie, hervorgerufen, sondern die Zunahme ist im wesentlichen dadurch bedingt, daß mehr Menschen als früher das Alter erreichen, in dem der Krebs vorzugsweise aufzutreten pflegt. Die Krebserkrankungen sind, wenn auch nicht Krankheiten des hohen Alters, so doch solche des schaffenskräftigen Lebens und pflegen in der Zeit zwischen 45 und 60 Jahren am häufigsten vorzukommen. Aber in den letzten Jahren wird von verschiedenen Seiten berichtet, daß auch die jugendlichen Formen des Krebses zunehmen, und wir haben in unserem Institut immer einige Kinder in Behandlung, die an dieser furchtbaren Krankheit leiden. Der Hauptgrund der Zunahme der Krebsfälle beruht darin, daß infolge der Fortschritte der Medizin die Menschen in den letzten Jahrzehnten im Durchschnitt älter werden als früher. Am Anfang dieses Jahrhunderts war das Durchschnittsalter noch wenig über 40, heute liegt es bereits zwischen 55 und 60. Wir müssen eben bedenken, daß all die zahlreichen Menschen, die früher an Säuglingskrankheiten oder in der Jugend an den weit verbreiteten Infektionskrankheiten, Scharlach, Diphtherie sowie an Typhus gestorben sind, und die zahlreichen Frauen, welche vom Kindbettfieber dahingerafft wurden, heute diesem Schicksal sehr viel weniger ausgesetzt sind und dadurch in die Jahre kommen, in denen die Stoffwechselkrankheiten (Diabetes, Gicht), die Arteriosklerose und auch der Krebs ihre verheerende Wirkung ausüben. Der Krebs verdankt es also den Fortschritten der die Menschheit länger am Leben erhaltenden medizinischen Wissenschaft, daß er jetzt diejenige Erkrankung geworden ist, die uns am meisten bedroht, da mehr als jeder zehnte Mensch ihr erliegt. Ja, wenn wir die Menschen im Alter über 45 Jahre allein betrachten, wird dies noch deutlicher, da es Städte gibt, in denen fast die Hälfte der Todesfälle solche an Krebs sind. Das gleiche Verhältnis zeigte sich im Altersheim von Paris, in dem in einem Jahr von 78 Verstorbenen 39 bei der Sektion Krebs aufwiesen.

Unter Krebs versteht man eine Erkrankung, die die Zellen des Organismus befällt, fast immer zuerst an einer bestimmten Stelle in der Art, daß diese Zellen nicht nur sich zu vermehren anfangen, sondern auch ihren Stoffwechsel ändern, wodurch sie die für den Organismus gefährlichen Eigenschaften gewinnen. Die Krebszellen, die also von Körperzellen abstammen, können im Gegensatz zu ihren Mutterzellen das umgebende Gewebe zerstören und dann hineinwachsen; sie dringen wie Lebewesen in die Lymph- und Blutbahnen ein und bringen an anderen Stellen des Körpers Tochtergeschwülste hervor. So kommt es, daß, wenn diese Geschwulstbildung an einer lebenswichtigen Stelle zustandekommt, der Tod eintritt. Und wenn sie zu schweren Blutungen Veranlassung gibt, oder in geschwürigen Zerfall gerät, wodurch Bakterien in den Körper eindringen, kann eine allgemeine Infektion hervorgerufen werden, die den Tod zur Folge hat. Die Bösartigkeit der Krebszellen beruht auf einer Veränderung der in den Zellen vorhandenen Fermente (Enzyme), deren Wirkung teils verstärkt, teils vermindert ist. So ist die Eiweißspaltung vermehrt, die oxydativen Fermente dagegen sind vermindert, die zuckerspaltenden wiederum in ihrer Wirksamkeit verstärkt. Neben den fermentativen Stoffwechselstörungen geht auch eine Atmungsstörung einher (Otto Warburg). Die Krebszelle vermag im Gegensatz zur normalen Zelle auch bei Sauerstoffabschluß zu atmen. Die Milchsäurebildung der Krebszelle ist, wie gleichfalls Otto Warburg feststellte, um das Vielfache vermehrt, was von größter Bedeutung ist, da die Krebszellen wie die Zellen überhaupt auf Kosten der gebildeten Milchsäure wachsen und sich fortpflanzen. Sie können mit Hilfe der eiweißspaltenden Fermente die umgebenden Gewebe zerstören und sich so die Bahn für ihr Wachstum freimachen. Auch die Fettspaltung durch die Krebszelle ist verringert. Der Stoffwechsel der Krebszellen ist also gestört, und diese Störung überträgt sich auf den übrigen Organismus. Es entstehen dabei Produkte, die dem Körper fremd sind und ihn dadurch vergiften.

Es ist nicht ganz sicher, ob es sich bei der Krebsbildung des Menschen um eine einheitliche Krankheit in dem Sinne handelt, daß die Biologie, d. h. die Lebensäußerungen der Krebszellen bei den einzelnen Geschwulstformen vollkommen die gleichen sind,

Digitized by Google

oder ob sie voneinander in den Grundbedingungen verschieden sein können. Immerhin müssen gewisse Eigenschaften, wie das zerstörende unbeschränkte Wachstum, die Neigung zur Bildung von Tochtergeschwülsten allen gemeinsam sein. Aber wenn auch hier der Grad dieser Eigenschaften bei den einzelnen Geschwülsten schon stark voneinander abweicht, so unterscheiden sich doch gewisse Hühnergeschwülste mindestens in einem grundlegenden Punkte von den meisten menschlichen und Säugetierkrebsen. Sie sind nämlich nicht nur auf Hühner wieder übertragbar, wie die Säugetiergeschwülste auf die gleiche Tierart (Ratte auf Ratte, Maus auf Maus), wobei noch unversehrte Krebszellen übertragen werden, sondern auch die wässerigen Auszüge der Hühnergeschwülste (Hühnersarkome) besitzen diese Eigenschaft, wenn die Zellen durch Filtration von der Flüssigkeit getrennt, also diese zellfrei ist. Nachdem man eine Zeitlang geglaubt hatte, daß diese Fähigkeit auf der Anwesenheit eines unsichtbaren Parasiten (Virus) beruhe, darf man jetzt wohl annehmen, daß es ein schon in den normalen Zellen vorgebildetes Ferment ist, welches durch die krebsige Stoffwechselstörung in das Krebsferment übergeführt wird und der Zelle die krebsigen Eigenschaften verleiht, aber beim Hühnersarkom von der Zelle getrennt und wirksam erhalten werden kann. Bei den Säugetier- und menschlichen Krebsgeschwülsten müßte dagegen, wollen wir auch hier ein solches Ferment annehmen, dieses so fest an den Zellen verankert sein, daß es nicht leicht bei der Herstellung von wässerigen und anderen Extrakten von ihr getrennt werden kann. Diese Auffassung ist nicht unwahrscheinlich, denn es liegen schon verschiedene Erfahrungen vor, die dafür sprechen, daß auch bei den einzelnen menschlichen und Säugetiergeschwülsten ein solches Krebsferment aus der Krebszelle heraus in die Zirkulation gelangen kann, so daß es sich wahrscheinlich nur um eine verschieden starke Bindung des Ferments in den einzelnen Geschwulstzellen, nicht aber um einen völlig verschiedenen Mechanismus des Stoffwechsels in den Krebszellen der verschiedenen Tierarten handelt.

Der Krebs wäre demnach eine Stoffwechselstörung, wobei es zur chemischen Abartung von in der Krebszelle vorgebildeten fermentativen Eigenschaften kommt.

★

Wodurch aber kommt diese Stoffwechselstörung zustande? Wir vermögen es heute, den Krebs experimentell hervorzubringen. Verschiedenartige Reize, die sich an einer bestimmten Stelle auswirken, können Krebsbildung hervorrufen, chemische, physikalische und auch parasitäre Reize. Von den letzteren ist es mit Rundwürmern künstlich bei Ratten, ferner mit Bazillen ebenfalls bei Ratten und Mäusen gelungen, bösartige Geschwülste zu erzeugen. Auch andere Parasiten sind als Krebserreger festgestellt worden. Diese Aufzählung zeigt schon, daß es nicht ein bestimmter Parasit, der „Krebserreger", ist, der die Krankheit hervorruft, sondern daß verschiedene Parasiten und Bakterien Krebs hervorrufen können. Aber diese Eigenschaft der Lebewesen ist beim Menschen immer nur eine gelegentliche, nicht eine regelmäßige, und alle diese Parasiten erzeugen nicht den Krebs, sondern meist nur eine Entzündung. Diese Entzündung kann wieder heilen, dann kommt es nicht zum Krebs. Wenn sie aber jahrelang besteht, so kann durch den fortwährenden Reiz, der durch sie auf die umgebenden Zellen ausgeübt wird, eine Krebsgeschwulst sich entwickeln. Aber der Krebs ist in den meisten Fällen gar nicht parasitären Ursprungs, wenigstens kann man durch Reizung mit Teer, Anilin usw. ebenfalls Krebs bei Tieren künstlich hervorrufen. Und auch diese Krebsreize (Teer, Anilin usw.) machen bald nur Entzündung, bald gutartige und bösartige Geschwulstbildung, häufig alles dies nebeneinander.

Es kann unter Umständen jeder Reiz gelegentlich einmal zu einem Krebsreiz werden, aber es gibt Reize, nach denen häufiger Krebs entsteht als nach anderen. So hat man z. B. nach Pinselung mit Teer bei Mäusen und Kaninchen auf der Haut bei einzelnen Stämmen in 100 Prozent der Fälle Krebs erzeugen können, seltener dagegen bei diesen Tieren durch Einspritzen von Paraffin, Anilin, während es nach Anwendung anderer chemischer Substanzen bisher überhaupt nicht gelungen ist, Krebsbildung hervorzurufen. Fibiger gelang es, in einer großen Anzahl bei Ratten Magenkrebs nach Verfütterung eines Rundwurmes, Spiroptera, zu verursachen. In Ägypten gibt es einen Parasiten, „Schistosomum haematobium", der mit dem Nilwasser in das Blut und in die Blase einwandert und dort Blasenentzündung hervorruft. In 10 Prozent aller dieser Blasenentzündungen entwickelt sich der Krebs. Am Kurischen Haff und an großen Flußläufen in Rußland leidet die Fischerbevölkerung an einem Leberkrebs, der hervorgerufen wird durch einen Leberegel, welcher mit dem rohen Fischfleisch genossen wird. Die Pflanzengeschwülste mit krebsartigem Charakter werden hervorgerufen durch ein Bakterium (Tumefaciens), das auch gelegentlich in menschlichen und in Mäusekrebsgeschwülsten gefunden wurde. Aus syphilitischen Geschwüren können sich Krebsgeschwülste entwickeln. Aus Hauttuberkulose (Lupus) entsteht nicht selten Krebs. Die Zunahme des Lungenkrebses wird von manchen Autoren auf Grippeepidemien zurückgeführt, nach denen gehäuft solche Krebsfälle auftraten. Der Krebs kann aber auch eine Berufskrankheit sein; insbesondere

Digitized by Google

sind außerordentlich zahlreiche Fälle von Lungenkrebs in Kobaltbergwerken beobachtet worden. Krebs kommt auch bei Baumwollarbeitern, bei Paraffin- und Anilinarbeitern, bei Arbeitern in der Brikettfabrikation vor. Hier handelt es sich um direkte Reizwirkungen auf die Schleimhaut der Lungen oder auf die Haut, wodurch dann ein jahrelang bestehender entzündlicher Prozeß sich entwickelt, der in einzelnen Fällen in Krebs übergeht. Als Berufskrebs kann auch der Strahlenkrebs bezeichnet werden, der bei Ärzten, die sich dauernd den Röntgenstrahlen aussetzen müssen, vorgekommen ist. Gerade in diesem Falle kann es ein Jahrzehnt und länger dauern, bis der Krebs sich entwickelt.

*

Diese Frage der langsamen Entwicklung des Krebses ist wichtig für die Begutachtung bei Unfällen, weil der Unfall unter Umständen mehrere Jahre zurückliegen kann, der Veranlassung zur Krebsbildung gab. Aber es ist nötig, daß die Folgen des Unfalls in der Zwischenzeit sich mehr oder weniger dauernd bemerkbar machen. Ist einmal eine Verletzung vollständig geheilt, so kann nicht Krebs daraus entstehen. Die Krebsbildung ist verbunden mit einer Reaktion des betroffenen Gewebes auf den entzündlichen Krebsreiz. Der Organismus sucht die Schädigungen des Reizes zunichte zu machen und dadurch kommt es zu Wucherungsbestrebungen. Die Wucherungen, deren bekanntestes Beispiel die Knochenbildung nach dem Knochenbruch ist, können dabei in eine falsche Bahn gelenkt und zur Krebswucherung gebracht werden. Einige Forscher stehen auf dem Standpunkt, daß all die vorhin genannten Reize nichts weiter sind, als Terrainebner für einen unsichtbaren Erreger, wie er bei einzelnen Infektionskrankheiten, so insbesondere bei den Pocken, angenommen wird. Abgesehen davon, daß wir einen solchen unsichtbaren Erreger gar nicht nötig haben, um die Krebsentstehung durch Reize zu erklären, müßten wir dann glauben, daß dieser unsichtbare Erreger schon in jedem oder doch bei vielen Tieren vorgebildet oder vorhanden sei, denn sonst wäre es unmöglich, daß man bei Experimenten, wenn man z. B. Mäuse mit Teer pinselt, in jedem Falle einen Krebs erhalten hatte. Für ein solches Ergebnis ist es nötig, daß in dem Tierkörper selbst der vermutete Erreger immer vorhanden sei. Zu solch geschraubter Annahme liegt, wie gesagt, keine Veranlassung vor, und wenn wir heute im Tierexperiment in manchen Fällen häufiger, in manchen Fällen seltener Krebs bekommen, so liegt dieses nicht daran, daß das eine Mal der Erreger zufälligerweise da ist und das andere Mal nicht, sondern an der Verschiedenheit der Stärke des Reizes selbst, der auf die geschädigte Stelle einwirkt und an der daselbst vorhandenen Disposition, wie wir sie auch bei anderen Krankheiten jetzt immer mehr als ursächlich werten gelernt haben. Wir wissen, daß die Infektion mit dem Tuberkelbazillus bei solchen Leuten besonders leicht Tuberkulose hervorruft, bei denen die Disposition, d. h. der tuberkulöse Habitus, vorgebildet ist. Beim Krebs gibt es zwar keinen Krebshabitus, aber disponierte Stellen im Organismus, die zum Teil erst im Leben erworben werden. Dazu gehören die flachen Warzen, die besonders im Alter auf der Haut auftreten und deren Verletzung dann manchmal Krebs verursacht. Es gehören dazu die Naevi, die Schönheitsflecke, aus denen sich, wenn sie gereizt werden, bösartige Geschwülste entwickeln können. Ich habe drei Fälle gesehen, wo sich Damen aus kosmetischen Gründen diese Flecken (Naevi) entfernen ließen und dann eine bösartige Geschwulst durch den Reiz entstanden ist. Auch wenn das Rasiermesser solche disponierten Stellen verletzt, kann sich daraus auch einmal ein Krebs entwickeln. Die mit der Hautpflege weniger sorgfältige Bevölkerung des Landes und insbesondere die Seemannsbevölkerung leidet vielfach an einem Hautkrebs, der dadurch hervorgerufen wird, daß in den Falten der Haut sich Schmutz ansammelt, der als Reiz dient. Hier ist es also die veränderte, durch das Alter trocken und rissig gewordene Haut, welche den Insulten des Reizes leichter ausgesetzt ist als die glatte jugendliche Haut. Daß aber auch letztere, wenn besonders starke Reize angewandt werden, schließlich zur Krebsbildung Veranlassung geben kann, beweisen die Kangrikrebse, welche bei Frauen im Himalajagebirge auftreten, die wegen der Kälte einen kleinen Holzkohlenofen um den Leib tragen und dadurch häufig dort Verbrennungen zeigen. Der Krebs an diesen verbrannten Stellen tritt nur bei diesen Frauen auf und nicht auch bei Männern, weil diese solche Öfen nicht zu tragen pflegen. Aus einem Magengeschwür, aus einer durch Steine gereizten Gallenblase, durch gewohnheitsmäßig zu heißes Essen und Trinken kann Speiseröhren-Krebs entstehen. Der starke Druck eines schlecht sitzenden Klemmers kann an der Nase einen Hautkrebs hervorrufen. Alle solche Fälle sind selten, aber man tut gut, diese Reize zu vermeiden.

*

Wir sehen also: Für viele Fälle von Krebsbildung ist ein äußerer Reiz nötig, der eine disponierte Stelle treffen muß. Es ist daher wichtig, äußere Reize, namentlich die genannten Krebsreize, zu vermeiden, und wenn sichtbare Stellen einer Disposition vorhanden sind (Naevi, flache Warzen), diese zu schonen. Man vermeide es überhaupt, ein und dieselbe Stelle immer wieder gleichen Reizen auszusetzen. Nicht

Digitized by Google

der einmalige Reiz ist gefährlich, sondern der chronische. Bei der Krebsdisposition handelt es sich auch darum, ob dieselbe vererbt werden kann. Es ist bei Tieren gelungen, durch fortgesetzte Kreuzung von Tieren aus Stämmen, in denen häufiger Krebs vorkam, schließlich einen Stamm zu züchten, in dem eine große Zahl der Tiere an Krebs erkrankte. Das zeigt also, daß theoretisch eine Krebsanlage vererbt werden kann. Auf den Menschen übertragen zeigen aber diese Versuche, daß man systematisch Menschen aus krebskranken Familien dauernd miteinander verbinden müßte, um schließlich eine solche stark krebsempfindliche Generation zu erzeugen. Es kann gar keine Rede davon sein, daß jemand, weil sein Vater oder seine Mutter an Krebs gestorben ist, nun deshalb für diese Krankheit besonders empfänglich ist oder daß seine Nachkommenschaft gefährdet wird, wenn er in eine Familie hineinheiratet, wo ebenfalls Krebsfälle vorgekommen sind. Bei der Vererbung handelt es sich immer um dasselbe Organ, z. B. Brust, Magen, Darm, und immer um verhältnismäßig jugendliche Fälle. Die Alterskrebse, d. h. der Krebs, der vom 65. Lebensjahr ab auftritt, hat mit der vererbten Krebsanlage nichts zu tun. Es gibt zwar einzelne solche Familien, in denen die Krebsanlage vererbt wird, da treten aber die Krebsfälle meist schon um das 40. Lebensjahr herum auf. Davon, daß der Krebs für gewöhnlich dadurch entsteht, weil Krebszellen übertragen wurden, kann keine Rede sein. Ebensowenig verbreitet sich der Krebs durch Ansteckung. Es sind wohl einzelne Unglücksfälle beobachtet worden, in denen junge Ärzte, nachdem sie mit einer Spritze Krebsmaterial aufgesogen hatten, sich mit der Spitze der Kanüle stachen und damit infizierten. Aber daß die Berührung des Krebskranken, der Umgang mit ihm zu Krebs führt, ist durch nichts bewiesen. Krankenwärter und Ärzte erkranken nicht häufiger an Krebs als andere Berufsstände, während z. B. bei der Tuberkulose die Krankenpfleger ganz besonders gefährdet sind. Eine Ansteckung vom Krebskranken aus kommt also praktisch nicht in Betracht. Es kommt manchmal vor, daß beide Eheleute an Krebs sterben, das ist aber bei einer nach dem 45. Jahr so verbreiteten Krankheit nichts besonders Auffallendes. Man wird natürlich mit den Entleerungen des Kranken, falls krebshaltiges Material darin ist, schon aus Gründen der Sauberkeit und Ästhetik vorsichtig umgehen, mehr ist aber nicht nötig, ein gewöhnliches Händewaschen genügt. Dagegen hat man eine gewisse Acht zu geben auf diejenigen Parasiten, welche die entzündlichen Prozesse hervorrufen, aus denen, wie oben erwähnt, öfters der Krebs sich entwickelt, insbesondere die Rundwürmer, die Helminthen, ferner die Schistosomen. Dort, wo diese Parasiten vorkommen, in den tropischen und subtropischen Ländern, wie Ägypten, Japan, wird man sich vor der Infektion mit diesen Parasiten besonders in acht zu nehmen haben. Bei uns hat man bisher nicht den Eindruck, als ob diese Parasiten bei der Krebsentstehung eine besondere Rolle spielen, zumal ja bei uns überhaupt die Wurmerkrankungen viel seltener sind, als in den warmen Ländern. Auf der anderen Seite ist dort ein Gegensatz zwischen Malaria und Krebs vorhanden. In Malarialändern soll der Krebs selten sein. Ferner kommen in gewissen Geschwülsten bei Pflanzen Bakterien der Tumefaciensgruppe vor, die auch einmal gelegentlich beim Menschen mit der Krebsbildung in Beziehung stehen können. Im allgemeinen sind sie aber ebensowenig wie die anderen genannten Parasiten als Krebserreger in unseren Gegenden zu fürchten. Immerhin sollte man bei der jetzt üblichen Rohkost auf sorgfältiges Waschen der Früchte und Gemüse achten.

Es ist eben gesagt worden, daß in Malarialändern der Krebs selten sei. Dies wird auch von den Ländern der warmen Zone behauptet. In Italien ist der Krebs in Süditalien seltener als im Norden. Man hat dies mit Rasseneigentümlichkeiten und der Ernährung in Beziehung gebracht. Die nordische Rasse soll an sich gefährdeter sein als die alpine, und insbesondere weist die Krebssterblichkeit in Dänemark, Schweden, Norwegen, Holland und England die höchsten Zahlen auf. Dort wird mehr Fleisch gegessen als im Süden; aber es ist fraglich, ob dies der Grund ist. Es wird auch alles heißer gegessen; die Menschen arbeiten länger, kleiden sich anders und leben unter anderen Bedingungen der Besonnung. Kurz, es sind die Lebensbedingungen so verschiedene, daß es nicht gerade die von der natürlicheren abweichende Kost zu sein braucht, der die ausschlaggebende Bedeutung zukommt. Man hat sich, um diese Frage zu erklären, in den letzten Jahren viel mit der Bedeutung der Kost für das Wachstum der Krebszellen beschäftigt, insbesondere auch nachdem festgestellt ist, daß die Störung im Vitamingleichgewicht im Tierexperiment zur Krebsbildung Veranlassung geben kann.

Kalkreiche Kost hemmt im Tierexperiment das Wachstum der Krebsgeschwülste, kalireiche mehrt es. Einseitige Milchernährung fördert ebenfalls das Wachstum der Krebszelle. Dagegen hat sich die Ernährung mit Muskelfleisch nicht als von Einfluß erwiesen, wohl aber die Darreichung von Organbrei. Auf jeden Fall ist der Einfluß der Ernährung bisher auch im Tierexperiment nicht ein so großer gewesen, daß man berechtigt wäre, irgendeine Krebsdiät einzuführen.

Von großer Bedeutung ist die Erkennung der Frühsymptome. Wir müssen daran festhalten, daß, je früher der Krebs entdeckt ist,

Digitized by Google

er desto leichter heilbar ist. Als Frühsymptome haben Blutungen allerart zu gelten. Wenn Frauen, die ihr Unwohlsein bereits verloren haben, dieses scheinbar wieder bekommen, so ist der Verdacht, daß eine bösartige Geschwulst vorliegt, immerhin gerechtfertigt. Das gleiche gilt für Blutungen aus dem Darm. In solchem Falle darf man sich nicht mit der Möglichkeit von Hämorrhoidalblutungen beruhigen, sondern der Darm muß untersucht werden. Auch Blutungen aus dem Magen, aus dem Hals sind genauer auf Krebs zu untersuchen. Dagegen ist es nicht nötig, daß die verdächtige Stelle schmerzhaft ist. Krebs kann jahrelang bestehen, ohne die geringsten Schmerzen zu machen. Jeder verdächtige Knoten in der Brust oder sonst am Körper ist indes auf Krebs zu untersuchen. Die meisten Krebsfälle gehen deshalb zugrunde, weil sie nicht frühzeitig genug in die ärztliche Behandlung kommen.

*

Die Krebsbehandlung hat in den letzten Jahren nicht unerhebliche Fortschritte gemacht, insbesondere auch darin, daß Fälle, die nicht mehr operabel sind, noch gerettet werden können. Im allgemeinen ist an dem alten Standpunkt festzuhalten, daß jeder Krebsfall, der noch operiert werden kann, operiert werden soll, und die Statistik zeigt, daß etwa 40 Prozent aller Fälle durch die Operation gerettet werden können; bleiben also 60 Prozent übrig, eine enorm hohe Zahl. Aber auch hier ist zu sagen, daß, wenn die Patienten früher in die Behandlung kommen als bisher, sicherlich auch der Prozentsatz der durch die Operation zu rettenden Kranken erhöht werden kann. Außer der Operation haben sich noch bewährt die Bestrahlung mit Röntgenstrahlen, mit Radium, mit Mesothorium und mit Thorium X. Was in dem einzelnen Fall und wie es anzuwenden ist, das muß dem Fachmann überlassen bleiben. Es ist noch immer eine große Kunst, diese Mittel richtig zu gebrauchen. Genau so, wie ein guter Operateur nicht mit einem schlechten, darf ein erfahrener Bestrahler nicht mit einem unerfahrenen verglichen werden. Es ist daher dringend davor zu warnen, die Röntgen- bzw. Radiumbehandlung von jemandem vornehmen zu lassen, der auf diesem Gebiete nicht genügende Erfahrungen besitzt. Strahlenbehandlung kann und muß mit der Operation kombiniert werden. Es ist durchaus falsch, der Operation die Bestrahlung gegenüberzustellen, sondern man muß überlegen, inwieweit man beide Methoden kombinieren kann. Zu den segensreichen Methoden gehört auch die Elektrokoagulation bzw. die Operation mit Diathermie mit nachfolgender Bestrahlung mit Radium oder Thorium X. Wenn die Bestrahlung von sachkundiger Seite gemacht wird, so ist sie nicht nur unschädlich, sondern auch wirksam. Davon, daß durch die Bestrahlung, wie viele immer noch glauben, die Geschwulst oder das gesunde Gewebe zur Krebsbildung gereizt wird, kann gar keine Rede sein. Die biochemischen oder homöopathischen Heilmittel sind beim Krebs vollständig unwirksam. Es gibt keinen einzigen Fall, der mit diesen Methoden geheilt worden wäre. Ich habe solche angeblichen Heilungen zu sehen bekommen, es waren aber niemals Krebsfälle, sondern ganz andere Krankheiten, die da angeblich zur Heilung gebracht worden sind. Die Kranken lassen sich leider einreden, daß jeder Pickel oder jede Schwellung einen Krebs bedeutet, und wenn sie von diesen Dingen befreit sind, so glauben sie, daß eine Krebsheilung vorliegt. Die chemischen Mittel, welche in den letzten Jahren vielfach angepriesen wurden, seien es Geheimmittel wie Kieselsäure, Ameisensäure, oder von Ärzten empfohlene Präparate wie Blei usw., nutzen, allein angewandt, wenig. Sie geben aber häufig im Zusammenhang mit der Strahlenbehandlung einen günstigen Erfolg, indem sie die Strahlenbehandlung wirksam unterstützen. Das ist besonders zu betonen vom Arsen und vom Jod, ferner vom Cholin und von der Behandlung mit Eigenblut, Serum und Eiweiß (Proteinkörpertherapie). In neuerer Zeit ist im Anschluß an die Tatsache, daß die Peroxydasen, d. h. diejenigen fermentartigen Stoffe, welche z. B. aus dem Wasserstoffsuperoxyd den Sauerstoff freimachen, in den Krebsgeschwülsten fehlen oder nur in geringen Mengen vorhanden sind, die Behandlung des Krebses mit Sauerstoff unter Druck oder durch Abspaltung aus sauerstoffreichen Peroxyden empfohlen worden. Solche Versuche wurden im Dahlemer Institut des Professors A. Fischer bei Krebstieren und im Berliner Krebsinstitut bei Menschen ausgeführt, Versuche, die nicht ganz ohne Aussichten zu sein scheinen. Auch in Frankfurt a. M. hat Professor Fischer-Wasels Sauerstoff und andere Gase in Kombination mit anderen Mitteln den Kranken auf dem Atmungswege zugeführt und gewisse Erfolge gesehen. Es ist zu hoffen, daß diese Versuche zu einem therapeutischen Fortschritt führen werden. In der ganzen Welt wird in den zahlreichen Krebsinstituten auf das eifrigste gearbeitet, rein wissenschaftlich und auch in therapeutischer Hinsicht, so daß wir annehmen dürfen, daß in nicht zu ferner Zeit auch diejenigen Fälle, welche wir mit der Strahlen- und operativen Therapie nicht mehr behandeln oder bessern können, einer neuen Behandlung zugängig gemacht werden können.

Digitized by Google

Die Schauspielerin Erika von Thellman. Gemälde von Prof. Josef Eberz
Nürnberg, Galerie

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Berliner Bühnen

In den ersten Tagen des jungen Jahres muß dieser Bericht, der die hübschen neuen Theaterbilder des Märzheftes begleiten soll, in die Setzerei gelangen; er hat also Rechenschaft zu legen von der Bühnenarbeit des halben Winters. Man müßte fast ein Prophet sein, wenn man dabei besonders liebevoll gerade das behandeln wollte, was auch noch acht Wochen später den Berliner Spielplan beherrschen und das Interesse im Reich festhalten wird. An manchen Premièrenabenden werden hier sensationelle Hervorrufserfolge durch eigens dafür bestellte Klatschkräfte erzwungen — aber schon nach wenigen Tagen müssen die Stücke wieder lautlos in der Versenkung verschwinden, weil das zahlende Publikum ausbleibt. Nicht die Tätigkeit akustisch gebauter Hände und verwandtschaftlich beteiligter Lungen entscheidet nämlich über das Schicksal einer Neuheit, auch nicht der Schiedsspruch der angesehenen und ernsten Vertreter der reichshauptstädtischen Tagespresse, sondern einzig und allein der von Mund zu Mund gehende trockene Rat des Berliner Galeriebesuchers und Parkettgastes: „Das müßt ihr euch ansehen, Kinder!"

Wenn Ende Januar die „Grüne Woche" große Scharen theaterhungriger Freunde nach Berlin ruft, dann ist also dieser Rechenschaftsbericht, noch während er sich im Druck befindet, vielleicht schon überholt. Vielleicht haben inzwischen ein paar neue gewaltige Schlager die Nachfrage nach den augenblicklichen Nummern auf der Gewinnseite der Theatersaison völlig verschoben. Vielleicht aber auch haben dann selbst die Weihnachtsneuheiten wieder eingepackt werden müssen und es ist auf den eisernen Bestand des Spielwinters zurückgegriffen worden, den unser „Beobachter" allmonatlich ins Licht zu rücken pflegt, — und die Jäger und Landwirte, die Reiter und Züchter aus dem Reich werden dem Ratschlag alterfahrener Großstadtbummler folgen: zunächst immer diejenigen Theater zu besuchen, zu denen gute Plätze zu besorgen dem Hotelportier nur unter Aufrechnung eines beträchtlichen Agio möglich ist.

Das war um Silvester herum noch immer der Fall bei den vier bekannten Saisonlustspielen: „X Y Z", „Ehen werden im Himmel geschlossen", „Arm wie eine Kirchenmaus" und „Olympia".

Vor der Empfehlung der Sensationserfolge dieses Winters pflegt sich der Berliner Familienvater seinen Schützling immer erst etwas genauer zu betrachten; denn es können Freundschaften in die Brüche, es können sogar Verlobungen auseinandergehen über der Streitfrage: hat man Konstanze gegenüber richtig gehandelt, indem man ihr die in so liederlichem Milieu spielenden drei Paraphrasen ums Strafgesetzbuch als unbedingt sehenswert bezeichnete: „Verbrecher", „Ton in des Töpfers Hand" und nun gar „Revolte im Erziehungshaus"? Auch reife

Lucie Höflich und Hans Albers in Ferdinand Bruckners Schauspiel „Verbrecher"
Berlin, Deutsches Theater. Aufnahme Zander & Labisch

Digitized by Google

Menschen, die das Theater wirklich nicht nur als Amüsiertempel betrachtet wissen wollen, haben diese unerfreulichen Auseinandersetzungen nicht bis zu Ende über sich ergehen lassen können. Andere wieder, die ruhig das Milieu als scheußlich zugeben, die Tendenz als aufreizend, haben darin immerhin des Dichters Hauch zu verspüren gemeint. Und die alte englische „Beggars Opera", von Bert Brecht und Kurt Weill als „3-Groschen-Oper" für das Theater am Schiffbauerdamm umgebaut und zurechtgeflickt, weit über hundertmal unter jubelndem Beifall gegeben, wird von zarteren Gemütern als eine einzige Geschmacklosigkeit bezeichnet. Wer mit seinen Gästen aus dem Reich also gut Freund bleiben will, der müßte hieraus die Lehre ziehen, daß es ebenso undankbar ist, ein Theaterstück zu empfehlen — wie etwa eine Sommerfrische, einen Spezialarzt oder eine Schneiderin.

Ziemlich ungefährlich (weil erfahrenste Oberkellnerweisheit) ist die Empfehlung des noch immer das Große Schauspielhaus füllenden „Casanova" und der leibhaftig im Metropoltheater mit der ebenso unsterblichen Fritzi Massary wieder auferstandenen „Lustigen Witwe".

Eine kaum wieder gutzumachende Enttäuschung bereitete ich aber meinen frisch angekommenen Freunden, als ich sie ins Berliner Theater zu Anne Nichols „Dreimal Hochzeit" einlud. Ich hatte das Stück im Jahre 1924 in Neuyork gesehen, wo es schon den dritten Winter bei täglich ausverkauftem Haus mit stürmischem Erfolg gegeben wurde: ein teils überwältigend komisches, teils rührendes Kleinbürgerstück aus dem Neuyorker Judenviertel. Nun, in dem ausverkauften Broadwaytheater mag damals der genius loci mitgewirkt haben: man wurde naiv und literarisch anspruchslos wie ein echter, hundertprozentiger Amerikaner (der ewig Vierzehnjährige) und lachte und weinte mit. Bei der Berliner Aufführung dagegen, knapp vier Jahre später, — (nachdem die Verfasserin inzwischen acht Millionen Dollars Tantieme aus dem Stück gezogen hat) —, genierte man sich, diesen fürchterlichen Schmarren über sich ergehen lassen zu müssen. Ein Romeo und Julia-Konflikt auf der Neuyorker Ostseite? Der junge Levi bringt in sein strenggläubiges Elternhaus die Tochter eines irischen Katholiken. Dem jungen Paar gelingt es trotz Trauung in allen drei Konfessionen nicht, die Religionszwistigkeiten zwischen den starren Vätern zu beseitigen; erst ganz zum Schluß einem im zweiten Zwischenakt zur Welt gelangten Zwillingspaar. Diese Generalversöhnung macht verschämte Anleihen bei Nathans „Drei Ringen" und wirkt hier weniger überzeugend als vielmehr verboten rührselig. Aber zwei Nebenpersonen aus dem jüdischen Milieu (in Neuyork klassisch gewordene Typen!) haben auch in der Berliner Charlottenstraße einen Triumph zu verzeichnen: Gisela Werbezirk und Hans Moser, ein urkomisches Paar, das auch die zunächst Widerstrebenden zu bezwingen weiß.

Das übliche Saisonkriminalschauspiel hat

Anni Mewes. Aufnahme Zander & Labisch

Jessie Vihrog vom Berliner Komödienhaus
Aufnahme Becker & Maaß

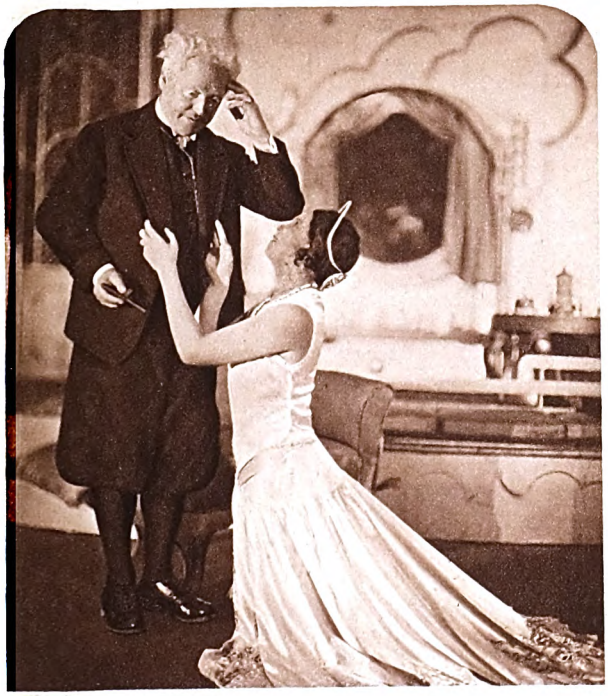
Digitized by Google

wieder Edgar Wallace geliefert. Originell ist diesmal die Einkleidung des Falles in den Bericht eines Gerichtsreporters, den Oskar Homolka virtuos spielt. Auch für Paul Graetz und sein berühmtes Mundwerk ist eine drastische Portierrolle vorhanden. Dieses Detektivstück ist kalt errechnet und glatt zurechtgezimmert, die Situationen sind unwahr, aber schlau kombiniert. So spannend wie der „Hexer" oder der „Fall Dugan" ist das Ding nicht gedreht. Da jedoch dieser Genre in weiten Kreisen an Beliebtheit gewinnt, so kann „Der Zinker" vielleicht gar noch um Ostern herum sein dunkles Spiel im Deutschen Künstler-Theater treiben, wer will da orakeln!

★

Zwei deutsche Dichter sind zum Glück zu nennen, die trotz der amerikanischen Invasion mit literarisch etwas anspruchsvolleren Gaben Gehör gefunden haben. Im Theater in der Königgrätzer Straße brachte Barnowsky in schlechthin vollendeter Inszenierung ein Kriegsschauspiel von Gerhard Menzel heraus: „Toboggan". (Es hat mit der im Druck erschienenen Buchausgabe des Stücks nur noch geringe Ähnlichkeit, weiß der Himmel, wer da alles mit umgedichtet hat!) Ein Hauptmann und Abteilungsführer wird uns im ersten Bild im wildesten Schlamassel des Weltkriegs vorgeführt, Muster eines Feldsoldaten, vermutlich trotz seinem kanadischen Namen ein Deutscher. Toboggan wird lebensgefährlich verwundet. Im zweiten Bild, in der zerschossenen Ferme der Division, gibt der Stabsarzt ihn auf, der Kommandeur besetzt seinen Posten also durch den ältesten Oberleutnant. Aber Toboggan, der seine letzten Abschiedsgrüße an die Geliebte schon der Feldpost anvertraut hat, kann und will noch nicht sterben. Es reißt ihn zur Front zurück. Leichenfahl erscheint er unter den alten Kameraden und will das Kommando wieder übernehmen. Erneuter Blutverlust macht

Szenenbild aus Franz Molnars Spiel „Olympia"
Berlin, Komödie. Aufnahme Zander & Labisch



Werner Kraus und Carola Neher in Walter Hasenclevers Komödie „Ehen werden im Himmel geschlossen"
Berlin, Kammerspiele. Aufnahme Zander & Labisch

Digitized by Google

ihn ohnmächtig. Auf abenteuerliche Weise gelingt es ihm, dem Feldlazarett zu entgehen und heimzufahren. Er sucht die Geliebte auf — die sich inzwischen über seinen Verlust aber schon anderweit getröstet hat und den Wiederauferstandenen, von Grauen gepackt, davonjagt. In einem Café erlebt er die Gleichgültigkeit der Menge an seinem Schicksal. Was bedeutet ihr sein Einzelfall? Man weicht der Gesellschaft dieses irrtümlich in der Verlustliste gemeldeten, schon ziemlich verwahrlosten, von Lungenschußschmerzen sichtlich gepeinigten Hauptmanns aus. Im sonst leer gewordenen Café findet er Anschluß an eine einzelne Dame, die ihn mit nach Hause nimmt. Es ist keine Dirne, sie sucht nur Schutz und Halt, weil sie's in ihrer Wohnung nicht länger allein aushält: ihr Mann ist vor zwei Stunden gestorben. Toboggan feiert also kein Liebesfest zum Abschluß seines schon verlorenen Lebens, sondern er flieht entsetzt vor dem Anblick der Leiche, wandert hinaus in den Schnee, einsam, bricht zusammen und träumt sich hier endlich in den erlösenden Tod. Als darstellerische Meisterleistung muß Rudolf Forsters Hauptmann gerühmt werden. Aus dem köpfereichen Ensemble der schwierigen Szenen ist noch Eleonore von Mendelssohn als die Dame aus dem Café hervorzuheben, eine sehr kultivierte neue Erscheinung auf der Berliner Bühne. „Toboggan" ist nichts für schwache Nerven. Die Vorführung aufwühlender Fronterlebnisse glaubt man erst jetzt, nach zehn Schonjahren, langsam tastend wieder wagen zu können. Natürlich nur zu dem Endzweck: an die Grausigkeit und Sinnlosigkeit des Blutvergießens auf Kommando zu erinnern. Der konstruierte Fall Toboggan löst keine Rätsel, gibt keine Frage auf. Aber viel Gescheites ist darin gesagt. Und die szenische Verarbeitung heikler Situationen verrät immerhin Takt, wofür alte Soldaten unter den heutigen Verhältnissen schon ganz besonders dankbar sein müssen.

Carl Zuckmayer, dem der „Fröhliche Weinberg" und der „Schinderhannes" Sturmerfolge gebracht haben, will auch in seinem Seiltänzerstück „Katharina Knie" der hessischen Heimat und dem hessischen Dialekt nicht untreu werden. Er führt die Großväter in früheste Kinderzeiten zurück: als noch einer der richtigen alten Seiltänzer Knie von Jahrmarkt zu Jahrmarkt zog und bei der damaligen Jugend wegen seiner halsbrecherischen Kunst, bei den alten Leutchen wegen der vorbildlich sauberen und tugendsamen Lebensführung hochgeschätzt war. Zuckmayer versetzt sein zahmes Spielchen ins letzte Inflationsjahr und zeigt das hundertmal gezeigte Flitterelend einer Wandertruppe noch einmal. Die kleine Katharina, Vater Knies Liebling, begeht einen Diebstahl; sie klaut Futter für den hungernden Pony. Der von ihr heimgesuchte Landwirt Rothacker hat Mitleid mit der kleinen Gelegenheitsdiebin, die vom entsetzten Vater moralisch schwer bestraft wird. Ob sie nicht seßhaft werden will? Zunächst einmal als Hofhilfe bei seiner Mutter? Der alte Knie erlebt den Schmerz, daß sein Mädel die Truppe verläßt. Katharina geht's gut auf dem Hof, die strenge alte Rothackerin macht eine Mustermagd aus ihr, und Martin Rothacker will sie zur Frau nehmen. Als Katharina das Jahr darauf zur Truppe zurückkehrt um dem Vater diese Botschaft zu brin-

Bühnenbild aus der „3-Groschen-Oper"
Theater am Schiffbauerdamm. Aufnahme von Zander & Labisch

Digitized by Google

Maria Korten

Erika von Dernburg

Eleonore von Mendelssohn

Aufnahmen von Zander & Labisch

gen, ist der Alte schon zusammengebrochen; er stirbt ihr unter den Händen. In Katharina meldet sich nun doch übermächtig der Wandertrieb, zugleich das im Blut vererbte Verantwortungsgefühl. In einer an Worten sparsamen Szene mit der Bäuerin nimmt sie Abschied von Seßhaftigkeit und Bräutigam, ergreift Vaters Peitsche und zieht mit dem Völkchen, das schon arg zu verwahrlosen begann, ins Land hinaus weiter. Ein sentimentaler Kalenderroman, den beinahe der selige Auerbach hätte schreiben können. Aber einzelne Szenen sind doch sehr wirkungsvoll. Und dieses dritte Mal wirkt auch der treuherzigderbe Dialekt noch. (Ob auch noch ein viertes und fünftes Mal?) Albert Bassermann hat uns den König der Seiltänzer mit dessen Funken Genie bei aller Bürgerlichkeit wahrhaft erleben lassen. Elisabeth Lennartz gab als Katharina alles, was die Rolle von ihr verlangte. Karl Ettinger und Hedwig Wangel gaben leider ein bißchen mehr: sie übertrieben die Verwahrlosung der reisenden Jahrmarktskünstler unnötig scharf und stellten damit das Netteste in diesem engen Rahmen auf den Kopf. Übrigens war auch noch eine waschechte Seiltänzerfamilie Eichel für die Aufführung der akrobatischen Einschiebsel aufgeboten; nach dem Vorgang der „Artisten" unausbleiblich.

*

Der Fremde, der nach längerer Zeit wieder einmal das Opernhaus Unter den Linden betritt, merkt nur wenig von den Riesenumbauten, die nötig gewesen sind, um das Gebäude den heutigen Anforderungen der Bühnentechnik, Sicherheit und Hygiene anzupassen. Hat er den ihn etwas kalt anmutenden Kassenraum und die Vorhalle mit den beiden Kleiderablagen durchschritten, dann fällt ihm höchstens noch der Umstand auf, daß der Wandelgang im Parkett luftiger und breiter geworden ist. Im Zuschauerraum selbst scheint sich gar nichts geändert zu haben. Nur lichter und sauberer wirkt der alte Bau. Kleine Tintenozeane sind darüber verschrieben worden: daß hier eine der größten Kulturschanden begangen würde, indem man an der geheiligten Form Frevel allerart verübte. Nichts von all den düsteren Prophezeiungen ist eingetroffen. Das Haus ist heute nach der Generalreinigung jedem Besucher wieder lieb und wert geworden. Und wenn es auch wahr sein mag, was die Finanzleute errechnet haben, daß man für die Millionen, die der Umbau verschlungen, ein ganz neues Gebäude hätte hinstellen können, so freuen wir uns doch wohl alle darüber: daß es an diesem Fleck und an keinem anderen steht!

Herrlich wäre es, wenn man nun gleich von einer großen Menge festlicher Kunstgenüsse berichten könnte, die uns Unter den Linden bereitet worden sind, um das neue Gewand einzuweihen. Ein vorzüglich durchgearbeiteter „Ring des Nibelungen" ist auch unbedingt als Festgeschenk zu nennen. Aber welche Neuheit wäre dem friedliebenden und melodiensuchenden Fremdling denn zu empfehlen? Die deutsche Opernproduktion scheint mehr und mehr zu erlahmen. Es liegt wohl nicht an mangelndem Fleiß und mangelndem guten Willen, wenn der Spielplan Unter den Linden immer wieder zu den bewährten Standwerken zurückkehrt. Wie unendlich viel Arbeit ist für Schrekers „Singenden Teufel" vertan! Monatelange Vorbereitungen, Qual für Solisten, Chöre und Orchester — und nach zwei Aufführungen ein sich totgähnendes Haus!

Wo sind die jungen Genies, die in der sprichwörtlichen Dachkammer der Annahme und Aufführung ihrer weltbewegenden Meisterwerke harren? Gibt es in Deutschland nicht hundert Bühnen mit tausend Sängern und hunderttausend Musikern, die diesen jungen Genies einen jubelnden Empfang bereiten würden?

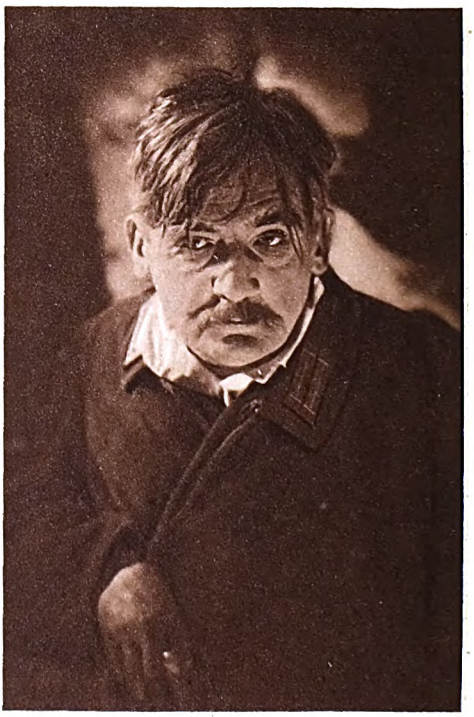
Und welche Freude erst für das Publikum

Digitized by Google

Fritz Kortner als „Ödipus". Berlin, Staatl. Schauspielhaus. Aufnahme Elli Marcus

unserer Opernhäuser, endlich einmal wieder ein neues Tondrama mit zu erleben, aus dem man Melodien mit nach Hause bringt!

Über die Dresdener Uraufführung der Oper „Die ägyptische Helena" hat in diesen Heften bereits Max Marschalk berichtet. Im Herbst ist die Staats-Oper Unter den Linden mit einer sorgfältigen, mühe- und liebevollen Einstudierung gefolgt. Was läßt sich über das Werk selbst noch sagen? Uns Berlinern fehlte wohl die Spannung, die für Dresden und Wien aus der Vorstellung ein großes künstlerisches Ereignis machte. Wir haben uns inzwischen auch länger und eingehender mit dem Hofmannsthalschen Text beschäftigen können. Und das ist ihm und uns recht schlecht bekommen. Der Zaubertrank, der dem armen Menelas, dem vielgehörnten, wenn er seinen scharfgeschliffenen Krummdolch zückt, um das Luderchen Helena zu töten, den Rausch des Vergessens vermittelt, erscheint uns als eine recht fade Bowlenmischung. Diese ganze Parodierung der Familienskandale am spartanischen Königshofe hat Offenbach so frech und dabei so lustig verewigt, daß wir ernstgemeinte Varianten nicht mehr vertragen, die peinliche Situation des Menelas nötigt uns in der Hofmannsthalschen Neuumschreibung nur ein bedauerndes Lächeln ab. Sein in den höchsten Tenortönen geäußerter Schmerz über seine Riesenblamage vor allen Göttern und Helden Griechenlands ergreift uns nicht. Und wenn weder Tragik noch Kankanstimmung dem Buch Halt und Gesicht geben, in welches Operngebiet soll sich der Komponist flüchten? Es bliebe das Zauberstück Raimunds. Auch Mozart ist es ja mit dem trockenen Fabrikat Schikaneders, in dem der Konkurrenz halber im letzten Augenblick noch die gute Fee und der böse Zauberer in ihr Gegenteil umgetauscht werden mußten, gelungen, ein Werk von Weltgeltung zu schaffen. Aber Richard Strauß scheint in seiner künstlerischen Ehe mit Hugo von Hofmannsthal derart unter den Pantoffel geraten zu sein, daß er stilduldend nachkomponiert, was ihm der Wiener Freund vordichtet. Und so hat er denn das ganze Konglomerat von Unnatur, Schwulst, leerem Pomp, verlogener und verlegener Heldengeste, naiven Anleihen an Wagners Dramatik und altmodischem Theater nach dem Rezept von Spontini getreulich in Musik gesetzt. Es bleibt uns nichts erspart. Wer das dickleibige und langatmige Libretto heute in Ruhe liest, unbeeinflußt von dem Sturm der verschiedenen Premièren, der staunt über den zähen Fleiß, den der große Vertoner da aufgeboten hat. Denn ein Großer bleibt Richard Strauß trotz diesem neuen Fehlschlag. Und wenn seine Partitur nichts anderes gäbe, als daß sie dem herrlichen Opernorchester Gelegenheit bietet, zu blühen, einem halben Dutzend wundervoller Singstimmen, lange Töne auszuhalten und unsere Sinne mit Wohlbehagen zu erfüllen. Von dem, was gespielt und gesungen ward



Forster als Hauptmann Tobbogan in Gerhard Menzels gleichnamigem Schauspiel. Theater in der Königgrätzer Straße. Aufnahme Frhr. v. Gudenberg

Digitized by Google

in der „Ägyptischen Helena", bringt auch der musikalisch veranlagte Hörer wohl kaum einen Takt, kaum den Tonschritt einer Melodie mit heim. Aber dieses eine: die Überzeugung, daß es unsagbar schwer gewesen sein muß, die tausend Fäden in dem wirren Kanevas zu überblicken, und nun gar, als Kapellmeister ihre Führung nach Höhe und Tiefe und Einsatz auswendig zu behalten! Ein voller goldener Strom einer überreich ausgearbeiteten Partitur ergießt sich besonders in den Schlußszenen des zweiten, des Schlußaktes, über das Parkett. Nur ein Meistervirtuos wie Rich. Strauß konnte das (noch fabelhaft bereicherte) Wagner-Orchester motivisch und chorisch so bunt mischen und den Glanz der Stimmen als pomphafte Unterlage gewinnen. Leo Blech war gerade der rechte Mann, um diese theaterhafte Musik zum Klingen zu bringen, die dem Ohr von heute all das vortäuscht, was aus ihrer phänomenalen Routine heraus Meyerbeer und seine Vorgänger ihrer bescheideneren Zeit vorzutäuschen pflegten. Maria Müller als Helena, Gitta Alpar als die ägyptische Zaubertrankmixerin, Karin Branzell als tönende Muschel (eine Art Radio-Berichterstattung aus dem Trojanischen Krieg), die bildschöne Genia Guszalewicz und Else Knepel, bewältigten ihre stimmlichen Riesenaufgaben wie spielend. Bravour bewies auch Friedrich Schorr als neue erotische Gefährdung der im zweiten Akt noch kaum wieder notdürftig reparierten Menelas-Ehe. Der aus Neuyork hierher beurlaubte Rudolf Laubenthal hat alles wieder mitgebracht, was ihm hier an der Charlottenburger Oper jahrelang bestätigt werden mußte: die im Mittelregister klangvolle, im Piano der Oberlage unangenehm knödelnde Tenorstimme, das hübsche, aber maskenhaft starre, an Schießscheibenvorlagen erinnernde Gesicht und das ganz unmögliche Spiel der stereotypen Bewegungen: beide Hände auf Magen, Herz oder Leber oder wie zum Fliegen ausgestreckt.

Elisabeth Lennartz, Bassermann und Janssen in Carl Zuckmayers Seiltänzerstück „Katharina Knie"
Berlin, Lessing-Theater. Aufnahme Frhr. v. Gudenberg

Daß die Staats-Oper moralisch verpflichtet war, ein neues Werk von Richard Strauß zu erwerben, ist selbstverständlich. Höchster Bewunderung wert ist der Fleiß, den alle szenischen und musikalischen Mitgestalter aufgewendet haben, obwohl sie wohl alle bald ahnen mochten: wie selten das Publikum Gelegenheit haben würde, ihnen für die unendlichen Opfer an Kraft und Zeit und Mühe zu danken.

★

Wir stehen mitten in der Verdi-Renaissance. Aus dem unendlichen Reichtum des fruchtbarsten aller Opernkomponisten wird jedes Jahr ein neues, der Welt von heute noch unbekanntes Werk vorgeführt. Nicht immer handelt sich's um Opern, die zu des Meisters Lebzeiten durchgefallen sind und die erst das dankbarere (und natürlich bei weitem klügere!) Publikum von heute zu würdigen in der Lage ist. Mancher glanzvolle Theatererfolg Verdis ward nur immer wieder dadurch geschädigt, daß Galerie und Parkett eben durchaus nicht von ihren erklärten Lieblingen lassen wollten, dem Trovatore,

Digitized by Google

der Traviata und den anderen schönen Dingen, auch als diese längst auf die Leierkastenwalze der Karussells gekommen waren. Werffels vortrefflicher Verdi-Roman kam eben zurecht, um die Neuentdeckungen vergrabener, verschollener, vergessener Meistertaten der großen italienischen Oper vorzubereiten.

Die Abkehr von Wagner, die bei der Jugend von heute zu bemerken ist, führt nicht unbedingt zur Atonalität und zu den expressionistischen Versuchen der Krenek und Strawinsky; es gibt vielmehr wieder ein junges Publikum, das alle von Wagner überwundenen Operndummheiten sich ganz gern gefallen läßt, sofern es nur schöne Melodien zu hören bekommt und den dramatischen Nerv einer musikalischen Situation fühlt.

So konnte es geschehen, daß Verdis „Othello" sowohl in der Oper Unter den Linden wie in der Städtischen Oper Repertoirestück wurde, und daß an dieser letzteren Stelle jetzt die durch Jahrzehnte von allen Bühnen totgeschwiegene, publikumfremde, aber einzig herrliche Oper „Don Carlos" eine jubelnde Aufnahme fand!

Fritzi Massary als „Lustige Witwe"
Aufnahme Frhr. v. Gudenberg

Die „Othello"-Aufführungen waren künstlerisch gleichwertig, nur in Einzelheiten verschieden. Es wäre ungerecht, die eine auf Kosten der anderen herauszustreichen. In der Staats-Oper sang die liebliche Violetta de Strozzi die Desdemona, Fritz Soot den Mohren, Max Roth den Friedrich Jago; in der Städtischen Oper gab die unvergleichliche Maria Müller Othellos Gattin, Oehmann und Rhode liehen ihre herrlichen Stimmen den beiden Männerrollen.

Was den Besucher beider Häuser hinreißen muß, das sind die blühenden Orchester. Wir können stolz sein auf diese beiden Tonkörper! Weil ich noch am stärksten unter dem zuletzt empfangenen Eindruck stehe, muß ich über Bruno Walthers Arbeit am Dirigentenpult der Städtischen Oper noch ein paar Worte sagen. Die Sturmmusik der ersten Szenen, die Erregung der Volkschöre, die Distanzierung der rasch wechselnden Auftritte, die Landung, das verzuckerte Gewitter — das ist alles so elementar in der musikalischen Einheit herausgeholt, daß wir glauben, einer Uraufführung beizuwohnen. Ein ganz neues Werk, aufregend und erschütternd, spielt sich vor uns ab. Das berühmte Rache-Duett der Männer, die Schlußszene, Desdemonas Tod, reißt uns zu immer neuem Staunen hin. Unfaßbar: diese Kostbarkeiten hat eine Partitur enthalten, von der ganze Generationen nichts wissen wollten!

Im „Don Carlos" (Georg Sebastian als musikalischer Leiter) hat besonders Alexander Kipnis als Philipp einen wohlberechtigten Triumph gefeiert. Verdis Musik atmet hier nicht die Leidenschaft wie im „Othello". Stark aber ist seine Charakterisierungskunst. Und gerade der König von Spanien muß stimmlich und darstellerisch den schweren Aufgaben, die Verdi stellt, gewachsen sein. Die Leistung von Kipnis gemahnt geradezu an die Schaljapins.

Von unserer dritten Oper — Am Platz der Republik — heute nur die kurze Notiz, daß ihr Leiter Otto Klemperer das ehrliche Bemühen nicht aufgibt, das Publikum an Strawinsky und Krenek zu gewöhnen. „Die Geschichte vom Soldaten" gelangte an einem Strawinsky-Abend zusammen mit dem Opern-Oratorium „Ödipus Rex" zur Aufführung. Auch der Krenek-Abend, der die Einakter „Der Diktator", „Das geheime Königreich" und „Schwergewicht oder: Die Ehre der Nation" brachte, kam über einen Achtungserfolg kaum hinaus.

Das Publikum urteilt aber vorschnell, wenn es für sein Mißfallen an der Atonalität und Sprunghaftigkeit der Partitur das Orchester verantwortlich macht: es ahnt ja nicht, wie schwer Krenek zu spielen ist und welche Sisyphusarbeit diesem jungen Tonkörper immer wieder zugemutet wird.

Man möchte dem fleißigen Institut am Platz der Republik von Herzen gern einmal einen recht starken und aufmunternden Erfolg gönnen. Aber der von seinem Leiter augenblicklich beschrittene Weg dürfte kaum der rechte sein. **P. O. H.**

Digitized by Google

Markgräfler, Trollinger, Bocksbeutel

Eine fröhliche Weinreise von Fedor von Zobeltitz

In Rheingau bin ich zu öfterem gewesen und habe mir an den Rebenhängen der Mosel häufig einen guten Tropfen schmecken lassen — und da lüstete es mich nun zu fröhlicher Sommerzeit, der Abwechslung halber einmal eine Weinreise durch Gemarkungen anzutreten, die seltener besucht werden, obschon auch ihr Traubenblut wahrhaftig nicht anzuzweifeln ist: nämlich durch das Badener Land, durch Württemberg und Franken.

In Freiburg fing ich an — an einem wonnigen Morgen sah ich vom Fenster meines Schlafabteils aus schon in der Ferne seinen altehrwürdigen, schlanken Münster auftauchen und im Hintergrund der Stadt die malerisch gereihten Vorberge des Schwarzwalds. Im sehenswerten Weinbau-Institut nahm man mich gastlich auf, und da ging es denn auch gleich mit den ersten Proben los, natürlich mit dem Markgräfler, der dem ganzen Land von Basel ab bis kurz vor Freiburg seinen Namen gegeben hat, und der, meist aus der Gutedeltraube gezogen, als frischer, bekömmlicher Tischwein auch bei uns im Norden geschätzt wird und selbst ein hübsches Alter vertragen kann. Das spürte ich schon beim 27er St. Loretto vom nahen Lorettoberg, bei dem ich am Abend länger verweilte, weil ich mich gut mit ihm vertrug, während die leicht süßliche, im Geschmack dem Pfälzer ähnelnde getrocknete Beerenauslese vom Freiburger Jesuitenschloß bei aller Trefflichkeit mich doch zur Vorsicht mahnte. Es ist ein Schlürfwein, kein Kneipwein. Einen angenehmen, leichten und süffigen Rotspon liefert der Tuniberg bei Freiburg, doch soll man vor allem den Glottentaler nicht stehen lassen, dessen Feuer auch ein schönes Lied besingt.

Es ist allein schon eine helle Freude, im Auto durch das Badener Ländle zu fahren, durch grüne Wiesen und dunkle Wälder, die Berge hinauf, mit freiem Weitblick bis zur Grenze des Elsaß, durch Weingärten, die fleißige Hände überall anlegten, auf Löß- und Lehmboden, auf Moränenschutt, auf Gneis und Granit, auf vulkanischen Verwitterungen. Ebenso vielfältig sind die Traubensorten: Riesling, den man im Offenburger Gebiet Klingelberger nennt, Ruländer, Traminer, Sylvaner, Gutedel, Elbling, Räuschling, Muskateller, als Rotweintraube der blaue Spätburgunder — und dementsprechend sind auch die Badener Weine außerordentlich abwechslungsreich, es ist schwer, sie unter einen Hut zu bringen, ihr Charakter ändert sich in den verschiedenen Betrieben, aber das ist anderseits auch wieder sehr interessant.

Da liegt der runde Basaltkegel des Kaiserstuhls, auf dessen höchster Höhe, dem Totenkopf, Rudolf von Habsburg Gericht gehalten haben soll, umgeben von Wiesentälern, Wäldern und Rebengärten — am herrlichsten die Aussicht vom Katharinenberg bei Endingen. Gewaltige Lößhänge decken die Flanken dieser grünen Rebinsel inmitten der Rheinebene, nur an der West- und Südwestseite tritt das vulkanische Gestein noch unmittelbar zutage. Hier gedeihen auf sonnenwarmem Boden vor allem die süßmundigen gedeckten Rotweine, auf den Lößterrassen mehr die leichteren Kaiserstühler von spritziger Moselart. Auf dem Versuchs- und Lehrgut der Badischen Landwirtschaftskammer Blankenhornsberg-Ihringen und in Oberrotweil konnte ich mich durchkosten. Vom Blankenhornsberger setzte man mir eine ganze Musterkarte vor — hallo, da mußte man die Zunge spitzen! Spätburgunder, Sylvaner, Ruländer, Traminer vom Jahre 27 und als Perlen eine 25er Riesling Spätlese und eine 26er Riesling Beerenauslese: jedweder Vater kann diese milden, erfrischenden, gleitenden Weinchen getrost mit seinem Sohne trinken. In Oberrotweil empfangen uns noch blumigere, kräftige Weine von Hochwert, ein 26er Freiherr von Fahnenbergs Henkenberg, ein Eichenberger Weißherbst des Barons Gleichenstein, ein Ihringer Winklerberg Riesling Spätlese, Wachstum der Gebrüder Hüglin. Ich kann sie nicht alle aufzählen, diese badischen Gewächse, möchte nur bedauernd sagen, daß man sie auf unseren großstädtischen Weinkarten höchstens ausnahmsweise verzeichnet findet. Sie werden zu wenig verlangt, erklärt man. Aber in Berlin, in Frankfurt a. M. und auch anderswo habe ich rechts und links um die Ecke Badische Weinstuben sozusagen als „Spezialität" aufstöbern können — da kriegt man sie.

Rasch noch einen Abstecher nach Müllheim, zu den Markgräflern am Fuß des Schwarzwaldgipfels Blauen, wo wir im alten Wirtshaus „Zum Löwen" uns an einem Trunk Batzenberger Gutedel, Reggenhager Nüßle, Schliengener Sonnenstück letzen können — und dann weiter in die reizvollen Landschaften der Ortenau und des Bühlertals, in die Weingärten des berühmten roten Affentalers, den Ludwig Eichrodt, der alte Leipziger, so niedlich besungen hat. Da liegt beim Durchbachtale auf steiler Höhe das alte Schloß Staufenberg, an das sich wunderlicherweise auch eine Melusinen-Sage knüpft. Die Rebenhügel dehnen dicht zu unsern Füßen sich aus, und in der weiten Schloßhalle warten unsrer schon die Tropfen von den umliegenden Weingütern des Prinzen Max von Baden, des Barons Neveu und des Freiherrn Zorn von Bulach. Und nun laßt uns proben:

Digitized by Google

einen vollen, weichen Spätburgunder Weißherbst (die Trauben werden meist sofort nach der Lese weiß abgepreßt), einen Durbacher Klingelberger (Rieslingtraube), einen sehr feinen weißen Bordeaux aus verhältnismäßig wenig tragenden französischen Reben, und einen ausgezeichneten naturreinen, stahligen 26er Staufenberger Rotwein vom Prinzen Max.

Tiefer hinein ins mittelbadische Gebiet mit seinem Tannenduft und dem gefangenen Sonnengeist seiner Rebhügel! Halten wir zunächst einmal am „Lamm" zu Neuweier und proben wir den dunklen Affentaler des dortigen Winzervereins und den würzigen Mauerwein, der uns in der kurzen, rundlichen, dickbäuchigen Flaschenform kredenzt wird, die man in Franken Bocksbeutel nennt. Eine 21er Thiergärtner Klingelberger Auslese schien mir fast schon ein wenig „über" zu sein, ein 26er Nägelförster Riesling mundete mir in seiner köstlichen Frische dagegen vortrefflich. Wird er in sechs Jahren noch ähnlich so schmecken? —

Eingebettet in einer Abdachung der Hornisgrinde. 1032 Meter über dem Meere, zwischen fichtenbewachsenen Felsen, liegt der angeblich grundlose, sagenberühmte Mummelsee, dem die Acher entströmt. Ein wunderbar romantisches Erdenfleckchen — ein Gasthaus am Seeufer, in dem wir zu Mittag speisen wollen (natürlich Forellen), mit lockerer Durchspülung eines frisch gekelterten Amselberger Rieslings und einer etwas kräftigeren, doch angenehmen Traminer Auslese. Bei mählich sinkender Sonne hangab dem Weltbad Baden-Baden zu, mit kurzem Aufenthalt vor seinen Toren, am hübschen Schlößchen des alten Klosterguts Fremersberg, wo uns von liebenswürdiger Frauenhand ein Eigengewächs gereicht wird, das uns bei erster Zungenprobe daran erinnert, wie ausgezeichnet sich ehemals die stillen mönchischen Winzer auf Rebenzucht und Kellerkunst verstanden, und was die Nachfahren von ihnen gelernt haben.

Und nun als letzter Besuch im badischen Weinland eine fröhliche Wanderung nach Schloß Eberstein, ehemals Pachtbesitz des Großherzogs, jetzt Versuchs- und Lehrgut der Badischen Landwirtschaftskammer. Die Grafen von Eberstein, die in den Kämpfen der Staufen eine bedeutsame Rolle spielten, sind ein ausgestorbenes Geschlecht, aber das Ebersteinschloß bei Gernsbach mit seiner Rosenpracht im Burggarten und seiner wundervollen Aussicht in das Murgtal steht noch, und da konnten wir denn bei einem kräftigen Schluck milden Eberbluts und Waldulmer Pfarrberg-Beerweins Abschied nehmen von Baden und seinem Traubenblut, seinen leichten Tischweinen und hochwertigeren Gewächsen, um den Wanderstab weiter zu setzen: über die Höhenwege der Herrenalb hinein ins Schwabenland. —

Man sagt, daß die Württemberger ihre Weine am liebsten allein trinken. Ich kann's nicht beschwören, weiß nur, daß der letzte König von Württemberg den heimischen Rebensaft allen anderen Weinen vorzog, er kam auch immer auf die Hoftafel. Die Vielzahl der württembergischen Weine macht es freilich unmöglich, sich „wissenschaftlich" durchzukosten. Bei den geringwertigen Massenträgern lohnt es sich kaum, man trinkt sie vom Faß, und wenn man durstig ist, kann man sie sich auch gefallen lassen. Zumal die sog. Schillerweine (die aber mit Schiller nichts zu tun haben, sie „schillern" außerhalb der Literaturgeschichte) haben häufig eine angenehm spritzige Art. Viel hat in den letzten Jahrzehnten der Staat und das Genossenschaftswesen für den schwäbischen Weinbau getan, zumal in bezug auf das arg vernachlässigte Kelterwesen; so konnte ich in Untertürkheim und Flein Gemeindekeltern besichtigen, die den modernsten und größten Betrieben nicht nachstehen.

Die Rotweine überwiegen. Dem kernigen, feinblumigen Trollinger besserer Lagen möchte ich den Vorzug geben. Den Verrenberger am sonnigen Südhang der fürstlichen Residenz Öhringen hat Lenau sogar bedichtet. Weit hinaus bekannt sind die an den Keuperhängen der Berge um Weinsberg reifenden Trauben, ob sie nun als Riesling oder Trollinger den Weg in die Kehle finden. Justinus Kerners, des Alten von Weinsberg, Preisgesang „Wohlauf noch getrunken" mahnt an die Zeit zu Anfang des 19. Jahrhunderts, da man den „Vielträgern" gegenüber mehr Wert auf die Qualität zu legen begann. In Weinsberg befindet sich auch die älteste Weinbaulehranstalt Deutschlands, die viel Ersprießliches leistet. In Lauffen, herrlich gelegen am brückenüberspannten Neckar, konnte ich den Manen Hölderlins — sein Geburtshaus liegt inmitten der Weinberge — ein Glas Schwarzriesling weihen. „Neckarwein — Schleckerwein" sagt ein gutgemeintes Sprichwort. Ob man in Heilbronn schon zu Käthchens Zeiten dem Eigenwuchs kräftig zugesprochen hat, kann ich nicht sagen. Aber gern bestätige ich, daß mir im Rathauskeller daselbst Marken wie Pfaffenhundsberg, Stahlbühel, Pfühl, Sülmer Ried (es können auch noch andere gewesen sein) vorgesetzt wurden, an denen ich ein herzliches Wohlgefallen fand. Heilbronn ist noch immer der bedeutendste Weinort Württembergs, und ich glaube wohl, daß sich in den oft sehr hübschen Weinbergshäuschen auf den rebumkränzten Hängen zwischen Stiftsberg und Schweinsberg recht fröhliche Feste feiern lassen, wie man mir erzählt. — —

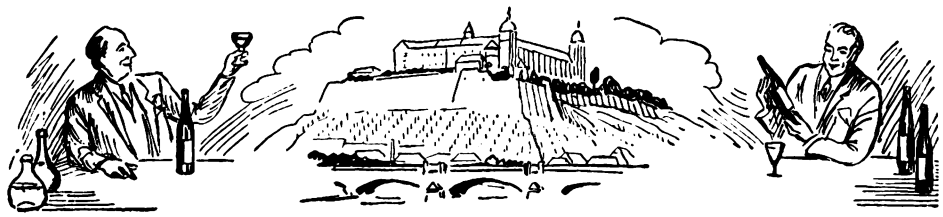
Und nun noch einmal ins Auto — im Geiste setzen wir Scheffel zwischen uns, im Erinnern an ihn wollen wir „ins Land der Franken fahren". Würzburg, du gebenedeite Bischofsstadt, mit deinen turmreichen Kirchen, deinem herrlichen Fürstenschloß,

Digitized by Google

deinen „Glöckli“ und „Mädli“, du Königssitz edelsten Frankenweins, sei uns gegrüßt! Auch hier am goldenen Main waren die ersten Weinbauer fromme Mönche — St. Kilian freilich mußte wohl noch den Wein zum Meßopfer auf Schläuchen durch dicken Urwald schleppen, aber als der Apostel Winfried das Bistum Wirceburgum und sein Schüler Sturm Anno 744 die Abtei Fulda begründete, da grünten bereits die Reben auf den Bergen — jedenfalls werden in den Traditionsbüchern von Fulda die ersten Weinpflanzungen um diese Zeit erwähnt. Und seinen Ruhm hat sich der Franke durch die Jahrhunderte erhalten. In ihrer 1179 verfaßten „Physik“ rühmte schon die Heilige Hildegard die heilsamen Kräfte des fränkischen Weins, auch Goethes Lieblingstrunk war der Würzburger, und Kliniker wie Virchow, Leube, Bergmann empfahlen ihn als Krankenwein. „Frankenwein — Krankenwein“ heißt ja denn auch ein alter Spruch, vielleicht noch aus der Zeit her, da vom Osten der „Schwarze Tod“ Einzug hielt ins Frankenland. Aber man braucht weiß Gott nicht krank zu sein, ein kerngesunder Mensch kann ihn als Haustrunk ebenso lieb gewinnen. Stein und Leiste sind seine berühmtesten Lagen geblieben. Den Steinwein pflegt man häufig nach der uralten Form seiner Flasche als „Bocksbeutel“ zu bezeichnen, und so heißt er auch in E. T. A. Hoffmanns „Kreisleriana“ des „Kater Murr“. Von gleichem Adel, etwas milder und süffiger für einen fröhlichen Kneipabend, ist die Traube der Leiste. In den Riesenhallen der Kellereien der Residenz, des Bürger- und Juliusspitals sah ich die fränkischen Edelweine in ungeheuren Faßgebinden, Kostbarkeiten wie Würzburger Stein und Harfe Auslese, Innere Leiste, Randersackerer Lämmerberg neben den wohlfeileren Gewächsen vom Repperndorfer Berg, vom Eschenberger Fürstenberg, vom Sommeracher Katzenkopf — es gibt gar viele — und den offen verschenkten wie den Sulzfelder Altenberg und den Randersackerer Marsberg, die mir bei einem Rundgang durch die kleineren Beisel in den engen Gassen der Innenstadt trefflich den Durst löschen halfen. Eine Sonderheit der großen Kellereien sind die ovalen Fässer, in denen sich nach altem Büttnerglauben der Wein besonders gut klären soll, und die oft künstlerisch reich geschnitzt sind. Giganten, wie die „Beamtenweinfässer“ früherer Zeit im Hofkeller (das größte hält 660 Eimer zu je 68 Liter) baut man heute kaum noch.

Durch die fränkischen Weingebiete bin ich einige Tage hin und her gefahren, bergauf und bergab, und fand überall einen klaren, bekömmlichen Trunk am Wege. Im malerischen Hofgarten zu Veitshöchheim, den in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der kunstsinnige Fürstbischof Adam Friedrich von Seinsheim anlegen ließ, hat man 1901 die Staatliche Lehranstalt für Wein-, Obst- und Gartenbau geschaffen, die sich u. a. die Anlage von Musterweinbergen auf früheren Ödungen zur Aufgabe stellt. Als gute Lagen erwiesen sich auf den Steilhängen rechts des Mains flußabwärts namentlich der Ravensberg, das Wölflein, Scharlach, Freiberg und Wagenwand, die Kellerei der Anstalt selbst spendete mir auch erfreuliche Proben von Sylvaner, Traminer und würzigem Miltenberger Burgunder.

Rings um das einst reichste Kloster Süddeutschlands, um die Benediktinerabtei von Kitzingen, wuchs im Laufe der Jahrhunderte eine mächtige Weinhandelsstadt heran, heut in der Tat die Metropole des fränkischen Weingebiets. Die grünen Berghänge am Flußufer tragen gute Namen: Mainleite, Sonnenstuhl, Sonnenleite u. a. m., dazu nordostwärts die umfangreichen Lagen von Buchbrunn und Repperndorf, und südwärts im Maintal die Weingelände des Sulzfelder Berg und Maustal — ich könnte noch seitenlang erzählen vom Rebenbau im Volkacher Gau, am Steigerwald, an der Saale und Tauber, am Untermain, wo der rote Klingenberger gedeiht, aber der Raum ist bemessen. Nur eins darf ich nicht vergessen, die Tatsache, daß es auch fränkischen Sekt gibt, den man vor einem halben Jahrhundert als „Siligmüller“ oft auf unseren Weinlisten verzeichnet fand. Die alte Lothringer Schaumweinfirma Eckel & Co. siedelte während des Krieges sich gleichfalls in Würzburg an, und da man vor allem auf die bewährte Technik der Flaschengärung hält und das erlesenste Traubenmaterial zur Verfügung hat, so ist auch der fränkische Sekt nicht zu verachten, besonders in den Sommertagen, auf einer der Terrassen am Main, wenn das hinter der alten Zitadelle aufflammende Abendrot seinen Rubinflimmer in den Pokal streut.



Digitized by Google

Dichterbriefe

Von Karl Strecker

Drei wesentliche deutsche Dichter, die unlängst gestorben sind, stehen wieder auf und sprechen in Briefen zu uns, mit ihrer ganzen liebenswerten Eigenart, mit der Frische und Fülle ihres Daseins: Walter Flex, Ludwig Thoma und Carl Hauptmann.

Auf Flex trifft jenes „unlängst" am wenigsten zu, denn er ist schon 1917 in den Kämpfen gegen Ösel gefallen, aber die Reihe seiner edlen Schöpfungen lebte erst nach seinem Tode ganz in unserem Volke auf; auch diese Hefte haben dazu ein wenig beigetragen (vgl. das Januar- und das Juliheft 1918); der „Wanderer zwischen beiden Welten" ist nun schon in 300 000 Exemplaren verbreitet. Hat Flex in dieser tiefen Erzählung aus dem Schicksal und Spiegelbild seines gefallenen Freundes die große Herzensnot jener Zeit und zugleich seine eigene Persönlichkeit zur Idee erhoben, so tritt sie uns aus seinen Briefen (München, Verlag Oskar Beck) unmittelbar vor Augen, er wird uns als Mensch und als Dichter neu geschenkt, auch in dem beigegebenen Bilde: einem gescheiten Gelehrtenkopf mit hellen Dichteraugen hinter der Brille — mehr noch in den Heimatbriefen, wo Herz und Geist eindringlich sprechen von einem reinen und lieben Menschen, dem eigentlichen Dichter des Weltkriegs.

Zugleich wird hier sein ganzes Leben vor uns aufgeblättert, das äußere wie das innere, vom Abschluß seiner Gymnasiastenzeit bis zum allzufrühen Tode. Im Jahre 1907 verläßt er sein Elternhaus, sein „Ursudomus", die „Bärenhöhle" wie er es nennt und wo er sein liebes „Petzlein", den Bruder, zurückläßt. Mit viel Humor schildert er der Mutter seine Fuchszeit, dieser prachtvoll sichtbaren Mutter, die lächelnd betreut und sorgt, während der bärtige Vater, der Eisenacher Professor, den Weg zur Pflicht weist. Im Sommersemester geht Walter nach Straßburg, aber bald muß er, um seine Studien bestreiten zu können, eine Hauslehrerstelle annehmen. Er hat das Glück, in Varzin bei der Gräfin Bismarck, Klaus, den ersten Enkel des Altreichskanzlers zu unterrichten, ein „sehr nettes, junges Kerlchen", wie er schreibt. Mit einer gewissen Verwunderung berichtet er der Mutter, wie der Diener Johann, wenn er früh um sieben weckt, ihm seine frischgebügelten Anzüge ans Bett trägt und ein Fußbad anrichtet, wie dann drei reichliche und kräftige Frühstücke aufeinanderfolgen (um 7,20, um 10 und um 12,30). Aber wichtiger als dies ist ihm sein kleiner Zögling, mit dem „sehr feinen, noch sehr kindlichen Gesichtchen", dem er bald mehr Freund als Präzeptor ist. Aber auch sein dichterisches Schaffen vernachlässigt Flex nicht und glückselig berichtet er von einem Sonntag, an dem er viele Stunden in bestem Fluß an seinem Roman gearbeitet hat: „Es ist das Schönste, was ich kenne, wenn einem mitten im Arbeiten der Stoff sich wandelt und sich wie ein überfließendes Bächlein Wege sucht, die man gar nicht im Auge gehabt hat . . ."

Früh regt sich der Politiker in ihm, er will Verhandlungen wegen einer Hauslehrerstelle im Posenschen anknüpfen, um später einmal in die Kampfpresse der Ostmark zu gehen. Das nationale Gefühl wird immer stärker in ihm; nach einer schmerzlichen Klage über die parteipolitische Zerrissenheit des Volkes spricht er einmal die vorausschauende Erkenntnis aus: „Ein Volk, das die Staatsautorität nicht wie ein heiliges Dogma hütet, ist für den Staatsgedanken noch nicht reif... Wir brauchen einen zähen, opferbereiten, hartherzigen, nationalen Idealismus. Den haben den Deutschen immer nur die Feinde beigebracht."

Später kam Flex durch Vermittlung der Gräfin Bismarck nach Friedrichsruh, wo es ihm nicht so gut gefiel wie bei seinem kleinen Kameraden Klaus, doch macht er von hier mit seinen Zöglingen eine Reise in die Schweiz, die ihm ein neues Leben aufschließt. Begeistert und von hoher dichterischer Schönheit sind seine Schilderungen dieser Reise. Inzwischen ist er literarisch sehr rührig, ein Band Bismarcknovellen entsteht und eine Tragödie: „Klaus Bismarck, Kanzler der Mark", die in Koburg und Oldenburg mit großem Erfolg zur Aufführung kam. Der Dichter sah jetzt, noch Student, seine Lebensstraße geebnet und aufwärts gerichtet vor sich, da kam der Krieg, an dem er, obwohl im Frieden als untauglich zurückgestellt, freiwillig teilnahm.

Seine Kriegserlebnisse, innere wie äußere, machen nun in der Folge den Inhalt seiner Briefe aus, sie gehören zu den bedeutendsten, die uns aus dem Weltkrieg überliefert sind. Der Krieg war, wie der Herausgeber Walther Eggert-Windegg treffend sagt, für Flex eine sittliche Idee, unbeschadet der vollen Erkenntnis seines Elends und Grauens. Und von Kriegsbeginn an hat er alle seine Kräfte in den Dienst dieser Idee gestellt, auch seine dichterischen, und darum war seine Wirkung so stark. Er weiß in diesen Briefen die Furchtbarkeit des Krieges ebenso vollendet zu schildern, wie die zartesten Empfindungen und idyllischen Reize, die dem Dichter auf zerwühltem Grunde erblühen. Da grüßen die vor dem Feinde im Mondschein für die Mutter gepflückten Veilchen, wir hören Singvögel vor dem Schützengraben, wir sind Zeuge seiner tiefen Ergriffenheit bei der Nachricht von des „lieben, lieben Petzleins" Tod, wir lesen erschüttert die von Seelengröße verklärte

Digitized by Google

Nachricht vom Tode seines Freundes Ernst Wurche an dessen Eltern und endlich seine letzte, dem Burschen diktierte Mitteilung, mit welcher der Sterbende die Eltern zu beruhigen sucht — es ist nichts Einzelnes in diesem Buch, es ist alles festgefügter Teil eines einheitlichen Erlebens.

Ich muß es mir versagen, ein paar köstliche humorvolle Stellen aus bitterster Not und Gefahr herausgepflückt wiederzugeben — so die fortwährende Meldung seines Postens: „Herr Leutnant, die Russen kommen!“ — denn das Bekenntnis, das er ein halbes Jahr vor seinem Tode Frau Fine Hüls gegenüber ablegt, ist wichtiger. Es heißt da: „Was ich von der ‚Ewigkeit des deutschen Volkes und von der welterlösenden Sendung des Deutschtums‘ geschrieben habe, hat nichts mit nationalem Egoismus zu tun, sondern ist ein sittlicher Glaube, der sich selbst in der Niederlage oder, wie Ernst Wurche gesagt haben würde, im Heldentod eines Volkes verwirklichen kann. Ich war nie ein alldeutscher Parteidichter, für den man mich vielerorts hält. Ich glaube, daß die Menschheitsentwicklung ihre für das Individuum und seine innere Entwicklung vollkommenste Form im Volk erreicht und daß der Menschheitspatriotismus eine Auflösung bedeutet, die den in der Volksliebe gebundenen persönlichen Egoismus wieder freimacht und auf seine nackteste Form zurückschraubt. — Auch hat das Wort Bruder zu tiefen Klang für mich, als daß ich es an Südfranzosen und Kosaken vergeuden möchte. Mein Glaube ist, daß der deutsche Geist im August 1914 und darüber hinaus eine Höhe erreicht hat, wie sie vordem kein Volk gesehen hat. Glücklich jeder, der auf diesem Gipfel gestanden hat und nicht wieder herabzusteigen brauchte. Die Nachgeborenen des eigenen und fremder Völker werden die Flutmarke Gottes über sich sehen an den Ufern, an denen sie vorwärtsschreiten. Das ist mein Glaube, mein Stolz und mein Glück.“

Man sieht aus diesen Proben schon, wie in seinen Briefen die ganze prachtvolle Natur dieses reinen Dichters aufleuchtet; immer sind seine Briefe ihm Mittel für innere Schau und Rechenschaft, für Bewährung und Wachstum einer sittlichen Persönlichkeit großer Art.

Als Dichter und Mensch beinahe gegensätzlich von Flex verschieden, hat doch auch Ludwig Thoma durch das große Erlebnis des Krieges eine entscheidende innere Wandlung erfahren, die wir deutlich in seinen Briefen erkennen. Kurz hintereinander sind zwei Bände Briefe aus seinem Nachlaß erschienen, von denen der eine: „Ludwig Thoma, die Geschichte seiner Liebe und Ehe“ aus Briefen und Erinnerungen. Herausgegeben von Walther Thiersch (München, Georg Müller) nicht viel bedeutet: er gibt Bruchstücke aus der ersten Ehe Thomas, einer durchaus „modernen“ Ehe. Sie konnte nicht von Dauer sein, denn der bajuvarische Förstersohn und die tropische Wunderblume Mariquita, geboren auf einer Hazienda zu Manila (Philippinen) waren zu grundverschiedene Naturen. Von dem Dichter Thoma ist in diesen Bruchstücken sehr wenig zu spüren, um so mehr aber in dem anderen Bande: „Ausgewählte Briefe“ von Ludwig Thoma, herausgegeben von Josef Hofmiller und Michael Hochgesang (Albert Langen, München). In einer ebenso feinsinnigen, wie polemisch gewappneten Einführung gibt Josef Hofmiller ein klares Bild namentlich von der inneren und politischen Entwicklung des Dichters, der zwei ganze Jahrzehnte vor dem Kriege den Simplizissimus leitete und sich über die Tragweite seiner Satire, namentlich im Auslande, wohl erst im Kriege klar geworden ist. Im August 1914 sieht er mit anderen Augen. Sein starkes Vaterlandsgefühl bricht hemmunglos durch, und seine optimistische Natur sieht Sonne und Zukunft. Freilich hatte er auch vorher immer nur seine ehrliche Überzeugung vertreten und niemals nur „mitgemacht“. Jetzt aber ruft er in einem Brief an Haußmann aus: „Herrgott, lieber Konrad, was erleben wir! Und fast sehe ich mehr werden und emporwachsen als untergehen. Mein Herz hat immer dem Volke gehört... Und jetzt ist alles so tausendfach größer und edler als wir ahnen konnten und aus jeder Hütte heraus treten schlichte Helden, deren Größe mir über jede geschichtliche Tradition hinauszuragen scheint. Ich erzähle Dir einmal von den tapferen Landwehrmännern im Oberland, wie schlicht und einfach sie Abschied nehmen und wie gleich wieder die unverwüstliche Lustigkeit des Altbayern durchbricht.“

Bayerns volkstümlicher Dichter erreicht es, als Sanitätsmann, zunächst im Osten, eingestellt zu werden, und ist beglückt von dieser keineswegs leichten Tätigkeit. Nach der Schlacht bei Gorlice gibt es tüchtige Arbeit, Tag und Nacht. „Und mancher liebe deutsche Kamerad hat sich von mir heben und tragen lassen und mancher legte mir die Arme um den Hals, vertrauensvoll wie ein Kind. Darüber bin ich im Herzen froh.“ Im Jahre 1916 erkrankt er schwer und ist zur Heimkehr genötigt. Aber aufs tiefste nimmt er nun in seiner Arbeit Anteil an Deutschlands Schicksal. Einmal klagt er: „Komme ich in die Stadt, so kriege ich die Ohren voll Blödsinn, schreibt mir ein Soldat, oder ein Offizier, so ist Herzhaftigkeit der Grundton.“

Schwer leidet er, der noch 1916 ausrief: „Den Krieg gewinnen wir“, unter dem Zusammenbruch. Ein Brief vom 18. März 1918 an Geheeb, heute aufschlußreicher als damals, läßt seine Stimmung schon erkennen. Und nach der Neuordnung sträubt er sich gegen die Zwangsjacke einer Partei, er zitiert Goethe: „Ein Dichter, der sich einer Partei anschließt, ist verloren. Er nimmt Abschied von der Freiheit des Geistes und

Digitized by Google

zieht sich dafür die Kappe der Borniertheit und des blinden Hasses über die Ohren."

Drei Jahre später starb er, sein letztes Wort in diesen Briefen ist: „Und nun schicke ich Ihnen einen lieben Heimatgruß!" Wir haben in dieser sehr sorgfältigen Auswahl von 244 Briefen das ganze Leben eines Dichters, der geradeheraus sagt, was er denkt und fühlt, der auf dem Boden der ursprünglichen Volkheit steht — über den Geschiebebänken von Klassen, Ständen und Rassen, in die das Land aufgeteilt ist, das Zeugnis eines wahren und tapferen Mannes.

★

Drei Menschen, die das eine gemeinsam haben, daß sie alle drei Dichter und unverkennbar deutsche Dichter sind. „Unser Leben schauend gelebt, ist unsere Ernte gehalten," sagt sehr bezeichnend der stillste, träumerischste von ihnen, Carl Hauptmann. Er wuchs im Schatten auf, wie ein Zweig, an dem ein jüngerer Schößling schnell vorüberwächst, so daß der ältere wenig Sonne bekommt und von manchem gar für seinen Nachfolger angesehen wird — hat man doch tatsächlich Carl Hauptmann im Hinblick auf seinen vier Jahre jüngeren Bruder Gerhart einen „Spätnaturalisten" genannt. Aber besser als mit derartigen Schlagworten und literaturgeschichtlichen Etiketten wird man Carl Hauptmann mit einem Wort seines „Einhart, der Lächler" kennzeichnen: „Er hatte immer heitere Gesichte seines inneren Auges und hörte die Dinge aus sich tönen."

Das findet man so recht in seinen Briefen bestätigt, die Will-Erich Peukert unter dem treffenden Titel „Leben mit Freunden" herausgegeben hat. (Berlin, Horen-Verlag.) Wie konnte dieser Einsame Freund sein! Welch eine Fülle von Liebe, Güte, Hilfsbereitschaft, Hingebung, Vertrauen und unwandelbarer Treue birgt dieser Band. Liebe — das ist das erste und letzte Wort das man über dies Buch sagen kann, sie gehört bei Carl Hauptmann der ganzen Menschheit, aber sie sammelt sich bei wenigen Auserwählten. Kennzeichnend für den Dichter ist der Brief, den er an einen Herrn schreibt, der einem Freunde etwas übel genommen hat: „O vergeben Sie Kränkungen dessen, der doch ein treuer Freund sein konnte. Gar Kränkung wider Willen! Wir begehen sie alle. Wir alle sind gleichermaßen hart gebunden. Manchmal bedarf's nicht viel, um sich wieder zu finden. Ich möchte das kleine Licht sein, das die Fülle eines Augenblicks erhellt, daraus wieder der Schatz des Vertrauens von Mensch zu Mensch aufsprießen will... Ich wäre so glücklich, könnten wir mündlich reden. Nur immer das eine: daß wir dem, der uns seine Seele neu schenken will, die Tore der eigenen Seele hoch und weit machen..."

Die nächsten Freunde des Dichters, an die die Mehrzahl der Briefe gerichtet ist, waren bekannte Mitbegründer der Kolonie Worpswede, Otto Modersohn, dessen verträumte Künstlernatur ihm innerlich verwandt war, Werner Sombart, Otto Pringsheim, Carl Duisberg, die Dichter Julius Maria Becker und Max Herrmann-Neiße. Wie schwer Carl Hauptmann zu kämpfen hatte, erkennt man erst aus diesen Briefen. Zu jeder Lebenszeit tief in Arbeit vergraben, zeigt er sich immer nur um deren Wert besorgt, nie um Erfolg oder gar Reklame. Merkwürdige Streiflichter fallen auf sein Verhältnis zu Gerhart. 1885 zeigt er sich herzlich erfreut über Gerharts Erfolge. Fünfzehn Jahre später, als Carls Schauspiel „Ephraims Breite" in Berlin aufgeführt wurde, schreibt er dann freilich an Modersohn die bedeutsamen Worte: „Mein Bruder Gerhart war nicht in der ‚Breite'. Vielleicht wünscht er, die Welt mag glauben, ich sei ihm gleichgültig. Wer weiß, was? Das kann ich und will ich nicht glauben. Und ich trage mit Würde und Kraft diese Feigheiten des Charakters, die nie und nicht sein Wesen waren, und die ihm Lumpengesindel zugemutet und abgehandelt haben. Am anderen Morgen kam er gütig und freundlich, und ich habe meine aufrichtigen Schmerzgefühle verborgen. So leben wir nebeneinander, wissen, daß wir uns in tiefster Seele verwandt und in innersten Lebensgefühlen verbunden sind, und können nicht zueinander. Die Händler stehen dazwischen. O Wirrsal, wer hat ein Schwert, den Knoten durchzuhauen. Sie wissen, hier liegt die Tragik meines Lebens."

Carl Hauptmann empfindet es schmerzlich, daß man „die freundliche Gewohnheit hat, mich auf Kosten meines Bruders zu entwerten, ohne meine Arbeiten zu kennen". Aber niemals kommt sonst eine Klage, oder gar eine Anklage über die Lippen dieses wahrhaft vornehmen Menschen.

Wir lernen aus diesen Briefen seine schweren Nöte kennen, aber auch seine Standhaftigkeit, Selbsterziehung und strenge Zucht. Unzerstörbar bleibt sein Glaube an die Sendung der Deutschen. In schlimmster Zeit, im Dezember 1918, klagt er über den „bitteren Most", aber er fährt fort: „Und es wird doch einmal neuer, süßer Wein sein. Es wird doch einmal eine große, deutsche, einige, freie Nation sein; achtzig bis neunzig Millionen Deutsche werden, in Geist und Sprache einig, zum erstenmal frei nebeneinander wohnen. Neben Amerika der größte freie Menschenstaat auf Erden... Wenn wir nur unsere Seele hochschicken mit dem Adler und uns den Weltblick nicht trüben lassen."

„Leben mit Freunden" ist ein deutsches Lebensbuch vornehmster und gehaltreichster Art. In ihm kommt der Dichter uns innerlich so nahe, wie niemals in seinem langen und arbeitsreichen Leben, das von einer leisen Tragik beschattet war.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Zwei geschichtliche Bildnisse. Von Univ.-Prof. Dr. W. Schüßler

Eugen Bagger, ein Amerikaner, hat es unternommen, die erste größere ernsthafte Darstellung des Kaisers Franz Joseph zu geben; er nennt seine Arbeit eine Persönlichkeitsstudie und hat damit den Plan des Buches angedeutet (Amalthea-Verlag, Wien).

Bisher besaßen wir die ausgezeichneten Aufsätze über den alten Kaiser von Friedjung und Oswald Redlich; und wenn Bagger jetzt in seinem größeren Werke versucht, die so schwer faßbare Persönlichkeit Franz Josephs zu schildern, so mußte er die Klippe vermeiden, etwa eine Geschichte Österreichs während der langen Regierungszeit des Kaisers zu geben; anderseits mußte scharf erkannt werden, worin die biographisch-historische Aufgabe beruht: nämlich in der Wirkung, die Franz Josephs Charakter, Herrscherbewußtsein und Gesichtskreis auf die Gestaltung der inneren und äußeren Politik Österreich-Ungarns gehabt haben.

Diese ungeheuer schwierige Aufgabe hat der Verfasser nicht bewältigen können. Denn dazu gehören eine ganz umfassende Aktenkenntnis und ein vieljähriges Studium, wie es etwa dem großen Werke von Joseph Redlich über das österreichische Staats- und Reichsproblem zugrunde liegt und wie es niemals Baggers Absicht gewesen ist.

Ist dem Verfasser nun innerhalb seiner gesteckten Grenzen seine Absicht gelungen? Darüber sind Zweifel erlaubt, bei aller Anerkennung der geleisteten Arbeit. Denn für eine Persönlichkeitsschilderung ist das Buch zu breit; für eine Geschichte Österreichs von 1830 bis 1916 fehlen dem Verfasser die eingehenden Kenntnisse. Was die Charakterschilderung selbst angeht, so dürfte Bagger den autokratisch-cäsarischen Zug doch überschätzen, wie es wohl jeder tut, der nicht in dynastisch-monarchischer Umgebung aufgewachsen ist. Daß dieser Zug seine große Bedeutung für die Geschicke des Habsburgerreiches gehabt hat, ist selbstverständlich. Schade, daß Bagger gerade diese Tatsache bei der Darstellung der dualistischen Verfassung nicht deutlich machen kann; die wichtigsten Ansätze dazu hat Josef Redlich schon gegeben. Es ist verständlich, daß den Verfasser ein so früh fertiger, unveränderlicher, schwungloser und nüchterner Charakter wie der Franz Josephs im Grunde rein biographisch weniger lockte als der des unglücklichen Kaisers Maximilian von Mexiko, den er dem älteren Bruder als den „echt österreichischen" Typus gegenüberstellt. Aber ist es begründet, dem jüngeren einen so großen Abschnitt zu widmen und Franz Joseph zum Mitschuldigen am Tode des Bruders zu machen? Und wird Franz Joseph nicht auch sonst über Gebühr belastet? Die verschiedenen Verfassungsbrüche während der Zeit des ersten Experimentierens werden ihm als Meineid ausgelegt, ohne daß die ungeheure Schwierigkeit des österreichischen Problems hinreichend deutlich geschildert wird.

Überhaupt fällt auf, daß der Verfasser die staatlich-politische Seite nicht eigentlich beherrscht. Und das ist der schwache Punkt des Buches. Da dem Verfasser die vielen entscheidenden Einzelkenntnisse fehlen, wird die biographisch-historische Aufgabe nicht gelöst. Wie lohnend wäre es z. B. gewesen, sie gerade hinsichtlich des entscheidenden ungarischen Problems zu verfolgen! Und so wird trotz aller Arbeit unser Wissen nicht nennenswert vermehrt.

Es wäre kleinlich, dem Verfasser seine Irrtümer und Verzeichnungen nachzurechnen; für einen Amerikaner müssen gerade die mitteleuropäischen Dinge unendlich kompliziert sein. Trotzdem sollten heute die alten Urteile über Metternich nicht wiederholt werden, und man sollte nicht mehr drucken, daß Bismarck nach 1870 Österreich-Ungarn habe spalten wollen. Aber es ist ja die Art der modernsten, zum großen Teil nicht von fachwissenschaftlicher Seite stammenden biographischen Darstellungen, ohne eigentliches geschichtliches Einfühlungsvermögen und deshalb letztlich ohne Verständnis den Gegenstand allzu stark zu isolieren und dabei der Gefahr der Verzeichnung zu verfallen. Und man wird gerade bei Baggers Buch die nachdenkliche Frage nicht los, ob wahres Verstehen jemals ohne Liebe möglich ist. Als Unterton dieses Buches klingt doch immer das Bewußtsein durch: daß alles dies in Amerika nicht hätte passieren können!

★

Nach den beiden schwerfälligen Bänden der Edward-Biographie von Sir Sidney Lee, die so manches aus Diskretion verschweigen, hat H. W. Edwards es jetzt in seiner „psychologischen Studie" unternommen, tiefer in dieses Kronprinzen- und Königsleben hineinzuleuchten (Mauritius-Verlag, Berlin). Man könnte es fast als einen Zug unserer Zeit betrachten, daß überall nach einer Tragödie gesucht wird, auch da, wo der äußere Anschein durchaus dagegen spricht. Dem Verfasser ist aber sicher recht zu geben, daß hinter dem lebenslustigen siebenten Eduard tatsächlich so eine Art Tragödie steckt; und zwar zunächst das typische Kronprinzenelend der endlosen Wartezeit, unter dem ja sein Schwager, Kaiser Friedrich, so gelitten hat. Da aber diese Lage nur dann im echten Sinne tragisch wirkt, wenn ein Thronfolger politische und ehrgeizige Ideen hat, ist es in diesem Falle die Aufgabe des seelisch geschulten Biographen, ihn uns als Träger solcher Ideen und Pläne darzustellen. Man muß

Digitized by Google

gestehen, daß hier der schwache Punkt der ganzen sonst so lebendigen und anschaulichen Darstellung steckt. Denn der Beweis, daß Eduard VII. ein „politisches Genie" gewesen sei, wird nicht erbracht, obwohl die Behauptung fortwährend wiederkehrt. Ich weiß nicht, ob die Engländer diese These deshalb billigen, weil Eduard VII. die Entente zustande gebracht hat; die Folgen bestanden in einer so furchtbaren Verschärfung der internationalen Spannung, daß die kleinste Streitigkeit den Weltkrieg heraufbeschwor. Es spricht doch wohl kaum für das politische Genie Eduards, wenn er diese Wirkung seiner Ententen nicht tatsächlich vorausgesehen haben sollte; ebensowenig wie die offenkundige Tatsache, daß der König seine auswärtige Politik auch seinerseits zweifelsohne von den persönlichen Antipathien gegen seinen kaiserlichen Neffen hat leiten lassen; das tut ein politisches Genie nicht.

Überhaupt pflegt es ja der sehr erklärliche Nachteil solcher rein auf das Seelische eingestellten Darstellungen zu sein, daß der reale Hintergrund der Politik zu sehr vernachlässigt wird und daß die notwendige genaueste Einzelkenntnis der Tatsachen fehlt. Deshalb wird der deutsche Leser zwar die seelische Begründung der Abneigung Eduards gegen Deutschland in seiner anscheinend verfehlten „deutschen" Erziehung mit großem Interesse lesen, wird für so manche psychologisch feine Bemerkung dankbar sein, aber gerade die Auffassung über Deutschland ablehnen. Es ist sicher falsch, für das verhängnisvolle schlechte Verhältnis Kaiser Wilhelms II. zu seinem Oheim nur den Kaiser verantwortlich zu machen; ebenso, zu behaupten, daß Bismarck die Gunst der Stunde für ein Bündnis mit England habe vorübergehen lassen (vgl. dagegen sein Bündnisangebot vom Januar 1889!); ganz einseitig ist die Darstellung der Persönlichkeit Wilhelms II. und seiner „charakterlosen" Ratgeber, und unsinnig die Behauptung, daß Friedrich Wilhelm II. und IV. verrückt gewesen seien.

Aber das Schwergewicht der Darstellung ruht nicht in solchen Partien und Kleinigkeiten, sondern in der großen Linie der seelischen Zeichnung, und als ein Versuch zu solcher seelischen Vertiefung wird das Buch trotz allen einzelnen Mängeln seinen Platz neben der Biographie Lees behaupten.

Die Jagd aller Völker im Wandel der Zeit. Von Dr. Karl Rollenhagen

Unter diesem Titel hat A. Berger, auch den Lesern dieser Hefte als Jagd- und Reiseschriftsteller von Ruf bekannt, bei Paul Parey in Berlin ein umfangreiches Werk mit etwa 300 Abbildungen erscheinen lassen. Ein Buch, das jeden Weidmann fesselt, denn etwas Ähnliches hat es bisher nicht gegeben. Zum erstenmal wird hier der Versuch einer zusammenfassenden Schilderung der Jagd unternommen, und wer sich Bergers kundiger und niemals langweiliger Führung anvertraut, der wandert, auch als Jäger vielfältig angeregt und belehrt, durch Jahrhunderte und Jahrtausende, denn er erfährt genau, wie der Mensch der Eiszeit den Wisent gejagt hat oder wie die Damen und Herren roherer und galanterer Zeiten den Fuchs zu prellen liebten. Berger schildert uns nicht bloß die Arten und die Mittel der verschiedenen Jagden, ihre wirtschaftliche Bedeutung, Jagdschutz und Jagdrecht, auch Jagdaberglauben, sondern er stellt auch fest, wie die jagdbaren Tiere sich im Ablauf der Zeiten entwickelt haben, und macht dem Laien klar, was der Jäger weiß: daß strenge Regelung der Jagd den Verfall vieler Tierarten aufhält oder verhindert, daß die zügellose Freiheit einzelner Zeiten den Menschen regelmäßig als schädlichstes Raubtier erwiesen hat und daß infolgedessen gerade der Tierfreund den Jäger als besten Bundesgenossen in seiner Liebe für jegliche Kreatur ansprechen muß.

Vermutlich ist diese Wirkung Bergers die wertvollste auf den Laien. Begeisterte Tierfreunde vertragen sich gewöhnlich schlecht mit dem Jäger, denn sie sehen in ihm eine Art besseren Schlächter. Massenmörder wie z. B. der Assyrerkönig Tiglatpileser I., der über 1000 Löwen auf einmal zur Strecke gebracht haben will, sind ja leider nicht ohne Nachfolger geblieben. Aber das sind und waren keine rechten Jäger, und es ist für den vernünftigen Tierfreund sehr angenehm zu lesen, wie gütig und wie verständig Berger die Grenze zieht zwischen dem hegenden Jäger und dem Rekordsex. Er macht Front gegen sinnlose Wildvernichtung wie den Vogelfang und nicht bloß in Italien, sondern er weist mit Freimut darauf hin, daß unser Dohnenstieg auch eine mit kulinarischen Rücksichten nicht entschuldbare Gemeinheit ist.

Mit Sachkenntnis und Spürsinn haben Verfasser und Verlag die zahlreichen zeitgenössischen Abbildungen zusammengetragen. Berger schreibt anschaulich und frisch. Stilistische Kunststückchen liegen ihm nicht. Dieser Naturforscher und Arzt ist im Grunde ein Freiluftmensch, und so kann er für vieles, was er von fremden Völkern erzählt, zum Besten der Anschaulichkeit seiner Darstellung aus eigenem Erleben schöpfen. Er hat das Hubertuswunder selbst erlebt. Er liebt den Wald und sein Wild, den Jäger und seine grüne Farbe, und so sachlich er schildert — er wird fast dichterisch bewegt, wenn er den Jäger als den verläßlichsten Mann in den Tagen vaterländischer Not zu preisen beginnt. Den Männern im grünen Rock hat Berger auch mit diesen Worten aus der Seele gesprochen.

Digitized by Google

Bäckerladen. Gemälde von Hans Joachim Lau
Berlin, Akademie-Ausstellung 1928

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Rudolf Hesses „Tänzerin" — Velhagen & Klasings Monographien zur Erdkunde — Masken — Sèvres-Tasse aus der Sammlung Darmstaedter — Jean-Gabriel Domergue — Wilhelm Beckmanns Lüneburger Zimmer — Max Vollmberg in Amerika — Zu unsern Bildern

Einen Farbenrausch hat Rudolf Hesse mit seiner „Tänzerin" gestaltet. Die zierliche und leidenschaftliche Bewegung der Künstlerin erscheint wie in Flammen getaucht, und wir fühlen vor diesem erregt gemalten Bilde, daß der Tanz mit dem Glauben ans Übersinnliche wie in Urzeiten so auch heute noch und von neuem zusammenhängt.

★

Auf den folgenden beiden Blättern zeigen wir zwei Proben aus dem Bilderschmuck neuerschienener „Monographien zur Erdkunde". Ganz neu ist „Die Niederweser" von Diedrich Steilen; in neuer Auflage erscheint Otto Follmanns „Eifel", bearbeitet von Dr. Hermann Overbeck. Man liest heut allgemein und mit starker Vorliebe Bücher, die Anschauungen von Land und Leuten vermitteln. Die berühmten Monographien des Verlages Velhagen & Klasing sind klassische Werke geworden und dank ständiger Fürsorge geblieben. Ihre Verfasser wissen lebendig zu schildern, aber sie schreiben keine unterhaltsamen Feuilletons zu einer Reihe von Illustrationen, sondern geben wissenschaftlich begründete und dabei allgemeinverständliche Darstellungen. Nicht bloß reizvoll, sondern unentbehrlich sind den Bänden die zahlreichen Bilder, in der Hauptsache nach Photographien, denn es kommt dabei auf dokumentarische Treue an. Daneben aber werden auch farbige Wiedergaben von Gemälden geboten, und sie geben den Bänden viel von der Frische und Heiterkeit, mit der sie vor den Leser treten. Natürlich müssen diese Gemälde bei allen malerischen Vorzügen der Natur ergeben sein. Bilder, die über eine Landschaft nur künstlerisch phantasieren, sind ausgeschlossen. Aber wieviel bietet dem Maler immer wieder die andächtige Versenkung in die Natur! Auch so gewissenhafte Künstler wie Walter Bertelsmann und Hans von Volkmann schreiben sie nicht bloß ab, sondern nehmen sie in sich auf und geben sie, vereint mit ihrem seelischen Erleben, wieder.

★

Noch immer gibt es in Japan eine uralte Theaterkunst, die sich der Masken bedient. Diese japanischen Masken

Tänzerin. Gemälde von Rudolf Hesse

Digitized by Google

stellen, ähnlich wie etwa in der italienischen Komödie die Colombine, der Capitano, Sganarell usw., bestimmte Typen dar, göttliche oder menschliche Charaktere; wir begegnen dämonischen Ungetümen wie dem Froschmenschen und dem Höllenhund, Gestalten wie dem jugendlichen Helden und Liebhaber oder der komischen Alten und Vertretern von Ständen wie Adligen, Rittern und vielen andern. Die Masken sind als Kunstwerke hochgeschätzt. Im Innern befindet sich der eingebrannte Stempel des Meisters, der sie in Holz geschnitzt hat. Für die Aufführungen werden die kostbaren Urbilder vervielfältigt. Man findet sie in europäischen Sammlungen nur sehr selten, denn sie gelten in Japan für heilig und werden sogar in Tempeln aufbewahrt.

Aus: Monographien zur Erdkunde. „Die Niederweser". Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig

Bremen, Freihafen II. Gemälde von Walter Bertelsmann, Worpswede

Digitized by Google

Bildnis
Gemälde von Jean-Gabriel Domergue

Digitized by Google

Biedermeierzimmer in einem der ältesten Häuser Lüneburgs. Gemälde von Wilhelm Beckmann

ursprünglich Otto Griebel, geb. 1895 zu Meerane in Sachsen. Aber das Handwerk sagte ihm nicht zu, und er hat sich dann in allerlei Berufen umgesehen, lieber noch in der Welt. Im südlichen Europa ist er richtig auf Wanderschaft gewesen. Er war schon vierundzwanzig, als er sein eigentliches Erbe entdeckte: er wurde Maler und ging zu Stock auf die Dresdner Akademie. Man rechnet ihn zur „neuen Sachlichkeit". Er selbst liebt es nicht, sich unter dieses bequem gewordene Schlagwort ordnen zu lassen. Ihn reizt die Wirklichkeit zur Gestaltung, und er sieht sich selbst, wie sein Bild beweist, streng und ernst wie die Welt, die ihn umgibt (zw. S. 32 u. 33). — Ein Poet ist der Graphiker Hans Volkert, ein Meister in der Radierung wie in der Lithographie, Landschafter, Porträtist und Gebrauchsgraphiker, aber immer ein bißchen Phantast und ein starker Erzähler, wie es das Wesen aller großen Griffelkünstler gewesen ist (zw. S. 72 u. 73). — Prof. Josef Eberz ist einer der namhaftesten Vertreter moderner religiöser Malerei: er hat die Kirche zu Freilassing mit mächtigen Fresken geschmückt und in groß gestalteten Gemälden, Aquarellen und Zeichnungen mit seinem „Werk von Assisi" die Welt des heiligen Franziskus neu erstehen lassen. Hier begegnen wir ihm auf wesentlich andern Wegen. In dem Bildnis Erika von Thellmans zeigt er sich als ein Künstler, der neben der Größe auch Eleganz besitzt (zw. S. 96 u. 97). — Über Hans Joachim Lau haben wir hier erst kürzlich gesprochen. Sein „Bäckerladen" bezeugt wiederum seinen frisch zugreifenden Sinn für die Wirklichkeit und seine geschmackvolle Malerei. **P. W.**

Herausgeber: Paul Oskar Höcker und Dr. Paul Weiglin
Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin — Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien I. Verantwortlich: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von 2.40 Rm.

Inhalt des Aprilheftes:

	Seite
Das Paradeis. Roman von Viktor von Kohlenegg (Fortsetzung)	121
Unser Preisausschreiben für ein Eigenhaus der jungen Welt, der neuen Zeit. Mit 12 Abbildungen	149
Rechtliche Verwicklungen Beethovens. Von Geh. Justizrat Prof. Dr. Rudolf Stammler	153
Das Wunderland der Bienen. Von Alfred Schüßler. Mit 8 farbigen Illustrationen von Wilhelm Heise	160
Eberhards denkwürdige Reise. Novelle von Fred Hildenbrandt	169
Spanien in Bildern deutscher Künstler: Univ.-Prof. Dr. Ernst Gamillscheg, Zur Eröffnung der Ausstellungen in Sevilla und Barcelona — Univ.-Prof. Dr. August L. Mayer, Deutsche Künstler in Spanien. Mit 16 farbigen Wiedergaben von Gemälden usw. ..	177
Rouge. Novelle von Otto von Leitgeb	193
Osterlied. Von Hans Bethge	205
Wolken. Novelle von Robert Michel ..	206
Die jubelnde Lerche. Gedicht von Josefine Schön	207
Die Geschichte eines Dürerbildes. Von Dr. Georg Jacob Wolf. Mit einer farbigen Kunstbeilage	208
Neue Wege in der Lichtbildkunst. Von Paul Gey. Mit 8 Abbildungen ..	209
Student sein, wenn die Veilchen blühn. Von Josef Buchhorn	217
Im Gran Chaco. Von Univ.-Prof. Dr. Hans Krieg-München. Mit 1 Abbildung	221

Digitized by Google

Seite

Neues vom Büchertisch: Karl Strecker, Romane und Novellen — Gen. d. Inf. a. D. Wetzell, Militärische Bücher 227

Illustrierte Rundschau: Bilderfälscher, und wie sie entdeckt werden — Der Photograph E. O. Hoppé — Gläser von Murano — Papierplastiken — Tunney von Prof. Eberhard Encke — Chinesische Kunst in Berlin — Gauthiers „Jungfrau von Orleans" — Zu unsern Bildern — Wolfgang Kronsbeins „Beethoven" 233

Neue „Spitzenfilme" / Verbotene Literatur / Neuigkeiten vom Büchertisch (im vorderen Anzeigenteil) .. 26, 28, 30, 32, 34

Der Beobachter (im rückwärtigen Anzeigenteil): Berliner Bühnen — Weltzeitweiser .. .. 3—8

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck:

Bäuerin aus Grundlsee in der Tracht von 1860. Gemälde von Victor Hammer .. .. Titelbild

Rheinpromenade. Gemälde von Theo Champion .. .. zw. S. 128—129

Slowenische Hochzeit. Gemälde von Anton Kralj .. .. .. zw. S. 136—137

Kreuzabnahme. Gemälde von Albrecht Dürer .. .. .. zw. S. 208—209

Am Spiegel. Gemälde von Prof. Rudolf Nißl .. .. .. zw. S. 224—225

Kunstbeilagen in Tondruck:

Nonnen beim Kirchgang. Gemälde von Arnold Böcklin .. zw. S. 144—145

Letzte Kurve. Bildwerk von Prof. Albert Hußmann .. .. zw. S. 152—153

Café Josty. Gemälde von Robert E. Stübner .. .. zw. S. 200—201

Anzeigenteil:

Vorderer Anzeigenteil .. .. 1—38

darunter folgende Abteilungen:

Unterrichtsanstalten .. .. 12—13

Töchterpensionate 13

Saison 1929 / Reise- u. Kuraufenthalt .. .. 14—19

Hotels und Pensionen .. .. 17—18

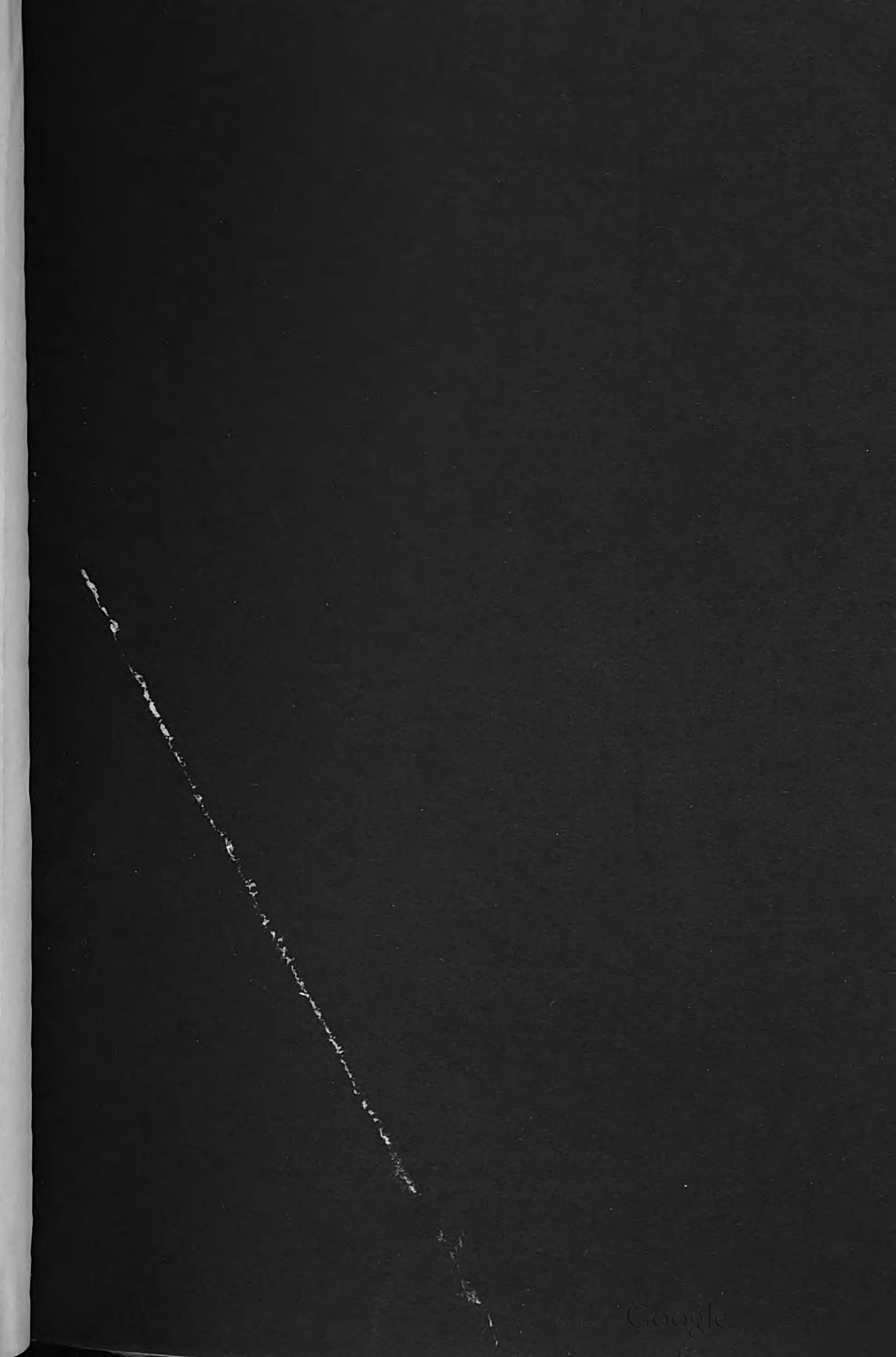
Heilanstalten .. .. 18—19

Hausbau u. Wohnungs-Ausstattung 20—24

Rückwärtiger Anzeigenteil einschl. „Der Beobachter" .. .. 1—8

Umschlag .. .. 2—4

Digitized by Google


Digitized by Google

Bäuerin aus Grundlsee in der Tracht von 1[illegible]
Öltempera-Gemälde von Viktor Hammer

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte
43. Jahrg. / April 1929 / 8. Heft

Das Paradeis

Roman von Viktor von Kohlenegg

(Fortsetzung)

Der Weg zum Paradeis

Die Padrona Cilly weilte wieder in Berlin bei ihren wichtigen Geschäften. Sie hatte heute angerufen und Dorothee erzählt, daß sie noch die ganze Woche fernbleiben würde; ihre Repräsentationspflichten gegenüber den fremden Gästen — schön. Ob Dorothee nicht noch nachkommen wolle? — O, sie möchte schon, aber leider — nein — es wäre auch diesmal unmöglich. Ach nein, es wäre nicht zu einsam hier; sie dehne und erlebe sich in dieser herrlichen Sommerluft, — o danke, liebste Cilly!

Diese Unterhaltung hatte Dorothee erquickt. Sie setzte sich in dem nach kühlem Mahagoni duftenden Musikzimmer in eine Ecke, um nachzudenken. ‚Ich hätte Cilly ebensogut sagen können: ich komme; ich will auch im Leben plätschern —!' überlegte sie rasch und saß mit wippendem Fuß, wie auf dem Sprunge. Nichts ‚zwang' sie hierzubleiben, niemand. ‚Ach doch,' dachte sie leiser. ‚Ich bleibe gern hier.' Und sie spürte wieder die kostbare Leere des Zimmers und die ihr neu und freigebig überlassene Einsamkeit so stark, daß sie blaß wurde.

Mit raschem Wagen davonfahren, von einem kaum — nein, nie erlebten Sturme rasten und von der eigenen Glut; mit einem spöttischen, dankbaren Rückblick verweilen: ich bin frei, wieder bei mir, nun ganz bei mir, erfrischt und ein wenig müde. — „Ich war in Berlin, Siebelind," würde sie dann leise lachend berichten, und er würde sie wild ansehen und ... zerbrechen. O, bloß um ihm das sagen zu können, lächelnd und quälend. Vielleicht, daß Siebelind sie begleiten würde? Sie hätte in die Hände klatschen mögen über den rasch aufspringenden Gedanken und Wunsch. Aber es war ja gar kein Wagen da.

Draußen vorm Fenster ging Billo auf dem Rasen und sprach freundschaftlich mit der Gärtnerstochter Franziska. Die lachte schrill, als wäre keine Herrschaft im Hause, und legte die Hand an den Mund. Ja, Billo ging immer irgendwo herum, wenn er nicht im Garten oder auf seinem Balkon in Meditierstellung verharrte; artig und leutselig.

Sie lächelte gutmütig und mitleidig und erhob sich lautlos, wobei sie ihren Duft wie eine Liebkosung empfing.

Sie wollte zu Billo Lüdemann hinausgehen. Sie lief mit den kleinen leichten Schritten und federnden Hüften Franziskas über die heiße Terrasse. „Ich hoffe, nicht gestört zu haben, Herr Lüdemann."

„Gewiß nicht, gnädige Frau," antwortete Billo und blieb ein wenig vorgeneigt stehen, wie immer in sorgfältiger Toilette, trotz dem jugendlich störrischen roten Haarwirbel. „Die Unterhaltung war beendet." Er errötete leicht auf der weißen Haut. „In der Tat. Wir sprachen über die Laichzeit der Fische."

„Oh, sehr interessant."

„Haben gnädige Frau ein Programm?"

„Danke, nein," sagte Dorothee mit ihrer wärmsten Stimme. „Ich will —" das heiße Glück auf ihren Schultern sank in ihr Herz und schwer in ihre Knie — „ich will ein Stück gehen und dabei nachdenken. Was werden Sie tun? Wir können ein wenig später essen, wenn Sie wollen."

„Nicht meinetwegen. Aber wenn gnädige Frau befehlen —"

„Ach Lüdemännchen. Sie sind schrecklich

 Nachdruck verboten. Copyright 1929 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

formell," sagte Dorothee lachend und strich ihm übers Kinn; es war ihm, als klinge, tanze und dufte das Sonnenlicht. „Gut, ich wünsche es."

„Ich werde etwas arbeiten und mich dann aufs Motorrad schwingen," sagte Billo, noch erschüttert von der Berührung.

„Das ist recht. Gute Unterhaltung, lieber Herr Billo." Als sie sich umsah, stand er noch höflich am Gartentor. Sie winkte mit der weißen Hand, und er dienerte ernst; die grüblerische Falte zwischen seinen Brauen und den kummervollen Blick in dem verschwiegenen blassen Knabengesicht sah sie nicht. Sie schritt mit ausschwingendem Stock unter schattigen Bäumen dahin, der Sommer tropfte auf ihr Haar und ließ es heller flammen. Sie hatte noch das Lächeln auf den Lippen, die beruhigt und erwartungsvoll blühten.

Auf den Feldern vorm Dorf war man beim Mähen; Maschinen klapperten, Sensen zischten, heiße, halbnackte Mädchen mit grellbunten Kopftüchern neigten sich überall in dem gelben, stürmischen Glanz, sie blickten neugierig oder höhnisch herüber, und die schweißblanken Burschen schrien ihnen und Dorothee freche Worte zu.

Sie verstand zum Glück nicht viel, aber sie lachte und nickte ihnen zu. ‚Ich bin nicht reicher als ihr da —! Ihr habt eure Arme und Fäuste, ich meinen Kopf und meine Glieder, die haben es oft schwerer!' Gelbe, glühende Reife überall. Die Hitze und die Arbeit kochten das Blut da drüben, sie begriff, daß ihre kühle, trockene Haut die Männer erregte und die Mädchen böse machte.

Da stand einer mit klaffendem Hemd, dick und glühend, winkte mit dem Strohhut. Ganz ländlich, Bauer. Er stakte Garben hoch, eine Spielerei, eine schwere, gesunde Arbeit. — Ach das war ja Meister Puls, Herr Wilhelm Puls! „Bei der Arbeit?"

„Feste, gnädige Frau! Das Stück muß heute 'rein!"

Er verbeugte sich, wie Lüdemann, lachte schallend, wedelte mit dem Hut und spuckte sich in die Hände.

Ja, der half jetzt hier unten, immer. Das wußte Dorothee. Auch Siebelind hatte früher oft geholfen; sie hätte es sehen mögen; er tat es auch jetzt noch mal — zum Spaß, um sich selbst etwas Gutes anzutun. Aber er hatte jetzt nicht viel Zeit dazu; sehr wenig Zeit.

Ein Bach schwatzte eifrig neben ihr und schickte einen kühlen, scharfen Duft zu ihr empor, daß sie erfrischt und wohlig weiterschritt. O nein, das Paradeis lag rechts, ganz rechts. Sie ging nach links, immer mehr nach links, schnurgeradewegs nach links. Puls stützte sich weit hinter ihr auf seine Gabel, schob den Strohhut zurück und kniff ein Auge zu.

Nach links ging Dorothee Witt, dicht am schwatzenden Bächlein hin. Puls sah es gut und genau. Immer weiter, bis zum Birkenwäldchen ging sie, das voll hoher Wacholderbüsche war, dick wie alte Nönnchen. Dort wollte sie vermutlich rasten, nachsinnen oder schwierige Dinge lernen. Dahinter lief ein unscheinbarer Weg schnurgerade nach rechts, lief zwischen den Wacholdernönnchen und dann durch alten, verständigen Kiefernwald, und wurde ein schmaler, steiler Pfad zum Paradeis hinauf. Möglich, daß sich Dorothee Witt verirrt hatte; die Richtung verloren hatte, und sich nun mühsam durch das dichte, heiße Holz quälen mußte, immer hügelan.

‚Warum diesen Passionsweg?' Sie blieb lächelnd und klagend stehen und atmete heißen Harzduft. Er war fast zu stark. Ihr Blut summte, und ihr Herz sprang.

Sie hätte plötzlich laufen mögen. Spürte ein Zittern in den Knien, das sie beglückte. War es noch weit?

Noch eine halbe Stunde. Sie ging und sang und rastete. Aß süße Brombeeren und halb vertrocknete, wilde Himbeeren.

‚Hol' mich doch! Warum bist du nicht da? Hier ist es still, das allerschönste Paradeis. Es ist unrecht, daß ich mich quälen muß — du in deiner kühlen, satten Ruhe! Ich will nicht.' Sie schritt schlank und leicht weiter, langsam und zufrieden, ein Lächeln auf den Lippen, mit sonnenheißem Atem.

Dort drüben standen Rehe am Rand einer Wiese; sie hielt beglückt still. Sie hatte Zeit. Viel Zeit. Die Rehe sahen herüber und ließen sich nicht stören. Aber plötzlich sprangen sie davon. Ein Elsternpaar schwang sich kreischend über den Weg und machte den ganzen Wald für eine Weile lärmend geschwätzig. Sie lauschte ihnen nach. Dann ging sie langsam weiter. Ihr dünnes Kleid war schwer und heiß wie ein Panzer.

„Ich bleibe hier," beschloß sie ruhig. „Hier ist es gut; kühl und grün und einsam." —

Aber nun kam sie auf den Weg am Zaun. Sie wollte geradeaus vorübergehen. Dort ging Hilla — dort Miele — andere Leute. Kein Mensch. Eine Drossel flötete — oder war es keine richtige Drossel?

Sie wandte rasch den Kopf zum Hause hin und legte die bebende Hand auf den Zaun. Wie jung man ist. Jungmädeljung. Unbegreiflich. Niemand würde's glauben, und jeder lächeln — sie selbst.

Es war köstlich über die Maßen. Doch plötzlich hörte sie die Luft rauschen, die Kiefern zischen, es war ein einsames, leeres,

Digitized by Google

trostloses Geräusch, daß sie erschrak. Niemand daheim? Auch kein Bully? Alles abgeschlossen und tot. Er saß in seinem Kahn. Er stand vor ihrem Zaun. Nein — er wartete immer.

„Sie—be—lind!"

Bei der zweiten Silbe gewann das Haus Leben, es schien zu wanken.

„Du??" Die Augen waren blank wie der Sonnenglast. Bully raste und verlor seine kleine rote Zunge aus dem Maul.

Sie nickte nur, die Hand stumm und matt auf dem Zaun. „Wir wollen ein Stück gehen, Siebelind," sagte sie fremd.

„Du bist müde. Du kamst durch den Wald herauf?" fragte er voll Sorge und griff ganz sacht und mitleidig nach ihrer Hand. Umschloß die Hand wie einen weichen, warmen Vogel und preßte sie für eine Sekunde tot. Sie spürte's kaum. Sie lächelte. Er küßte die Hand, den Arm.

„Du mußt dich ruhen — Liebling. Willst du nicht?" Wie leise und zart er sprach, ganz innige Sorge.

Da nickte sie. Er hob sie fast durch die Pforte, so liebevoll unlöslich war sein Händedruck. „Nun ist es gut," sagte er, und sie glaubte ihm, daß er das sagen mußte. Sie lächelte vor Dank. Zwei große, kluge Leute ... Bully, es ist zwecklos, daß du dich einmischst, du verstehst das nicht in deiner Hundeseele; kümmere dich nicht um zwei lächelnde, gescheite Menschen. Sie sind bei Gott nicht töricht.

„Willst du trinken —?" — „Einen Schluck Wasser, Lieber." Sie gingen Hand in Hand, ziemlich langsam. „Ja, gleich," sagte er bewegt. Aber sie vergaßen es im nächsten Augenblick wieder, gingen gerade auf die Glastür zu, neben der schmalen Veranda. Sie gingen rascher, und plötzlich sanken sie aneinander.

„Hast du gewartet? Ich wollte nicht kommen, aber ich mußte ein paar Schritte gehen. Cilly bleibt noch in Berlin."

„Es ist gleich. Du wolltest nicht —"

„Ich wäre doch gekommen."

„Du willst trinken."

„Ja ja. Es hat Zeit."

Da standen Blumen, herrliche Rosen. „Wie schön," sagte Dorothee ergriffen ... Geh weg, kluger Bully, es hat keinen Sinn, daß du hier stehst und dich wunderst, Tobias; sei weise und leg' dich in die Sonne.

Sie tranken beide. Atem und Blut. „Du zerbrichst mich."

„Ich will dich zerbrechen. Jeden Tag. Stück um Stück. Du sollst hilflos sein ohne mich — demütig und armselig ohne mich — herrlich in Zeit und Ewigkeit. Mein, mein."

Da ging Bully weg und legte sich in die kühle Küche.

Das Paradeis war still. Kaum ein Rauschen in den schweren Büschen und Bäumen. Die Drossel flötete verträumt, und der Sommer glühte reife goldene Seligkeit.

★

Billo Lüdemann hatte einmal, es war noch nicht lange her, da oben zwei Gestalten gesehen, einen Herrn und eine Dame, dicht aneinander gingen sie, wohl Hand in Hand, und sangen, wobei sie die Hände schwangen, ein lustiger, übermütiger oder kindlicher Anblick; und plötzlich blieben sie stehen. Vielleicht sprachen sie miteinander, sehr dicht, flüsterten — küßten sich. Es mochte ebenfalls Übermut sein, nein, ein Krampf.

Wie kann man so unbesorgt sein, so leichtsinnig? Das war sein erster Gedanke gewesen, nachdem sein Herz still gestanden hatte. Er hatte mit den rötlichen Wimpern geblinzelt. Aber diese überlieferten alten Vokabeln kannten die Leute da drüben vermutlich nicht, beide Herrschaften nicht.

Es war lange her, daß Frau Witt mitunter seinen Arm genommen hatte: „Kommen Sie, Billo, Sie sind der Verständigste. Mit Ihnen kann man ein ehrliches und nicht alltägliches Wort sprechen." Und sie hatte in der Dunkelheit des Gartens sich fester auf ihn gestützt, sie hatte ihre Hand auf seine lange Knabenhand gelegt, und er hatte beruhigend tief gelacht, sehr männlich. „Wo wart ihr?" hatten die andern gefragt. „Oh, wir hatten viel zu sprechen. Ich dank' Ihnen, Herr Lüdemann. Es ist mir manches klarer geworden. Das müssen wir öfter machen. Sehr hübsch. Heute werde ich gut schlafen. Gut und tief."

So war das gewesen.

Heute nun war es abermals recht spät geworden, eh' sie hatten zu Tisch gehen können.

„Liebe Hedwig," hatte Billo würdig zur rebellischen Köchin gesagt, „wir warten eben, ein anderes gibt es nicht!" Und der Urpapa hatte jeden süßen Geschmack im Munde verloren; Unpünktlichkeit war seinem Wohlbehagen nicht zuträglich, aber er hatte liebenswürdig geplaudert: „Frau Witt wird doch nichts passiert sein, Billo?" — „Ich glaube nicht."

Endlich war sie lachend gekommen. „O tausendmal Verzeihung; Sie hätten ohne mich essen sollen, meine Herren; ich war zu weit gegangen!" ‚Ein wenig liederlich — diese Entschuldigung,' dachte Billo und verbot sich das Wort. Und er duldete ernst, daß sie besonders herzlich und heiter zu ihm war, seinen Arm nahm, ihn scherzend streichelte

Digitized by Google

und ihn am Ohr zupfte. Ein wenig liederlich das alles, keine Dame auf Himmelshöhen, vor der man knien mußte. Sie war schöner als je, lebhafter. Er verbot es sich — auch, daß er beinahe den Kopf vor ihrer Hand ein wenig zurücknahm. Er wußte nichts.

Man war da oben befreundet — wie er mit Hilla Cyprian. Nichts weiter. Ein Zufall jene Beobachtung, ein häßlicher Übermut, wie er natürlich zwischen ihm und Hilla Cyprian niemals statthatte. Aus keinerlei Gründen statthatte. Es hatte ihn nichts zu kümmern. Sie verlangte schon lange nicht mehr oder nur ganz flüchtig oder gutmütig nach seinen klugen Ansichten; schlief ohne sie vortrefflich.

★

„Du mußt am Sonntag wieder einmal mit Puls kommen," sagte Dorothee eines Tages zu Siebelind. „Du gehst zufällig vorüber und trittst ein. Machst uns einen Besuch. Jetzt sind die andern Herren wieder da."

„Die interessieren mich nicht, und Puls ist auf neuen Denkmalsfang in der Nachbarschaft," antwortete er und sah auf ihre geschwungenen Brauen. „Ich kann dich dazwischen nicht sehen. Ich bin imstande, ihnen zu verbieten, in deiner Nähe zu weilen, dich anzusehen, deine Luft zu atmen, Dorothee."

„Liebster," sagte sie weich. „Sei mal verständig! Du hast doch früher in der Welt gelebt."

„Das ist lange her. Ich habe es vergessen und war den Leuten niemals geheuer. Übrigens bin ich nicht eingeladen."

„Gut, ich werde es einrichten. Die Tiniusluft verlangt eine gewisse Form. Auch wenn es schon ein bißchen zu spät sein sollte. Jedenfalls will ich dich sehen —" sagte sie mit einem zärtlich prüfenden Blick.

„Liebling. Ich werde kommen. Aber ich werde mich verraten."

„Das dürfte unklug sein." Nun war sie wirklich ungeduldig.

Er küßte bloß ihre Brauenbogen. „Ich liebe dich."

An diesem Wochenende war der Schwager Alfred Tinius wieder herausgekommen, ein stiller, glattrasierter Vierziger mit einem unheilbaren Eheknacks und einer verhinderten Liebe, die ihm kein Mensch ansah. Er hatte, wie bräuchlich, das neue Direktionsmitglied der Tinius A. G. Herrn Curt Röseborn mitgebracht. Herr Röseborn war kein Fremdling hier draußen. Sehr willkommen; er gehörte sozusagen zum Familienkonzern. Überdies war er unverheiratet, Ende vierzig, ein saftig blühender Mann, groß und stark, mit energischen Falten hinten über dem Kragen, ein geborener Generaldirektor, der sehr bestimmt und gescheit sprach, sich gut anzog und eine runde goldene Brille trug. „Nicht übel," hatte Dorothee Witt schon im Winter in Berlin gesagt; „man hat ein Gefühl der Sicherheit und Gesundheit in seiner Nähe, fühlt sich durch ihn den Realitäten des Daseins angenehm verpflichtet; gut genährt und gebadet, ein stattlicher, starker Mann!" — „Vielleicht ein wenig zu schwer und real," hatte Cilly geantwortet. „Und seine Hände . . ." Cilly errötete; „dick und stark wie Hämmer." —

Gegen fünf erschien Siebelind in gegürteten hellen Hosen, Blusenhemd und Jacke, auf Tennisschuhen vom Dovidat in Zörlin. Er wurde erwartet. Röseborn wußte schon Bescheid: ehemaliger Offizier, Doktor, Regierungsrat a. D. — er ließ jeden nach seiner Fasson leben und sterben; Siebelinds Stimme war nicht kleinlauter als die seine, das gefiel Röseborn. Schwager Tinius war wie immer freundlich und umgänglich, plauderte allerlei Heiteres wie sein Vater oben am Tisch im Korbstuhl.

Nein, man geriet nicht in Streit. Guido trank seinen Tee wie ein ehemaliger Kammerherr und sah Dorothee fortwährend an, worüber die sich ärgerte oder mahnend mit der Stirn zuckte. Guido ließ sich nicht stören und nahm es hin wie einen Kuß aus der Ferne. Röseborns Gegenwart an ihrer Seite gestattete er gnädig, er duldete ihn mit Selbstbeherrschung; immerhin, er sollte sich vorsehen; so viel blühendes Leben konnte auch einen Kleinlauteren reizbar machen; solche Speckfaltenmänner hatten mitunter selbstherrliche Wallungen! Sicherlich aber saß er mehr Cillys wegen hier, ein königlicher Geschäftsmann auch in diesen Dingen.

„Du sollst mich nicht immer ansehen!" gebot sie ihm leise, als man aufstand.

„Wen sonst? Dazu bin ich hier."

„Du wirst alles verderben," sagte sie und runzelte die Brauen.

Er hob die Hand, um sie zu glätten. „Was? — O, Dorothee Tinius! Es wird nichts verdorben. Es gibt nichts zu verderben. Niemals. Diese Leute — ach, man duldet sie." Er schob die Leute mit einer Handbewegung weg und ging zufrieden zum Tennisplatz.

Siebelind spielte bloß mit Dorothee; Lüdemann, ihr Partner, konnte es begreifen. Siebelinds Bälle sausten scharf übers Netz, famoser Aufschlag, man konnte's noch, besonders, wenn man mit Dorothee spielte, das verlernte sich nicht. Sie mußte tüchtig springen — prachtvoll — Geliebteste! — er

Digitized by Google

ließ verträumt und verzückt einen Ball aus. Cilly auf seiner Seite gab die Bälle zu kurz und errötete vor Eifer.

Die beiden Aktienmänner saßen am Rande auf einer weißen Bank und rauchten dicke Zigarren, sprachen Geschäftliches, Politisches, von der Jagd hier draußen und von dieser prächtigen Tiniusbesitzung. Sie sahen dabei angelegentlich auf die Damen, insonders Röseborn sah sie, der jeder Lebenslage zielbewußt gerecht wurde und gewachsen war. Ein paarmal hätte ihm Siebelind gern einen scharfen Ball gegen den Rundkopf gespielt — holla, Röseborn, Speckfalte, Cilly steht auf der andern Seite!

Onkel Odo aber machte den Unparteiischen, rügte mit energisch heiterer Stimme, feuerte mit blitzendem Kneifer an und zählte knapp und gebieterisch scharf, aber häufig falsch, kein Mensch kümmerte sich darum; über beides ärgerte er sich, er schob die Hände untern Rock, spazierte elegant auf und ab, dachte an Mark Aurel und ‚lächelte'. Ein müßiges Spiel — kindlich, sehr kindlich, diese Kinder, die nicht wissen, was sie tun, und mehr oder minder dreisten Flirt für Sport- oder gar Lebenswert nehmen — „ich durchschaue euch — und lächle." Die Prinzessin saß drin im Kühlen und hörte am Radio einige ihr teure Nummern des Nachmittagskonzerts.

Dann schwänzelte Guido wie ein gebügelter Kavalier im Garten. Er war kein Wilder. Aber als er am Abend bei Tisch neben Dorothee saß, da wurde's ihm doch schwer. Er war schweigsam. Nein, er arbeite jetzt nichts — antwortete er überaus höflich der Dame Cilly ihm gegenüber. Oder doch ja (so fiel ihm ungebärdig ein, denn er hatte nicht die geringste Lust, diese Qual noch öfter zu zerbeißen), etwas Neues, das ihn ungeheuer beschäftige, es stünde erst im Anfang, nein, er spreche nicht gern davon. Er wurde blaß und trank ziemlich rasch.

Dorothee stieß ihn unterm Tisch an. Da hätte er aufschreien mögen, es war wie ein elektrischer Schlag. Er mußte sich bezwingen, daß er nicht vor aller Augen ihre dicht neben ihm liegende Hand ergriff. Er war verrückt. Nein, es war ein Irrsinn und eine infame Lüge, die natürlichsten Dinge nicht zu tun, bloß zu essen, zu schwatzen und wie eine Sägemehlpuppe dazusitzen.

„Bitte, sei vorsichtig," flüsterte Dorothee nachdrücklich und bückte sich nach ihrer Serviette. Er bückte sich auch und küßte unterm Tisch ihr Knie.

Dann saß er still, fast müde und traurig. Umgänglich wie ein friedlicher Sonntagsgast. Er machte dem Busen der Pinzgerin sanft den Hof, trank Billo zu, der sich blaß verneigte; aber Guido war rot, und seine Augen leuchteten.

Bald nach zehn wollten die Berliner Herren mit ihrem Wagen heimfahren, Schluß des Wochenendes. Es wurde noch eine Tasse Kaffee serviert.

„Es waren wieder herrliche Tage, gnädige Frau," sagte Röseborn bei einer neuen Zigarre im Garten. „Durch Ihre reizende Güte verschönt," sagte Röseborn. „Ein kleines Eden hier. Ein entzückendes Sorgenfrei. Ich hoffe, bald wiederkommen zu dürfen, liebe gnädige Frau." Seine Stimme klang klar und starkbewegt und wußte um jedes Wort, das sie sprach. „Von Herzen willkommen," antwortete die Domina rasch. „Ich freue mich, daß Sie sich wieder daheim fühlten, lieber Herr Röseborn . . ."

O, das ist unmöglich, sagte Siebelind abseits zu seiner Zigarre. Röseborn, so darfst du nicht sprechen. Natürlich weißt du, was du sagst; aber es klingt bei Gott nicht. Trautes Eden oder so — durch Ihre reizende Güte verschönt. Ihr seid ernsthafte, großartige und hervoragende Männer, aber ihr habt keinen Stil. Er bekam Kaffee, vergaß seine üble Laune, trank und wurde wieder glücklich.

Dort stand Dorothee im Mondlicht. Unirdisch . . . eine Weißglutflamme, wie sie es in seinen Armen wurde, und doch lind wie ein bebendes, holdschwaches Kind. „Dorothee," sagte er. Aber niemand hörte es, denn Dorothee sprach und lachte laut mit den andern. Die Büsche rauschten. Das schwache Rauschen peitschte seine Seele wie eine wilde Traurigkeit. Was soll ich tun? Das ist Lust und Qual. Erbärmlich.

Der große Wagen fuhr mit stürmischen Lichtern vor. „Habe mich gefreut," sagte Röseborn kräftig und drückte fest zu.

„Meinerseits," sagte Siebelind mit neu erwachender dankbarer Heiterkeit und verbeugte sich. Man winkte nach. Ab.

„Nun wird es auch für mich Zeit, gnädige Frau," sprach Siebelind und lächelte. „Die Damen wollen Ruhe haben. Es war ein reizender Tag durch Ihre Güte, gnädige Frau." —

Lüdemann stand mit nachdenklichem Blick im Hintergrund, und Onkel Odo, der sich nach seinem überlegenen Gefühl von diesen jüngeren, selbstgefälligen, feisten Verdienern und sonstigen unmanierlichen Burschen wieder mal nicht genügend beachtet gesehen hatte, war gekränkt, ‚lächelte' und nahm nur wenig Notiz von der zweiten Abschiedszeremonie: auch ein wunderlicher Heiliger, dieser Herr! ganz unphilosophisch, ein biß-

Digitized by Google

chen unverschämt, ein Landsknecht — ein Abenteurer des Lebens — die Wendung gefiel ihm und besänftigte ihn. „Schon gehen? ach was. Wir spielen noch eine Partie Billard!“ sagte der Humorist flott.

„Danke, nein,“ antwortete Siebelind und wartete.

„Gut. So werde ich Sie an die Pforte bringen, Herr Doktor,“ sagte Frau Witt. „Wir müssen auch noch den Besuch auf dem Bieseschen Gut besprechen —“ erklärte Dorothee den andern. Billo aber war gleich darauf verschwunden; es schien ihm für die nächste halbe Stunde das beste, den Philosophen bei einigen Karambolagen hereinzulegen und dann — ja, das war schwierig.

Hinter der Hecke — Siebelind war schon einen Schritt voraus — blieb er stehen und riß sie wie ein Verschmachteter an sich. Sie ließ es eine Weile geschehen. Nun ebenfalls erlöst. „Du darfst nicht wiederkommen, du hast recht.“

„Siehst du. Ich wußte es.“

„Morgen. Es wird nicht ganz leicht sein. Überhaupt schwierig —“ sagte sie und sah für einen Augenblick über ihn hinweg. „Du bist ein etwas harter und stachliger Liebster, Guido! Ich hätte es wissen müssen. Immer du, kein anderer, nichts anderes gilt,“ sagte sie leise und atemlos.

„Du giltst.“

„Das ist dasselbe.“

„Komm mit —“

„Siehst du, da ist es wieder. Nein, ich muß hinein. Gute Nacht . . . lieber, unmöglicher Guido. Cilly dürfte etwas gemerkt haben. Morgen.“ Auch sie zitterte und machte sich hastig frei. „Gute Nacht.“

Eine Eule lockte drüben zwischen den Ebereschen.

Das Käuzchen rief noch, als Dorothee schon wieder eine Weile bei Cilly auf der Terrasse saß. Es war sicherlich Siebelind.

„Ein hübscher Wochenschluß,“ sprach Dorothee und lauschte beklommen.

„Ja, sehr hübsch,“ antwortete Cilly in Gedanken.

„Wie gefiel Ihnen heute Herr Röseborn? Ich habe ihn niemals so aufgeschlossen und heiter gesehen — prachtvoll.“

„O, sehr gut. Ein ungewöhnlich erfahrener und überzeugender Mann,“ sagte Cilly nach einer Weile lächelnd mit einer fast anmutigen Kopfneigung, wobei sie unter dem fahlen Madonnenhaar errötete. „Aber Ihr Freund Siebelind — müssen Sie um seinetwillen nicht vorsichtiger sein, Dorette? Ich glaube, er spielt immer bar, um seines Lebens Einsatz.“

„Ich glaube, ich kann ihm nicht mehr helfen,“ antwortete Dorothee ruhig und ernst und liebte in dieser Sekunde die verständige Cilly sehr.

Darauf schwieg Dorothee noch tiefer. Sie nahm Cillys Hand und streichelte sie. Und auch die Bürgerin Cilly schwieg. Die Sterne schienen hell, und der große Garten rauschte nächtliche Geheimnisse.

Der dionysische Puls

In Pulsens ‚Studio‘ stand ein Kriegstrommler mit um die Schlegel geballten Fäusten — sie wollten ihn nicht haben, es war nichts mit der neuen Konkurrenz gewesen.

Frau Cilly Tinius hatte bloß ein winziges Entlein gekauft, und der Urpapa interessierte sich nur für lebendige Fische; die Wochenendherren aber — Dorothee hatte einmal eine alte Segeltuchtasche voll Gips mit nach drüben genommen — hatten sich das angesehen, wie ältere Jungen einen Maikäfer betrachten, naja, vielleicht als Briefbeschwerer oder als Kühlerfigur zu brauchen, und sie hatten vorläufig von Wichtigerem gesprochen — was Onkel Odo seinerseits sarkastisch belächelt hatte. Bloß Frau Witt hatte drei Stück gekauft, bar und mit Bronzezuschlag, ohne zu handeln.

So war denn Puls nicht viel daheim. Es hätte angesichts der trüben Geschäftslage wenig Zweck gehabt.

Freund Siebelind aber war mit langen Schritten, vom Tobias behütet, durch den Garten gegangen, hatte Äpfel gegessen und war wieder in seine Klause verschwunden. Sein Kahn und das diesseitige Ufer des Drinnensees schienen ihm dafür nicht mehr zuzusagen; hier dampfte die ganze Stube von seinem Fleiß, war er eingespannt in eine fruchtbare Fron und gestattete sich kaum ein brüllendes Gähnen; nichts lockte und störte von drüben übers Wasser; kein Schimmer der andern Welt dahinter, die ihm gleichgültig und lästig war; hier war er bei sich, sog die Welt in sich hinein. Dorothee! Geliebteste! Er war vergraben in Arbeitsbrunst und Lebensseligkeit.

Aber auch Siebelind hatte wenig Zeit für den Paradeisgarten. Es war eine Schmach und Schande. Das Obst, Gottes duftiger Segen, und alles andere mußte kläglich auf Befreiung und Hilfe warten. Das Paradeis roch süß und stark wie eine Obstkammer.

„Puls!“ befahl er eines Morgens scharf.

Digitized by Google

Und da stieg Puls des Morgens oder Abends hinauf und pflückte Körbe und Säcke voll.

So faßten sie an manchen Tagen beide verbissen an und dann fluschte es, aber plötzlich stieg Guido mit langen Schritten davon, und dann sah man wieder die Rauchwölkchen aus seinem Fenster ziehen und hörte die Feder schaben. Und dann schlich auch Puls bald davon, leichtfertig und pietätlos. Und dann kam es — daß Dorothee Witt ins Zimmer trat, meist am Nachmittag, schön und ein wenig blaß, sie kam vorüber, während er gewaltig beschäftigt war und vor Freude leuchtete.

Aber es gab auch stille, besonnte Waldplätze, die heiß dufteten, ummauert von Knieholz und hohen Wacholderbüschen. Sie machten weite Wege, aber dann wurde Dorothee müde und stützte sich schwer auf ihn. „Ich bin müde. Ich mag nicht mehr gehen," sagte sie wie ein verdrossenes Kind und war bestürzend hinfällig. Ein- oder zweimal hatte er Miele Mente in der Nähe der Hütte gesehen; sie schien auf etwas zu warten. Er hatte meist ein Gewehr bei sich, denn es gab hier oben viel Raubwild und massenhaft Kaninchen; da schoß er ein bißchen seitwärts, ein Kaninchen; Miele stieß einen hellen, erschrockenen Schrei aus und lief davon. „Was war das?" fragte die Stimme neben ihm. „Ach, ein Angsthäschen," antwortete er; „vielleicht auch eine Wildtaube."

Aber jetzt setzte eine längere Regenzeit ein. Ein herrliches Geräusch, wenn man in der Klause saß, ein fleißiges Geräusch, höchst lebendig, und zugleich beschwichtigend wie ein mütterliches Raunen. Gut für die Arbeit; und wenn es ihn draußen erwischte, lief er pitschnaß, berauscht und sorglos darunter hin.

Puls steckte auch in dieser Regenzeit jeden Nachmittag zwischen drei und vier den heiterroten Kopf sacht durch die Tür.

„Verzeih, wenn ich dich störe," säuselte er. „Ich gehe ins Dorf — habe zu tun; ich komme erst gegen acht — neun zurück. Brauchst du mich noch — sonst noch ein Befehl und Auftrag?"

„Danke. Ab."

Vielleicht mußte er den neuen Glinzeschuppen mit Atlastapete bekleben, mit geschnitzten Paneelen benageln. Er langweilte sich hier — gut. Und manchmal war irgendwo Schweineschlachten oder Kindstaufe, nicht gerade bei der Glinzin. Indes, er pflegte sonst weniger sacht den dicken Schädel durch die Tür zu schieben und nicht so genaue Zeitangaben zu machen. Der Lümmel. Guter Kerl. Eine Seele.

Aber wenn es dann still um ihn war und die Stunde nahe war, dann mußte er die Feder weglegen. Seine Augen wurden groß und feucht wie in einem Zorn, so stark war das Gefühl. Er hatte nie so eine Frau gekannt. Mädchen, Weiber — ja. Junge, auch reizende, schöne aber nicht so. Es war ein Wunder. Wahr wie die Natur und zauberisch raffiniert, ganz schlicht. Ein Strom, der brauste, der schmeichelte und flüsterte, voll süßen Lachens und stummen Ernstes. Eine Urgewalt. Ach, Hilla — kleine farblose Motte, ein Blümchen, ein holdes Spechtchen — es gab keinen Vergleich. Der Reichtum der Welt, allseitig und abgründig. Weib und Welt — eins durch das andere, die Pforte zur Welt.

Vor ihm lag ein Haufen Geschreibe. Auch hier Dorothee — eine Rhapsodie auf Dorothee. Zeitlos, ewigschön und gültig, er glaubte es diesmal mit harter Beharrlichkeit; er verbot sich grimmig allen Zweifel und grinsenden Hohn. Sie hatte einiges hier gelesen und wartete auf mehr; sie las oft, auf seine Schulter gestützt, mit heiß werdender Wange und offenem Mund, der vor Spannung und Freude lächelte. Er mußte es dulden, er duldete es, ihrem Munde nahe, mit klopfendem Blut. Und alles trieb ihn, der Königin zu dienen.

Es kam vor, daß er plötzlich die Welt wie ihren geliebten Leib sah, herrlich lockend und für seinen Willen bereit. Alles für sie? Es war zu wenig für sie? ... Als müßte er ihr allen Glanz und Zauber der Welt unter die Füße breiten? Das mußte jeder Mann tun — und dann — aber dann schwieg sie meist und küßte ihn, zärtlich verstockt und verschlossen. Das ewige Rätsel für den tumben Mannesblick.

Da rauschte es an der Tür. Er sprang auf ...

Und wenn dann gegen acht oder neun, aber manchmal wurde's noch später, denn Puls war einer, der gern dort, wo er verweilte, die Arme fest aufstützte, so es ihm gut ging, Herr Puls mit unbekümmert festem Schritt und hellem Zwiegesang mit Tobias durch den Garten kam und ins Haus trat, dann mußte sich Guido, wie weiland Faust an den weniger saftigen Wagner, erst wieder an ihn gewöhnen. Es war noch zuviel Glanz in seinem Blick und Unruhe und Grübeln in seinem Herzen, obwohl er schon eine Weile und Ewigkeit wieder allein war.

„Ich will dich nicht stören," zirpte Puls. „Setz' dich in die Ecke, mein guter Puls, nimm ein Buch und schweige." Dann las Puls, und Siebelind schrieb oder rauchte.

Digitized by Google

So war es auch heute. Die Stube war blau von Rauch, und Puls hüstelte, als quäle ihn ein entsetzlicher Durst.

„Puls — ich glaube, es könnte nichts schaden, wenn wir ein Fläschchen heraufholten. Eins der besseren Saarfläschchen, weißt du — die mir Kaufmann Plath angeschwatzt hat."

Puls leuchtete und war wie durch einen Zauberschlag verschwunden, und Bully Tobias lachte weise und zufrieden vor sich hin.

Auf Merlins Zaubermantel war Puls wieder oben, er trug ein Fläschchen in der einen Hand, zwei Gläser in der andern und einen zweiten schimmernden Flaschenhals verschämt unter dem Rock.

„Sososo," sagte Siebelind und rückte mit seinem ächzenden Großpapastuhl ernst und schweigsam an den Tisch. Die brodelnde Stube war lieblich durchschimmert von Pulsens blühendem Behagen. Der Pfropfen puffte melodisch. Puls war behende wie Ganymed vor Zeus.

„Mach' die Glastür auf."

„Befehl." Puls schwebte zur Tür, ließ Sterne und Halbmond herein, Rauschen und Sommernachtsduft.

„Dein Wohl, Puls. — Das deine — aller Wohl, — die uns teuer sind," sprach Siebelind; Puls schloß verzückt mitten im Zimmer stehend die Augen und feierte mit frommer Zunge Sabbat.

„Ein Kuß der Liebsten," flüsterte Puls mit innig gespitztem Mund und zitierte Catull und Properz aus seinem unheimlich guten Gedächtnis. „Es gibt eine Welt n e b e n dieser Welt!" schloß er begeistert.

Siebelind räusperte sich drohend. „Leg' die Pfeife weg. Hol' die Zigarren. Einschenken."

„Befehl."

Und Siebelind lächelte herzlich und gut. „Lieber Kerl. Die Stunde muß es bringen, Puls. Immer bloß die Stunde. Das ist das große Geheimnis des Glücks. Gnade und Geschenk. Unser Wollen ist Stückwerk und Krampf. Stillesein und Hinnehmen und Danken. Prost."

Puls trank und dankte.

Siebelind schwieg. Es war ein großer Friede in ihm. Und eine große, wunderliche Dankbarkeit, die aus seiner warmen, müden und zufriedenen Seele aufstieg, wie Weihrauchduft zu den Sternen. Ein ziemlich neues Gefühl. Nie so rein und mächtig empfunden. Noch nie hatte ihm ein Glas Wein so köstlich geschmeckt, noch nie eine Zigarre so lieblich. Man konnte bloß mit kleinen, andächtigen Zügen und Schlucken daran nippen und die Welt segnen.

„Du bist fertig mit der Arbeit?" fragte Puls zart wie ein Liebender nach einem tiefen Geheimnis.

Siebelind nickte bedächtig, wobei eine weiße Wolke sein Haupt umzog. „Prost," sagte er. „Die zweite Flasche, Dicker. Wir werden noch eine dritte trinken müssen. Ein Gebot der Stunde. Lohn und Geschenk. Ein Wiegenlied der Seele." Er strich wie Gottvater am Ende der Schöpfungsgeschichte über sein Kinn. „Höre, Puls, ich werde vermutlich an einem der nächsten Tage wieder nach Berlin fahren müssen — —"

„Ich dachte's mir."

„Du dachtest dir? Du hast fürwahr seltsame Gedanken! Es ist gut geworden, Puls. Sehr gut."

„Sicherlich. Auf dein Wohl. Auf das Wohl der nächsten —"

„Schweige. Es ist gut. Es ist ausgezeichnet. Das beste, — überhaupt das beste. Ich spreche ernst, Puls. Aus innerster Überzeugung und mit Ehrfurcht. Sie werden es wie Honig fressen, Puls. Sie werden es verschlingen und dann das Glück der Erde im Magen spüren, wie selige Wiederkäuer. Das behaupte ich nicht — das weiß ich." Er hieb sich knallend auf den Schenkel und wurde danach wieder ernst wie ein in sich schauender Brahmane. Aber er sagte kein Wort davon, daß Dorothee drin war — überall Frau Witt. „Der Narr im Busch" hieß es. Sehr gut. Eine lange Sache. Ziemlich lang. Das längste bisher. Ein Buch. Ein Geschenk der Benedeiten, ihre Gabe und Gnade — Santa Dorothea sei gepriesen, ich küsse deine Füße, deine Hände, ich lege meinen Kopf in deinen Schoß. Es war wie die Erbsen gewachsen, man sah kaum hin, fegte bloß übers Papier, und mit einemmal war es da, Punkt. Geliebteste, ich rufe dich! Und das Faß war immer noch voll — seine Seele, sein pochendes, glühendes Herz. Und die Schubladen waren noch von früherem Gekritzel voll, rasch hingeworfen, fertig und nicht fertig — auch darüber nun ein Glanz der Herrlichsten, daß es auflebte, erst wirklich wurde, neu und fertig. Man war ein überlaufendes Gefäß. So war das. Und er reckte die Arme und sprang auf, lief demütig und eitel durch die niedrige Stube. Aber von alledem sprach er nicht.

„Ich werde viel Geld bekommen, Puls. Ich rechne bestimmt darauf. Es gilt jetzt, — ja, weiterzubauen — ein Leben aufzubauen — und so weiter, so und so, und weil ich es so will!" Er stürzte ein Glas Wein hinab.

Puls füllte wieder; die dritte Flasche

Digitized by Google

Rheinpromenade. Gemälde von Theo Champion

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

stand schon vor der Tür, er hatte bereits vorhin an sie gedacht; bloß ein kleiner Griff jetzt. Sehr gut. Lieber, guter Puls!

„Du mußt dir ein Kontobuch anschaffen, Siebelind."

„Hier sind fünfzig Mark Vorschuß, Puls. Ich pumpe sie dir."

„Grazie," sagte Puls und steckte sie in die Westentasche.

„Siehst du, ich habe jetzt etwas Zeit . . . Zeit . . . Das ist wunderbar . . . Zeit, um mich zu mir selbst zu setzen, und ja . . . wenn's mir beliebt, ein bißchen Seeleninventur zu machen," erklärte er dunkel. Ihm selbst dunkel.

„Fürs Paradeis," warf Puls vorsichtig ein, sehr delikat, um das vierte Fläschchen nicht zu gefährden.

„Auch das. Man kann so sagen. Auch das, Puls. So allerhand — allerhand!"

Nun saßen sie wieder und glitten träumerisch in die mildere Gunst der festlichen Stunde. „Na, und du, Puls? Wie steht's im Dorf?"

„Sehr gut. Man fragt nach dir, Siebelind, und läßt grüßen. Du bist etwas selten geworden."

„Sososo. Du kennst den Grund," und er wies unbestimmt mit müder, satter Hand nach dem schlichten sogenannten Schreibtisch.

„Auch Lehrer Ihlow — aber den sprichst du ja wohl manchmal."

„Schön, schön. Und wie steht's mit der Erbschaft und dem Trauerjahr?"

Puls zwinkerte, angestrengt nachdenkend, was ihm weder Bully noch Siebelind glaubten. „In der nächsten Woche ist Schlußtermin. Die Sache ist goldklar. Vollkommen. Frau Glinze bekommt ihr Recht und den Hof — und die andern müssen mit der Kostenrechnung und einem Pfropfen im Mund abziehen."

„Ausgezeichnet. Das war immer deine Ansicht. Und die Trauerzeit — wie?"

Puls bekam sogar eine dunkle Falte zwischen den kaum sichtbaren Brauen. „Das dauert noch eine Weile. Basekow hat starre Sitten. Aber in den übernächsten Wochen wollen wir inzwischen ein Schwein schlachten. Eine kapitale Sau. Du bist eingeladen. Du wirst dich nicht drücken können, Siebelind. Das würde höllisch übelgenommen werden."

„Ich drücke mich nie, mein Guter. Also Erbschaftsfeier —?"

„Kann sein. Bertas Geburtstag. Ob wir noch eine letzte Flasche —?"

„Ich glaube nicht, mein Puls. — Auf Berta Weizenblonds Wohl, der Rüstigen, Straffen, Heiteren!"

„Danke dir. Das Leben ist keine sentimentale Sache. Es wird angepackt. Die unvermeidliche Differenz wird aus eigenem Fonds bestritten, mit Heiterkeit und Arbeit," sagte Puls entschlossen und mit etwas heißem Kopf.

„Gut. Ausgezeichnet, Puls. Ich liebe Hilla — ich wollte sagen: Berta Weizenblond dafür, wenn du erlaubst. Die Differenz wird munter und rüstig aus Eigenem bestritten. Prachtvoll." Aber plötzlich mußte er mit einem unvorhergesehenen Sprung wieder an Hilla — und Bredereck denken, nahe und weh. Auch Hilla würde zahlen müssen . . . Irrsinn. Er wurde wütend. „Prost. Das ist was anderes, ganz was anderes, du — und Berta — Saft und Kraft und schallender Gleichklang, das duzt sich mit dem Leben und zwingt es ohne Differenz."

„Schluß!" sagte Puls und stellte das leere Glas auf den Tisch. Seine Stirne war rot.

„Puls, du hast recht. Du hast in jedem Sinne recht; laß mich das in dieser denkwürdigen und gehobenen Stunde freundschaftlich sagen. Sie ist prachtvoll — Berta Lachemund, die sich vom Leben nichts vorflunkern läßt, auch von sich selbst nicht, auch von dir nicht, Puls. Eine saftige, würzige Roggenfrucht —"

„Schluß!" sagte Puls und rieb mit dem Glas knirschende Kreise auf den Tisch.

„Nein, kein Fläschchen mehr, Puls. Wir sind glücklich. Das ist der Sinn solcher Fläschchen. Siehst du — darf ich dich daran erinnern? . . . Jan Steen, der große Maler, war Bierbrauer, zum mindesten und erwiesenermaßen ein fröhlicher Gastwirt in Leyden, um bloß ihn zu nennen. Warum nicht Landwirt? Das ist noch besser und tüchtiger, und schadet erst recht keiner Kunst. Schafft bessere Kunst, unbekümmertere, eigensinnigere — das heiterernste Spiel der Kunst, der freien Stunde, das einzig gültige und befreiende."

Puls machte verschlagene Äuglein, dann leuchtete seines Herzens Ehrlichkeit ins Zimmer. „Der Teufel hole den Dreck!" sagte er und schlug auf den Tisch.

„Pst!" bat Siebelind.

Aber der andere dachte an seine vertrocknete Werkstatt drüben, an den unbegehrten, zerbröckelnden Trommler und an die verlegenen Tierchen auf dem Bord. „Soll ich hier im Paradeis — Gott segne es dir und mir, wir lieben es! — soll ich ewig hier Kohl pflanzen und mit Jauche pantschen und dazwischen sorgenvoll Enten, Hühner, Schweine, Eulen und Hasen kneten, die mir vielleicht Frau Witt (ich verehre

Digitized by Google

und adoriere sie, ich schwöre dir, nicht bloß deshalb!) abkauft, und Ihlow für zehn Mark, und Kaufmann Plath in Zörlin für Tabak und Schnaps und Biere — diese Feistbürger und Lebensfresser . . .! Für mich will ich sie machen — bloß für mich, in ‚heiterernstem Spiel'! Für mich und meine Kinder nach des Tages Plage oder am Sonntag, wenn die Kirchenglocken klingen. Nicht schlecht, nicht schlecht! Du wirst sehen, Siebelind —" er steckte die Hände in die Hosentaschen und saß, mit einem Glanz auf allen runden Gliedern, da.

„Ruhig," gebot Siebelind.

„Naja. Du gehörst ja jetzt dazu — zu den Lebensfressern."

„Ich gehöre dazu? Ich verbitte mir . . . Soso. Gut."

„— Und wenn du selbst mal von hier weggehst? Exitus aus dem Paradeis —?"

„Ich? Soso. Ich geh' weg?" Er pfiff und ging wieder in bedrohlicher Haltung spazieren — Dorothee fiel ihm ein. Stand vor ihm. Seine Augen wurden groß und feucht vor rasender Sehnsucht. Er hätte schreien mögen. Sie war heute hier gewesen — Er sehnte sich, er hob die Arme wie ein Verbrennender — nein, er war ganz ruhig, still bewegt, nahm sein Herz aus der Brust und trug es behutsam in der Hand.

„Du tust recht, Puls," sagte er vertraut. „Sei ein Mensch und Mann, der sich liebt und dem Leben vertraut. Es ist ein Unfug, sich immer krampfhaft schnurgerade den Weg abzustecken zu irgendeinem vagen Ziel. Das Leben schenkt sich. Ist ganz nahe. Man muß bereit sein. Fest und gelassen mit einem willigen Ja auf den Lippen. Das ist metaphysische Weisheit, Puls. — Ich werde zum Schweineschlachten kommen. Verlaß dich drauf."

„Es wird erwartet. Berta Glinze wird sich freuen." Puls schloß ein Auge und dachte nach. In seinen Backengrübchen fing sich der Abglanz eines lieblichen Gedankens. „Ob es auch Frau Witt Spaß machen würde —?"

„Das müßte erfragt werden. O, ich glaube schon; bestimmt glaube ich es. Ich sehe sie schon dabei. Aber — warum Frau Witt, mein Lieber —?" seine Augen waren groß und weiß vor Härte. Sein Herz wurde weit wie die Nacht draußen und war eine stürmisch schwingende Glocke.

„Nur so. Es fiel mir ein. Sie ist prachtvoll — und sie paßt auch in eine Jan Steen-Stube." Puls lächelte liebreich und weise.

„Du meinst? Ja, ein wenig. Prachtvoll." — — Siebelind lachte hell und bebend und liebte den Dicken von ganzem Herzen. Er schlug ihm wuchtig auf die Schulter und rüttelte ihn aus seinen Träumen auf.

Und danach wandelten die beiden Herren, trautgeeint Arm in Arm, durch den nächtlichen Garten, der betäubend süß war von der Fülle der schlummernden Frucht, und über dem alle Sterne blitzten. Mitunter fiel ein Apfel mit dumpfem Schlag ins Gras, das war ein geheimnisvoll erschütterndes Geräusch, dem man lauschen mußte; dann flüsterte die mondhelle Stille wieder mit fraulichem Atem. Die Männer schwiegen, jeder auf seine Art, der Erde nahe und aller Himmel voll, herzeinige Brüder im Paradeis und im wechselnden Geschick.

Bully Tobias aber, der auch die holderen Wirren des Lebens verständig mied, schlief und schnarchte sanft.

Das Liebespaar für sich

Auch Dorothee hatte die fernere Welt vergessen. Es lag in ihrer Art, sich einem Gefühl mit grenzenloser Unbekümmertheit hinzugeben, unbefangen wie ein Kind, das ein köstliches Spiel gefangen hält, und egoistisch wie eine Frau, die mit ihrem tiefsten Wesen einig ist und seinem herrischen Gebot willig folgt.

Aber auch der schönste August geht zu Ende.

Die Charitinnen des Tiniushauses waren ein paar Tage in Köln gewesen. Es tagten jetzt überall Kongresse; der dauerhafte Sommer schien auch die prominenten Damen unruhig zu machen. Dorothee hatte es für geraten gehalten, diesmal die Einladung ihrer Gastfreundin anzunehmen; sie war für eine Woche mitgefahren.

Jetzt weilte Cilly mit der Pinzgerin in Hamburg, wo ebenfalls etwas los war. Die Tinia hatte sich nach unruhigem und verschlossenem Zögern, wie es ihre Art war, plötzlich aufgemacht, als habe sie ein wenig Blut geleckt da draußen. Zu dem kam, daß wahrscheinlich auch Schwager Alfred geschäftlich in Hamburg weilen würde, vermutlich auch Herr Direktor Curt Röseborn, der, wie rühmlich feststand, in allen Außendienstfragen eine besonders geschickte und energische Hand zeigte. Es war fernerhin sogar möglich, daß sich die Damen, im Anschluß an Hamburg, auch noch zu einem Abstecher nach Kopenhagen und Stockholm entschließen würden, wo gleichfalls „etwas" spektakelte, wofür eine geeignete Delegierte noch peinlich fehlte — indes, das war noch

Digitized by Google

ungewiß; aber es war wiederum nicht unmöglich, daß auch die Herren, wenigstens einer von ihnen, etliche skandinavische Geschäfte an Ort und Stelle zu tätigen hatte; die Tinius A. G. brauchte Holz und Eisen.

‚Das beste wäre also, ich schnürte mein Ränzel!' hatte sich Dorothee gesagt, als von diesen neuen Plänen die Rede war. Aber Cilly, als sie eine Andeutung hörte, war rasch rot geworden. „Aber das ist ja Unsinn, Dorothee — was fällt Ihnen ein," hatte sie in ihrer bestimmten Art, ein wenig nervös geantwortet. „Das dürfen Sie nicht. Was wollen Sie sich schon jetzt in Berlin oder irgend sonstwo herumdrücken. Das ist gegen die Abmachung. Oder langweilen Sie sich —?"

„Nicht eine Sekunde."

Cilly errötete. „Na also. Ich — hm — würde Sie bitten, wieder mit uns zu kommen. Aber es ist ein bißchen weit diesmal und trubulös. Man hat nicht viel voneinander, schon in Köln war es so; meist eine Hetze." Es kam auch der Geldpunkt für Cilly, die gern rechnete und nicht über Gebühr verschwendete, in Frage. „Ich weiß auch nicht, ob Sie selbst —" Räuspern.

„Nein, Cilly."

„Hm. Na also, Dorothee. Sie bleiben selbstverständlich hier und hüten das Haus. Was für ein verdrehter Einfall! Was sollten denn Papa und Ihre Troubadoure Odo und Billo und Siebelind ohne Sie anfangen? Wir bekommen sicherlich einen herrlichen Herbst; der ist am allerschönsten hier. Übrigens wird es vermutlich bloß bei Hamburg bleiben. Ich bin kein Rundreisekoffer. Es gibt am Ende noch andere Dinge für mich . . ."

Da hatte Dorothee nachdenklich wieder Cillys Hand gestreichelt. Es gab kein hübscheres Daheim und keine bessere Luft und reichlichere Nahrung: es war sehr köstlich hier.

Vor allem: sie fürchtete sich selbst in einer Seelenfalte vor Berlin oder einer anderen ‚Einsamkeit' und gestand es sich ruhig ein. Denn es war klar, daß sie in jener Einsamkeit auf die Dauer nicht so ganz allein bleiben würde.

Siebelind würde sogleich erklären, möglicherweise mit einem Zorn in der Seele: „Ich komme mit nach Berlin — oder nach Heringsdorf!" Und dann? Nicht ganz einfach.

Darüber sann sie öfter nach, auch als Cilly mit ihrer stattlichen Begleiterin schon über alle Berge war.

Sie sah vollkommen klar: es lockte auch sie, wenn sie plötzlich einmal an jene Möglichkeit dachte, mit einem Atemstocken, mit einer ungestüm fiebernden Freude, die sie heiß überwallte und bis auf die Haut erzittern ließ — das war die frühere Dorothee, die sich mit Haut und Haaren verschrieb. Sie kannte sie gut: plötzlich einmal verlor sie den Willen, und dabei wuchs der fremde Wille ungehindert in sie hinein. Ein für sie gefährlicher Zustand, der an Bewußtlosigkeit und naive Besessenheit grenzte, und der ihr allzuoft gefährlich geworden war. Allein ihre bis in die letzte Zeit reichende Erfahrung und ihre nicht grade schmerzlos erworbene Lebensreife warnten sie diesmal mit besorgter Stimme, ein förmlich neuer, heller, wachsamer Instinkt; warnte recht eindringlich und in die Zukunft deutend vor diesem harten, ungebärdigen, noch niemals erlebten Ernst, der sie erschütterte und entzückte . . .

Einmal indes spielte sie, in einer unbewachten Laune, vor ihm mit jenen Gedanken.

„Gut! Wir werden zusammen reisen! — — Oder wir heiraten eben —!" erklärte er stark.

— Da war es wieder. Es war nicht mehr ganz neu zwischen ihnen. Lieber guter Himmel.

„Und das Paradeis?"

„Das bist du!"

„Nicht in allem, Freund Guido."

Tag um Tag mit ihr zusammensein, die Vorstellung war wie ein brausendes Meer in ihm! Er war besessen gewesen von Arbeit, Liebe, Gegenwart; aber auch *seine* Wünsche hatten oft und immerzu daran gerührt — wie an ein glühendes, flammendes Eisen.

Dorothee wollte es nicht. Für unbestimmte oder längere Zeit, sagte sie, das würde sie zu sehr zerstreuen und ablenken, würde der ihr gerade jetzt unbedingt nötigen Sammlung nicht zuträglich sein; sie fürchte auch noch, so bekannte sie stockend, um ihre Stimme; es könne sich durch eine so einschneidende Änderung, von anderm zu schweigen, ein nervöser Rückfall zeigen. Das war nicht ganz aufrichtig gesprochen. Es geschah mehr deshalb, weil sie selbst für jene neue Gemeinsamkeit erzitterte.

„Das Paradeis bleibt unzerstörbar, dieses oder ein anderes, muß uns bleiben! Mir und auch dir."

Da war es wieder, das viel Gefährlichere, wie sie es bei sich nannte. Sie brauchte alle Klugheit und heitere, zärtliche Begabung vor ihm, um über solche Augenblicke hinwegzukommen.

Es rumorte nun in ihm. Aber er wehrte

Digitized by Google

sich offenbar selbst unter seinen glühenden Wünschen dagegen ... unbeholfen und schwerfällig in gewissenhafter, ehrfürchtiger Liebe und — weil — ja, weil vielleicht alles in ein uferloses, dieser profunden Gewalt unwürdiges Spiel auslaufen könnte, das er — niemals wollte. Das wäre fast liederlich — eine verrückte, philisterhafte Beängstigung, die er zornig verachtete und verbarg.

Da nahm sie ihm, wie ein schlicht empfindsames Kind des Lebens oder wie eine Kusine des Tiniushauses, das Versprechen ab, um ihrer ‚Ruhe' willen, jetzt nicht mehr in sie zu dringen!

„Ich bin ein Narr," sagte er grimmig, „ein kompletter Parsifal, der kein Glück verdient!" Und er war eine Woche lang nicht sehr liebenswürdig. In den Nächten lief er viel herum, eh' er sich für ein paar Stunden ins Bett warf. Gut, er würde wieder verbissen arbeiten zu irgendeinem metaphysisch-irdischen Zweck, wie der berühmte muntere Seifensieder und der noch unwahrscheinlichere Sisyphus.

Indessen — — einige Male verweilten sie kürzere und längere Zeit doch in Berlin. Oh, ungeheures Erlebnis.

Puls erzählte kein Wort davon. Glaubte unbedingt an Siebelinds Geschäfte, die ihn aufgehalten.

Und Dorothee hatte in der Tiniushütte noch unanfechtbarere Gründe dafür, die Billo gewissenhaft zur Kenntnis nahm.

Schweig stille, mein Herze, sang die Welt.

★

Doch da draußen in der Welt gab es noch ein anderes, das seine lockenden Wellen zu Dorothee schickte und immer näher an sie herankam. Sie stimmten in der Gaukelwelt bereits emsig die Geigen für das neue Winterspektakel, das wieder mal funkelblanke, nie erlebte Erfüllung verhieß.

Oh — sie war noch nicht dran! Man brauchte sie noch nicht! Es ging ihr gut hier; sie sollten ruhig auf sie warten! Sie verschloß sich wie Freund Siebelind vor der Welt und scheute und haßte das tatenlose Daumendrehen dort draußen. Aber ihre Nerven zitterten. Ihre Hände bebten, wenn sie in einer Zeitung von jenen aufregenden Dingen las, wenn sie Bilder sah, alles spannte und ballte sich in ihr, sie hätte aufspringen und davonfliegen mögen — in ihre Welt. Es hatte noch viel Zeit.

Da war sie einmal, rasch entschlossen, an einem Nachmittag davongefahren und hatte allein in der geliebten Bühnenmoderluft gesessen, gespannt und blaß in dem kühlen, dunklen Haus, den Kopf, in Schauen und Lauschen versunken, in beide Hände gestützt. — — Oh, sie hatte die kleine Gemma, das Kind aus Genieland, nicht sehr gut gefunden: ängstlich und nervös; es hatte einmal laut aufgeweint, richtig herausgeheult unter der Fuchtel des Trainers — das hatte ihr leid getan, und sie hatte doch in ihrem schwärzesten Herzen triumphiert, armes Ding! begabt, ja, aber noch ein unflügges Vögelchen, das man dressierte, peitschte und gewaltsam reif machen wollte; es würde ihnen nicht ganz glücken; sie sollten sehen, sie würden das zarte und störrische Selbstgefühl für eine Weile zerbrechen und krank machen! Sie gönnte es ihnen — nein, pfui. Aber sie ging stolz und blaß und mit unbezwinglicher Genugtuung wieder davon. Eine häßliche Welt, abscheulich und abenteuerlich, dachte sie gereizt, angesteckt von dem Fieber und Krampf, und wünschte sich entmutigt in die reinere Paradeisluft und in den unbarmherzigen Arm des verläßlichen Guido Siebelind.

Danach saß sie, am nächsten Tag, vor ihm, und er betrachtete sie forschend mit seinen hellen Augen. „Du mußt dich erst wieder dran gewöhnen," sagte er ruhig.

„Ich werde vorläufig nicht wieder hingehen."

„Das ist falsch. Das ist feige. Ich hätte bei dir sein sollen. Man muß den Dingen gerade ins Gesicht sehen und die Ziege bei den Hörnern packen," erklärte er. Aber er meinte noch etwas anderes. Sie las es ihm von den herrischen Augen ab; sein Blick war spähend und mißtrauisch.

„Das Ziel muß nahe, dicht vor der Nase sein, sonst ist es wie ein Kuß auf Versprechung, nein, schlimmer, ein mittendrin abgebrochener Kuß." Sie sah ihn weich an.

„Nein, das dulden wir nicht!" Er nahm sie in die Arme.

Danach war sie nicht wieder allein in Berlin. —

★

Cilly und die hilfreiche Pinzgerin schrieben bunte, herzliche Karten mit wenig Text. Auch Schwager Alfred und Direktor Röseborn empfahlen sich ergebenst. Also doch. Sieh da. Die letzte Karte aber war wirklich aus dem allerschönsten Kopenhagen gekommen, und es war damit zu rechnen, daß die künftigen bunten Grüße aus noch höherem Norden starten würden — es gab Fügungen, es gab Schicksalszwänge, denen nun mal nicht zu entrinnen war.

Dorothee war es recht. Sie ließ sich vom Urpapa im Atlas den Reiseweg zeigen und plauderte mit Billo, der mal eine Nord-

Digitized by Google

landtour gemacht hatte, verständig von Eremitage und Skansen und von den riesenhaften gelben Butterblumen auf dem Nordkap.

★

An dem Tage, als die zweite Karte aus Dänemark, eigentlich schon aus Malmö kam, sagte Dorothee kurz mit einer Grübelfalte: „Ich fahre morgen wieder nach Berlin."

Siebelind sah sie unbewegt an. „Ins Theater? Du willst allein sein?"

„Die Olinsky spielt zum erstenmal wieder. Wir waren früher zusammen in Wien. Sie war sehr krank, ein voller Zusammenbruch, man schwatzte von Kokain und anderm — schon möglich. Ich mag sie nicht sehr, sie ist eiskalt, aber fabelhaft klug, ihr Gefühl ist bloß im Raffinierten und Verderbten echt. Man sagt und schreibt, sie soll ganz neu und einfach geworden sein in ihrer Art — das interessiert mich. Ich will sie sehen. Ich fange ja auch wieder von vorn an — noch viel einfacher und simpler! Und ich habe auch sonst Lust — ja, siehst du, ich werde dabei Kollegen und Freunde treffen . . . mehr von ihnen und ausgiebiger, als gelegentlich. Sie sind jetzt alle wieder zusammen. Man schrieb mir gestern. Es macht mich unruhig —"

„Du langweilst dich?"

Sie errötete. „Ja, ein wenig. Verstehst du das nicht? Was soll ich tun? Sie fangen jetzt alle wieder zu spielen an. Ganz Berlin ist eine einzige Theaterluft!" sagte sie rasch und klagend.

Er nahm ihre Hand. Das machte sie immer nach einer Weile ruhig. Er spürte, wie das Blut darin klopfte.

„Ja, wir reisen. Wir fahren zusammen. Ich komme mit. Ich muß auch nach Babylon. Ich habe einen Brief bekommen. Heute. Ich soll erscheinen. Nichts weiter. Hochachtungsvoll und ergebenst."

„O herrlich —!" frohlockte sie, „das werden wir feiern. Das wird ein großer, festlicher Tag werden! Wir fahren schon am Morgen. Du — ich werde dich zu den Gönnern begleiten."

„Gut. Hand in Hand. Hier ist Dorothee, werde ich zu den Gönnern sprechen — Dorothee, das Modell, viel schöner und wahrer, unerreichbar, vollkommen wie das Licht — meine Braut."

Da lachte sie und errötete vor Schreck.

„Ein wenig aufdringlich, fürchte ich. Man bringt seine künftige Familie nicht zu geschäftlichen Konferenzen mit. Eine zu verschämte Rolle für mich. — — Also morgen — Liebster —"

Sie verstummte und sah blaß auf ihre Hände im Schoß.

Er aber schaute auf ihr Gesicht, als habe sie wieder Ungeheures gesprochen.

Der gläubige Trapper

Sie war natürlich nicht mit zu den Gönnern gegangen.

„Wir treffen uns nachher zwischen eins und zwei," bestimmte sie.

„Ich werde auf dich warten, Dorothee, bis zum Morgengrauen!"

„Auf Wiedersehen, Herr Doktor," sang sie und nickte ihm strahlend zu. Er ragte lang und blitzend wie eine gewaltsame Drohung vor ihr. Sie schüttelte den Kopf und fuhr frisch und heiter in dieser mit Leben und Wünschen gesättigten Luft, die sie gierig einsog, davon.

Nach anderthalb Stunden bummelte er, von seinen guten Freunden kommend, wieder durch die Straßen. Alles war blank und lebendig um ihn her, es gab keinen Kummer und kein Entbehren mehr in der Welt. Sie war bloß für ihn aufgebaut. Er schritt wie ein König zwischen Zwergen, ein großer Mann. Er blieb vor jedem lockenden Laden stehen, um etwas auszuwählen, das er Dorothee schenken könnte; es sollte hundert Mark kosten, viele hundert Mark, tausend Mark. Seine Zufriedenheit, sein pralles Selbstgefühl, seine kindische Eitelkeit mündeten bloß in Dorothee.

Sie kam ziemlich pünktlich, noch vor zwei Uhr, durch das große Weinlokal geschwebt, durch einen warmen Dunst von Braten und Wein. Er saß längst an einem Tisch auf der Lauer. Er ließ sie mit ihrem leichten, etwas kurzen Schritt herankommen, ohne sich zu melden: sie kam zu ihm, man traf einander in dieser Millionenstadt an diesem kleinen blendendweißen Tisch; gleich würde sie hier sein, und er würde sie mit guten Dingen füttern, ihr Wein eingießen, verschlagen ihre Hand berühren, ihren nahen Atem atmen — kaum zu ertragen, niemals erlebt, nicht mit dieser Spannung und Erwartung. Er stand auf, da sah sie ihn und kam lächelnd auf ihn zu. Er nahm ihr zehn Pakete ab, nahm ihren Schirm, der warm war von ihrer Hand, ein Fest, er leuchtete wie ein Gott des heiteren Glücks, Eros, Bacchos in einem. „Alles besorgt? Du sitzt auf meinem Platz besser —" er wollte nur, daß sie auf seinem Stuhl Platz nahm.

Digitized by Google

Sie legte leicht die Hand auf seine Hand, es war ihm, als küsse sie ihn mitten auf die Brust.

„Ich habe noch nicht alles besorgen können. Ich hatte Hunger und Durst. Wir müssen nachher noch —“

„Wir nehmen einen Wagen,“ bestimmte er entzückt. „Ich dachte erst Hummer, warm, dann —“ empfahl er eifrig. Sie nahm die Karte. Sie aß gern gut und ordentlich. Plötzlich blickte sie ihn wieder groß an. „Was sagen deine Leute? Erzähle mir, erzähle!“

Guido saß stumm und lächelte, ganz geblähte Selbstgefälligkeit. „Ich muß dir etwas kaufen, Dorothee.“

„Dummer Guido. Das ist nicht nötig, lieber Herr Doktor. Dort kommt das Blumenmädchen. Und nun — bestelle, bitte, ich habe rasenden Hunger. Also erzähle mir —!“

Sie saßen wie ein Ehepaar an dem kleinen Tisch, der gebräunte, blonde Herr im Sommeranzug, ein sehniger, furchtloser Mann, und die türkisblaue Dorothee, vor der selbst die Kellner ehrerbietig flüsterten. Er verfolgte jeden Bissen, den sie zum Munde führte, und jeden Schluck, den sie trank, als geschähe es ihm zuliebe.

Danach fuhren sie, ermattet vom guten Essen, weiter; würdige Hochzeitsreisende, die es sich nicht merken ließen, zwei-, dreijährige Ehegatten, jung und blank wie am ersten Tag, unabänderlich, unveränderlich bis zur goldenen Hochzeit. — Sie schritt eilig vor ihm her in die Läden. „Davon verstehst du nichts,“ sagte sie über die Schulter. Er lachte tief und zufrieden und erklärte ihr im Gedränge entschlossen: „Du, ich muß dir was ins Ohr sagen.“ Da sagte sie ‚Sie‘ zu ihm, das war ein eiskalter Strahl.

Plötzlich erklärte sie: „Fertig; wir wollen nun zu einem Tee fahren.“

„Tee?“

Sie nickte und stieg wieder in den Wagen. „So. Man muß frei und ledig sein für die andern guten Dinge.“ Hierauf musterte sie ihn mütterlich und kritisch. „Du hättest dir ein schwarzes Jackett anziehen sollen. Nun, wir sind Fremde, kommen vom Land.“

„Ich werde mir so etwas anschaffen.“

„Wir sagen jetzt Sie,“ befahl sie und legte den Kopf zurück.

„Denke nicht dran.“

„Also — gut.“

Er hatte alle Schaufenster für sie leerkaufen wollen. Er hatte angemauert vor Juwelierläden gestanden, den Arm fest unter ihrem Arm. Er hatte mit Perlen und Brillanten geliebäugelt. „Das ist hübsch, Dorothee, was meinst du, gnädige Frau?“ — „Recht hübsch,“ sagte sie zerstreut und zog ihn weiter. Sie war in kameradschaftlicher Angst. Er dünkte sich ein Nabob heute und erst recht in näherer Zukunft — ach, das war doch sehr ungewiß! Sie selbst war in dem Punkt etwas anspruchsvoll. Er würde ohne Wimperzucken das ganze Geld auf den Tisch legen für eine Spange oder Perlenkette, nur damit ihre Haut es wärme — sein Spängchen, immer bei ihr, ein Stück von ihm. „Gut, ich brauche etwas,“ besänftigte sie ihn. Sie wählte ein feines Goldkettchen — „das will ich; gerade das, ich hab' es mir immer gewünscht! Ich werde es auch in der Nacht tragen.“ Da war er still und liebte das schlichte Kettchen.

Sie saß erwartungsvoll neben ihm in einer anderen, in einer kühleren Haltung als sonst; auch in einer andern Art elegant, er konnte sich das nicht erklären, wollte auch nicht. Er musterte sie nur von Zeit zu Zeit von der Seite, was bemerkt wurde. Sie sah so aus wie hochmütiges Porzellan.

Sie würde sein Kettchen auch des Nachts auf ihrer warmen Brust tragen. Das tröstete ihn, machte ihn zum unbezwinglichen Pascha mit drei Roßschweifen.

Aber es war erstaunlich, wieviel Menschen Dorothee kannte. Der Tisch in dem großen Teeraum wurde in den nächsten zwei Stunden immer länger. Zwanzig, fünfundzwanzig Damen und Herren tauchten in bester, wortreicher Laune auf. Sie kamen von der Probe oder sonstwoher. Temperamentvolle Damen küßten Dorothee wie eine Schwester, einige sagten du zu ihr, alle lärmten durcheinander; die Herren küßten ihr die Hand, manche beide Hände, mit nahen, schwimmenden Kollegenaugen, sagten ‚gnädige Frau‘ oder einfach ‚Witt‘ oder ‚Dorothee‘ und ebenfalls du; andere kannten sie flüchtiger oder überhaupt noch nicht persönlich und waren besonders entzückt und eifrig; sie waren alle willkommen.

Dorothee saß wie eine strahlende Königin dazwischen und war ebenso aufgeregt und heiter wie die andern. Da sagte auch Siebelind ‚Dorothee‘ zu ihr und duzte sie munter. „Herr Doktor Siebelind gehört zu meinen Tiniusfreunden da draußen,“ erklärte Dorothee.

Guido gefiel ihnen, besonders den Damen. Sie zeigten es ihm und Dorothee in unbefangener Konkurrenz, was gnädig gestattet wurde: bitte, bedient euch.

Auch sie gefielen Herrn Guido — Weiberchen, meist hübsch und frisch, manche heiden-

Digitized by Google

mäßig angetuscht und doch natürlich, alle sehr natürlich, menschlich, oft unverstellt derb, durch alle Eleganz und unvermeidliche Schauspielerei hindurch. Die Herren sprachen mit angenehmen, geschulten Stimmen und waren besonders laut, wenn die Nachbartische lauschten; auch Siebelind lagen laute Stimmungen und Temperamentsausbrüche nicht fern, nun also; übrigens trugen die Herren zum Teil ebenfalls helle Sommerjäckchen, was Guido gar nicht bemerkte. Sehr behaglich das alles. Er liebte die Damen und duldete die Herren, die alle große Jäger sein wollten; sie erzählten von schwierigen Jagden, warfen mit Weidmannsvokabeln um sich und hatten keine Ahnung. Guido lachte und glaubte den Herrchen, auch ihren kühnen Profilen, die den Nachbartischen galten. Putzige Leutchen, sie machten ihm keine Sorge und Angst, durften ruhig ‚Dorothee' sagen und ‚Wittchen' und ihre Hände im Eifer oder Spaße anfassen, er gestattete es großmütig mit einem drohenden Grimm in der äußersten Herzspitze und einem Zittern der Dreiroßschweifpuschel — und erzählte wie ein guter Onkel einer zarten Blondine vom Paradeis und von Puls; sie fand es himmlisch, bekam träumerisch starre und sehnsüchtige Augen, o, sie möchte das sehen und kennenlernen; sie hätte selbst einen tiefen Zug nach Einsamkeit — o, bitte, mein Schätzchen; er würde ihr Eierkuchen backen, und Puls würde einen Entenstiez braten — und Dorothee sollte sich schwarz ängstigen; und dann mußte er ihr von Hirschen erzählen, die es da draußen gar nicht gab, bloß Damhirsche, und mußte den Brunstschrei andeuten, so daß der halbe Saal erschrak.

Dorothee — wo war Dorothee —? Ach, da drüben, sie schien ihn kaum zu erkennen; gehörte den andern. Sie war wie die andern, eine von ihnen, eine fremde, allen gehörende elegante Dame — umschmeichelt vom Luxus des Raumes, vom größeren, großen Leben von der lärmend heranbrängenden, mit Spannung und leidenschaftlichem Ehrgeiz geladenen Theaterluft; warm, warm — und fremd — Dorothee! hätte er sie mit starker Stimme aufschrecken mögen; aber wenn sie ihn einmal lächelnd aus ihrer Ferne ansah, dann bebte sein zügelloses Herz.

Er wandte sich heftig den andern Damen zu, die nackt und weiß aus ihren Hauchkleidern brannten. Dorothee hatte immer bloß gleichgültig von ihren Freunden gesprochen, als kenne sie sie kaum noch, als habe sie sie längst vergessen: Ach die — sie waren irgendwo. Lebte sie so heftig im Augenblick? Weiber! grollte er, diese weiblichen Nervenspitzen antworten jeder Gemeinschaft, beben empfänglich in jeder Luft — jetzt gehörte sie zu diesen, war ihnen verwirrend ähnlich, soweit Dorothee jemand ähnlich sein konnte.

In der Mitte des kirschroten Saales war ein freier, ovaler Raum; dort schritt und drehte man sich im Tanz.

Dorothee tanzte mit ihren Freunden.

Auch Guido Siebelind tat es, geschickt und steif, und seine Hände hielten die Dame sehr fest. Sein Schritt war etwas hart. Er tanzte mit der zarten Blondine, die die Abseitigkeit liebte und sich für den Hirschschrei erwärmte; mit einer Brünetten mit erschütternd langen Hüften, die bis zum Hals hinauf und bis zur Unmöglichkeit hinunter nackt waren, sie kamen aus einem langen Schlitz heraus.

Er tanzte auch mit Dorothee.

„Du mußt mich leichter führen." Er antwortete nicht, zog sie fester an sich, daß er ihre Brust spürte.

„Ist es nicht sehr hübsch hier? Ich freue mich so sehr, es tut mir gut; ich habe es lange entbehrt. Warum eigentlich —?" Sie sah lächelnd und fragend zu ihm auf. Sie sah sein gerötetes Gesicht, das streng war, und ihr Auge schweifte mit einem besorgten Lidschlag ab.

Dann tanzte Dorothee wieder mit den andern Herren. Aber Guido tanzte nicht mehr. Er ließ sich eine große Zigarre bringen und rauchte, in den zurückgeschobenen Stuhl gelehnt, sprach auch nicht mehr viel.

„Sie sehnen sich nach Ihrer Stille," fragte die zarte Blondine und sah ihm in die Augen; „das hier ist anders."

„Kann sein. Wann kommen Sie zu Kartoffelpuffern und Kaffee?"

„O — wann Sie wollen. Sobald ich einmal frei bin — haben Sie Telephon?"

„Nein." — Sie lachte sehr hell und leise. „Natürlich, im Paradeis telephoniert man nicht. Ich schicke ein Telegramm."

Er antwortete nicht, denn Dorothee tanzte wieder nahe vor ihm. Er sah jeden Schritt, den Glanz ihres Auges, das Zucken ihres Mundes; eine kalte, schwere Hand lag auf seinem Magen.

„Sie haben einen merkwürdigen Blick, Herr Doktor, der, glaub' ich, Mensch und Kreatur bändigt, wenn er will," sagte die Blonde mit schwingender Stimme. Du süßes, weißes Schmaltierchen — holdes, genäschiges Schaf, du hast weite, feine Nüstern! Sie sollte einmal kommen — recht bald, ja? Er sah sie mit jenem Blick an; sein Blut sprang in einem Fieber auf.

Digitized by Google

Doch da war soeben noch ein Herr an den langen, schwirrenden Tisch getreten. Ein großer, schlanker Mann, sehr jugendlich trotz dem dünnen Haar und den erfahren spielenden Krähenfüßen. Er wurde mit Freude, ja, stürmisch begrüßt. Ein Herr Manfred Gill, saß im Vorstand einer großen Kohlenfirma, wie ein junger Herr ehrfurchtsvoll Herrn Siebelind erklärte. Der Kohlenmagnat schien die meisten zu kennen; er küßte reihum die Hände der Damen, ohne sie anzufassen; er gehörte offenbar dazu, war in der Gauklerwelt ein wenig daheim und beliebt. Junggeselle, Mäzen, erklärte der eifrige Jüngling. Es war Guido gleichgültig. Dorothee kannte er noch nicht, nur vom Sehen und Hören natürlich: ein bedauerlicher Zufall; er war gerade im vorigen Jahr, als sie in Berlin weilte, lange im Ausland gewesen, wie sich bald herausstellte — aber er hatte sie mit scharfem Blick sofort bemerkt und in ihrer Nähe Platz genommen, sie war die Königin. Er sprach von Wien, Dresden und München, wo er sie spielen gesehen habe.

„Ich bin beglückt, gnädige Frau —" sein schlanker Hals war rot vom Sport, guten Wein und bekömmlichen Essen. Ein äußerst sicherer Herr, er hatte sich den ihm noch fremden Herren gar nicht vorgestellt, bloß im Ramsch. Ein Großbürger, der mit Konzernen jonglierte; ein reicher, unabhängiger Mann, wie die blonde Süße verträumt flüsterte, Dorothee hob die Brauen und antwortete freundlich mit ihrem berühmten, zagen Lächeln.

Guido saß fremd und einsam da. Auch die Zigarre schmeckte ihm nicht mehr.

Dorothee blickte ein paarmal zerstreut über sein Gesicht, als bekenne sie: ein unwichtiger Herr für sie, der Herr Manfred Gill, Kommanditär. Aber zwischen ihren glänzenden Brauen, die er tausendmal geküßt hatte, grübelte etwas. Einmal nagte sie in der Mitte ihrer Unterlippe . . .

Herr Gill sprach sehr skeptisch vom Wunderkind Gemma — man würde sehen. „Sie gehören nun endlich uns, gnädige Frau!" dekretierte er mit warmer Überzeugung.

„Du, Dorothee," sagte Siebelind mit einer kurzen Verbeugung zu Herrn Gill, Kommanditär, „wenn wir noch ins Theater wollen —"

„Gill," sagte der andere.

„Siebelind."

Herr Gill musterte das gebräunte, sehnige Gesicht und sah höflich auf Dorothee. Nichts weiter. „Ein lieber Freund von mir. Herr des Paradeises," erzählte sie.

„Ich stelle Ihnen gehorsamst meinen Wagen zur Verfügung, gnädige Frau," sprach er und wippte auch mit dem Kinn zu Guido hin.

„Danke tausendmal," sagte Siebelind. „Mein Wagen wartet vor der Tür."

Herr Gill verneigte sich artig und plauderte geläufig weiter. Dorothee nickte Guido vertraulich zu, bekannte sich zu ihm. Sein Herz schwoll und wurde zu heißem Stahl. Aber sie wurde schweigsamer und schien weiß Gott zu zögern.

Plötzlich erhob sie sich. Herr Manfred Gill sprach die Hoffnung aus und bat um die Gunst, ihr bald wieder begegnen zu dürfen, und machte Herrn Siebelind eine knappe Verbeugung.

„Wo ist dein Wagen?" fragte Dorothee draußen hoheitsvoll.

Er winkte einem Autodröschken.

„Warum wolltest du das Angebot nicht annehmen?" fragte sie weiter.

„Wärst du lieber mit Herrn Gillfreds Wagen gefahren?"

„Vielleicht. Übrigens heißt der Herr: Gill."

Er nahm ihre Hand. „Dorothee, wo bist du?"

„Hier bin ich," sagte sie lachend in ihrer Ecke und legte das Kinn auf seine Hand.

★

„Ach, so ein Lumpenstück!" sagte Siebelind laut im Theater. Aber Dorothee saß neben ihm.

„Gefällt es dir nicht? Die Olinsky —"

„Nicht im mindesten!"

Das war ihr denn doch wieder zu paradeisisch, es verstimmte ihre angenehm erfrischte Seele.

Dann mußte sie, während einer toten Stelle da vorn, an den roten Hotelsaal zurückdenken; Freund Siebelind war wie einer gewesen, der aus klirrend reiner Polarluft hier hereingeschneit war und die Luft etwas dick und heiß fand, kaum zu atmen. Er war zu rechthaberisch, ungebärdig, unlenksam mit seinen himmelblauen Wünschen, zu jung — viel zu jung! eiferte sie mit einem stechenden Schmerz. Sein Arm bewegte sich an ihrem Arm. Ein fremder Mann. Sie erschrak.

„Schlecht!" sagte sie gelangweilt.

Ihr Nachbar knurrte und drückte ihre Hand.

Pause.

„Wollen wir nicht ausrücken? Wir essen an einem hübschen Tisch, wie heute mittag," schlug er überredend vor.

Da tat er ihr leid. Sie schritt leicht und steif, ein wenig fern von ihm in der runden Halle. Es mußte nicht immer nach

Digitized by Google

Slowenische Hochzeit. Gemälde von Anton Kralj
Wien, Ausstellung der Laibacher Künstler-Vereinigung

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

seinem Sinn und Willen gehen; er befahl, griff zu. Da draußen wirkte er verständlicher, da nahm sie ihn leichter und williger, war er stark und sie schwach; bloß Dorothee, nicht Dorothee Witt. Er folgte ihr mit einer blassen und gehorsamen Miene. Er war klein neben ihr, zu wenig für sie — nicht weniger als jene Laffen, da sei Gott vor! aber zu wenig für sie, mochten es Gerissenere ergründen! Er hatte es schon daheim gedacht, wenn er sie im Arm hielt, schmal und einfach, rätsellos, und doch nicht bis auf den Grund zu durchschauen, als belächle sie ihn plötzlich, lache sie über ihn in aller Zärtlichkeit. — Gut, auch er konnte sich ändern; auch er konnte ein Narr werden, ein Herr der Welt, ein Manfred Gill, Kommanditär und Dichter — ihr zu dienen!

Um halb zehn war es aus; ein magerer und kurzatmiger Genuß.

„Himmelseidank! Und nun —" sprach Siebelind.

Er sah ihr flehend in die Augen, liebkoste ihre Schulter, als er ihr in die Jacke half. ‚Liebster närrischer Guido,' dachte sie, sagte es mit dem Blick, indes ihr Herz heiß und schwerer klopfte. „Ich bin ein wenig müde," sprach sie laut, „wir könnten den Zehn-Uhr-Zug nehmen. Ich esse daheim noch einen Bissen oder auf dem Zörliner Bahnhof ein Sülzkotelett."

„Dorothee," bat er leise.

Da zitterte ihr Arm. Sie nickte.

★

Zwei Tage darauf fuhren sie wieder heim. Es war ein später Nachmittag. Sie waren allein in dem kleinen Bummelbahnabteil. Dorothee stand eine Weile am Fenster, still und zufrieden, ehe sie sich setzte. Nun löste sie sich in dem emsig fahrenden Zügelchen auch äußerlich wieder los von der geliebten Welt; die Fäden wurden dünner, zerfaserten und zerrissen. Er war stark und sie war Dorothee, die unbelehrbare — weicher und treu im Herzen, so dünkte es sie.

Nun lehnte sie mit einer Zigarette in der Ecke und machte die Augen zu. Siebelind saß ihr gegenüber, sah sie an und hielt sorglich ihre Füße auf seinen Knien gebettet. Er küßte den Spann ihres Fußes, sie schien zu schlafen.

„Nun ist es wieder gut," sprach er nach einer Weile. Sie öffnete schmal die Lider. „Du warst wieder eine Weile nicht mehr da."

Sie wandte den Kopf auf dem Polster zur Seite. „Ich weiß es nicht."

„O doch. Du warst in diesen Tagen öfter nicht da. Dorothee ist klug. Sehr klug. Du willst schlafen? Nein, das hat Zeit. Wir zwei —" er lachte leise. „Ich seh' dich wieder bei Tisch in dem blanken Weinlokal — das war jedesmal wundervoll — das erstemal entglittest du mir dann. Aber gestern und heute ... Manche wilden Völker scheuen einander, wenn sie schmausen, tun es mit abgewandten Körpern; du warst wundervoll bei dem Hummer — es ist schwierig zu deuten; ich muß ein neues Kapitel darüber schreiben, da gibt es sich von selbst. Ach schreiben! — Leben! Höre, Dorothee, als ich mit dir in die Läden lief und vor den Schaufenstern stand — da kam es mit einemmal mit Urgewalt, wie eine grelle Erleuchtung über mich — hörst du auch zu?"

Sie bewegte sich und gab einen Laut wie eine träumende Katze von sich.

„Eine merkwürdig überzeugende Erleuchtung. Höchst vernünftig und zwingend, über aller Einsichten oder Grundsätze oder wie man diese Wichtigkeiten nennt; wie das wahrhafte Leben selbst. Sie kann es verlangen, dachte ich. Sie verlangt es natürlich im Innersten — es ist ganz klar und selbstverständlich! Es gehört zu ihrer Art, zu ihrem Wesen, sie ist eine Frau, eine verwöhnte Frau, vor der die ganze Welt die Arme ausbreitet. Ich hab' es übrigens schon früher gedacht, mit erhabenem Widerstreben, weißt du, mit höhnischem Unwillen oder grimmiger Lust. Nicht so klar, natürlich, und zwingend ... so ehrfürchtig und willfährig, möcht' ich sprechen."

„Was denn?" fragte sie schlafend und besorgt in ihrer Ecke.

„Es ist gewachsen. Durch deinen Einfluß und stummen Willen, durch deine Schuld oder Nähe, hier und überall. Mit einemmal war es da. Gestern — heute — eben — ich weiß es nicht mehr —. Ein Blitz. Eine frohe, blanke Offenbarung — fast ohne Widerstreben mehr. Glatt und hell."

Er blickte innig auf ihre Ephebenbeine. „Ich dachte also gerade mal wieder zufrieden und herzenssatt, mit feisten Backen an meine abgelieferten Dorotheenkapitel — da kam der zündende Blitz. Ach Papier und Tinte! dacht' ich geringschätzig, als genüge es mit einemmal nicht mehr: Leben! — Ich sagte du zu mir, wie eine Stimme von oben: du mußt — reich sein, — sie kann es verlangen, sie braucht es, es gehört zu ihrem Leben, macht ihr und alles Leben erst zum Leben ...! erhöht es zum lebenswerten Leben ...! Genug Geld, mein' ich, in Gottes Namen; ein schönes Haus haben mit Garten und See, schöne Kleider für die liebste Frau und für dich selbst, als Folie und zu ihrer Augenlust; sie muß zu jeder

Digitized by Google

Stunde früh und abends und in der Nacht herrlich aussehen, gepflegt und glücklich strahlen, ein Wunder Gottes; das wird euch das Leben fruchtbar, reich und weit machen. Bücher, Bilder, Teppiche, Möbel, ein Motorboot, ein Auto in Gottes Namen, ein Flugzeug — und tiefe, selige Stille. Verstehst du mich — —? Hörst du zu? Für dich. Alles für dich, und um das Glück zu halten. — Eine ganz natürliche Mahnung, ein höchst natürliches Verlangen, so schien es mir; geheim oder laut in jedes Mannes Busen lebendig . . . Ein ewig rauschendes Meer von Stille daneben. Das auch. Leben und Stille. Verstehst du mich, Dorothee —? Ein stilles, kühles, großes Gartenzimmer zum Kritzekratze — nicht zuviel davon — mit wohligen, fruchtbaren Pausen, wie es dem großen Herrn beliebt — bloß stundenlang, tagelang, nächtelang, wenn der Weltgeist will und wenn es die liebste Frau gestattet. — — Viel Geld, auch wenn es Dreck ist, heiliger Dreck um deinetwillen. Man hat es, es ist da, ein Knecht und Abrakadabra, man zaubert damit, eins, zwei, drei — bitte! man zahlt Puls und andern Kunstmachern mit verhärmten Frauen und sechs Kindern gute Preise, läßt sie heitere Sachen machen oder Tragik grinsen, verschenkt Summen — — — Man ist ein Liebling der Welt, Dorothees wegen, eine Vollendung in einem Meer von Unvollkommenheit, ein heiliger Lebensschrein; ein hellsprudelnder, lobsingender, demütig dienender, dankbar benedeiender Mensch, der das herrliche Gnadengeschenk Leben und die liebste Frau mit heißen Armen umklammert hält. — Nein, nicht bloß imaginieren und schreiben —! leben! Mensch sein! Verstehst du mich —? Es ist mein heiliger Ernst — mein unerschütterlicher Tamerlanwille."

„Ein langer, heftiger Gedanke," sagte die verschlafene Dorothee.

Doch er war noch im Zuge. Er legte wie im zarten Gebet die Lippen auf ihren Kleidersaum. „Höre, Dorothee . . . nein, du schläfst nicht. Ich habe dir noch einiges zu bekennen. Ich bin noch lange nicht fertig. Ein höchst seltsamer Tag, nicht bloß dieser Tag, bis in diese gesegnete Stunde . . . Hör' zu, mein Liebling, ich bitte dich, es ist ganz einfach und von etlicher Wichtigkeit für uns beide. Ich liebe dich sehr und unermeßlich, Dorothee, und wenn ich aus dem Schlaf springe, rufe ich, statt Gott zu loben: Dorothee, und der Tag ist hell wie die Sonne und überschüttet mich mit Segen vom Kopf bis zu den Füßen."

„Lieber," sagte sie im Traum und streichelte ihn weich und innig mit der Fußspitze.

Er hielt grübelnd still. Dann sah er auf ihr dämmermattes, weißes Gesicht.

„Du mußt mir glauben, Geliebte," sprach er leise und ungewöhnlich behutsam weiter. „daß ich es auch schon früher manchmal wußte — daß ich nicht ewig im Paradeis sitzen würde. Ich habe es bestimmt schon im ersten tief und hartnäckig versponnenen Jahr mit abgewandtem Gesicht gewußt — war niemals blödsinnig genug, um unerschütterlich zu glauben, daß es ein notwendiges Glück ist, mir selbst die Stiefel zu wichsen oder mir eine Wurst mit Kartoffeln zu braten, von andern innigen Diesseitsmechanismen zu schweigen! Hörst du mich noch —? Ich wußte auch immer, daß es da draußen, selbst in der wirrsten Menge, genug des Schaffens- und Liebenswerten gab, und daß hierherum, ums Paradeis meine ich, vielleicht mitten drin, ebenso vollkarätige Schäbigkeit und Erbärmlichkeit, Dumpfheit und Enge gen Himmel stank — verzeih. Die Menschen sind überall gleich. Du darfst es mir glauben, Liebling. Einen Motor zu verachten, weil er keine Seele hat, das ist noch größerer Blödsinn. Ich habe das manchmal — in vielen querköpfigen Stunden als Hilfsvorstellung gebraucht und gedacht — wie ich das Paradeis gebraucht habe, zur Mensch- und Selbstwerdung nach allerlei Hemmungen, Plagen, Irrgängen und Versäumnissen. Ich weiß das jetzt — abermals am stärksten durch dich, Geliebteste und Weiseste! Ich habe dazwischen auch immer einmal nach draußen gehorcht, hinter einem unverschämten Pharisäergrinsen — ja, nach draußen gedrängt in die sausende, krakeelende Welt, zu den andern, chaotisch Lebenden, Lärmenden, Hassenden — Wirkenden. Ich weiß es jetzt — durch deinen bebenden Atem. Hätte ich sonst soviel Papier verschmiert und auf die Post getragen? Ich bin, bei deiner kleinen Zehe, kein gemütsfetter Simplizius, der bloß am summenden Kachelofen eremitischer Stille den Sinn und das Herz des Lebens spürt und klopfen hört. Die kluge Hilla Cyprian sprach einmal wahr: das Leben hat überall recht, wo und was es auch schafft, wenn es bloß schafft; webt überall Leben. Ich lächelte leutselig darüber: ‚Sie großes, gläubiges Kind;' sagte ich väterlich; vielleicht, weil ich mich hochüberlegen schämte oder mich über die größere Weisheit erboste. Oder weil ich gerade mit tiefer Überzeugung und Innigkeit der Jean Jacques Robinson war. Ich erkenne es jetzt, Dorothee. Hörst du mich? Weiß es durch dich. —

Digitized by Google

Freilich, ich würde immerdar und allerorten an Leib und Seele mit Stacheln und Borsten bewehrt dazwischen stehen; die habe ich mit zur Welt gebracht und habe sie mir niemals abgestoßen, ewige Eierschalen . . . Ich würde auch später ein Paradeis im Sinn und Herzen tragen. Ich würde mir so ein umfriedetes Festland überall schaffen mit gespreizten Ellenbogen, mitten im Babylon, wenn's sein muß, mit Püffen — Ich und die Welt! — Ja, Dorothee, das alles ist nun dringender geworden, nicht bloß richtiger und bewußter — hat sich in mir entzündet, heute, oder auch gestern und vorgestern und immerdar durch dich. Du bist die Welt, Liebling. Ein Symbol. Ein höchst lebendiges Symbol — hörst du mich noch —? Es ist unzweifelhaft, daß du mich langsam und gewiß, von der ersten Minute an, zu dir hinübergezogen hast, weise und evaklug — Frau Welt." Seine leise Stimme bebte.

„Das war wieder ein langer und heftiger Gedanke," sagte Dorothee und schlug verwundert die Augen auf, als käme sie von weither. „Warum — sagst du das?" Ihre Augen waren von einer Sorge verschattet. Sie nahm die Füße von seinem Schoß.

„Dorothee, du bist mein durch deine Liebe und mußt mein bleiben. Das ist der Sinn. Ich will dir ein Leben bauen. Wir wollen zusammen ein Leben bauen! Ich will dir dienen. Du gehörst mir."

Es war früher mehr ein Gefühl gewesen, niemals so reif und — neu. Keine Eingebung. Nun war es da.

‚Nein,' sagte sie in ihrem Herzen. Aber durch das halbgeöffnete Fenster kam es schon wie Basekowluft herein. Sie saß sehr gerade, in einer hohen, kostbaren Damenhaltung.

„Wir brauchen nicht hier zu leben — natürlich nicht, Dorothee," fuhr er mit glühendem Kopf fort. „Wo du willst. In Berlin — ganz nahe. Oder wir bauen das hier aus — für den Sommer, man liebt es ein wenig, nicht wahr? von ganzem Herzen! Auch du liebst es ein wenig, nicht wahr? Schaffen uns einen kleinen, flinken Wagen an. Ich habe noch einen Haufen Gekritzel . . . ich werde noch mehr schreiben. O, da ist keine Sorge! Mir ist erst jetzt der Kopf gesprungen — wiederum durch dich — alles durch dich —" sagte er mit harter Überwindung, förmlich zerknirscht vor heißer, schamloser Ehrlichkeit.

„Ach was — zwei junge starke Menschen —! Siehst du — du spielst, soviel du willst. Ich werde dich dabei nicht stören. Das ist die andere Dorothee, die für die draußen. Der wahrhaft lebendige Mensch darunter — das Herz und der Leib gehören mir. Wer das Glück will, der hat es," sagte er zwischen den Zähnen. Sein Wille und sein Gefühl waren stark wie das Element und Gottes Schicksal. Er wollte sie binden, halten. Er konnte nicht anders. Ehe — ja — Zeit und Ewigkeit in einem.

Sie lächelte. Zwei junge starke Menschen —? Sie war nicht mehr so jung! Sie war älter als er. Frauen sind überhaupt älter und reifer als Männer, früher reif, früher älter. Wußte er das nicht? Er hatte sie einmal oder mehrmals gefragt: wie alt bist du? dann hatte sie's ihm gesagt. Er hatte es in naivem Staunen nicht glauben wollen — fünfunddreißig — auf ein halbes — oder dreiviertel Jahr mehr kam es ihnen nicht an; fünf Jahre mehr? und er hatte sich unbändig gefreut über den Duft der Reife und jungblühenden Frische. Sie hatte auch über ihre Ansichten von der Ehe gesprochen. Aber da hatte er erst recht nicht zugehört — oder gelacht. Damals, so dachte er natürlich triumphierend, nun ja, damals war Guido Siebelind noch nicht in der Nähe gewesen! Er besaß ein unglaubliches Selbstvertrauen.

„Warum antwortest du nicht?"

„Ich denke nach."

„Du denkst —" seine Augen wurden blank wie Stahl.

Sie nickte ernst und langsam.

Sie hatte ihn sehr lieb — lieber, stürmischer Junge! selbst stürmisch . . . Aber das war immer das Gefährliche gewesen.

„Die Ehe —" sagte sie dann in den Lärm der Fahrt, „ja, sie ist vielleicht das Beste und Schönste, Liebster; besonders für unsereinen, der viel in Unruhe und brennender Angst lebt. Du weißt, ich habe es oft geglaubt. Aber zur Ehe gehören Talent, Geduld, Bescheidenheit und manches andre; ich war wohl nicht immer bescheiden und geduldig genug — bis zum nächstenmal vielleicht," setzte sie mit einem seltsam gespannten Lächeln hinzu. Sie schloß wieder die Augen. Er gehörte zu den Unbedingten, zu den Hillamenschen, wie er diese Gattung einmal genannt hatte — alles oder nichts. Gleich oder nie. Er gehörte zu den Herzmenschen — nicht zu den zärtlichen Sinnenmenschen; die hatten es schwerer, machten es sich und andern schwer.

Er stand drohend auf und setzte sich zu ihr, nahm sie, ohne zu fragen, in den Arm. Sie war weich und schmiegsam wie ein Kind.

„Es muß entschieden werden. Heute oder in drei Monaten. Das ist gleich. Es ist

Digitized by Google

längst entschieden." Er legte ihre Arme um seinen Hals und hob sie auf seinen Schoß.

„Nicht, Liebster," bat sie. „Nicht immer, wie du willst."

Das Zügle knirschte mit den Rädern. Sie sah hinaus, machte ihr Dorotheegesicht mit den gewölbten Brauen.

Und dann? O weh — es war nun ganz ernst geworden; aus klugem und entzündetem Spiel; aus der ‚Abreagierung' einer verschwärmten, vestalischen Neigung, die ihr nicht sehr gelegen hatte — entsetzlich ernst. Sie war vom Regen in die Traufe geraten . . .

„Ach, das weiß ich längst!" sagte sie laut und spottend zu sich selbst und schlang die heiße Hand in seine Hand. Sie war eine heiter blühende Lebenssucherin und — jawohl, mein Engel! — sentimentale Egoistin. Zu schwer und hart, zu ungebärdig für sie, der ganze Guidomann, gegen den man sich unablässig rasend wehren müßte, es war unmöglich, sagte ihres Lebens Weisheit. Und dazu vielleicht Enge und Dürftigkeit, diese zwei —? O, niemals wieder. Sie war nun zu erfahren — viel erfahrener als er; eine alte und nüchterne Dame.

„Du mußt mich erst spielen lassen — ich will spielen —! Ich muß erst wieder ganz zu mir selbst kommen . . .!" antwortete sie endlich. „So jung bin ich nicht mehr — du weißt es. Überhaupt zu alt für dich!" setzte sie lächelnd dicht vor seinen Lippen hinzu. „Viel zu alt, mein Junge."

Er lächelte mitleidig und unbarmherzig.

„Ich glaube nicht, daß es so sein kann," sagte sie nach langer Stummheit mit dem Bekennermut der Müdigkeit an seinem Hals. „Auch du wirst es sehen — und mußt es spüren."

Dorothee hinterm Tisch

Siebelind war den ganzen Tag über herumgelaufen, nachdem er am Morgen zwei Stunden lang im Garten verbissen gegraben hatte.

„Ich will etwas marschieren," sagte er zu Puls, der in seiner Werkstatt pfiff und emsig handgroße Modelle für Gummipuppen knetete, sechs Stück, jedes für fünfzig Mark, Auftrag einer Fabrik. „Lustig das. Bist ein braver Lümmel, Puls."

Puls nahm eine gute Zigarre. „Grazie." Jener war ein großer Herr und ging nach Laune spazieren. Das Leben hier oben schien sich in diesen letzten Wochen etwas kompliziert zu haben. Puls wußte niemals, ob er hier störe. Siebelind aber war schweigsam wie ein Trappist oder wild und lustig wie ein Derwisch.

Siebelind war mit Stock und Flinte eilig davongestiegen. Es gab etliches zu schießen, Rebhühner, Enten, Böcke. Aber er schoß nichts, es war nicht der Rede wert: er erschrak sogar, wenn ein braunes Volk dicht vor ihm aufprasselte; blinzelte und knallte in die Luft, es war eine Schande, aber er sah versonnen in das Loch. Ein Glück, daß er des Hegers alte, spinöse Cora nicht mitgenommen hatte.

Er hieb den Stock in die Erde und schritt wieder rasch und gewaltsam aus. Der ganze Himmel war golden, die langen Wolkenbänke vor der Sonne leuchteten und troffen breite Strahlenbündel herab, eine biblische Landschaft, ein hehrer Friede, in dem ringsum das Raubvolk zu schleichen begann. Dieses goldene Licht stimmte ihn friedlicher und verständiger, vielleicht sogar weise. Hin und wieder blieb er stehen und lachte laut, indes sein Auge rund und höhnisch wurde vor Zorn. „Warum nicht —? Warum — nicht so, wie er jetzt ist, du reiner Tor, Blaublümeleinzupfer, kniender Adorant, grellgrüner Esel — he?!" Dies war eines seiner törichten Selbstgespräche.

Er hielt den Kopf sehr steif. Die Muskeln über seinen Kinnladen zuckten. Kein Wort mehr, keine Bitte mehr — nichts!

Auf einer Stange mitten im frischgepflügten Acker saß ein Bussard und lauerte auf Mäuse; nichts störte ihn, er saß wie tot. Ein sachlicher Bursche, ein Stoiker und praktischer Philosoph. Sein Anblick war erbaulich und erquickend.

Er pfiff und sang jetzt. Er fühlte sich plötzlich wolkenleicht nach dem ermüdenden Tage, war zufrieden mit der abendlichen Welt und ihrer sanften Glut, die nur am Horizont noch gewaltsam war. Es kam immer darauf an, daß man die Dinge ruhig und sachlich sah, so einfach, wie sie waren. Er tat es und atmete auf, schritt im Abendlicht, ein heiterer Wandersmann, der sich müde und klar gelaufen hatte und nun dem häuslichen Frieden zustrebte. Alles Einbildung, ein Phantom, ein Krampf, eine Verstiegenheit, von Dorothees heiterm Lachen umschwirrt . . . und dazwischen ein meilenbreiter weißer Strich. „Liebling," sagte er leise und ließ den Kopf hängen erdrückt von dem Gedanken, daß er sie einmal — vielleicht einmal nicht mehr sehen würde . . .

Nicht zum Paradeis, nicht zu Puls und Bully jetzt! Die Stätte war verwaist, von

Digitized by Google

grauer Einsamkeit umweht. Es war ihm gewiß, daß sie heute nicht heraufgekommen war, nicht vorübergegangen war, nicht davorgestanden hatte, und daß sie heut erst recht nicht mehr kommen würde, um diese schönste, verschwiegenste Stunde. Er hatte das schon am Morgen gewußt, hatte es am Wind gespürt, an der Bewegung der Baumwipfel, am Schlag seines Herzens.

Er wollte zu Ihlow. Das niedrige Zimmer mit den Büchern, Mappen und Kästen voller Pflanzen und Getier und dem noblen Klavier in der Ecke dünkte ihn jetzt eine Insel kühler Rast; und der kluge Mann, der heftig am Leben gelitten hatte und mancherlei vom Leben wußte und es doch sauber, mit einem Erasmuslächeln gemeistert hatte, ein guter Freund.

„Guten Abend, Herr Ihlow," sagte er fröhlich, als er eintrat. Das Zimmer war dämmerig, bloß in den kleinen Fenstern hing noch ein Glanz. Da saß Dorothee im Zwielicht des Sofas. Ihr Gesicht schimmerte ihm unsäglich vertraut in dem Dunkel.

„Guten Abend, Herr Doktor. Ich will Licht machen. Wir sind ins Plaudern geraten, Frau Witt wünschte noch kein Licht. Wir sprachen über schwierige Dinge. Dabei stört wohl das Licht, als vertrage menschliche Weisheit keine zu effektvolle Beleuchtung." Er lachte leise vor sich hin und hantierte an der schlichten, wenig effektvollen Hängelampe überm Tisch.

„Lassen Sie noch, Herr Ihlow," wehrte Siebelind höflich. „Ich habe mich zwar auf Ihre stille Lampe gefreut, aber solche Übergänge sind besonders hübsch. Man hört Stimmen und sieht einen guten Schimmer und wird sich dabei plötzlich selber sanft los, alle Schwere und unvermeidliche Tageswirrnis. Guten Abend, liebe gnädige Frau. Ja, diese nachdenkliche Luft steckt an! Ich freue mich, Sie zu sehen. Ich dachte übrigens mit merkwürdigem Zufall eben an Sie, als ich unter die dunkle Haustür trat, als wäre die Luft voller Geheimnis. Man ist von Magie umstellt."

Ihlow lächelte an seiner Lampe. „Man ist von Magie umstellt," wiederholte er.

Dorothee war wohl vorübergegangen, vielleicht in Sehnsucht und Unruhe, und war eingetreten. Sie kannte Ihlow durch Siebelind und Billo.

„Ich habe einen weiten Marsch gemacht," erklärte Siebelind. „Man braucht solche Tage . . .!" erzählte er Dorothee. „Wovon sprachen Sie?" Er sah starr auf das schimmernde Oval Dorothees, in dem die Augen dunkler waren.

„Wir sprachen zuletzt davon," sagte Ihlow und nahm vorsichtig den Zylinder ab, „ob sich all der Sturm und Braus des Lebens und Wollens lohne. Ob es die Dinge und Menschen wert seien, sich an sie zu verschwenden, bis zur Atemlosigkeit. Ob es der Sinn des Lebens sei, sein Gebot und geheimnisvoller Wille —"

„Ja, ja!" sprach Guido in die Dunkelheit und zu dem bleichen Gesicht hinüber.

Ihlow legte den Zylinder behutsam auf den Tisch und suchte in seiner Tasche nach der Zündholzschachtel. „— obwohl doch jeder bloß sich selbst wolle, sich immer nur um sich selbst drehe und um sein bißchen Erdenwahn bemüht sei. Ob es eine währende Beglückung und Gemeinsamkeit gäbe, oder ob der Alltag und sein Ego nicht unüberwindlich seien. Ob es sich lohne. Ob die Klugen, gemäßigt und kühl Rechnenden nicht weiser seien," sagte Ihlow und suchte nach der Streichholzschachtel.

„Nein!" sprach Siebelind. „Ich und du. Das ist die ewige Formel und das Gebot. Im Menschlichen und Geistigen. Was nützt das Fragen? Es ist stärker als alles Fragen, als wir und alle rechnende Weisheit. Es treibt und zwingt. Magie. Warum fragten Sie es, gnädige Frau? Ich glaube, Sie haben es nie gefragt. Sie gehören, glaub' ich, zu denen, die von der Magie des Lebens und seiner Herrlichkeit getragen werden und ihr folgen!"

„Nicht immer," sagte Dorothee hinter der Dunkelheit, es war fast das erste Wort, das sie sprach. „Es gibt Stunden mit schwarzen Vorhängen, mit falschen Vorzeichen, sie machen kleinlaut und mißtrauisch, daß alles vergeblich und falsch scheint. Vielleicht, weil man zu sehr vertraut, zu willig gibt, zu dankbar nimmt — mit einemmal fühlt man sich leer, mutlos und enttäuscht, als achte keiner der vollen Hände; man läßt sie sinken."

Dorothee, warum sagst du das? Warum sprichst du davon? Der Alte da, er war von der Nichtigkeit und Unsicherheit alles Seins heiter durchdrungen; aber es war nicht seine Art, davon zu schwatzen. Er kannte auch die Nichtigkeit *seiner* Weisheit und zwinkerte behutsam vor der stürmischen Kraft und tiefen Gläubigkeit alles Lebens. Du bist eine Frau. Nur Frau in allem — nichts weiter. Du blasses Weib, du heller Schimmer, Geliebte.

„Dennoch," sagte Siebelind und sah auf den immer noch suchenden Ihlow; die Schachtel lag auf dem Tisch. Siebelind half ihm nicht; auch er wünschte jetzt keine effektvolle Beleuchtung. Das Alter sah zu weit

Digitized by Google

und übersah das Nahe. „Das süße und verruchte Leben läßt uns nicht. Weh spricht: vergeh! Doch alle Lust will Ewigkeit, will tiefe, tiefe Ewigkeit!“ zitierte Siebelind mit starkklingender Stimme seinen Freund Nietzsche.

„Ach hier —“ brummte Ihlow. „Matter Sinn findet das Feuer nicht mehr. Resignation,“ sagte er lächelnd. Da flammte das Hölzchen auf und dann die Lampe, und der Schein blendete die Augen, daß sie sich schämten.

Da lehnte Dorothee in dem bunten Kleid, das er am meisten an ihr liebte. Ihre Hände waren weiß und edel, ein wenig müde. Die beiden sahen einander an, grüßten sich ernst.

„Ja,“ sagte Ihlow und nahm selbst Platz. Er war groß und hager, hatte volles weißes Haar und ein bartloses Gesicht wie ein Pfarrherr. Er sah über die beiden hin. Er bot Siebelind die irdne Schüssel mit den saftigen Weintrauben an. „Sie wissen, wie ich's meine, Herr Doktor. In dreitausend Jahren, gelinde gerechnet, was gilt von allem und mir noch —?“

Siebelind sah Dorothee an. Er kannte das. „Ein quietistischer Standpunkt,“ sagte er kurz.

„Meine Wahrheit,“ antwortete der Magister lächelnd. „Dennoch nicht ganz quietistisch. Bloß für die Uralten oder Bequemen und Stumpfen. Wir andern sind und bleiben dennoch dem Leben und der Zeit und uns selbst verhaftet. Aber jenes Wissen schafft Distanz, eine Beschwichtigung, die grade auch dem Heftigen und Temperamentvollen allerlei Gutes schenkt.“

„Sie sind ein Humorist,“ sagte Siebelind und gab die Schüssel an Dorothee.

Da lächelte Ihlow geschmeichelt. „Eine Lebenshaltung, die auch Ihnen nicht fremd ist . . . sofern die Lebenswirkung nicht zu nahe ist.“

Sieh, sieh! „Schon möglich,“ sprach Guido streng zur Lampe. Ja, dieser erasmische Ihlow war auch mal sehr unruhig gewesen, ein leidenschaftlicher Erdengast, den es bis in die weitesten Tropen getrieben; auch seine etwas zu kühle, prächtige Frau hatte ihm viel verzeihen müssen, und Panje Biese und die Mächtigen des Dorfes hatten es verständig und freundschaftlich mit ihm gemeint, so daß er zu guter Letzt mit seinem zerschlissenen Schulmeisterstöckchen in Basekow untergekrochen und hängen geblieben und daneben ein schlichter Naturgelehrter geworden war, ein häretischer Weiser. ‚Das rechte und wertvollste Leben fängt erst hinter dem Eros an!‘ das war auch so ein lapidarer Satz von ihm, den Siebelind noch schroffer ablehnte.

Guido war in diesen wenigen Minuten wieder munter und streitbar geworden.

„Herr Ihlow wollte ein wenig spielen. Ich bat ihn darum, eh' unsere Unterhaltung in Fluß kam,“ berichtete Dorothee.

Siebelind nickte und wünschte das gleiche. Dann konnte er ungestört auf Dorothee sehen. Ihlow setzte sich ans Klavier und spielte Schuberts zeitenferne Unvollendete. Die Bässe waren prachtvoll; Siebelind verstand ihren Trotz und Sturm. Das holdeste Thema dazwischen war Dorothee, die im Genuß schlummernde Frau, die ihn vergessen hatte.

Alle erschraken, die Ihlowfrau stand plötzlich leise in der Tür; eine stattliche Frau mit weißem Haar und klugen dunklen Augen, noch frisch, etwas zu stark. Sie kam von einem Besuch im Dorf. Nun freute sie sich der Gäste; auch ihr Blick ging zwischen Siebelind und der Dame Dorothee hin und her, um etliches ernster als der des Scholarchen, doch ebenso erfahren . . .

Sie gingen zusammen weg und schwiegen.

Guidos Hand streifte einmal ihre pendelnde Hand. „Warum kamst du nicht?“

„Mir war das Herz noch schwer, vom letztenmal.“

„Ich war den ganzen Tag über Land. Ich wußte, daß du heute nicht kommen würdest. — Ich will dich nicht mehr quälen. — Ich schwör' es dir.“

Sie lächelte wehmütig und ging rasch neben ihm, das vollendetste Thema aus der Unvollendeten.

„Es ist zu stark für dich. Ich seh' es ein. Ich sah es den ganzen Tag ein, fast den ganzen Tag. Ich sprach mit dir.“

„Lieber,“ sagte die Stimme neben ihm. Die Bäume und Büsche in den Dorfstraßen flüsterten. Hinter den niedrigen Fenstern glommen trübe Lichtpunkte. Man saß dahinter am Tisch und schlürfte die Abendsuppe.

„Ich komme morgen,“ flüsterte Dorothee rasch. — Sein Herz war heißer Stein.

*

Doch Dorothee war nicht gekommen. Sie war mit einem frühen Morgenzug wieder eilig nach Berlin gefahren, um Gemma auf der Probe zu sehen. Es war ihr unmöglich gewesen, daheim zu bleiben. Sie spielten im Theater nun schon seit Wochen; gaben jetzt des Abends als Auftakt einen französischen Reißer mit einem begeisternd faselnden Komiker — bis zum nahen Gemmawunder. „Ich kann nicht hier herumsitzen und die Hände ins Leere spreizen. Das ist unmög-

Digitized by Google

lich!" hatte sie zu sich selbst gesagt. Das Gemmastück würde nun bald stehen, es ging auf die letzten Proben zu, es waren schon über dreißig. —

Als Dorothee gegen Abend heimkam, war sie müde und überreizt. Sie hatte fast nichts in Berlin genossen, nur einige Tassen starken Kaffee getrunken. Es war ungewöhnlich gut gegangen; besser als meist vorher, überraschend gut, als wüchsen dem lieben kleinen Wesen die Flügel ganz lang; als wüchse sie aus sich heraus, über sich hinaus zu nietloser und wahrhaftiger Gestalt. Alle hatten gelächelt, am breitesten der Direktor, trotz nie erschüttertem Glauben. Das Stück hatte in London tausend Häuser gemacht mit einem ähnlichen Wunderkindlein, und — — ach ja! ein Loch am Anfang war leichter zu stopfen, als auf der Höhe der Spielzeit! — auch Dorothee Witt auf ihrem dunklen Parkettsitz hatte gelächelt mit auf die Fäuste gestütztem Gesicht — die Kleine ist wirklich ein außergewöhnlich begabtes Ding, hatte sie sanft gedacht —. Ich selbst bin ganz anders, unvergleichlich anders! hatte sie heiß triumphierend erkannt, und ihr Herz, ihre ganze tatlose Gestalt hatten sich leidend und böse zusammengezogen.

Nach dem Abendbrot im Tiniushaus war sie noch ein Stück gegangen.

Onkel Odo, der mißtrauische und empfindliche Humorist, hatte sich schon beim Essen lieblich gemacht und sie nach ihren Eindrücken und tausend Dingen gefragt, ganz Herr und Gebieter am Tisch, ein bedeutender Mann, neben dem der Jüngling Billo still war.

Nun hatte sein eleganter Halbschuh wieder neben ihr im Kies geschlürft, schien bereit zu sein, sich ihr auch für den Rest des Abends zu widmen, in anmutiger Vorsorglichkeit und unentwegt eitel balzender Verbindlichkeit und Verliebtheit.

Billo stand auf der Terrasse und wartete höflich und ernst.

Und Cilly errötete rasch und sah ihr nach, indes sie mit ihrer angenehm belegten Stimme munter mit der Pinzgerin sprach, die eben den Radioapparat einstellte und einen harmlosen Entenschnabel machte.

O nein, danke tausendmal, du vortrefflicher und bezaubernder Onkel Odo! Frau Witt hatte nicht die Absicht, in Gesellschaft spazieren zu laufen, hatte das unbezwingliche Verlangen, sich nach der Anstrengung des Tages etwas auszulüften und allerlei ausklingen zu lassen. Auf Wiedersehen, ihr Guten. Ich mache noch einen kleinen Spaziergang. Es war alles gleich. Es drängte sie jäh und leidenschaftlich — fort.

Dann war sie bei ihm eingetreten. Es war ein matter Abend voll kleiner, flimmernder Sterne, der herb nach reifen Nüssen oder feuchtem, überreifem Laub duftete. Aber er saß mit Puls bei einem Fläschchen. Sie saßen im Frieden vor der Veranda, und Bully war der einzige, der ein Wort der Entschuldigung fand. Der hohe September war eine laue Sommernacht, und der Blätterfall darin ein Liebesflüstern.

Er stand auf und starrte sie an.

„O — ich will die Herren nicht stören," versetzte Dorothee lächelnd und ging mit schnellen, leichten Schritten wieder davon.

Ein kritischer Tag

Ich weiß nicht," sagte Onkel Odo am nächsten Sonnabend — er hatte ein paar Tage Urlaub genommen — am Frühstückstisch zu seiner Base Cilly mit gedämpfter Stimme und legte seine Zeitung zusammen, die andern waren schon aufgestanden. „Ich weiß nicht, dieser Herr Siebelind gefällt mir immer weniger, liebe Cilly. Ich traf ihn gestern an seinem — ‚Paradeis'. Er ging starren Blicks an mir vorüber und grüßte knapp — als erkenne er mich nicht. Sah mich kaum an — irgend jemand, den es der Mühe nicht lohnte, zu beachten. Ich bin ein gereifter Mann von einiger Leistung und Erfahrung, der auch einen Blick für die Humore der Dinge hat. Immerhin, es war zum mindesten ungewöhnlich, um nicht zu sagen ungezogen. Auch daß es dieser Herr Doktor Siebelind nicht für nötig hält, sich wieder einmal hier blicken zu lassen! Du hast ihn gütig und freundlich aufgenommen, wir haben uns umgänglich und interessiert gezeigt, sind selbst einmal bei ihm eingekehrt, wir sind immerhin die Älteren, sind allesamt Leute von einiger mitteleuropäischen Höflichkeit; man kann also eine maßvoll artige Haltung verlangen; ungewöhnlich und seltsam, muß ich sagen, liebe Cilly!"

Die Base Cilly nahm zerstreut mit den Fingerspitzen einige Blätter, die der Wind herangeweht hatte, von der Obstschüssel.

„Frau Witt lachte, als ich ihr gestern bei meiner Heimkehr eine ironische Andeutung machte; wir waren zufällig am untern Dorf zusammengetroffen, sie kam ebenfalls von einem ihrer — Spaziergänge, tja. Man sollte so etwas nicht bloß mit

Digitized by Google

einem belustigten oder verständnisvollen Achselzucken abtun, meinte ich! Er sei etwas wunderlich und ein leidenschaftlicher Einspänner, antwortete Frau Witt — säße er sonst in seinem ‚Paradeis' . . .? Gut. Aber es genügt mir nicht ganz! Er ist ein Mann von Erziehung, war Offizier und Regierungsrat — sein Vater war General — aus sehr guter Familie also. Höchst ungewöhnlich, muß ich sagen! Genügen wir ihm nicht —? Das wäre — das wäre — oder was sonst?"

„Ach, wer nicht mag, der mag nicht. Er ist mit seiner Arbeit und Selbstentdeckung beschäftigt, wie Dorothee sagt —"

„Sie muß es allerdings wissen!... Frau Dorothee hat den Vorzug, diesem sonderbaren Heiligen näher zu stehen," meinte der Oberregierungsrat mit Sarkasmus, dem ein beträchtlicher Schuß moralischer Säure beigesetzt war. „Du bist sehr gütig und großmütig, liebe Cilly."

Cilly wurde kühl. Der gute Odo war selbst in Dorothee verliebt und ärgerte sich im Grunde mehr über sie als über diesen verdrehten Siebelind; ein bißchen lächerlich für den wichtigen Odo!

Indes, es war möglich, es war sogar gewiß, daß auch der Base Cilly nicht alles ganz recht und geheuer schien, immer weniger recht; besonders diese letzten Wochen waren ziemlich unruhig gewesen, voll plötzlicher Entschlüsse, wenn das auch zum Teil mit diesen Theatersachen zusammenhängen mochte, die immer näher rückten und Dorothee nervös machten — was wußte man davon! Überhaupt — es ging Odo wirklich nicht so viel an. „Ach, man muß nicht das Gras wachsen hören!" sagte sie gemütlich und mehr aus i h r e n Gedanken und Bedenken.

Das kränkte Odo denn doch. „Nun, von dieser Neigung weiß ich mich bei Gott frei, meine liebe Cilly! Vollkommen frei! Ich glaubte nicht, das jemals versichern zu müssen. Immerhin, ich gestatte mir auch diesen diskreten Zwischenruf —: auch unsere Freundin Dorothee sollte um ein kleines zurückhaltender sein," fuhr der Ethiker wohlwollend und strenger fort. „Nach meinem Dafürhalten etwas reservierter, will mir scheinen — und wohl nicht nur mir; auch Fräulein Pinzger und sogar unser erfahrener Freund Billo hat zuweilen eine besinnliche und verschwiegen beobachtende Art, die zu denken gibt — schon mit Rücksicht auf uns ein wenig zurückhaltender!" Onkel Odo kreuzte elegant die hageren Beine und zeigte die bunten Seidenstrümpfe bis zur Wade, lila und grau gestreift, er sah es selbst mit schrägem Blick befriedigt durch den blanken Kneifer. „Diese Damen — verzeih —"

„Ich weiß nicht, was du meinst, mein lieber Odo. Dorothee ist sehr unbefangen und weiß, wer sie ist. Das ist heute überhaupt wohl anders geworden zwischen den jungen Leuten. Auch Billo sagt das —"

Odo sträubte den drahtigen, leicht angegrauten Backenbart. „Gut, Billo," sprach er überaus belustigt. „Übrigens so unbesorgt jung scheint mir unsere Freundin Witt denn doch nicht mehr zu sein —" scherzte der heitere Moralist in die Morgenluft.

„Ach, man muß sich nicht so haben, Odo!" kam es nun ungeduldig zurück.

„Gut. Ich konzediere. Wenn ich auch persönlich den Geschlechtermischmasch der heutigen Jugend und ihre allzu sichere Lebenseinstellung nicht völlig zu billigen vermag."

„Nun, meine Gäste haben freie Bewegung, und jeder ist sich selbst verantwortlich."

Da brachte die Pinzgerin mit freimütig straffem Busen die Post.

Cilly las rasch und erfreut.

„Eine Karte von Schwager Alfred! Die Herren melden sich für heute und Sonntag an, das ist hübsch! Wir müssen lüften lassen, Fräulein Pinzger; Alfred will sofort die reinste Landluft in seinem Zimmer haben. Wir besprechen das andere noch, liebe Pinzger," sprach Cilly eifrig. Ihre Wangen waren gerötet, sie sah jung, erwartungsvoll und hübsch aus inmitten ihrer ländlichen Solitude.

„Alfred? Sehr nett! Auch Herr Röseborn? . . . Das ist ja wirklich hübsch, sehr hübsch!" stimmte Odo heiter zu und sah wieder schräg durch den blanken Zwicker auf Cilly. Er schätzte auch Herrn Röseborn nicht überschwenglich; er nannte den stattlichen Herrn, der ziemlich summarisch mit Onkel Odo und seinen Sentenzen verfuhr, leise und halblaut einen Brutalinsky! . . . Er erhob sich munter. „Nun, Billo?" fragte er an der Tür zur Terrasse forsch und knapp. „Drückt dich das nahende Ferienende?"

„Es ist zu ertragen, Onkel Odo."

„Richtig. Ihr denkt jetzt sachlicher, in manchem anders, mein lieber Junge, vielleicht mit Recht, unzweifelhaft!"

„Ich kann es erwarten, Onkel Odo, da es auf mich wartet," sagte Billo und öffnete dem Onkel höflich die Tür. Auch er wunderte sich nicht mehr. Billo schloß die Tür — und lächelte.

Cilly aber sprach bereits eifrig mit der

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Pinzgerin: „Eine Rebhuhnpastete und einen Rehrücken heute abend! Papa und Billo können zu morgen für Fische sorgen —“

Da erschien auch Dorothee wieder, mit ihrem Wanderstab. Sie gedachte heute nicht nach Berlin zu fahren. Sie war gestern bis zum späten Nachmittag drin gewesen. Am Montag nun endlich würde die erste Aufführung mit dem Kind Gemma sein ... ein schicksalsreicher Tag — auch wohl für die Menschin Eva-Dorothee.

Sie sah nicht ganz so frisch und blühend aus wie sonst, matt um die Augen und nervös.

„Wollen Sie wandern, Dorothee?“ fragte Cilly und hob etwas unsicher und noch beschäftigt den Kopf.

„Ich will für eine Stunde aufs Wasser und kräftig rudern. Ich kann nicht sitzen und schlendern und — warten!“ sprach sie rasch und hell mit ihrer schmeichelnden Stimme. „„Ach, ich bin sehr unruhig, Cilly. Und es lohnt doch kaum — wenn es da ist, dann ist es schon vorbei. Alles. Ich muß mich loswerden — kommen Sie ein Stück mit, Cilly!“ Sie nahm weich und fast scheu ihren Arm, anders als sonst.

„Das muß ein merkwürdiger Zustand sein,“ erwiderte Cilly zögernd.

„Ich habe die Geduld auch hier nicht gelernt,“ sagte die andre lächelnd, „und nun werden die Läden bald zu sein; und all das Hübsche ist aus. Man sollte noch jede Stunde trinken!“ Sie verschlang die Hände auf dem Stockgriff.

Cilly wandte den Kopf ab, wohl sorgenvoll nach der sich entfernenden Pinzgerin hin. „Die Herren haben sich angesagt. Wollen wir ihnen am Spätnachmittag entgegenfahren?“

„Ja, das wollen wir! Die Herren kommen? Das ist gut —! Liebe Cilly! Wir werden fröhlich und befreundet sein!“

Da war Cilly noch tiefer errötet, worüber sie sich ärgerte; aber sie blieb undurchdringlich wie immer in diesem Punkt. Niemand wußte, wie lange noch.

Nach einer Weile begleitete sie Dorothee ein Stück des Weges zum See hinab. Auch sie war gelöster und, wie es schien, mit ernsten Gedanken beschäftigt. Ihr Herz schlug etwas rascher.

Sie schwieg noch immer. Auch Dorothee blieb stumm.

„Es war gestern etwas spät, Dorothee,“ sagte Cilly endlich.

„Ja, spät. Wohl schon Mitternacht, als ich durch den Garten heimkam.“

„— Sie müssen vorsichtiger sein, Dorothee. Auch nun um Ihretwillen —!“ sprach Cilly rasch und freundlich, aber viel ernster und bestimmter als früher einmal.

War auch das schon ein sanftes Abklingen und zugleich ein verschwiegen entschlossenes Ablenken nach der gediegenen Rösebornseite hin . . .?

Dorothee blickte geradeaus. Ihr Mund war rot, und ihr Gesicht war blaß. „Ja,“ antwortete sie mit leichter Stimme. „Ja, Cilly. Ich danke Ihnen von Herzen. Ich muß es ohne Zweifel sein . . . und will es auch sein — um meinetwillen.“ Sie hielt noch Cillys Hand. Zwei warme, zärtliche Frauenhände. So gingen die beiden wieder schweigend.

Und nach einer Weile ging Cilly, noch einmal stehenbleibend und mit der Hand winkend, eilig davon zu ihren dringlichen Geschäften.

Auch Dorothee schritt rasch aus. Sie war erregt, obwohl Cillys leise und bestimmte Mahnung sie nicht sonderlich getroffen hatte. Es tat irgendwo weh. Sie hatte es fast erwartet; alles war nun noch näher da . . . Fliegen!

Das Wasser war still und blau. Das Ufer leuchtete golden und rot, und plötzlich flammte wie eine Fackel ein gelber Busch. Lange her, daß sie hier gesessen und gewimpelt hatte! Schön auch die Erwartung — das Warten; und nun? Auch sein Platz drüben war leer. Seidenfäden flogen aus der Sonne in die Augen. Die Luft war klar und doch voll feuchten Dunstes — wie der reife Hauch auf den großen blauen Pflaumen.

Von den Sumpfwiesen her knarrte eine Schnepfe. Ein Schuß fiel, Dorothee sah starr nach der Richtung des platzenden Schalls, doch er kam nicht von drüben; vielleicht Billo oder ein Bauer, der sich eine feiste Märzente für den Sonntag knallte.

Dann griff sie träge nach den Rudern.

Sie glitt eine Weile mit langsamen, genießenden Bewegungen dahin.

Da vorn, schon dem Draußensee nahe, schwamm noch ein anderer Kahn, fern und gelb. Mitunter blitzte eines der nassen Ruder auf oder ein Stück der Kahnwand.

Sie hatte ihn schon vorhin gesehen. Ein Kahn. So klein er da vorn war: ein handfester Kahn, nicht so schlank und leicht wie ihr kleines Boot. Eine Frau saß darin, eine Dame, ein Mädchen.

Dorothee beobachtete das jetzt. Ein Mädchen wohl. Auch sein Haar blitzte auf, ein weiß und blaugestreiftes Kleid schimmerte klar.

Hilla Cyprian? Nun gut. Sie lächelte. Sie tauchte die Ruder fester und frischer

Digitized by Google

ins Wasser. Sie freute sich auf Hilla, als hätte sie auch das erwartet.

Am Draußensee lag das kleine Haus des Fischers Kleese, weißgekalkt, halb mit Ziegeln, halb mit Stroh gedeckt; Netze schwankten über den dicken bunten Georginen, über den Astern und eitlen Sonnenblumen; Hühner liefen dazwischen, drei Ferkel und eine Ziege. Friedlich. Die Frau war im Frühling an ihren Zwillingen gestorben; aber da war bereits eine andere derbe junge Frau mit honigblondem Haar und hängte Wäsche auf, Kinderhemdchen, Männerhemden — die Schwägerin, das war immer so; sie würden sich nach der Trauerzeit heiraten, und dann war alles wieder gut.

Hilla Cyprian hatte bereits angelegt und sprach mit der Frau. Dorothee war mit ihrem schnittigen Kähnchen zuletzt in Schuß geraten, in einen bedenkenlosen Eifer und Ehrgeiz. Da lag der gelbe Bauerntrampel — Hilla war stark; zäh und biegsam wie Stahl. Dorothee hielt still vor dem Gelben und blickte lächelnd hinüber.

„Guten Morgen!“ rief sie.

Jetzt bemerkten sie die Frauen. Auch Hilla, die unbeirrbar mit dem Rücken nach dem Wasser gestanden hatte; die künftige Kleesin hatte nach ihr gezeigt — „Da ist noch wer!“ Nun wandte auch Hilla den Kopf und grüßte zögernd zurück.

„Guten Morgen, Fräulein Cyprian,“ klang es über das Wasser. „Sie waren rascher als ich. — Ich bin ein wenig durstig von der Fahrt. Kann ich ein Glas Milch bekommen, liebe Frau Kleese —?“ Die sah wirklich schon wie eine Frau aus, merkwürdig stark um die Hüften.

„Frische Kuhmilch, eben gemolken!“ sagte die dralle Mädchenfrau mit überlauter Stimme vor Freude über soviel Besuch.

„O danke. Ich komme auf einen Sprung hinüber.“

Hillas Lippen waren trocken wie von vielem Schweigen.

Dorothee gab ihr freimütig die Hand. „Lange nicht gesehen,“ sagte sie und: „Ein wundervoller Morgen. Es trieb mich hinaus. So etwas muß man allein abmachen, nicht wahr, Fräulein Cyprian?“ fragte Frau Witt in der reifen Luft, in der das Mariengarn flog. Da brachte die Kleesin, aufgeregt trabend, schon die zwei Gläser voll schäumender Milch, noch warm vom Euter. „O danke tausendmal, liebe Frau Kleese!“ rief Dorothee und wollte nach ihrem Täschchen greifen, doch das lag im Kahn.

„I wo,“ wehrte die vergnügte Dame auf dicken, nackten Beinen und lachte grell. „I wo denn! Sie sin' 'ne Freundin von Fräulein Cyprian, da machen wir kein Geschäft!“

Hilla lächelte und neigte die Stirn. Sie lächelte mit den zu trockenen Lippen. „Wie geht es den Gören?“ fragte Hilla.

„Stramm wie Hindenburg!“ Dort am Haus stand der Wagen in der Sonne. Und weit drüben mähte der zufriedene kleine Kleese mit mächtigem Schwung die Wiese. Die beiden Damen setzten sich mit ihren Gläsern auf die Bank neben der Tür. „Ich muß erst noch ein bisken aufhängen!“ sagte die Kleesin puterrot und mit schrillem Eifer und lachte. Das war ganz gut. Sie hörten die nackten Füße über den Weg patschen ...

‚Du große reizende Hilla,‘ dachte Dorothee und nippte an ihrem Glase.

Auch Hilla fühlte sich nicht unmündig. Ihre Schuhe waren nicht so elegant wie die von Frau Witt. Sie duftete auch nicht so gut. Das machte nichts, sie brauchte das nicht. Sie hatte ihre junge Kraft, ihre Frische — ungewöhnlich wichtig das!

Da sagte Dorothee mit ihrer klaren Stimme: „Schade, Fräulein Cyprian, daß wir uns immer bloß flüchtig gesehen haben. Es war gewiß nicht meine Absicht. Nun gehe ich bald fort. Da darf man sich vielleicht etwas Freundliches und Gutes sagen, wenn es ein Zufall so fügt.“ Sie schwieg einen Augenblick, in dem man das plärrende Summen der Kleesin hinterm Haus hörte. „Ich glaube fast — ich möchte das jetzt sagen, und Sie dürfen es nicht sehr merkwürdig und unwahrscheinlich finden — ich glaube, ich hätte auch Sie recht lieb gewonnen.“

Um Hillas Lippen zuckte es. Sie ging weg? Natürlich würde sie einmal weggehen. ‚A u c h S i e lieb gewonnen . . .‘ sehr ehrlich und recht merkwürdig. Diese Damen lebten wohl stark im Augenblick. Hilla errötete bis ins Haar.

„Ja, schade,“ antwortete Hilla kurz, die Lippen am Glase.

„Wir sprachen oft von Ihnen. Siebelind kennt Sie genau und hält außerordentlich viel von Ihnen. ‚Hilla Cyprian sagte das und das‘ — ‚wie es Hilla ausdrückt‘, so ging bei zahllosen Gelegenheiten seine Rede. ‚Sie hat etwas von meiner Art.‘“

„Wir waren gute Freunde,“ versetzte Hilla nach einem sättigenden Schluck.

„Und sind es nicht mehr?“

„Oh, gewiß. Liegt Ihnen soviel an einer runden Antwort, gnädige Frau?“

„Ja, Hilla.“

Eine Art Mensch da neben ihr — wie sie selbst, flog es Hilla durch den Sinn.

Digitized by Google

„Ich gehe ja nun weg. Das ist seit heute gewiß."

Hilla verschüttete Milch auf ihr Kleid; Frau Witt trocknete es mit ihrem Kleid.

„Danke," sagte Hilla und sah dann die andere fest an. — „Sie sind wirklich eine ungewöhnliche Frau. Gestatten Sie auch mir, daß ich so etwas sage."

„Wir sind wohl beide nicht vom Dutzend, Hilla Cyprian. Und wir sind beide ehrliche Leute!" Frau Witt stand mit einem raschen und entschiedenen Geräusch auf. „Es war gut, daß wir uns trafen. Auch für mich."

„Sie gehen fort?" fragte jemand mit Hillas Stimme; und darin klang etwas, das wie eine harte Rüge klang.

„O ja. Ich habe doch einen Beruf, den ich sehr liebe!" Sie breitete ekstatisch die Arme aus. „Ich glaube —" sprach sie in dieser ungewöhnlichen Haltung weiter in die besonnte Luft — „ich glaube, Hilla — er braucht einen Kameraden wie Sie."

„Wie m i c h —? O nein!" sagte jemand mit einer bösen Falte zwischen hellen, leidenschaftlichen Brauen.

„Eine, die durch dick und dünn mit ihm geht. Die jung genug dazu ist und sich nichts abseilschen läßt; aus demselben Stoff und voll unerbittlich heischender Liebe!" Sie ließ die Arme sinken.

Hilla flammte: „Das sprechen S i e . . .!"

Frau Witt trat langsam auf Hilla zu, breitete auch deren Arme aus, indem sie die Hände in Hillas Hände schlang. So standen sie eine Weile stumm; Brust gegen Brust. Hilla hörte das fremde Herz schlagen und sah einen zuckenden Mund dicht vor sich.

‚Komödie,' dachte Hilla böse und erregt und glaubte es selbst nicht.

„So seid ihr. Unerbittlich. — So. Nun wollen wir zurückfahren. Kommen Sie mit, Hilla?"

„— Nein, gnädige Frau. Ich will noch nach den Kleesegören sehen."

„Leben Sie wohl, Hilla." Und dann ging Dorothee leicht und rasch zum Wasser hinab und setzte sich, seltsam beruhigt und entspannt, wieder in ihren Kahn.

Da kam die künftige Kleesin eifrig gerannt, in jedem prallen Arm einen schreienden Zwilling, stolz, als seien es ihre eigenen.

„Auf Wiedersehen!" rief Dorothee.

Hilla sah ihr einen Augenblick nach, dann ging sie zu den Gören.

★

Die Zimmer strahlten in Festesglanz, und der Garten unter dem Sternenhimmel war voller Geheimnis.

Dorothee hatte verträumt neben dem stillen Schwager Alfred Tinius gesessen, der ein hervorragender Fachmann und ein unwahrscheinlicher Ehetragöde war. Sie hatten beide auf das Rauschen der Bäume vor den Fenstern gelauscht und in das tiefblaue Dunkel geblickt. „Merkwürdig diese Stille — wenn man plötzlich aus der Stadt kommt, scheint sie einem die eigentliche Lebensatmosphäre und alles andere fragwürdig und unwesentlich," sagte Alfred Tinius und nahm zuviel süßes Gelee zu dem Rehbraten auf die Gabel. Dorothee nickte. „Wirkung des Kontrastes — auch umgekehrt," antwortete sie nach einer Weile weich und schob eine von den kleinen scharfen Gurken zwischen die Lippen. Der Urpapa hatte mit leiser, anmutig rascher Stimme zu Billo von seinen Fischen gesprochen; und Billo — nun ja, Billo hatte höflich mit seinen rötlichen Wimpern geblinkt, alle aufmerksam betrachtet und beklommen den Blick vor Dorothees Gesicht und Schultern gesenkt; sie war heute abend wieder bleich und fremd, ihre Augen voll tiefgrünen Glanzes, ihre Arme weißer und matter als je, als litte sie an allen Menschen hier, Bürgerin eines fernen Sterns, Diana mit Rehbraten und Apfeltorte gezähmt, unbegreiflich und menschlich nahe. So hatte der erfahrene, sachliche Billo gesonnen und zum drittenmal von der gefüllten Nußbombe, die er besonders schätzte, genommen.

Nun erging man sich, nach gewissenhaft getaner Arbeit, in der angenehmen Kühle des Gartens, betrachtete die Sterne, stellte den Großen Wagen fest, den Orion, die Kassiopeia, aber sie war es wohl nicht; Herr Röseborn rauchte eine große Zigarre, sah durch die runde Goldbrille hinauf, wobei seine Nackenfalte noch stärker wurde, eine fast schwärmerische Bewegung des stattlichen Mannes — nein, er wußte es auch nicht — konnte sein — es gab Sternkarten. Und er wandelte irdisch gefaßt mit festem Schritt an Frau Cillys raschelnder Seite weiter und sprach knapp und sicher von näherliegenden Dingen, von seiner Sommerreise in England, als ein Mann, der kraftvoll mit Geist und Gemüt zu genießen verstand, aber auch kühlen Blicks hinter alle Fassaden und bis in die Seele und in den Magen der Wirtschaft sah — was alles die Tinia ungewöhnlich zu fesseln schien.

Onkel Odo promenierte mit hartschlürfendem Schritt neben der getreuen Pinzgerin und sprach mit sarkastisch lautem Ton von der ‚Kultur' der Wirtschaft und der ‚verwirtschafteten' Kultur. Und Billo saß einsam auf der Terrasse und rauchte eine Zigarette. Sehr angenehm das nach der ausgezeichneten, doch etwas süßen Nußbombe.

Digitized by Google

„Nun, Herr Billo?“ sagte Frau Witt dicht vor ihm; sie war noch einmal ins Haus gegangen, um sich einen Schal zu holen. Er atmete plötzlich mehr ihren Duft, als daß er sie sah, — ja, diese Empfindsamkeit mußte aufhören, das mußte unbedingt ein Ende nehmen! eiferte er. Aber wenn er daran dachte, daß sie nun bald dahinschwinden, daß sie ihre Stiefelhölzer und Puderquasten einpacken würde, dann glitt die bekannte eisige Stahlspitze in sein Herz. Gut, sehr gut! Er lächelte —

„Sie gedenken die Gartenpolonäse nicht mitzumachen, gnädige Frau?“

Sie sah forschend über das sommersprossige Knabengesicht hin. „Sie sollten nun auch bald weggehen, Billo Lüdemann. Diese satte, weiche Luft bekommt auf die Dauer nicht. — Sie sollten noch ein wenig wandern und auf die Berge steigen!“ — „Wohl zu spät, gnädige Frau. Ich dachte selbst mal daran. Schon früher.“ — „Aber Sie entschlossen sich nicht?“ — „Nein. Eine Schwäche vielleicht. Oder diese weiche, zufriedene Luft. Ich weiß es nicht.“ Er bewegte die Lider: „Man muß etwas tun — scharf, mit inbrünstiger Kraft!“ bekannte er plötzlich hart und fast leidenschaftlich. — „Nun, es wird auch für Sie bald soweit sein, Billo —“

Sie nickte ihm heiter zu. Billo hatte sich zustimmend verneigt. „Du Narr,“ zischte er gleich darauf laut, in keinem Zuge mehr der höfliche Billo. „Sei ein Mann! Wie tapfer ist Hilla, wie prachtvoll, jung und stark, wie heutig, sie selbst, straff und drahtig. Narr — —“ Sein Atem klang etwas dünn und hoch.

Dorothee schritt rasch auf einsamen dunklen Wegen dahin.

„Hübsch — hübsch — oh, das ganze Leben da! Aber am Montag würde sich das Gemmawunder enthüllen —“ Da war wieder die Spannung, das kalte Fieber in ihren Händen und Armen, in ihrem ganzen Leib; sie zog den Schleier fester um die Schultern. Sie würde im Hotel bleiben, mit den Kollegen zusammensitzen, über den Erfolg des Abends sprechen und die Zukunft befragen.

„In Hilversum, Holland,“ kam eine starke, bestimmte Männerstimme von einem dunkleren Nebenweg herüber, „sah ich einmal eine Orchideenzucht, liebe gnädige Frau; phantastisch schön; bizarrste Formen in herrlichen Farben, daß man kopfschüttelnd wie vor Märchentierchen stand! Ich möchte Ihnen das zeigen dürfen, teure Frau Cilly,“ erklang die klare Stimme wärmer und dringlicher. Und Herr Curt Röseborn führte seine Dame noch tiefer in die Stille und besternte Dunkelheit des Gartens hinein; eine scharf duftende Zigarrenwolke wehte auf Dorothees Weg herüber, eine Atmosphäre von Männlichkeit und stärkster Entschlossenheit. Nun also. Röseborn war im Zuge. Erschauere, Garten, verbirg dich, Mond! Es würde vielleicht noch heute Sekt geben. Jedenfalls bald. Liebe, tüchtige, aus dem Kühlraum erlöste Cilly . . .

Dorothee Witt bog eilig in einen Seitenweg ab, um nicht zu stören; ihr Herz war noch einsamer und reizbarer. ‚Ich sollte unwiderruflich in Berlin bleiben!‘ meditierte sie weiter; ‚ganz gleich, wie das Los am Montag abend entscheiden wird, ganz gleichgültig um meinen Abgang hier —!‘ Sie fröstelte wieder, als stünden mit einemmal ringsum Fenster und Türen offen. „Einer wird mich vermissen —“ murmelte sie und legte den Kopf zurück. Sie blieb bestürzt stehen, ihr Blick ging über die Wege und zum Zaun. Sie hob flatternd die Hände, es war eine drängende Flugbewegung aus Warten und Qual.

„Ich dulde nicht, daß das Beste unseres Wesens und Seins brutalisiert und verschüttet wird,“ klang Onkel Odos hoher, gereizter Tenor hinter den La Francerosen; „keiner darf es dulden, der vom Ahnen, das das Wissen ist, berührt wird. Wir müssen uns zu einer neuen Gemeinschaft des Geistes zusammenschließen,“ sein Schritt klappte und schlürfte zornig und elegant.

„Klein, aber stark und vielleicht verfemt — denken wir an das Häuflein der beherzten Chiliasten!“ sprach Fräulein Pinzger überzeugt.

Odo lehnte das bescheidene und verfemte ‚Häuflein‘ heftig ab.

Dorothee floh. Das blaue, rauschende Dunkel war um sie. Eine funkelnde Sternschnuppe fiel groß und klar in weitem Bogen. Dorothee warf das Gesicht empor. „Spielen dürfen! — Erfolg —!“ rief sie leidenschaftlich wünschend. Sie schämte sich plötzlich schwer. „Und liebes, gutes, zärtlich bergendes Leben!“ setzte sie mit pochendem Gewissen hinzu. „Ein wenig viel auf einmal!“ spottete sie und ging weiter, mit einer Bürde belastet.

Draußen stand jemand, jenseits des Wegs unter einem Baum.

Sie sah ihn unbeweglich im Dunkeln stehen.

Aber es war wohl nur ein armer Teufel aus dem Dorf. Ein Neugieriger, Neidischer mit einem bösen, eifernden Herzen.

(Schluß des Romans im Maiheft)

Digitized by Google

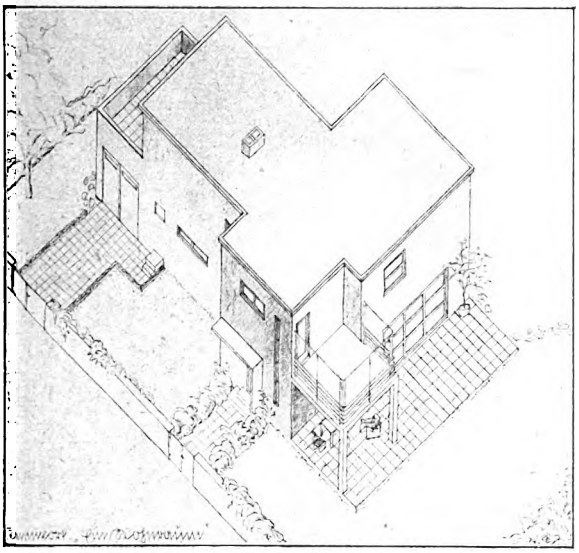
Unser Preisausschreiben

für ein Eigenhaus der jungen Welt, der neuen Zeit

15 000 Mark Architektur-Preise; 25 000 Mark Baugeld

gestiftet von der „Deutschland"-Bauspar-A.-G. für Stadt und Land, Berlin W 8

Kennwort: Ein Wohnraum

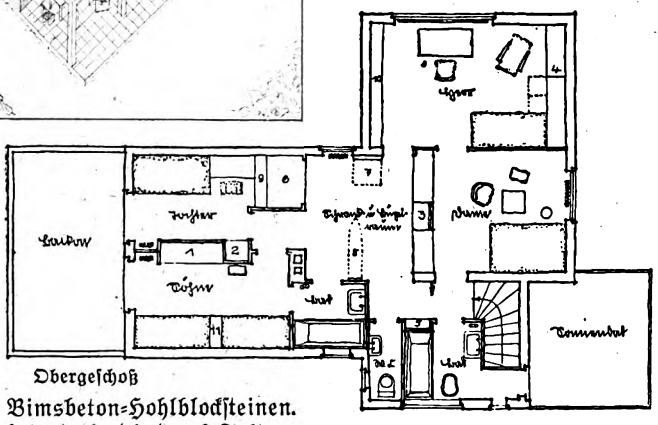


Erdgeschoß: In der Küche neben dem Arbeitstisch Speiseschrank mit Außenlüftung. Gasherd zum Kochen und Backen, darüber Warmwasserbereiter fürs ganze Haus. Küchenmotor für Messerputzen, Kaffeemahlen, Sahneschlagen, Teigrühren.

Obergeschoß: Schrankraum dient zugleich als Bügel- und Nähraum. Bügelbrett und Tisch an der Wand hochklappbar. Nähmaschine wird im Kofferraum aufbewahrt.

Umbauter Raum: 578 Raummeter, gerechnet mit 50 RM. Mit allen Einbauten 28900 RM.

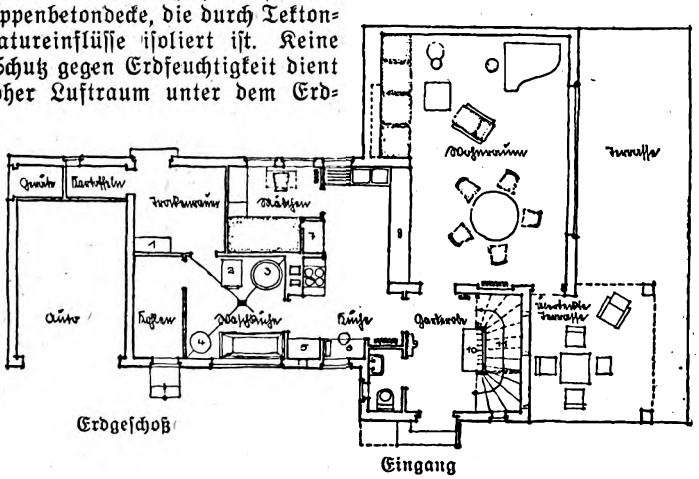
Obergeschoß
1—4. Kleider- und Wäscheschrank
5. Wandschrank
6. Kofferkammer
7. Klapptisch
8. Klappbügelbrett
9—11. Bücherregal



Obergeschoß

Massives Mauerwerk in Bimsbeton-Hohlblocksteinen. Als Dach eine Rippenbetondecke, die durch Tektondielen gegen Temperatureinflüsse isoliert ist. Keine Unterkellerung. Als Schutz gegen Erdfeuchtigkeit dient ein 50 Zentimeter hoher Luftraum unter dem Erdgeschoßfußboden.

Erdgeschoß
1. Schmutzige Wäsche
2. Heizung
3. Gaswaschapparat
4. Zentrifuge
5. Speiseschrank
6. Arbeitstisch
7. Besenschrank
8. Durchreichschrank
9. Spiegel
10. Kleiderablage



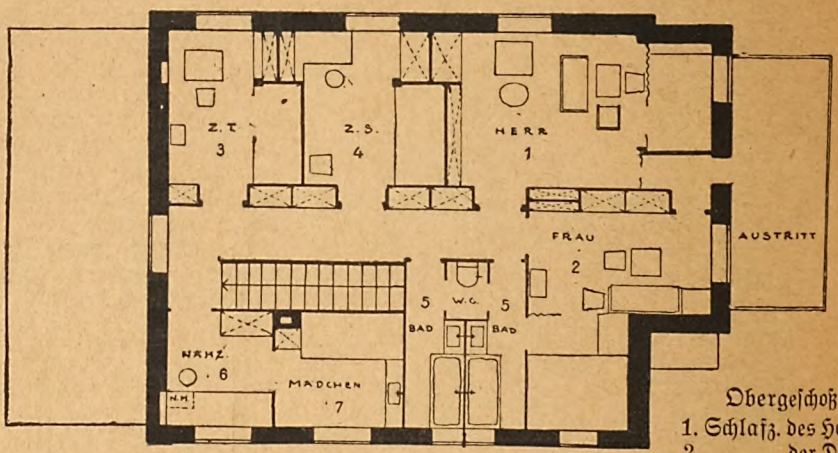
Erdgeschoß

Eingang

Digitized by Google

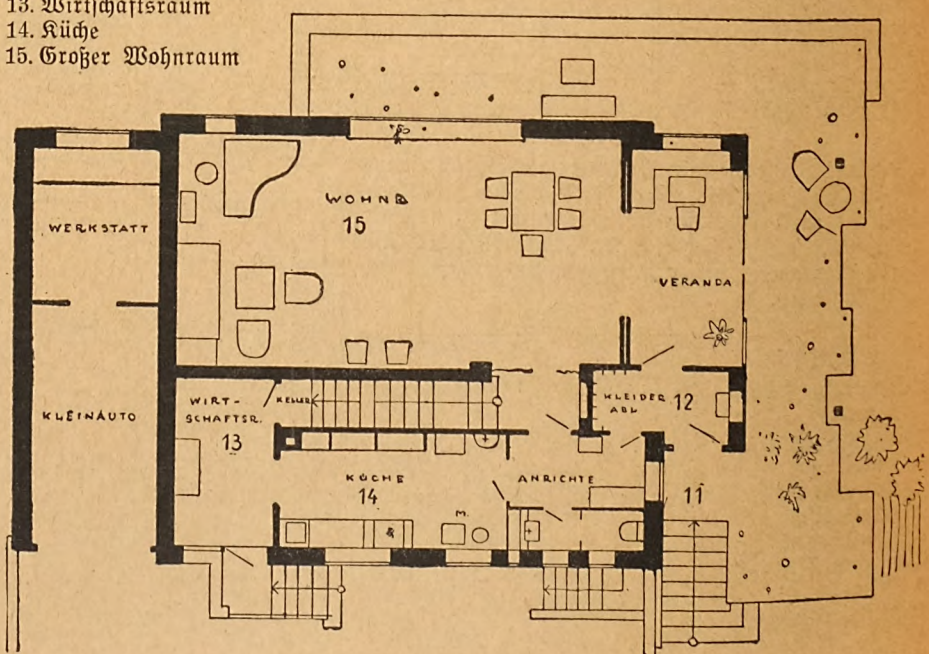
Kennwort: R. 114

Umbauter Raum 760 Raummeter zu je 40 RM. Das ergibt 30 000 RM. Baukosten.



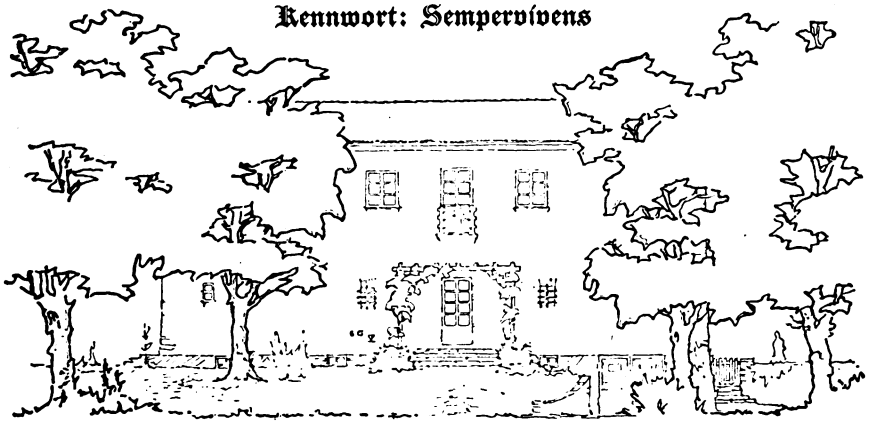
Obergeschoß
1. Schlafz. des Herrn
2. „ der Dame
3. Schlafzimmer der Tochter
4. „ des Sohnes
5. Bad
6. Nähplatz
7. Hausangestellte

Erdgeschoß
11. Eingang
12. Kleiderablage
13. Wirtschaftsraum
14. Küche
15. Großer Wohnraum



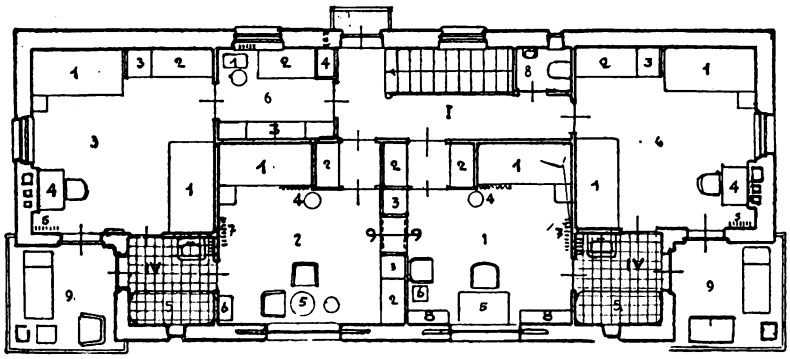
Digitized by Google

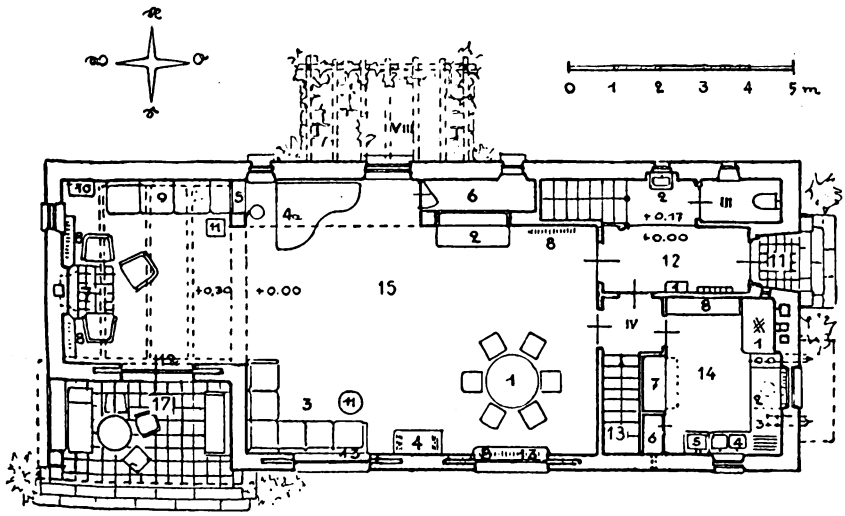
Kennwort: Sempervivens



Obergeschoß

1. Schlafzimmer des Herrn
2. „ der Dame
3. „ „ Töchter
4. „ „ Söhne
5. Bad
6. Nähzimmer
8. W. C.
9. Liegebalkon



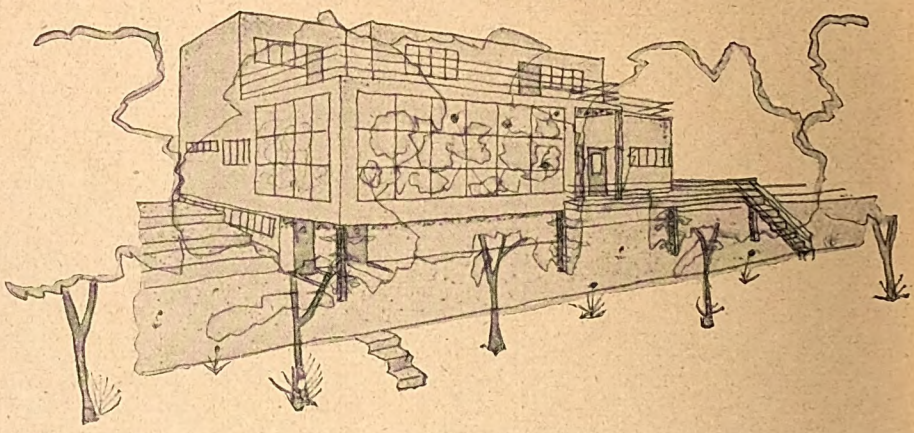


Erdgeschoß

11. Eingang
12. Kleiderablage
13. Wirtschaftsraum
14. Küche
15. Großer Wohnraum
17. Gedeckte Veranda

Digitized by Google

Kennwort: Das neue Heim



Obergeschoß

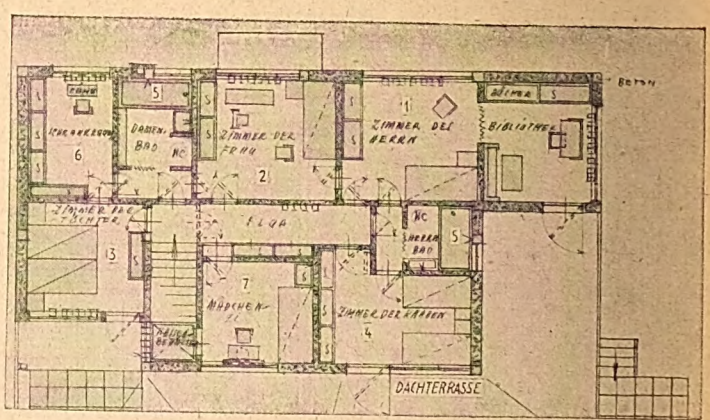
1. Schlafz. des Herrn
2. „ der Dame
3. „ „ Töchter
4. „ „ Söhne
5. Bad
6. Nähplatz und Schrankraum
7. Hausangestellte

Baukosten 36 000 Mark bei 995 Raummeter. Verfasser vertritt die Forderung der Rationalisierung und fabrikmäßigen Herstellung. Konstruktionsziel: Errichten eines Eisenbetonrahmensystems in beliebiger Feld- und Spannweite, daher größtmögliche Raumausnutzung.

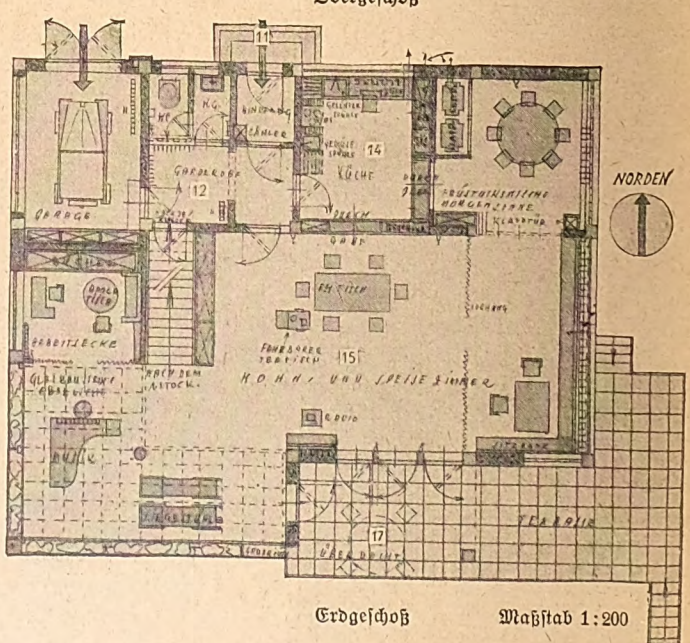
Das neue Heim wird vor allen Dingen auf die Hausfrau zugeschnitten und damit auf die Küche. Jeder unnötige Gang muß ausgeschaltet werden.

Erdgeschoß

11. Eingang
12. Kleiderablage
14. Küche
15. Großer Wohnraum
17. Gedeckte Terrasse



Obergeschoß



Erdgeschoß Maßstab 1:200

Digitized by Google

Letzte Kurve. Bildwerk von Prof. Albert Hussmann

Digitized by Google

Digitized by Google

Rechtliche Verwicklungen Beethovens

Von Geh. Justizrat Prof. Dr. Rudolf Stammler

In einem Wiener Garnisonlazarett lagen während des Weltkrieges nebeneinander ein Offizier aus Hannover und ein Landsturmmann aus Österreich. Der Niedersachse war Berufssoldat, eine stramme, feste Gestalt, im Schmucke vollen, blonden Haupthaares, Entschlossenheit und Willenskraft in seinen Zügen, — der vom Donaustrand in allem das Gegenteil. Er stellte gar keine militärische Erscheinung dar: ein kleines, schmächtiges Männchen von schwächlicher Art, mit einem verbitterten, leidenden Ausdruck in dem eingefallenen Gesicht, in all seinem Äußeren arg vernachlässigt, schmutzig und ohne alle Pflege von Haar und Bart. Als ärmlicher Journalist hatte er einige Zeit in Paris, zuletzt in London gelebt. Von dort war er 1915 ausgewiesen worden. Bei der Rückkehr in seine alte Heimat Österreich kam er zum Militär.

Sein Befinden besserte sich nicht, und eines Tages konnte der junge Offizier nur noch dem Gefährten die Augen zudrücken. Er selbst ward als geheilt entlassen. Aber ehe er wieder zur Front ging, nahm er sich vor, das Geschick und die Lage des Geschiedenen möglichst in das Klare zu bringen.

Da ward ihm bei dem ersten Nachfragen eine seltsame Überraschung. Der Unteroffizier, der die Listen führte, schlug nach und buchstabierte einen merkwürdigen Namen heraus: „Pethofen." Jener stutzte. „Der Mann fiel mir sofort auf," erzählte dann der militärische Vorgesetzte, bei dem weitere Erkundigung eingezogen wurde, „als ich meinen neuen Zug übernahm." Auch er hatte natürlich gefragt: „Sind Sie ein Nachkomme Beethovens?" Der armselige Landsturmer hatte eifrig genickt. Ein Enkel von Karl, dem Neffen Beethovens.

Der Führer behielt ihn im Auge, hatte aber große Schwierigkeiten mit ihm. Sie rückten auf die Simmeringer Heide aus, und schon auf dem Marsche hub die Not an: Beethoven konnte nicht Schritt halten. Er war willig, aber vorzeitig invalid geworden. Der verantwortliche Führer wollte bewirken, daß der untaugliche Soldat entlassen würde. Da traten diesem die Tränen in die Augen, er flehte und bat, ihn nicht fortzuschicken. Er stotterte nur das Wort „Hunger . . ." heraus.

Aber das schwere Fußleiden, das stark vernachlässigt war, machte schließlich doch die Überführung in das Lazarett notwendig. Es trat eine Blutvergiftung hinzu, und alle ärztliche Kunst und Pflege konnten nicht mehr helfen. Am Mittwoch, dem 12. Dezember 1917, starb der letzte männliche Sproß der Familie Beethoven.

Ludwig van Beethoven war bekanntlich nicht vermählt. Sein jüngster Bruder Johann hatte eine Witwe als Gattin heimgeführt, aus seiner Ehe aber keine Kinder. Nur sein Bruder Karl hinterließ bei seinem Tode einen unmündigen Sohn, gleichfalls mit Namen Karl, der dann die Familie fortsetzte. Mit der Vormundschaft über ihn hatte sein Oheim Ludwig vielerlei und nicht immer Erfreuliches zu tun.

Im Jahre 1832 verheiratete sich der genannte Neffe Karl mit Karoline Naske. Sie hatten vier Töchter und als drittes Kind einen Sohn Ludwig. Karl starb am 13. April 1858, seine Witwe überlebte ihn bis 15. Januar 1889. Von dem Sohne Ludwig weiß man bis jetzt nur, daß er seine Militärzeit ordnungsmäßig erledigte, zum Unteroffizier befördert wurde und dann in der Kanzlei des Johanniterordens eine Anstellung fand. Er nahm 1865 Marie Nitzsche zur Ehe und bekam von ihr am 8. Mai 1870 einen Sohn, der in der Taufe die Namen Karl Julius Maria erhielt. Er ist es, dem wir an seinem Lebensende begegnet sind.

Dann aber verließ Ludwig seine Stellung und seine Vaterstadt und zog mit seiner Familie fort, unbekannt wohin. Er gab an, als Geschäftsreisender seine Nahrung finden zu wollen. Man hat nicht mehr viel von ihm gehört. Im Jahre 1889 schrieb er von London aus an den Magistrat von Wien mit dem Ersuchen, ihm einen Paß für sämtliche Länder Europas zu senden. Als aber gegen Ende des genannten Jahres der Nachlaß seiner Mutter geregelt werden sollte, wurde bei seinem Namen in den Akten der Zusatz „unbekannten Aufenthaltes" angegeben.

Die Töchter des Neffen Karl van Beethoven verheirateten sich sämtlich in günstiger Weise. Aus ihren Ehen her lebt noch heute eine zahlreiche Nachkommenschaft.

*

Seit sechzehn Jahren war Ludwig van Beethoven in Wien ansässig gewesen. Widerwärtigkeiten und persönliche Enttäuschungen blieben ihm nicht erspart.

Da erhielt er 1809 durch den Kammerherrn Grafen Truchseß Waldburg, im Auftrage des Königs Jerome, den Antrag, als „erster Kapellmeister Seiner Majestät von Westfalen" nach Kassel überzusiedeln; als Jahreseinkommen waren 600 Dukaten und ein Reisegeld von 150 Dukaten zugesichert. Nun war die Gefahr, Beethoven zu verlieren, für Wien sehr nahe gerückt. Da einigten sich Erzherzog Rudolf und die Fürsten Kinsky und Lobkowitz und stellten am 1. März 1809 eine Urkunde aus, wonach sie

Digitized by Google

Beethoven, unter der Bedingung, Wien nicht zu verlassen, eine jährliche Summe von 4000 Gulden aussetzten. Zu der genannten Summe sollten der Erzherzog 1500, Kinsky 1800, Lobkowitz 700 Gulden beisteuern. Beethoven nahm das an.

Juristisch betrachtet war das Übereinkommen eine Schenkung der drei Versprechenden unter einer auflösenden Bedingung.

In den Erlebnissen Beethovens, die sich zu gerichtlichen Streitigkeiten entwickelten, kam es auf die juristische Natur des besprochenen Abkommens nicht weiter an. Wohl aber drehte sich die Auseinandersetzung um den Geldwert und die sinkende Währung. Es war der österreichische Staatsbankerott vom Jahre 1811, der auch für unseren Tondichter in seinen äußeren Verhältnissen verhängnisvoll wurde.

★

Es war unter der Regierung von Maria Theresia, da in Österreich das Papiergeld eingeführt wurde. Es geschah in Gestalt sogenannter Bankozettel. Die Kriege gegen Frankreich änderten deren Kurs sehr ungünstig. Nach dem Frieden von Preßburg 1805 war er gesunken und fiel weiter. Am 1. März 1809, dem Tage des Übereinkommens mit Beethoven, war das Verhältnis 2,48:1, so daß die 4000 Gulden, die an Beethoven in Bankozetteln zu zahlen waren, nur noch 1612,9 Gulden in Silber wert waren.

Aber dann kam das unglückliche Ringen Österreichs mit Napoleon und der Wiener Friede vom 14. Oktober 1809, der den Kaiserstaat verkleinerte und verarmte. Der Krieg war nur durch größte Vermehrung der Bankozettel finanziert worden. Die von ihnen dargestellte Summe betrug 160 Millionen Gulden, der Staat konnte sie nicht gegen Münze einlösen: es kam zum Staatsbankerott.

Am 15. März 1811 erließ der Hofkammerpräsident Graf Wallis das viel genannte Finanzpatent, das den Wert der Bankozettel auf ein Fünftel herabsetzte und zur Einlösung ein neues Papiergeld unter dem Titel „Einlösungsscheine" bestimmte. Das ergriff nun vor allem die vorhandenen Vermögen und die noch nicht erledigten Forderungen und Schulden. Für die letzteren wurde eine Skala ausgearbeitet, die für jeden Monat den Kurs der Bankozettel angab. Davon war dann der vorhin erwähnte fünfte Teil in Einlösungsscheinen zu zahlen.

In diesen Strudel ward nun Beethoven verhängnisvoll hineingerissen. Wie für viele tausend andere waren auch für ihn die Forderungen gegen seine drei Gönner entwertet. Statt 4000 Gulden in Bankozetteln, die schon am Tage des Vertrags eine viel geringere Summe von Silbergulden darstellten, hatte er nun nach dem Finanzdekret von 1811 überhaupt nur noch den fünften Teil, also 800 Gulden zu fordern, die von jetzt ab in den genannten Einlösungsscheinen auf Grund der erwähnten Skala zu zahlen waren; und auch diese letzteren hatten im Verkehr schon wieder einen geminderten Kurs. Beethoven war somit, mit so vielen anderen Staatsbürgern, finanziell ruiniert und in der Möglichkeit seiner Lebenshaltung auf das Äußerste beschränkt. Von den drei Schuldnern Beethovens aus dem Abkommen vom 1. März 1809 erklärte nur der Erzherzog Rudolf, daß er die von ihm versprochene Summe von 1500 Gulden voll in neuen Einlösungsscheinen bezahlen werde. Das ist denn auch geschehen. Anders stand es mit den beiden weiteren Schuldnern, den Fürsten Lobkowitz und Kinsky.

★

Fürst Franz Joseph Lobkowitz war stets ein Bewunderer und Gönner Beethovens gewesen. Dieser hatte es oft anerkannt und unter anderen die Sinfonia eroica ihm zugeeignet. Durch den Staatsbankerott kam der Fürst in Geldverlegenheit und mußte vom 1. September 1811 an die versprochenen Zahlungen einstellen.

Beethoven nahm das übel auf. In seinen Briefen äußerte er sich über Lobkowitz in heftigen, manchmal beleidigenden Ausdrücken. Am 19. Juni 1813 stellte er gerichtliche Klage auf Zahlung der vollen 700 Gulden in Einlösungsscheinen an. Als Grund gab er ein besonderes Versprechen des Beklagten an: daß er die genannte Summe in der jetzigen Wiener Währung voll bezahlen werde. Diese Zusicherung habe der Fürst mündlich und schriftlich von sich gegeben. Für das letztere konnte Beethoven allerdings nur ein Billett des Fürsten an seinen Kassenführer vom 10. Februar 1813 beibringen, worin der Kassierer beauftragt wurde, die volle Pension, wie sie jetzt die Klage forderte, an Beethoven auszuzahlen; eine Zeitbestimmung fehlte darin.

Dagegen stellte der Fürst es bestimmt in Abrede, daß er Beethoven selbst ein Versprechen auf Zahlung der Unterstützung in Wiener Währung gegeben habe. Die Anweisung an seinen Kassenvorsteher sei nur in vorübergehendem Sinne geschehen, ohne die Absicht, damit für die Lebenszeit Beethovens diesem ein festes Recht einzuräumen.

Das Gericht verurteilte aber den Fürsten Lobkowitz zur Zahlung nach dem Antrage der Klage, also auf Leistung der 700 Gulden jährlich in Einlösungsscheinen. Es stützte sich auf den Auftrag an den Kassenführer. Ohne überzeugenden Grund. Beethoven würde gegen den Fürsten Lobkowitz nur dann die durch Klage geltend gemachte Forderung auf Aufbesserung des sonst gesetzlich festgelegten Betrages besessen haben, wenn er mit dem Fürsten unmittelbar hierauf einen Vertrag geschlossen hätte. Gerade dieses aber hatte der Be-

Digitized by Google

klagte scharf in Abrede gestellt. Ohne die Bezugnahme auf einen solchen Vertrag schwebte das Urteil des Gerichtes ganz in der Luft.

Das kam denn auch in der zweiten Instanz zum richtigen Ausdruck. Das Appellationsgericht änderte am 22. März 1814 die erste Entscheidung ab, und nach weiteren Terminen erklärte sich der Fürst bereit, die von Beethoven verlangte Aufbesserung der ihm geschuldeten Summe in Einlösungsscheinen voll zu leisten. Allein die Ausführung war nicht so einfach, weil die Zwangsverwaltung, die über dem Fürsten schwebte, es hinderte. Der Verwalter, ein sogenannter Sequester, verweigerte die glatte Erledigung, da er auf andere Gläubiger und deren Vorrechte Rücksicht zu nehmen hatte. Nun trat Fürst Lobkowitz selbst mit seinen Hauptgläubigern in Beziehung und führte jetzt seinerseits die Interessen Beethovens. Es gelang, die Zustimmung der Gläubiger und danach die Einwilligung des Vollstreckungsgerichts zu erhalten.

Und so kam es endlich dazu, daß von 1814 an die Zahlungen an Beethoven, bis zu seinem Tode, gemäß seinem Wunsche, auch von seiten des Fürsten Lobkowitz geleistet wurden.

*

Recht ungünstig stellte sich für Beethoven auch die Erledigung des Anteils, den Fürst Kinsky 1809 als dritter Teilnehmer zugesagt hatte. Es handelte sich hier um 1800 Gulden in Bankozetteln, die nach dem Finanzpatent von 1811 nur noch 360 Gulden bedeuteten, um nach der oben erwähnten Skala dann in Einlösungsscheinen abgeführt zu werden. Die Zahlungen scheinen zunächst überhaupt gestockt zu haben. Erst am 1. September 1812 erhielt Beethoven eine Abschlagszahlung von 60 Dukaten, dann aber nichts weiter.

Fürst Kinsky starb im Dezember 1812 und hinterließ minderjährige Erben unter Vormundschaft. Das erschwerte die weitere Auseinandersetzung sehr. Die Forderung Beethovens ging auf die Erben des Schuldners über und war zweifellos fortzuzahlen, solange Beethoven der Bedingung, in Wien zu bleiben, wirklich genügte. Aber war hier mehr, als die vom Finanzpatent bestimmte Summe entwerteter Bankozettel zu zahlen?

Es lag keine positiv geformte Rechtsbestimmung dafür vor. Wäre es aber nicht grundsätzlich gerechtfertigt gewesen, wenn die Aufwertung dem Gläubiger Beethoven gewährt worden wäre?

In manchen Fällen ist es gestattet, manchmal sogar gesetzlich geboten, die Entscheidung eines Rechtsstreites nicht nach zwingend geformten Paragraphen, sondern nach richtiger Erwägung dieses besonderen Falles zu treffen. Auch Beethoven berief sich darauf, daß die von ihm gewünschte Aufwertung der schlecht gewordenen Bankozettel „im Geiste der Humanität und Großmut" geschehen möge. Solchen Appell wird man gerne wohlwollend annehmen. Aber es ist nicht zu leugnen, daß dabei die Gefahr besteht, im Banne einer bloßen Redewendung stecken zu bleiben.

*

Wie Beethoven waren viele Tausende sonst durch den Staatsbankerott betroffen worden. Die ungünstigen Folgen ausschließlich auf den andern Teil, hier die Kinskyschen Erben, abzuwälzen, ohne selbst etwas von Nachteil auf sich zu nehmen, würde nach den eben gegebenen Richtlinien eines grundsätzlich richtigen Erwägens nicht haltbar gewesen sein. Es drängte alles auf eine Mittellinie hin.

In dem Falle unseres Beethoven handelte es sich um eine Freigebigkeit des Fürsten Kinsky. Hier dem Schenker allen Nachteil zuzumuten, der durch die Verschlechterung der Geldverhältnisse entstanden war, würde einseitig subjektivistisch, also unrichtig, gewesen sein. Wir können danach die Vormundschaftsbehörde nicht tadeln, wenn sie die zugesicherte Pension von 1800 Gulden nicht auf den fünften Teil nach dem Finanzdekret von 1811 zurückschraubte, sondern 1200 Gulden in Wiener Währung, nämlich den nun gültigen Einlösungsscheinen zusicherte. Die weitergehenden Ansprüche Beethovens drangen nicht durch, und jener Vergleichsvertrag wurde am 15. Januar 1815 gerichtlich endgültig festgestellt.

*

Die rechtliche Angelegenheit, die Beethoven am meisten Unruhe bereitet hat, ist die Vormundschaft über seinen Neffen. Sie beschäftigte ihn während der letzten zwölf Jahre seines Lebens fast ohne Aufhören.

Am 15. November 1815 starb Beethovens Bruder Karl mit 41 Jahren in Wien. Er war 1795 mit dem jüngsten Bruder Johann zu Ludwig nach Wien gekommen und ursprünglich auch Musiker gewesen. Dann wählte er die Beamtenlaufbahn und war zuletzt Kassierer bei der K. K. Bank-Hauptkasse. Der Verstorbene hinterließ eine Witwe, Johanna, geborene Reiß, Tochter des Tapezierers Anton Reiß, eines wohlhabenden Bürgers; und aus dieser Ehe einen neunjährigen Sohn, gleichfalls Karl mit Namen, dessen Geburtstag nach neueren Forschungen der 4. September 1806 war.

Einen Tag vor seinem Tode, am 14. November 1815, hatte Karl van Beethoven ein Testament errichtet, in dem er seine Ehefrau und seinen Sohn zu gleichen Teilen als Erben einsetzte und eine Reihe von Einzelbestimmungen traf. Für die nötige Vormundschaft über seinen Sohn hieß es dabei: „. . . Bestimme ich zum Vormund

Digitized by Google

meinen Bruder Ludwig van Beethoven." Noch an dem gleichen Tage verfügte der Versterbende einen „Nachtrag zu meinem Testament": „Da ich bemerkt habe, daß mein Bruder, Hr. Ludwig van Beethoven, meinen Sohn Karl nach meinem allfälligen Hinscheiden ganz zu sich nehmen und denselben der Aufsicht und Erziehung seiner Mutter gänzlich entziehen will, da ferner zwischen meinem Bruder und meiner Gattin nicht die beste Einigkeit besteht, so habe ich für nötig befunden, nachträglich zu meinem Testamente zu verfügen, daß ich durchaus nicht will, daß mein Sohn Karl von seiner Mutter entfernt werde, sondern daß derselbe immerhin und in so lange es seine künftige Bestimmung zuläßt, bei seiner Mutter zu verbleiben habe, daher denn dieselbe so gut wie mein Bruder die Vormundschaft über meinen Sohn Karl zu führen hat."

*

Ein neuzeitlicher deutscher Jurist könnte darüber erstaunt sein, daß bei dem Tode des Karl van Beethoven, da er eine Witwe und einen unmündigen Sohn hinterließ, überhaupt eine Vormundschaft eingerichtet wurde. Nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch für das Deutsche Reich tritt beim Tode des Vaters ohne weiteres die elterliche Gewalt der Mutter ein, und solange sich nun die Witwe nicht wieder verheiratet, kommt sie in den vollen Besitz der elterlichen Gewalt, bis zur Volljährigkeit des Kindes. Sollte die Mutter das Recht der Fürsorge für die Person des Kindes mißbrauchen, das Kind vernachlässigen oder sich eines ehrlosen oder unsittlichen Verhaltens schuldig machen, so hat das Vormundschaftsgericht die zur Abwendung der Gefahr erforderlichen Maßregeln zu treffen, wie es das auch schon dem Vater gegenüber bei dessen Lebzeiten zu tun hat.

Allein das ist für das Gebiet des Deutschen Reiches neues Recht seit 1900. Vordem war die erwähnte Rechtsstellung der Mutter nur in einigen kleineren Partikularrechten angenommen. Auch das Österreichische Gesetzbuch von 1811 ordnete in jedem Falle bei dem Tode des Vaters eine besondere Vormundschaft an.

Wenn in dem Testament des Vaters, hier des Karl van Beethoven, eine bestimmte Person zur Übernahme der Vormundschaft vorgeschlagen wird, so tritt der so Bezeichnete nicht schon mit dem Tode des Verfügenden ein, auch nicht mit der Ausführung des erbrechtlichen Teiles des Testamentes, sondern erst dann, wenn das Vormundschaftsgericht in Befolgung des letztwilligen Wunsches den Gewünschten als Vormund bestellt hat. Eine Bestellung durch den Testierenden selbst, wie im reinen römischen Recht, gibt es also nicht mehr, wenngleich das Gericht nur aus besonderen Gründen von dem Wunsche des Geschiedenen abweichen soll. Das Vormundschaftsgericht ist bei uns heute das Amtsgericht vom Wohnsitze des Mündels und war damals das „K. K. Niederösterreichische Landrecht" (nach alter Bezeichnung „Recht" gleich „Gericht", erhalten in der Formel „von Rechts wegen").

Infolge des Testamentes wurden nun am 22. November 1815 die Witwe Johanna zur Vormünderin, der Bruder Ludwig zum „Mitvormund" bestellt. Damit hatte der letztere aber nicht eine ganz gleichberechtigte Stellung neben seiner Schwägerin, sondern war nach dem Österreichischen Gesetzbuch § 211 ff. mehr im Sinne eines „Gegenvormundes" nach unserem heutigen Rechte gedacht, der den Hauptvormund bei der Vermögensverwaltung zu beaufsichtigen und bedingt einzugreifen hat. Das gibt wohl leicht Anlaß zu Eifersüchteleien und Mißstimmung. Aber auch die Gleichberechtigung mehrerer Vormünder über ein Mündel bewahrt vor solchen Unannehmlichkeiten nicht und führt sogar dazu, daß unter Umständen bei dem Versehen des einen der andere auch ohne verantwortliches Zutun in den Strudel mit hineingerissen wird. So denkt sich unser Deutsches Gesetzbuch den Fall gleichberechtigter Mitvormünder mehr als Ausnahme, während es ganz gut angeht, umgekehrt einen einzigen Vormund für mehrere Geschwister einzusetzen.

Im Falle Beethoven kam freilich die hauptsächliche Schwierigkeit aus persönlichen Unstimmigkeiten her, die von vornherein vorlagen. Schon sechs Tage nach der Bestellung durch das Gericht erhob Beethoven Einspruch gegen die Bestellung seiner Schwägerin als Vormund. Er beantragte, ihm die Hauptvormundschaft zu übertragen. Zur Begründung wies er auf den schlechten Lebenswandel der Frau Johanna hin, im besonderen auf deren strafrechtliche Verurteilung wegen Veruntreuung. Nach längeren Verhandlungen wurde am 8. Januar 1816 von dem Landrechte zugunsten Beethovens entschieden. Er wurde am 19. Januar als gerichtlich bestellter Vormund seines Neffen Karl in Pflicht genommen.

Wer mit Vormundschaftssachen zu tun hat, wird in alledem nichts Auffälliges finden. Der rührselige Vorwurf, daß Ludwig van Beethoven einer Mutter ihr Kind genommen habe, ist unverständlich angesichts der festgestellten Eigenart und Lebensführung der Johanna van Beethoven, wonach sie zweifellos zur Erziehung und Heranbildung des Knaben ungeeignet war.

Was aber konnte Beethoven, dem der Mündel nun gerichtlich zugesprochen war, mit ihm Ersprießliches anfangen, er, dem selbst Familie und Haus zu seinem schmerzlichen Entbehren fehlten? Er sah sich nach einem guten und zuverlässigen Pensionate um und wählte das Institut eines Cajetan Giannatasio del Rio, das in Wien als Privatschule für Knaben große Anerken-

Digitized by Google

nung genoß. Auch bei dem jungen Karl bewährte die Anstalt ihren Ruf. Er wurde trefflich behütet und betreut und in einer Krankheit bestens gepflegt. Besonders nahm sich die eine erwachsene Tochter Fanny, eine große Verehrerin der Person und der Musik Beethovens, des Jungen an. Die Mutter aber gab sich mit dieser Regelung der Angelegenheit gar nicht zufrieden. Fast täglich kam sie in das Institut oder suchte durch Boten den Jungen zu sich zu holen. Schließlich rief Beethoven, im Verein mit Giannatasio, das Gericht an und beantragte, die Witwe und ihre Abgesandten von dem unmittelbaren Verkehr mit dem Knaben auszuschließen. Das Gericht gab am 20. Februar 1816 dem Antrage statt, aber mit dem Vorbehalt, daß die Mutter ihren Sohn immerhin besuchen dürfe „in freien Stunden und ohne den Gang der Erziehung oder Hausordnung zu stören in Gesellschaft des von dem Vormund oder dem Vorsteher der Erziehungsanstalt zu bestimmenden Individuums".

Es war jedoch nicht nur das Durchführen dieser Möglichkeit, das neue Schwierigkeiten hervorrief. Vielmehr war es ein wachsendes Mißtrauen, das Beethoven gegen das Haus Giannatasio faßte. Namentlich mögen es Beschwerden und Klagen des Neffen selbst gewesen sein, denen der Oheim zu viel Glauben schenkte. Seine Drohung, den Knaben aus dem Institute wegzunehmen, konnte Beethoven zunächst nicht verwirklichen, weil er keine andere passende Unterkunft für das Kind hatte, und er selbst in seinen schwierigen Vermögensverhältnissen, die wir oben kennengelernt haben, nicht in der Lage war, sich einen eigenen Haushalt einzurichten, in dem der Junge hätte bleiben können. In mehrfachem Briefwechsel wurden die Mißstimmungen gegen die Anstalt möglichst ausgeglichen.

Inzwischen suchte Beethoven seinen Neffen musikalisch auszubilden und freute sich über jeden Fortschritt des Knaben, wobei er namentlich Karl Czerny, den bekannten Klavierlehrer und Komponisten, zum Unterrichte heranzog. Obgleich nun Giannatasio durch die Klagen Beethovens über seine Geldsorgen gerührt, sich erboten hatte, die Kosten für Wohnung und Unterricht des jungen Karl herabzusetzen, so blieb Beethoven doch bei dem Entschlusse, seinen Neffen aus dem Institute wegzubringen und in seinen, des Oheims, Haushalt selbst aufzunehmen. Dieser Plan wurde am 24. Januar 1818 ausgeführt.

Der Plan erwies sich als verfehlt. Beethoven besaß keineswegs die Fähigkeiten, die zur Leitung und Ausbildung eines nicht leichtzunehmenden Knaben nötig gewesen wären, und die widerwärtigen Folgen, die das schlechte Verhältnis zu der Mutter mit sich führte, erwiesen sich immer ungünstiger. Zunächst wurde es mit Privatunterricht versucht, erst in Wien, dann bei einem Sommeraufenthalt in Mödling in der Knabenklasse des dortigen Pfarrers Fröhlich. Von diesem aber wurde Karl schon nach einem Monat entlassen, aus Gründen, deren Dringlichkeit nicht unwahrscheinlich ist. Aus den mißlichen häuslichen Verhältnissen und der unfreundlichen Beziehung zur Mutter her war das Gemüt des Knaben verdorben worden. Er führte häßliche Reden gegen die Mutter, gab im Religionsunterricht und in der Kirche Anlaß zu Klagen und neigte zur Unwahrhaftigkeit, auch seinem Oheim gegenüber. Karl wurde nun in das akademische Gymnasium zu Wien aufgenommen.

Nun meldete sich aber die Mutter in starker Weise wieder. Das Landrecht entschied zwar gegen ihren Antrag, die Vormundschaft ihrem Schwager zu entziehen, aber eines Tages entlief der nun zwölfjährige Knabe seinem Oheim und kam zu seiner Mutter. Diese gab zwar auf Verlangen des Vormundes das Kind sofort heraus, worauf Beethoven den Neffen zunächst wieder zu Giannatasio brachte; allein die gerichtlichen Verhandlungen rissen nun nicht mehr ab. Die Mutter machte durch ihren Verwandten, den Hofkonzipisten Hotschvar, eine Eingabe, die in ruhiger Weise gehalten war und sachlich nicht von vornherein der Berechtigung entbehrte. Sie ersuchte darum, daß ihr Sohn in das K. K. Universitäts-Konvikt in Kost und Erziehung gegeben werde. Die gänzliche Ausschließung der Mutter, hieß es in der Begründung, habe keineswegs in der Absicht des verstorbenen Vaters gelegen.

Diese Eingabe wurde nicht von der Schwelle abgewiesen und dürfte einigen Eindruck auf die Obervormundschaft gemacht haben. Es kam § 218 des Gesetzbuches in Betracht: „Die Person des Waisen soll vorzüglich der Mutter, selbst dann, wenn sie die Vormundschaft nicht übernommen oder sich wieder verheiratet hat, anvertraut werden; es wäre denn, daß das Beste des Kindes eine andere Verfügung erheische."

So wurde nochmals am 11. Dezember 1818 eine Tagfahrt gehalten, an der alle Beteiligten, — Vormund, Mündel und die Mutter, — teilnahmen, und über die ein ausführliches Protokoll erhalten ist. Eine Einigung kam nicht zustande, da Beethoven namentlich gegen das Konvikt, weil es zu stark besucht sei, Bedenken äußerte.

Und nun kam ein Schlag für Beethoven, der ihn noch mehr, als manches sonst, aufregte. Das K. K. Niederösterreichische Landrecht war darauf aufmerksam geworden, daß Beethoven nicht adlig war. Beethoven gab das zu und fügte bei, daß er kein Adelsdiplom besitze. Die rechtliche Folge war die, daß über die hier fragliche Vormundschaftssache nicht das Landrecht, sondern der städtische Magistrat zu Wien zuständig sei. An ihn wurde am 18. Januar 1819 die Sache abgegeben.

Digitized by Google

Der Unterricht van Karl wurde nun in einem Institut von Josef Kudlich erteilt. Tatsächlich befand sich der Knabe damals bei der Mutter. Der Magistrat mag zu ihren Gunsten weiter auf Beethoven eingewirkt haben. Und Ende März 1819 legte dieser die Vormundschaft nieder.

*

Leider hörten die Sorgen und Aufregungen des Tondichters aus der Fürsorge für seinen Neffen nun doch nicht auf. Zunächst wurde der Magistratsrat Matthies von Tuscher zum Vormunde bestellt. Dieser erwog mit Beethoven und dessen Freunden den Plan, Karl nach Landshut in Bayern zu Professor Sailer zu bringen, wo er gut aufgehoben gewesen wäre. Der Magistrat hörte aber auf den Protest der Mutter und schlug die Entfernung des Mündels in das Ausland ab.

Karl mußte nun dem Institut eines Herrn Josef Blöchlinger anvertraut werden. Tuscher aber beantragte Enthebung von der Vormundschaft, „da sowohl die Menge der Amtsgeschäfte, als auch mehrere andere Gründe ihm nicht erlaubten, derselben weiter vorzustehen". Der Magistrat nahm sich jetzt der Sache etwas schärfer an und griff als Obervormundschaftsbehörde unmittelbar ein.

Das Ergebnis seiner Untersuchung war für Beethovens Vormundschaftsführung nicht günstig. Da man sähe, „was für Launen des Beethoven der Knabe bisher bloßgestellt war, wie er aus einem Erziehungsinstitut in das andere wie ein Ball hin und her geworfen wurde", so sollte die Vormundschaft nicht mehr Beethoven anvertraut werden. Es wurde vielmehr die Mutter als gesetzliche Vormünderin belassen und ihr der Stadtsequester Leopold Nußbick als Mitvormund beigegeben.

Beethoven widersprach und reichte auf ablehnenden Bescheid ein Rekursgesuch bei dem Appellationsgerichte ein. Dieses hob am 8. April 1820 die Entscheidung des Magistrates auf: die Mutter wurde ausgeschlossen, Beethoven und der Hofrat Peters zu gemeinschaftlichen Vormünden bestellt. Die Witwe appellierte an den Kaiser, aber durch Hofdekret wurde die Gerichtsentscheidung bestätigt, und die „Hofrekurrentin" mit ihrer Beschwerde abgewiesen.

Eine kurze Zeit hindurch empfand Beethoven eine große Genugtuung über seinen Sieg. Es hielt aber nicht lange vor. Die Schwierigkeiten, die der heranreifende Neffe bereitete, wuchsen. Seine Fortschritte im Wissen ließen zu wünschen übrig, in seinem Wandel kam er leicht unter den Einfluß nicht erwünschter Gefährten, — Beethoven konnte es schwer überwachen, wurde in seinem Schaffen unerfreulich behindert und litt bei dem Fortschreiten seiner Kränklichkeit und Taubheit unsäglich unter dem schlechten Verhältnis zu seinem Pflegebefohlenen.

Im Jahre 1823 bezog Karl die Universität, um Philologie zu studieren. Es führte auch nicht zu gutem Fortschreiten.

Nun betrieb es Karl bei seinem Oheim, daß er die Universität verlassen dürfe und in das polytechnische Institut eines Herrn Reißer aufgenommen werde, um sich auf den Kaufmannsstand vorzubereiten. Beethoven gab schließlich, sichtlich mit schwerem Herzen, seine Zustimmung. Aber Freude hatte er auch jetzt nicht an dem Fortschreiten seines Neffen. Die Verstimmung und Erbitterung wuchs in persönlicher Hinsicht, der junge Mann wurde immer verstockter gegenüber seinem Vormunde, der ihn vergebens durch ständige Ermahnungen und Zusprachen zu bessern suchte, ohne damit einen Erfolg zu erzielen. Karl fühlte sich gleichfalls unglücklich und in dieser gedrückten Stimmung machte er am 30. Juli 1826 einen Selbstmordversuch. Er schoß mit einer Pistole auf sich und verwundete sich am Kopfe, ohne tödlich getroffen zu werden. Der Verletzte wurde in das Allgemeine Krankenhaus gebracht, wo er genas.

*

Beethoven trug natürlicherweise eine neue, tiefe Erschütterung des Gemüts davon, die auch seinem musikalischen Schaffen selbstredend ganz ungünstig war. Mit Karl scheint aber eine innere Wandlung geschehen zu sein. Der Geistliche des Krankenhauses sprach geradezu davon, daß eine Bekehrung eingetreten sei. Beethoven selbst war anscheinend fast überrascht, wie liebevoll jetzt der Neffe sich gegen ihn verhielt, wie er bescheiden und doch dabei in der Sache klar und fest auftrat.

Der junge Mann wünschte nochmals seinen Beruf zu wechseln. Der an Stelle des früheren Vormundes jetzt als Mitvormund eingetretene Hofrat Breuning, der Freund Beethovens, vermittelte Karls Wunsch, zum Militär zu gehen. Breuning sprach mit dem Feldmarschall-Leutnant von Stutterheim und erwirkte es, daß Karl van Beethoven in das von jenem Offizier geführte Regiment in Iglau aufgenommen wurde.

Die militärische Zucht und Erziehung vollendete offenbar die guten Ansätze, die seit der Katastrophe sich gebildet hatten. Wir hören von jetzt ab überwiegend Gutes. Die ungünstigen Urteile, die Gerhard von Breuning — Sohn des vorgenannten Hofrates Stephan von Breuning — in dem Buche „Aus dem Schwarzspanierhaus" über Karl van Beethoven der Nachwelt überliefert hat, werden durch Berichte aus späteren Zeiten nicht mehr bestätigt, scheinen auch von vornherein einseitig, vielleicht übertrieben gewesen zu sein.

Der Schriftsteller Vancsa hat aus den Akten des K. K. Finanzministeriums ver-

Digitized by Google

schiedene Bemerkungen aus der Konduiten-Liste vom 20. November 1831 entnommen. Danach werden dem Karl van Beethoven Brauchbarkeit im Dienste, gute Kenntnisse, heitere Gemütsbeschaffenheit bei natürlichen Talenten nachgerühmt, und es wird besonders betont, wie er in und außer dem Dienste und namentlich mit seinen Untergebenen lobenswert aufgetreten sei. Spiel und Schuldenmachen kam bei ihm nicht vor. So rückte er ordnungsmäßig zum Fähnrich und zum Unterleutnant auf und hat sich längere Zeit als tüchtiger Offizier erwiesen.

Kleine Schwankungen der Folgezeit trüben das Bild nicht wesentlich. Und als er im Mai 1832 seinen Abschied nahm, wurde ihm die Beibehaltung des Offizierscharakters bewilligt.

Seine Bemühungen, eine Anstellung im Zivildienste zu finden, schlugen fehl. Er lebte fortan in Wien ruhig als Privatmann in glücklichen Familienverhältnissen. Da er seine Oheime Ludwig und Johann beerbt hatte, konnte er ein vielleicht bescheidenes, aber doch nicht sorgenvolles Dasein führen. Musikalisch soll er nicht ohne Talent gewesen sein und auf dem Klavier hübsch phantasiert haben.

*

Ludwig van Beethoven hatte diese Zukunft als hoffnungsvoll auch nicht im Geiste erschaut. Er hatte noch geholfen, den Neffen bei seinem Eintritte zum Militär auszustatten, war aber damals schon ein gebrochener Mann. Am 24. März 1827 schloß er die müden Augen für immer.

Über die Verlassenschaft wurde ein erbrechtliches Verfahren eröffnet und durchgeführt. Die darüber aufgenommenen Akten sind erhalten und weisen eine stattliche Zahl von Gläubigern auf, die alle aus Anlaß des Todesfalles an die Erbschaft etwas zu fordern hatten. Auch Verleger und andere an Beethovens Kunst Beteiligte meldeten sich mit verschiedenen Forderungen. Ein rechtliches Interesse verbindet sich mit der Betrachtung dieser Ausstände nicht. Anders steht es mit dem letzten Willen des Geschiedenen.

In seinem Testamente hatte Beethoven seinen Neffen als alleinigen Erben eingesetzt. Sein Rechtsfreund Dr. Bach war dabei zum „Kurator" ernannt, mit der Ermächtigung, dem jungen Mann einen Vormund auszusuchen, nach freier Wahl, mit Ausnahme des Bruders Johann van Beethoven. Da nach österreichischem Rechte die Volljährigkeit erst mit vollendetem 24. Lebensjahre eintrat, so wurde allerdings noch einige Zeit eine Vormundschaft nötig. Sie wurde zunächst von Bach und Breuning geführt; nach des letzteren baldigem Tode wurde Jakob Hotschvar zum Vormund bestellt. Besondere Verwicklungen scheinen nun nicht mehr eingetreten zu sein, auch von Unannehmlichkeiten mit der Mutter, Johanna van Beethoven, wird nichts mehr berichtet. Sie hat übrigens ihren Sohn Karl um zehn Jahre überlebt und ist 1868 in Baden bei Wien gestorben.

Noch kurz vor seinem Hinscheiden stellte man dem Ludwig van Beethoven aus seiner Umgebung her vor, daß bei einem bedingungslosen Anfalle der Erbschaft an den Neffen dieser die Möglichkeit habe, das vom Oheim erhaltene Vermögen doch seiner Mutter zuzuwenden. Namentlich sei dann möglich, daß Karl als Erbe nur den Nießbrauch behalte und die Mutter alsbald zur Eigentümerin erkläre. Beethoven gab dem Bedenken nach und verfügte noch einen Tag vor seinem Tode folgendermaßen: „Mein Neffe Karl soll alleiniger Erbe sein, das Kapital seines Nachlasses soll jedoch seinen natürlichen oder testamentarischen Erben zufallen."

Ein juristisches Meisterstück war das nicht. Es war nun bestimmt, daß Karl nur Vorerbe vor Nacherben sein solle, die Verfügung war das, was das Österreichische Bürgerliche Gesetzbuch § 608 eine „fideikommissarische Substitution" nennt. Aber es fehlte die Angabe einer bestimmten Person, die als Nacherbe eintreten konnte und jetzt schon bestimmte beschränkende Rechte gegenüber dem Vorerben gehabt hätte. Eine hemmende Rechtsfolge, nach der der jetzt als Erbe eingesetzte Neffe an der freien Verfügung über den Nachlaß gehindert gewesen wäre, trat nicht ein. Wenn Karl trotz dem genannten letztwilligen Verbote das erhaltene Vermögen seiner Mutter schenkungsweise überwiesen hätte, so war niemand da, der das hätte rügen und für sich hätte geltend machen können. Auch war ja nach jener Anordnung der Neffe gar nicht gehindert, seine Mutter testamentarisch zu seiner Erbin einzusetzen; und wenn er ohne Testament unvermählt und kinderlos gestorben wäre, so würde doch wieder seine Mutter als seine „natürliche" Erbin den von Ludwig van Beethoven herrührenden Nachlaß erhalten haben. Daß dieses nicht eintrat, lag nur daran, daß Karl in der Folge sich verheiratete und bei seinem Ableben Frau und Kinder hinterließ.

Den Ludwig van Beethoven begleiteten aber solche rechtlichen Verwicklungen bis zu seinem Ende. Mit bewegter Teilnahme folgt man in ihnen den Erlebnissen und — darf man sagen — den Leiden des großen Meisters der Tonkunst. Sie tragen dazu bei, Grillparzers tiefempfundene „Worte über Beethovens Grab zu singen", mitzufühlen, die er im März 1828 dem Beethovenschen Posaunenstücke, dem „Equale a quattro tromboni" (aus dem Jahre 1812) unterlegte:

„Du, dem nie im Leben Und reicht Freundesträne
Ruhstatt war, noch Haus, Übers Grab hinaus,
Ruhe nun, du Müder, Hör' die eignen Töne
Ruh' im Tode aus. Tief im stillen Haus."

Digitized by Google

Das Wunderland der Bienen

Von Alfred Schüßler

Mit acht Aquarellen von Wilhelm Hetse

Wir beobachten eine Biene, wie sie sich zwischen den zarten, reinen Blütenblättern einer Blume wälzt. Nach kurzer Zeit schon ist sie über und über von Blumenmehl überschüttet. Mit Bewunderung beobachten wir, wie flink sie ihr bestäubtes Haarkleid mittels ihrer Bürsten fegt und den eiweißreichen Blütenstaub in den „Körbchen" ihrer Hinterfüße verstaut, so daß es aussieht, als hätte sie sich rote, gelbe oder gar grüne Höschen, je nach der Farbe des gesammelten Blütenstaubes, angelegt. Der gleichfarbige Pollen (Blütenstaub), den die Bienen als Höschen in ihren Stock tragen, beweist uns, daß diese auf ihren Ausflügen jeweils nur ein und dieselbe Pflanzenart besuchen. Da aber beim Sammeln ihr Haarkleid, dem der Blütenstaub (männlich) der einen Blüte anhaftet, mit den Narben (weiblich) der anderen in Berührung kommt, tritt Fremdbefruchtung ein. Zum Dank für diesen Liebesdienst spendet die Blüte einen Tropfen feinsten Nektars, den sie der Biene in ihrem Kelche darbietet.

Man zählt ungefähr 4500 verschiedene Bienenarten. Der weitaus größte Teil davon lebt noch einsam, während wir nur einige wenige Arten kennen, deren sozialer Instinkt die einzelnen Glieder zu Kolonien zusammenschloß. Die Wissenschaft nimmt an, daß anfänglich alle Bienenarten, auch unsere heutige Hausbiene, einsam, d. h. ohne Gemeinschaft mit ihresgleichen, gelebt haben. Erst im Laufe der Jahrtausende haben sich die einzelnen Glieder gewisser Arten zu Gemeinwesen zusammengeschlossen. So gibt es gewisse Arten Holzbienen (Xylocopa), welche einsam leben, von welchen sich aber doch immer einige Exemplare an einem gemeinsamen Ort zum Winterschlaf zusammenfinden. Die Mörtelbienen (Chalicodoma), die Bürstenbienen (Dasypoda) und Ballenbienen (Halictus) vereinigen sich in zahlreichen Kolonien zum Nesterbau; doch jeder Ansiedler baut seine Wohnung für sich. Die gemeinsame Tat fehlt. Das Weibchen der Hummeln überwintert einsam. Aber in den ersten Tagen des März beginnt es sein Nest zu bauen, legt Eier, bebrütet sie, pflegt und ernährt die Larven und hat bald eine Schar Töchter um sich, die nunmehr die Brutpflege übernehmen und teilweise auch wieder selbst Eier legen. Die Gründerin der Kolonie bleibt jedoch die Hauptmutter. Im Herbst verschwindet die Kolonie wieder.

Was aber mag die erste Ursache des geselligen Zusammenschlusses unserer Honigbiene gewesen sein? Es ist der soziale Instinkt, der die einzelnen Glieder sich zusammenfinden ließ. Dieser Instinkt hat sich in Jahrtausenden so entwickelt, daß in den fortgeschrittenen Arten auch der Gedanke der Brüderlichkeit und der gemeinsamen Arbeit erwacht ist.

★

Arbeitsteilung ist oberster Grundsatz. Sie hat sogar die körperliche Entwicklung der Weibchen im höchsten Grade beeinflußt. Die Arbeiterinnen übernahmen die Pflege der Eierlegerinnen und bereiteten ihnen den Futterbrei, damit sie sich ganz dem Legegeschäft hingeben konnten. Die einseitige geschlechtliche Tätigkeit der Eierlegerinnen, die gute Pflege und überaus reichliche Versorgung mit vorzüglichem Futtersaft bewirkten eine besonders günstige Entwicklung der Geschlechtsorgane, so daß sie nach und nach zu immer reichlicherer Eierabgabe befähigt wurden — eine Königin kann täglich 2000 Eier und darüber legen, im ganzen 150 000 bis 200 000 Eier —, wohingegen Teile ihres Organismus, die sie nun nicht mehr gebrauchte, verkümmerten.

Heute findet man im Brutnest unserer Honigbiene (Apis mellifica) nur eine Eierlegerin, welche wir Königin nennen, die aber kein vollkommenes Weibchen mehr ist, da sie wohl Eier legen, diese aber nicht bebrüten und ihre eigene Brut nicht ernähren kann. Sie selbst lebt von dem Futtersaft, den ihr die Arbeiterinnen im Chylusmagen bereiten und darreichen. Auf sich allein gestellt, geht sie in wenigen Stunden zugrunde.

Die Arbeitsbiene ist ebenfalls ein einseitig entwickeltes Weibchen. Sie ist zwar unter gewissen Voraussetzungen imstande, Eier zu legen, aus denen jedoch nur Drohnen (Männchen) werden, da sie unbefruchtet sind. Eine Befruchtung der Arbeitsbiene kann aber infolge ihrer unentwickelten Geschlechtsorgane nicht erfolgen. Um so besser sind ihre Sammelwerkzeuge! Sie erbrütet die Eier, bereitet den Futtersaft für die Brut, schwitzt Wachs, führt die Waben auf, sammelt Nektar und Pollen usw. Während also die Königin den Eierstock darstellt, ist die Arbeiterin mit der säugenden Brust zu vergleichen. Auch die Arbeitsbiene kann heute nicht mehr einsam leben.

Die Drohnen, die nur in den Schwarmmonaten auftreten, haben den einen Zweck, die jungen Königinnen zu befruchten. Sie sind die Herren und lassen sich von den fleißigen Arbeiterinnen ein ordentliches Ränzchen anfüttern. Auch sie sind heute ebensowenig wie die Königinnen in der Lage, ihr Futter selbst zu suchen oder zu bereiten.

Digitized by Google

Die Bienenstadt

Da wir gewohnt sind, mit anderen Augen zu sehen als die Bienen, so ist es zweckmäßig, wenn wir uns im Geiste in eine Biene verwandeln, denn nur mit den Augen der Bienen vermögen wir die Bienenstadt richtig zu schauen.

Am Eingangstor des Stockes werden wir von den Wachen angehalten, die uns beriechen, mit den Fühlern betasten und erst passieren lassen, nachdem ihnen nichts Verdächtiges an uns aufgefallen ist. Die Wachen sind strenge Polizisten, mit einem feinen Spürsinn begabt und einer ausgezeichneten, gefährlichen Waffe versehen. Sie werfen sich tollkühn auf jeden fremden Eindringling, der seine Gier nach süßer Beute mit dem Leben bezahlt, wenn er sich nicht rechtzeitig vor flink zugreifenden Bienen rettet. Ist ein Feind zu stark, so daß er von einer Wache allein nicht bewältigt werden kann, so stößt diese einen eigenartig zornigen Trompetenruf aus, auf welchen sofort mehrere Wächter zu Hilfe eilen. Verstärken sich diese Trompetenstöße, so quellen die Reserven in Massen aus dem Tor und werfen sich auf den Feind.

Am Eingange fällt uns das sonderbare Benehmen einiger Arbeiterinnen auf: sie halten den Kopf gesenkt, spreizen die Beine, halten sich mit den Krallen fest und schlagen mit den Flügeln so rasch, daß man einen Luftzug verspürt. Es sind die „Ventilatoren", welche, wie wir weiterhin feststellen, auch an den Zugängen der Straßen der Stadt Aufstellung genommen haben, um diese mit frischer Luft zu versorgen. Dieses Fächeln hat aber auch noch einen anderen Zweck. Durch den dadurch entstehenden Luftzug verdunstet das bei reicher Tracht mit dem Nektar eingetragene, überschüssige Wasser. Ein starkes Volk kann auf diese Weise in einer

Die Torwache

11a

Digitized by Google

Die junge Königin sucht ihre Nebenbuhlerinnen

Nacht über anderthalb Kilogramm Feuchtigkeit aus dem Stocke schaffen.

Wir befinden uns nun in einem weiten Raum, der von mächtigen Mauern durchzogen ist, in welche zu beiden Seiten unzählige Kammern eingearbeitet sind. Die Bauten sind von oben nach unten ausgeführt. Sie hängen also von der Decke, bzw. von den Wabenträgern herab, reichen aber nicht ganz auf den Boden, so daß wir den weiten Platz der „Halle“ vollständig übersehen können. Eine ganze Anzahl Arbeiterinnen ist mit der Reinhaltung dieses Platzes beschäftigt. Jedes Stäubchen wird hinausgetragen, jede nicht passierbare Ritze sorgfältig mit Wachs überzogen oder mit Propolis (Kittharz) ausgestopft. Es ist schon vorgekommen, daß größere Tiere wie Mäuse und Schnecken in einen Stock eingedrungen und darin verendet sind. Hier reichte die Kraft der Bienen natürlich nicht aus, um diese schweren Körper aus dem Stocke zu schaffen. Aber die Bienen wissen sich zu helfen. Sie überziehen die Kadaver hermetisch mit Propolis und Wachs, so daß im Stocke kein Verwesungsgeruch entstehen kann. Diese „Sanitäre“ gehen sogar soweit, daß sie eine jede ihrer Schwestern, die im Stocke schwer verletzt worden ist, ohne Sang und Klang unbarmherzig zum Stocke hinauswerfen. Ja, der sanitäre Gedanke ist bei den einzelnen Bienen so stark entwickelt, daß sie sich, alt und gebrechlich, ins Freie schleppen, wo sie einsam und unbeweint sterben.

Eine Schildwache weist uns zum Bau der Königin. Die Zellen sind sechskantige Zylinder mit pyramidaler Basis. Der Boden der Zelle läuft nach unten spitz zu und setzt sich aus drei Vierecken, sogenannten Rhomben oder Rauten zusammen, und zwar derart, daß jede der Rhomben wiederum einen Teil der Basis von

Digitized by Google

Wabe mit Brut, Pollen und Honig

Digitized by Google

drei Zellen der Rückseite des Baues darstellt. Durch die sinnreiche Anordnung der Zellen wird einerseits erreicht, daß je eine der sechs Zellenwände gleichzeitig wieder eine Wand der zunächstliegenden sechs Zellen bildet, also der Platz vollständig ausgenützt ist. Anderseits wird aber dadurch, daß die drei Rhomben des Bodens je wieder einen Rhombus von drei gegenüberliegenden Zellen darstellen, eine gewisse Festigkeit des Baues erzielt. Kein Mathematiker hätte eine bessere Lösung, einen Raum auszunützen und den Bau stabiler zu machen, finden können.

Die nächsten Zellen sind bestiftet, d. h. es befindet sich in den Zellen je ein Ei, das ein kleines, weißes Stäbchen darstellt. Wir wissen, daß die Königin ihre Brutkreise spiralförmig zieht, folgen also diesem Gürtel frischgelegter Eier und stoßen bald auf einen Kranz junger, dicker Arbeiterinnen, in deren Mitte sich die stolze Majestät befindet. Soeben schickt sie sich an, den Kopf in eine Zelle zu stecken, da sie feststellen will, ob diese zur Aufnahme eines Eies vorbereitet ist und ob sich nicht etwa schon ein Ei darin befindet. Jetzt läuft sie halb darüber hinweg, krümmt den Hinterleib und senkt ihn tief in die Zelle, während sie gleichzeitig von den Ammenbienen betastet und liebkost wird. Nur einen Augenblick hat sie so verweilt. Sie zieht den Hinterleib langsam aus der Zelle, macht einige Schritte weiter, steckt den Kopf in die nächste Zelle und der Vorgang wiederholt sich. Es ist eine gewaltige Arbeit, welche die Königin zur Zeit der höchsten Entwicklung des Volkes zu leisten hat. Zwischenhindurch macht sie nur kleine Ruhepausen, in welcher ihr die jungen Ammen den königlichen Futtersaft darreichen, sie belecken und bürsten. Bedenken wir, daß die Königin in der Regel nur einmal in ihrem Leben, beim Hochzeitsausflug und vielleicht später noch einmal mit einem Schwarm, den Stock verläßt, sonst aber freiwillig auf Ausflüge in den sonnenbeschienenen, blumenreichen Anger verzichtet, so können wir ermessen, welches Opfertum die Königin zugunsten des Ganzen auf sich genommen hat. Wenn sie stirbt, beweinen 80 000 Waisen ihren Verlust.

Wir verlassen die Königin, steigen etwas höher und befinden uns am Rande eines neuen Zellengürtels. Die Zellen dieses Gürtels dienen als Wiege für die Larven. Die uns nächstliegenden beherbergen die winzigen, eintägigen Mädchen, welche sich aus drei Tage alten Eiern entwickelt haben

Die Eiablage

Digitized by Google

Honig- und Pollensammlerinnen

und bereits in dem von jungen Ammenbienen bereiteten Futtersafte liegen, von welchem sie zehren, bis sie nach etwa weiteren sechs Tagen so groß und dick geworden sind, daß sie beinahe die ganze Zelle füllen.

Wir schreiten weiter und kommen auf einen breiten Zellengürtel, der aber nur geschlossene Zellen aufweist. In diesen machen die Larven eine Wandlung durch: sie verpuppen sich, werden zu Nymphen, aus welchen die fertigen Arbeiterinnen hervorgehen, die nach zwölf Tagen „Einzelhaft" die Deckel ihrer Gefängnisse kreisförmig benagen und den Zellen entschlüpfen. Die Arbeiterin braucht also zu ihrer Entwicklung vom Ei an gerechnet einundzwanzig Tage. Die Königin benötigt nur sechzehn, während zur Entwicklung der Drohnen vierundzwanzig Tage erforderlich sind.

Auch diesen Gürtel überqueren wir und kommen wiederum an offene Zellen, aus welchen uns der farbenreiche Blütenstaub entgegenleuchtet, den die Bienen so schön als „Höschen" heimzutragen wissen. Er wird von den Bienen zusammen mit Honig und Wasser zu Futterbrei verarbeitet.

Nach Überquerung dieses Gürtels stehen wir vor dem Honigkranz. Die uns zunächst liegenden Zellen sind noch offen und angefüllt von dem durchsichtig-klaren, goldgelbleuchtenden Nektar. Durch Entziehung des überreichen Wassers müssen ihn die „Ventilatoren" erst eindichten. Hat er die richtige chemische Zusammensetzung, so wird er umgetragen, d. h. er wird in dafür besonders hergerichtete, etwas höher ausgezogene Zellen gebracht, haltbar gemacht und mit weißlichen Wachsdeckeln verschlossen. Wie reinlich die Bienen dabei zu Werke gehen und wie antiseptisch die dabei verwendete Ameisensäure wirkt, geht daraus hervor, daß in einem gesunden Bienenstocke noch niemals verdorbener Honig gefunden worden ist.

Der Honigkranz schließt nach oben die Mauer ab; wir wenden uns daher seitwärts und stoßen auf eine Anzahl Zellen, deren Durchmesser viel größer ist als die bisher gefundenen: es sind dies die Drohnenwiegen. In einem Volke von sechzigtausend Arbeiterinnen gibt es unter normalen Umständen etwa dreihundert Drohnen.

Nun sind wir am Rande des großen Bauwerkes angekommen, das sich nach unten herzförmig verjüngt. Hier stoßen wir auf eine dichte Kette junger Arbeitsbienen. Es sind die Wachserzeugerinnen, welche sich in Kettenform, freischwebend, an das Bauwerk gehängt haben, um das Material zu einem Anbau zu liefern. Sie scheinen zu schlafen, so unbeweglich hängen sie aneinander. Doch da löst sich eine aus der Kette, klettert über die andere weg und macht sich an der Anbaustelle zu schaffen. Wir beobachten sie, wie sie den Hinterleib dehnt, und sehen an den vier unteren Halbringen je zwei Elfen-

Digitized by Google

Wachserzeugerinnen und Drohne

beinschüppchen hervorlugen, die sich als winzig-kleine, dünne Wachsblättchen entpuppen. Nun hebt sie ein Blättchen mit den Hinterfüßen ab, schiebt es in den Mund, zerkaut und knetet es, um es elastisch und haltbar zu machen, durchsetzt es mit Speichel zum Schutz gegen Schimmel, stellt es wieder her, fügt es endlich an die Mauer und feilt und hobelt mit den Oberkiefern so lange, bis die Stelle dünn und glatt genug ist. So sehen wir einen Anbau entstehen, der neue Drohnenzellen enthält. Aber was ist das? Neben diesen Zellen sehen wir die Maurer und Steinmetzen an großen, runden Näpfchen arbeiten, welche wir mit den Kübelchen der Eicheln vergleichen können. Das sind die Ansätze für die königlichen Wiegen. Erst wenn die Königin in diese Näpfchen ein Ei gelegt hat, werden sie zu langen Zellen ausgezogen, aus denen später die jungen Majestäten schlüpfen.

Mit Bewunderung erfüllt uns die weise Arbeitsteilung im Bienenstaate. Selbst die ganz jungen, soeben geschlüpften Bienen helfen schon mit, Wärme zur Erbrütung der nächsten Generation zu erzeugen. Sie sitzen auf gedeckelten Zellen und schlagen mit den Flügeln. Die etwas ausgereifteren sind mit der Zubereitung des Futtersaftes für Brut, Königin und Drohnen beschäftigt und beteiligen sich auch bald am Bauen, sowie an der Aufspeicherung und Haltbarmachung der Vorräte. Etwa acht Tage nach Verlassen der Zellen machen sie ihre ersten, kleinen Ausflüge, aber erst nach weiteren acht Tagen fliegen sie auf Tracht aus, um nun auch für anderen Arbeitsdienst (Wachen, Sanitätern) tauglich zu werden.

Digitized by Google

Der Drohnenritt

Der Schwarm

Ein sonniger Maientag.

Reich hat die überschwengliche Natur der Biene der Tisch gedeckt. Unermüdlich, von früh bis spät trugen sie den süßen Nektar und das kräftige Blumenmehl in ihren Stock, Vorräte häufend. Mächtig schwoll das Brutnest an. Bis es eines Tages an Raum mangelte. Da und dort waren an den unteren Kanten der Waben längst neue Drohnenwiegen errichtet und mit Brut beschlagen worden, so daß sich jetzt bereits eine größere Anzahl dieser zottigen, plumpen Männchen im Stocke befinden. Nun errichten die Arbeiterinnen Königinnenzellen.

Damit geht aber auch gleichzeitig eine psychologische Veränderung im Bienenvolke Hand in Hand. Das Volk, das bisher mit fieberhaftem Fleiß arbeitete, pflegt plötzlich der Ruhe; es wartet auf den Schwarm! — Es ist die zehnte Stunde am Vormittag. Die Sonne liegt warm in den noch taufrischen Gefilden, ein warmer, tiefer Ton liegt über dem Bienengarten. Doch da horchen wir auf: der Ton schwillt an und wird zum Schwarmgesang.

Hei, wie toll es jetzt auf dem Flugbrett zugeht! In rasendem Taumel stürzen die Bienen aus dem Tor. Der ganze Stock ist in Aufruhr. Und über uns, in der flimmernden Luft, da wogt's und wallt's und flutet's.

Aber nicht allzulange währt der festliche Reigen, denn die Bienen haben vor dem Auszug ihre Honigmagen ordentlich gefüllt, um in ihrer neuen Behausung für die nächsten Tage mit Nahrung versehen zu sein, und ermüden daher bald. An dem Aste eines Baumes wächst eine mächtige Traube aus lebenden, braunschwarzen Bienenleibern. Bald hat sich ihr auch das letzte herumschwirrende Bienlein einverleibt. Das ist der Augenblick, in welchem der Imker den Schwarm in einen Fangkasten wirft, worauf er in seine neue Wohnung gebracht wird.

Was ist die Ursache des Schwärmens?

Da im heutigen Bienenstaate weder die Königinnen noch die Arbeiterinnen vollentwickelte Weibchen sind, so vermag auch keine von beiden, auf sich allein gestellt, neue Generationen hervorzubringen. Wenn wir uns vergegenwärtigen, wie viele Kolonien jährlich an Hunger, Kälte und Seuchen, durch Verlust der Königin, durch zerstörende Eingriffe von Mensch und Tier eingehen, so können wir errechnen, daß unsere Honigbiene in absehbarer Zeit ausgestorben wäre, würden nicht die einzelnen Kolonien durch Abstoßen von Schwärmen neue Kolonien bilden. Also auch hier hat

Digitized by Google

sich die Biene den veränderten Verhältnissen angepaßt.

Die Drohnenschlacht

Die Schwarmzeit ist vorüber, und die Drohnen sind überflüssig geworden, da die junge Königin des Stockes längst befruchtet ist. Es ist die Zeit gekommen, da sich die Blumenkelche des Morgens später öffnen und des Abends früher schließen. Der Nektar fließt nicht mehr so reichlich wie im Mai und Juni. Daher wären die Arbeiterinnen froh, wenn sie der unnützen, faulen Fresser wieder ledig wären. Die Drohnen sind aber kräftige, ungeschlachte Gesellen, die wohl keinen Stachel besitzen, aber infolge ihrer überlegenen Kraft jeden Angriff der Arbeiterinnen leicht abschlagen. Doch die Arbeiterin ist schlau: sie weiß die Kraft der Drohne dadurch herabzumindern, daß sie diese hungern läßt.

Die vom süßen Nichtstun und überreicher, ausgesuchter Kost gepflegten und genährten prallen Bäuchlein schwinden bald, und die Kräfte nehmen ab. Jetzt ist der Augenblick gekommen, sich der Müßiggänger zu entledigen. Die Drohnenschlacht beginnt!

Die Drohne verläßt ihr Versteck, von der Arbeiterin durch Zerren und Kneifen dazu gezwungen. In ihrer Todesangst strebt sie dem Ausgang zu. Die Arbeiterin sitzt auf und reitet auf dem ängstlich brummenden, zottigen Gesellen zum Tor hinaus. Nun da sie nicht mehr abgeworfen werden kann, gelingt es ihr, den tödlichen Stich zu führen, der nur zwischen die Hinterleibsringe möglich ist. In steilabfallender Kurve landen Roß und Reiter im grünen Gras.

Die ausschlüpfende Brut

Digitized by Google

Eberhards denkwürdige Reise

Novelle von Fred Hildenbrandt

An diesem frühen Augustmorgen stand Eberhard ungeduldig, mit einer donnernd farbigen Krawatte, in einem stählernsteif und frisch gebügelten Anzug und mit knallrotem Gesicht am Fenster des väterlichen Arbeitszimmers und beugte sich weit hinaus. Hinter ihm auf dem Boden stand das kleine Köfferchen.

Über ihm, jenseits vom allzufrüh aufgescheuchten Getriebe des Haushaltes, schlief der Vater noch, der ihn, als er Abschied zu nehmen mit Gepolter an das Bett gerast kam, mit einem vergnügten und kameradschaftlichen Knurren entlassen hatte. Einen solchen Vater gab es nicht wieder auf der Welt. Das herrliche, breite und zerwühlte Gesicht, in dem die wunderbarsten Augen hell und groß standen, die tiefe Stimme, immer aufgelegt zu Krawall im Scherz und immer bereit, loszulachen wie ein dahinkrachendes Gewitter. Ein Vater, der die wunderbare Kunst verstand, seinem Sohne Kamerad zu sein bis ins letzte und doch niemals die in solchen Fällen hanebüchene Dummheit vieler Väter zu begehen, die letzte geheimnisvolle Distanz zu verwischen. Er war Eberhard Kamerad in allen und allen Dingen, aber irgendwo, ganz in der Ferne und in einem Bezirk, zu dem Eberhard niemals vordringen konnte, lebte der Vater allein und mächtig, lebte als Mann und als Mensch, dort begann das Geheimnis und dort war die Schranke aufgerichtet. Und auf diese Weise blieb jenes Fluidum zwischen beiden, das man kurzerhand als Respekt bezeichnen könnte.

Hinter Eberhard stand Gunna, er hatte sie am frühen Morgen aus der Stadt abgeholt, Gunna, mit dem blauen Schal um den Kopf, gelassen und fröhlich und etwas verschlafen schob sie die schwarzen Haare unter das dünne Tuch.

„Er wird pünktlich sein," sagte sie ruhig, aber ein kleines Glimmen in ihren dunklen Augen, von dem Eberhard nichts sah und das er auch hätte nicht deuten können, dieses Glimmen bedeutete, daß Gunna durchaus nicht so ruhig und so fröhlich im Augenblick war, als es den Anschein hatte.

„Ach," meinte Eberhard und dieses Ach war ein wenig feindselig, „du kennst ihn noch nicht genug. Wenn es ihm beim Aufwachen einfällt, daß er eigentlich keine Lust hat, dann kommt er einfach nicht."

Gunna lehnte sich neben ihm weit aus dem Fenster. „Ich werde auf ihn warten, und wenn es Abend wird."

Eberhard sah sie von der Seite an. ‚Ja, gewiß,' dachte er angestrengt, ‚sie wird auf ihn warten, und wenn es Abend wird.' Das wußte er, und obwohl er sich so immer eine richtige Liebe vorgestellt hatte, war er doch im Augenblick wütend über solche Demut.

Irvin hatte ihn eingeladen, vierzehn Tage lang im Auto mitzufahren, wohin, das sollte einzig und allein die Laune des Tages ergeben. So war Irvin.

Und Eberhard, der Achtzehnjährige, war mit Wonne dabei, um so mehr mit Wonne dabei, weil die Umstände Gunna und Irvin zwangen, diese Reise heimlich zu unternehmen, niemand wußte davon als Eberhard und sein Vater.

Irvin liebte Gunna, und Gunna liebte Irvin, und es sah so aus, als ob es eine jener großen Leidenschaften sei, die man selten bei anderen Menschen und leider noch seltener bei sich selber erlebt.

Eberhard war auf dieses Vertrauen sehr stolz, er fühlte nicht nur die männliche Verantwortung, die er damit zu tragen bekam, sondern er fühlte auch die Romantik dieser Verantwortung, und ihm war sehr wohl dabei. Er kannte die Liebe noch nicht, er kannte sie vom Hörensagen und vom Lesen, ein kleiner, untersetzter, hübscher Kerl, sportgewandt und mit guten Manieren. Er lief bereitwillig hinter dieser Liebe her, er bewunderte die beiden und betete sie an, und er liebte sie gleichermaßen, die eine und den andern.

Aus der Ferne kam das Morgengeläute einer Kirche mit schönen, tiefen, dunkelschimmernden Glockentönen. Gunna trat ins Zimmer zurück, ihr dunkles, schönes Gesicht bewegte sich im feierlichen Takt der Glocken scherzhaft hin und her, dann stutzte sie plötzlich und schwang sich aufs Fensterbrett.

„Er kommt," sagte sie leise.

Eberhard schoß blindlings zu seinem Köfferchen, schwang es in der Hand, eilte zur Türe und sprang die Treppen hinunter. Wenn Gunna sagte, daß Irvin käme, so hatte das seine Richtigkeit. Gunna hatte den sechsten Sinn in allem, was Irvin betraf. Sie wußte, wenn er mitten in der

Digitized by Google

Stadt unterwegs war zu ihr. Sie wußte in seinem Gesicht zu lesen, ohne zu zögern. Sie las aus seinem Atem und aus dem Heben eines Augenlides noch. Sie wanderte stumm und bescheiden mit seinen Gedanken, wohin sie auch gehen mochten, und sie sagte nichts davon. Sie diente ihm auch mit dem Geiste und ihrer ganzen Seele. Sie diente ihm mit jeder Faser ihres Lebens. Und sie blieb königlich dabei und ein aufrechter und kerzengerader Mensch. Sie war kein Girl, sondern eine Frau.

Aber wenn die Teufelchen sie juckten, war sie ein Girl. Sie spielte unübertrefflich jenen Typ des Mädchens, das in dieser Zeit herangewachsen ist und dem Manne angeblich gewachsen sein soll.

Gunna ging langsam hinunter auf die Straße. Es war noch niemand zu sehen, aber Eberhard wußte, daß es nur noch Minuten dauern könnte. Es dauerte nicht einmal so lange, denn im selben Augenblick, als Gunna aus der Gartentüre trat, schoß der lange, schmale Wagen, brennend rot, um die Ecke und stand lautlos vor dem Hause. Irvin am Steuer, das ernste Gesicht. Er war leicht angezogen, einen hellen Pullover, die schwarze Trikothaube über den Kopf gezogen. Er lachte ihnen zu, aber nicht ganz froh war sein Lachen.

Denn er war einer von jenen, denen ein Glück ohne jeden dunklen Beigeschmack und ohne jeden Stachel nicht gegeben worden war. Das hatte ihn nicht nur ernst, sondern, wenn man genau hinsah, sogar etwas blasiert gemacht. Immer war er von inneren Vorbehalten belastet. Immer schwelte ein heimliches Mißtrauen hinter allem, was er vom Gefühl her unternahm; niemals hatte sich Irvin vollkommen und ganz hingegeben und niemals über einem starken Gefühl vergessen, leise auf die Enttäuschung zu warten.

So war auch diese Liebe, die stärkste und süßeste seines Lebens, nicht ohne Trauer. Und es war merkwürdig an ihrer Liebe, daß es auch Gunna so ähnlich ging. Eberhards Vater sagte ihnen einmal, sie machten den Eindruck, als ob sie ohne Unterlaß Abschied voneinander nähmen.

Ihre Liebe war noch nicht sehr alt, und so sehr und so abenteuerlich waren sie verklammert, daß sie beide ahnten, diese Reise, auf welcher sie zum ersten Male ganz unabhängig waren, sei das letzte und schärfste Examen ihrer Liebe. Sie wußten, daß sie nach dieser Reise entweder für Himmel und Hölle einander verfallen wären oder auseinandergehen müßten, beides schien ihnen zerreißend schwer und unmöglich beinahe.

Gunna trat an den Wagen, neigte sich zu Irvin und küßte ihn auf den Mund. Sie sah ihn an und küßte ihn wieder und lange. Seine Lippen waren kühl und schmeckten nach dem Morgen.

Eberhard schüttelte Irvin beide Hände, erkundigte sich lebhaft nach dem Motor, von dem er keine Ahnung hatte, und kletterte dann unverzüglich auf seinen Sitz hinter den beiden. Gunna setzte sich zurecht und unter diesem Zurechtsetzen verstand sie das leise und zärtliche Legen ihrer linken Schulter an die rechte von Irvin. So waren sie gewohnt zu fahren.

Eberhard rumorte mit den kleinen Köfferchen und rief Irvin zu, es sei alles gut und in Ordnung. Irvin schwieg einen Augenblick, bevor er den Motor anspringen ließ. „Eberhard und ich beten immer eine Sekunde zu irgend jemand, ehe wir losfahren," sagte er lächelnd zu Gunna, aber sie merkte, daß es nicht nur Scherz bedeutete, und sie betete diese eine Sekunde Schweigen nicht etwa um den Schutz eines Engels, daß ihnen nichts geschehen möge, sondern sie bat blindlings in den blauen Himmel hinauf, es möge sie beide ein Gott füreinander erhalten, im Leben und bis in den Tod.

Eberhard hingegen betete richtig und gründlich, denn er war sehr jung und hatte noch allerlei vor, und da er wußte, mit welcher irrsinnigen Geschwindigkeit Irvin zu fahren pflegte, betete er offen und ohne Ziererei, es möge sein Leben nicht auf einer Landstraße unter diesem Wagen, an einem Chausseebaum oder in einem rücksichtslosen Graben geendet werden.

Und dann sprang der Motor an, Irvin grüßte mit der tollsten Hupe, die er unter vieren zur Verfügung hatte, einen Gruß an den Vater Eberhards hinauf, der auch wütend aus dem Schlafe fuhr, aber davon wußten die drei nichts, sondern sie versanken im Traume der beginnenden Fahrt.

*

Es schnellten die stillen Häuser vorüber, die Gärten, die frühen Milchwagen wie ein Traum, die Bäume wippten vorbei, und das Lied der Schnelligkeit wurde von dem tief und jubelnd dröhnenden Motor kräftig und sehnsüchtig angestimmt und mit Fanfarenfreude durchgehalten.

Die drei reckten die Köpfe höher, und die Stadt drehte sich hinter ihnen zurück und verschwand und verscholl. Die freien Felder tanzten nun zur Seite. Die Wiesen schwankten grün dahin. Die Sonne stand grell und riesengroß vor ihnen tief noch

Digitized by Google

am Himmel, und sie fuhren mitten in das göttliche Licht hinein.

Irvin saß tief über das Steuer geneigt. Mit schnellen Blicken streifte er heimlich das süße Gesicht von Gunna, die den Kopf auf die Rückenlehne gelegt hatte, die Augen weit offen in den Himmel. Manchmal huschten grüne Zweige und Wolkenschatten darüber. Sie atmete tief und hatte ein wenig beide Arme ausgebreitet. Irvin fühlte sein Herz weit werden, das war der Himmel dieses Mundes, der Himmel dieser reinen und klaren Stirn, die Süßigkeit dieser Augen und die Seligkeit dieser schönen Hände. Ihm schien es, als trüge sie vorsichtig und zart den Morgen vor sich her. Irvin ließ den Wagen fliegen. Sein war die Welt, und diese Welt war zum Zerspringen schön und voller Herrlichkeit.

Eberhard indessen hatte noch irdische Sorgen in Hülle und Fülle. Die kleinen Koffer zu seinen Füßen tanzten ihm an den Schienbeinen, und er verschwand von Zeit zu Zeit, um sie mit kräftigen Stößen zur Seite zu befördern. Alsdann hatte er noch Ärger mit seiner Haube. Er sah, daß die Kappe von Irvin knapp und dicht um den Kopf lag, seine hingegen sträubte sich an beiden Ohren und rutschte tief ins Gesicht. Nach einer Viertelstunde heftiger Anstrengung saß seine Haube. Eberhard wandte sich nunmehr den Dingen der Fahrt zu und erkundigte sich brüllend nach dem heutigen Ziel der Reise. Gunna, der die Ohren dröhnten, fuhr herum und sah verstört nach hinten, und Irvin zuckte bekümmert die Schultern. Das wisse er noch nicht, rief er zurück, und vorläufig sei es wichtiger, einmal die Stadt zu vergessen. Eberhard war zufrieden.

Nach einer Weile des Nachdenkens waren sie aber schon viele Stunden unterwegs. Irvin fiel ein, daß er in der nächsten kleinen Stadt, die unten im Tale nun mit vielen Schornsteinen und Wolken von Rauch auftauchte, einen Freund wohnen habe, bei dem sie gut die Nacht verbringen könnten.

*

Gegen Abend fuhren sie in die kleine Stadt ein. Sie hatten sofort einen kleinen Zwischenfall zu erledigen, denn Eberhard hatte einem Fuhrmann, der auf seinem Bocke schlief und die Peitsche sehr weit nach der Seite herausstreckte, diese Peitsche weggenommen. Es scheint nun nichts an Explosionen menschlicher Leidenschaften in der ganzen Welt der Explosion eines Fuhrmanns zu gleichen, dem man im Schlafe die Peitsche wegnimmt. Der Fuhrmann schoß augenblicklich aus dem Schlafe, stürzte sich mit einem anerkennungswerten Satz vom Bock auf die Straße und rannte unter einem Gewitter von Beschimpfungen hinter dem Wagen her.

Irvin hielt den Wagen an und stieg langsam aus, nahm Eberhard die Peitsche aus der Hand und ging dem Fuhrmann entgegen. Ehe dieser seinen Redestrom fortsetzen konnte, hatte ihm Irvin die Peitsche in die Hand gedrückt.

„Sie haben Ihre Peitsche verloren," sagte er ruhig. Aber der Mann war nicht willens, sich mit dieser Höflichkeit zu begnügen, sondern er machte Miene, mit der Peitsche etwas zu tun, was im allgemeinen der Beruf der Peitsche zwar ist, aber was in diesem Falle nicht am Platze war.

Gunna war hochgeschossen und sah her. Eberhard saß still, und seine Augen funkelten. Der Fuhrmann hob die Peitsche. Da griff Irvin gelassen den Mann am Handgelenk und nahm die Peitsche wieder ab. „Geben Sie sie wieder her," sagte er ruhig, drehte sich um und kam wieder zum Wagen.

„Es ist einer von Balthasars Fuhrleuten," sagte er lachend und stieg ein, indem er Eberhard die Peitsche wieder auslieferte.

Sie suchten nun das Haus des Freundes und fanden es rasch. Balthasar striegelte sich soeben für den Weekendausflug und empfing Irvin mit entsetzlichem Hallo. Er war gerade dabei, sich einen funkelnagelneuen Tiroler Buamanzug abbürsten zu lassen, funkelnagelneu die Lederhose, funkelnagelneu das große Messer im Schlitz an der Seite, funkelnagelneu das weiße Hemd, funkelnagelneu die brennendrote Krawatte, funkelnagelneu die Wadenstrümpfe und funkelnagelneu die Schuhe. Gunna schloß die Augen vor diesem Monstrum.

Balthasar war früher Ulanenoffizier gewesen. Seine Wohnung starrte von antiken und modernen Waffen. Immer umlärmte ihn ein Dutzend der frechsten und entzückendsten Dackelhunde, die er maßlos verwöhnte. Er ging lasch und etwas vornübergebeugt. Im ganzen war er ein prachtvoller Kerl, anständig, zuverlässig, aufrichtig und ganz im geheimen voller Romantik, wenn es auch nur Sehnsucht nach der Romantik war. Balthasars Frau war verreist, und nun genossen seine Dackel seine ungehemmte und seine alleinige Liebe. Er vergaß sie jedoch augenblicklich, als Irvin ins Haus brach. Irvin war ihm alles, was er unter Romantik verstand, und wenn er auch bisweilen versonnen und fluchend Irvins Lebenslauf und Lebensführung mit ansah, so liebte er ihn doch mit der ganzen

Digitized by Google

Zuneigung eines verschämten Herzens, das sich unter Schnoddrigkeit verbergen zu müssen glaubt.

Balthasar starrte Irvins Freundin lange und heimlich und aus den Augenwinkeln an. Nein, Gunna war nicht sein Geschmack. Sein Geschmack waren vielmehr lange, dünne und möglichst blonde Frauen, die gut tanzen konnten und möglichst wenig redeten. Aber dieses merkwürdige Mädchen mit dem merkwürdigen Deutsch, das ging ihm nicht ein. Doch als ihm Eberhard vorgestellt wurde, fand er sofort Gefallen an diesem jungen Manne. Dieser war durchaus nach seinem Geschmack, wohlerzogen, offen und korrekt und mit einem gutklingenden Namen behaftet.

Der Tiroler Balthasar war im übrigen entzückt über den plötzlichen Besuch und schlug vor, ohne langes Zögern sich aufzumachen und in das nahe Gebirge zu fahren, wo er seit einigen Wochen im Nebenbau eines Bauernhauses sich ein Wochenendhaus eingerichtet habe; das müßten sie sich ansehen und dort wollten sie über zwei Tage bleiben. Und ohne die Antwort abzuwarten, begann er einen militärischen Skandal mit Fräulein Amelie, seiner Köchin, die zu Tode erschrocken sich sogleich in Keller und Speisekammer stürzte und unendlich mit Einwickelpapier raschelte und Flaschen und Gläser schleppte, und Balthasar seinerseits verstaute die Angekommenen im Badezimmer, indessen er selber sich aus der Garage seinen kleinen Wagen holte, der mit Krachen und Gequietsche bald vor dem Hause vorfuhr.

Eberhard war begeistert von diesem Menschen und hatte bald die Karikatur übersehen, die dieser funkelnagelneue Tiroler vorstellte. Solche Töne kannte er noch nicht. Er war die ruhige Art von Gunna und Irvin gewöhnt und hatte sich sogar deren leise Art zu sprechen angewöhnt, aber im Grunde lag ihm viel mehr dieser laute und unbekümmerte Tiroler, und sogleich begann auch er, seine Stimme etwas zu heben und sie laufen zu lassen. Gunna und Irvin, die ihn kannten, sahen sich an und lachten und liebten ihn um solcher jungen Dinge willen sehr.

*

Nach einer halben Stunde fuhren sie ab, voraus Irvin mit seinem schweren Wagen, dann Balthasar mit seiner quietschenden Schaukel, in der neben ihm Fräulein Amelie saß und in der um die Beine und Hüften von Fräulein Amelie herum die Dackel ein rumorendes und unruhiges Dasein vollführten.

Wieder fuhren sie durch Sonne und Staub.

Plötzlich schrie Gunna hell auf und bat Irvin, zu halten, und als der Wagen stand, stieg sie aus und ging suchend die Landstraße zurück. Irvin sah ihr verwundert nach, und Eberhard schwang sich aus seinem Sitz, um ihr suchen zu helfen, obwohl keiner von den Männern wußte, was sie verloren habe. Balthasar kam herangewetzt und hielt ebenfalls. Auch er stieg aus und suchte und fragte, aber Gunna gab keine Antwort. Irvin bemerkte, daß sie ihn lustig und listig von der Seite ansah.

Die Dackel konnten sich diesen Zwischenfall nicht ganz erklären. Sie steckten die Schnauzen neugierig aus dem Wagen, jedenfalls war es ein interessanter Zwischenfall, und sie machten besorgte und bekümmerte Gesichter. Wer mit der verruchten Seele eines Dackels Bescheid weiß, wird wissen, daß diese Besorgnisse und diese Kümmernisse in ihren Gesichtern nichts anderes waren als Vorboten einer dreisten Unternehmung, und so dauerte es auch kaum eine Minute, da wimmelten aus dem Wagenrand, aus den Händen und Füßen von Fräulein Amelie ein Dutzend brauner und bellender und jauchzender Tiere, die über die Landstraße und in die Wiesen hineinjagten. Balthasar sandte einen unsagbaren Blick über die ausgebrochene Herde hin.

Nach einer Weile kam Gunna zurück, Balthasar an ihrer Seite. Sie lehnte sich bestürzt an die Wagentüre und schaute Irvin an. „Irvin!“ sagte sie.

„Nun?“ fragte er lächelnd.

„Irvin,“ sagte sie voller Trauer, „ich habe einen Jodler verloren.“

„Was?“

„Ja, ich wollte soeben jodeln, und es ging nicht, weil mir der Jodler wegflog.“ Und sie stieg bekümmert in den Wagen.

Balthasars Gesicht war steinern. Balthasar kletterte wieder auf seinen Sitz und verging vor heimlichem Lachen. Balthasar schrie und pfiff seinen Dackelhunden, und nach einer guten halben Stunde konnte die Fahrt weitergehen. Gunna nahm die Hand von Irvin und kniff sie in die Innenseite. Sie gluckste leise und vergnügt vor sich hin.

*

Gegen Abend fuhren sie in das Gebirge ein. Es war sehr dunkel und die Wege waren sehr schmal und naß.

Oben auf einem Abhang lag das Bauernhaus und neben ihm eine Art Scheune, ein ehemaliger Stall, den Balthasar mit eigenen Händen zurechtgemacht, zurechtgemalt und zurechtverhängt hatte.

Digitized by Google

Es war ein Duft von tausend Jahren Moder darin. Die Wände waren grell übermalt mit bunten Farben, der Fußboden war zwar säuberlich lackiert, aber es gingen die Geister aller Bauerngerüche und aller Kuh-, Schaf- und Pferdegerüche darin um.

Balthasar zeigte ihnen die Scheune von oben bis unten, und sie wagten kaum zu atmen, weil ihnen der Moder- und Fäulnisgeruch den Rücken ohne Unterlaß entlanglief. Und Balthasar lobte sein Haus, und alle stimmten ein. Fräulein Amelie aber lärmte in der kleinen Küche rasend, um das Abendessen fertigzubekommen.

Balthasar saß draußen vor dem heulenden großen Hofhunde, der entsetzlich an seiner Kette tobte und die Zähne zeigte und wahnsinnig vor Wut war. Gunna kam, von diesem Lärm angelockt, aus dem Hause und ging sogleich nahe zu dem Hunde, der mit gesträubtem Felle sie erwartete. Sie kümmerte sich aber nicht darum, sondern streichelte ihn über den Kopf, und augenblicklich war er ruhig und duckte sich. Eberhard stand verwundert dabei. ‚Siehe,' dachte er, ‚warum gehorchen ihr die Tiere?'

Dann kam Irvin aus der Türe und ging zu den beiden, und Gunna entfernte sich sofort von dem Hunde, und es mag eine Heerschar kleiner Teufelchen in ihren Augen gewesen sein, als sie weit zurücktrat und herausfordernd sagte: Irvin möge bitte nicht zu dem Hunde gehen, er sei bissig und gefährlich.

Irvin sah sie einen Augenblick aufmerksam an. Wie gerne spielte sie mit ihm, dachte er und näherte sich sogleich dem Hunde, der ruhig und andächtig sitzen blieb. ‚Siehe,' dachte Eberhard, ‚ihm gehorchen auch die Tiere.' Und etwas gereizt ging dieser junge Mensch weg, indessen der Hund gehässig hinter ihm herheulte.

Es ist nicht verwunderlich, daß Eberhard in solchen Augenblicken gereizt war, aber dieses Gereiztsein war nicht Zorn, sondern vielmehr eine gewisse Art Heimweh, das viele junge Menschen mit Phantasie überfällt, wenn sie bemerken, daß irgend etwas, was sie sich erträumt haben, vor ihren Augen bei anderen in Erfüllung gegangen ist. Diese beiden merkwürdigen Menschen standen am Ende eines Weges, den er noch nicht gegangen war, und nach der schnellen Weise sehr ehrgeiziger junger Männer hätte er am liebsten das alles, was diese beiden mit dem Leben spielten, auch gespielt, aber er war dessen noch nicht fähig.

Und drüben am Abhang in der Nacht, das Gras war feucht und die Sterne kalt, warf sich ein junger Mensch auf die Erde und schluchzte in sich hinein, die Tränen liefen über sein Gesicht und über die Halme, seine Schultern zuckten, und das alles war ein unbestimmter und rätselhafter Schmerz, von dem er sich nicht zu sagen wußte, woher er käme und welchen Sinn er haben sollte.

Eberhard weinte fassungslos und sehr lange. Und es hätte ihm in diesem Augenblicke wenig geholfen, wenn man ihm gesagt hätte, daß dieser Weltschmerz und diese Tränen das Schönste nicht nur, sondern auch das Furchtbarste seien, was einem jungen Mann in diesem Alter geschehen kann. Es hätte ihn wenig getröstet, wenn man ihm versichert hätte, daß nach solchem Weltschmerz und nach solchen Tränen sich bisweilen große und erwachsene und sehr bedeutende Männer auf der Höhe ihres Lebens und ihres Ruhmes zurücksehnen.

Er hörte, wie sie nach ihm riefen. Er gab keine Antwort.

Dann ging in der kleinen Stube der stille, warme Schimmer der Lampe auf, Teller klapperten. Jetzt saßen sie beim Abendessen, Balthasar fragte nach Eberhard, aber Irvin und Gunna waren der Meinung, daß jeder in einem Wochenend tun und lassen dürfe, was er wolle, und Balthasar fand das zwar nicht richtig, doch er sagte nichts.

Nach einer Weile jedoch hob Irvin den Kopf und sah Gunna an. Sie nickte leicht. Irvin entschuldigte sich und ging hinaus. Er fand Eberhard im Grase liegen und ahnte, was da im Grase lag und schluchzte, nämlich ein kleiner, junger, unreifer Irvin von ehemals, und ohne ein Wort zu sagen, schlang er seine Arme um die Schultern dieses Kindes, und nun erst faßte Eberhard der ganze Schmerz des Lebens. Er warf sich herum und steckte sein Gesicht an die Brust von Irvin, aber indessen der ganze kleine Kerl zuckte und schütterte von Weinen, war es ihm, als ob sein Schmerz sich gewandelt hätte in eine unbestimmte und rätselhafte Süßigkeit und Bangigkeit.

Und nun weinte dieses Kind nicht mehr, weil es so traurig war auf der Welt, sondern weil es so schön war auf der Welt.

Irvin lächelte in die Sterne. ‚Das hier,' dachte er, ‚ist nicht einmal sentimental, sondern stark und schön und aus diesem Kinde wird schon einmal etwas werden.'

Nach einer Weile richtete sich Eberhard auf. Irvin streichelte ihn über den Kopf und ließ ihn allein. Drinnen in der Stube nickte er Gunna zu und setzte sich. Dann kam Eberhard zum Essen, und man muß

Digitized by Google

sagen, daß ihn der Weltschmerz nicht hinderte, sehr umfangreich zu essen.

Nach der Mahlzeit waren sie müde. Gunna und Irvin gingen schlafen, und Eberhard wanderte mit Balthasar ein wenig den Berg hinauf.

Balthasar erzählte von dem, was er am tiefsten erlebt hatte, vom Kriege, Eberhard hörte atemlos zu. Und dieser Ulanenoffizier erzählte in einer besonderen Weise vom Kriege, in einer Weise, die Eberhard auf das tiefste ergriff. Er erzählte von seinen sterbenden Kameraden, deren Bilder die Wände seines Hauses bedeckten und deren Anzahl aus seinem Reiterregimente riesengroß war.

Drunten aber saß Gunna im Ausschnitt des Fensters und sang leise vor sich hin, in einer fremden und unverständlichen Sprache anscheinend, aber Irvin, der still lag und zu ihr hinschaute, verstand sie wohl.

Draußen rauschte ein kleiner Bach. Aus den Ställen kamen dumpfe Laute, in den Bäumen wühlte der Wind.

Ach, sang sie, nun liegt er schlafend, und der Moder deckt ihn zu, Gespenster von Kühen und Schafen weiden in seinem Schlafe und wollen ihn erdrücken. Dann sang sie: Ich liebe ihn und ich möchte sterben gehen für ihn, aber wohin ich auch sterben gehen würde für ihn, immer wäre er vor mir da.

Irvin lauschte noch lange dieser geliebten, leisen und dunklen Stimme, dann schlief er ein.

*

Am andern Vormittage stand Balthasar auf einer Wiese unter hängenden Weiden und hatte die Angel im Wasser des kleinen Baches. Aber seine Gedanken waren nicht bei seinen Forellen, sondern sie waren bei den beiden, die hinter ihm im Grase saßen. Eberhard saß dabei.

Gunna war einen Augenblick vorher weggegangen und wiedergekommen. Sie hatte sich ein Kopftuch zurechtgemacht und sagte nun, sie sei das Marieche aus dem Dorf und suche eine verlaufene Kuh.

Irvin kannte diese Spiele. „Ach, gucke," sagte er verwundert, „du bist das Marieche. Bleib doch e bißche bei mir."

„Na, na," sagt das Marieche, „ich muß mei Kuh suche."

„Marieche," sagt Irvin, „die Kuh findste immer noch, setz dich doch e bißche zu mir." Und das Marieche geniert sich schrecklich. „Ich heirat' dich auch, Marieche," verspricht Irvin.

Schreit das Marieche: „Was? Sie wolle mich heirate? Sie kenne mich doch grad ei Minut!"

Sagt Irvin: „Ich heirat dich glei vom Fleck weg, Bobbelche."

Schüttelt das Marieche ernst den Kopf. „Na, na, Sie sehe ganz nett aus, lieber Herr, aber heirate tu ich Sie net, ich hab schon einen gern und den werd ich heirate."

„Wie," ruft Irvin entsetzt, „du hast schon einen gern? Wie heißt der denn?"

„Och," sagt das Marieche und senkt den Kopf, „der hot ein komische Name, der heißt Irvin."

Da springt Irvin auf: „Aber Marieche! Das bin doch ich!"

Und „Ja!" schreit das Marieche glückselig auf und wirft sich mit Wucht Irvin an den Hals.

So sind sie, diese beiden, und Balthasar wedelt nachdenklich mit der Angelrute. Und eine Weile später sitzt Gunna ernst und damenhaft im Grase neben Irvin.

„Was halten Sie von Herrn Irvin, Bodo?" Bodo schüttelt vornehm den Kopf.

„Ich weiß nicht recht, Gräfin," sagt er, „ein merkwürdiger und unzuverlässiger Mensch, unkorrekt und schlecht erzogen. Außerdem trägt er immer weiche Kragen."

Die Gräfin nickt bekümmert. „Er besuchte uns auf dem Schlosse unserer Ahnen," sagt sie vornehm, „und seine schlanke, aber edle Gestalt täuschte uns wohl."

Bodo fährt auf: „Sie lieben ihn doch hoffentlich mit nichten, Gräfin?"

Die Gräfin spitzt den Mund: „Bodo, seien Sie nicht ungehalten, noch verstimmt. Ich liebe ihn, obwohl meine gräfliche Mutter ohn Unterlaß Einspruch erhebt."

Bodo tanzt zierlich und aufgeregt im Grase herum.

„Gräfin," schreit er erbost, „seit Jahren biete ich ihnen mein Wappen und meine Hand, das Schloß ist gerichtet, die Lakaien in goldstrotzenden Uniformen . . ."

Die Gräfin erhebt sich und wirft die Schleppe hinter sich. „Bodo," sagt sie hoheitvoll und gleichgültig, „mehr als Freundschaft vermag mein Herz nicht für Sie aufzubringen, dennoch bitte ich Sie durchdringend, sprechen Sie nicht schlecht von ihm."

Und Irvin hat sich so hineingesteigert, obwohl er in keinem Sinne ein Schauspieler ist, daß er Gunna wie eine fremde Frau anschaut, und auch Gunna ist es so ergangen, daß er sie plötzlich in der Heftigkeit des Spiels wie einen fremden Mann ansieht. Sie haben das oft erlebt, daß sie durch solche Spiele plötzlich eine Wand

Digitized by Google

zwischen sich aufrichteten und daß sie nach dem Spiele nicht gleich wieder imstande waren, diese Wand umzulegen.

Nun aber schwenkte Balthasar eine Forelle an seinem Angelhaken, und da kamen sie wieder zu sich und sahen sich lachend an. Irvin war wieder da, und Gunna war wieder da. Eberhard aber war voll Entzücken diesem kindlichen Spiele und diesem kleinen Theater gefolgt und beschloß in seinem Innern, sich dieses Spiel zu merken, bis er selber mit einem geliebten Mädchen auf einer Wiese sitzen würde. Herrlich war dieses Spiel und aufregend.

Eberhard war sich nicht bewußt, daß er, seit er mit diesen beiden befreundet war, einen großen Teil seines ursprünglichen Wesens hatte in ihnen aufgehen lassen. Schon hatte er sich angewöhnt, in ihrer Sprache zu sprechen, und gewisse Wendungen wie sie zu gebrauchen. Schon hatte er sich angewöhnt, sich wie Irvin zu bewegen. In vielen Augenblicken sehnte er sich grenzenlos nach einem Mädchen, das so war, wie Gunna. In vielen Augenblicken sehnte er sich grenzenlos, so zu sein, wie Irvin.

*

Ein einziger Mensch ahnte die Gefahr, die dieses Kind damit bedrohte, das war sein Vater. Aber er hütete sich, mit Eberhard davon zu sprechen, sondern blieb nur aufmerksam und wach für seinen Sohn. Er wußte, daß diese beiden schon ein Vorbild sein konnten, aber nur für gewisse Menschen, und dazu gehörte sein Sohn nicht.

Gunna und Irvin lebten ein Leben, wie sie es wollten, rücksichtslos gegen alle Konvention und gegen alle Gesellschaft, dafür war Eberhard nicht geschaffen. Er wäre mit einem Mädchen von der Weise Gunnas nicht glücklich geworden und wäre zugrunde gegangen, wenn er so geworden wäre wie Irvin. Und die banale Weisheit, daß jeder Mensch sein eignes Leben leben muß, so wie ihn Gott und die Natur und das Schicksal eingerichtet haben, diese Weisheit wußte Eberhards Vater wohl, aber er sagte nichts davon zu Eberhard und sagte noch weniger etwas davon zu Gunna und Irvin.

Diese beiden liebten seinen klaren, jungen und doch romantischen Kopf, der sich so gerne in Überschwenglichkeiten verlor. Sie liebten, wenn er im Flusse schwamm wie ein Haifisch, aber bei all dieser Liebe duldeten sie nicht, wie sie es von keinem Menschen duldeten, daß er sich ihnen tiefer nähere, als sie wollten.

Auf dieser Reise jedoch gab sich Eberhard alle und jede Mühe, in das Haus ihrer Geheimnisse einzudringen. Er wußte es selber nicht, daß er ohne Unterlaß dabei war, einen Einbruch zu versuchen. Es war eine brennende Neugierde in ihm, teilzunehmen an ihrem Innersten und geheimsten Ineinander. Er verfolgte aufmerksam ihre Reden, die in einer sonderbaren, fremdartigen und gar merkwürdigen geistigen Sprache geführt wurden.

Er fühlte, daß er an eine Wand rannte. Er sah, daß es keinen Weg gäbe, ihnen ebenbürtig zu sein. Wenn er die männliche Klugheit Balthasars gehabt hätte, der dieselbe Wand um die beiden spürte, der aber mit Gelassenheit an ihr entlang ging und sich nicht weiter bemühte, über die Mauer zu sehen, so wäre er glücklicher gewesen.

Gegen Mittag an diesem Tage geschah es, daß Irvin plötzlich nach einer Unterhaltung mit Gunna aufstand und aus dem Zimmer ging. Gunna sah ihm mit großen und dunklen Augen nach, und es schien, als ob ihre Augen in diesem Augenblick schwärzer waren als sonst.

Einige Minuten später fuhr Irvin in seinem Wagen fort.

Balthasar schrie ihm nach. Nur Eberhard stand still dabei und sagte nichts. Gunna sagte leise: „Bitte seid nicht aufgeregt, er ist weggefahren, und ich weiß nicht, ob er wiederkommen wird."

Niemand fragte weiter, aber Balthasar schüttelte den Kopf und sah Gunna mißtrauisch an, auf alle Fälle, er stand zu Irvin, was auch vorgekommen sein wollte, und er ärgerte sich, daß durch dieses Mädchen sein Wochenend gestört worden war. Verstimmt zog er mit seinen Dackeln auf den Berg.

Gunna aber hängte sich bei Eberhard ein, und sie wanderten zusammen durch die Wälder. Lange redete Gunna nichts. Als sie aber begann zu sprechen, wußte sie selber nicht und Eberhard ahnte es zunächst keineswegs, daß sie nun die Mauer zum ersten Male, seit sie sich kannten, umlegte.

„Eberhard," sagte Gunna, „ich wünsche dir, wenn ich dir das Beste wünschen soll, das einem Menschen im Leben geschehen kann, ich wünsche dir eine solche Liebe, aber sie ist schrecklich und verhängnisvoll. Sie ist so, daß man zugrunde gehen kann an ihr. Hast du nicht bemerkt, daß wir eigentlich im tiefsten Grunde immer traurig sind? Wir sind immer traurig umeinander. Und wir wissen auch genau, warum wir traurig sind, aber wir wagen nicht, es uns zu sagen. Ich wage es nicht einmal, es mir

Digitized by Google

selber zu sagen. Jetzt aber sage ich es dir. Wir sind traurig, weil wir genau wissen, daß diese Liebe eines Tages ein Ende haben wird. Es wird sicher kein hartes Ende sein oder ein grobes, weißt du, wir werden nicht mit Grimm oder Zorn auseinander gehen, sondern wir werden uns leicht und wie ein Nebel voneinander lösen. Und ich weiß, daß wir nicht einmal Schmerz dabei empfinden werden, sondern daß es leicht und mühelos und ohne Qual sein wird. Es ist uns so bestimmt, verstehst du das? Und weil wir das wissen, sind wir traurig, abgrundtief traurig, abgrundtief traurig. Es wird dir komisch vorkommen. Es wird dir verstiegen und blöde vorkommen. Aber es ist so. Es ist gewiß so. Es ist das Merkwürdigste, was mir je in meinem Leben passiert ist. Und Irvin geht es ebenso. Wenn wir uns ansehen, schlägt unser Herz schneller. Wenn wir aneinander denken, läuft es uns heiß in die Augen. Wenn einer von uns für den andern sterben müßte, keiner von uns würde sich besinnen, sondern sterben gehen. Irvin ist für mich das, was ich mir erträumt habe, und ich bin das für ihn. Ist es nicht höllisch, daß wir beide wissen, daß es einmal zu Ende sein wird?

„Eberhard, das ist es. Das ist unsere Trauer, und deswegen ist Irvin, weil sie ihn wieder einmal gepackt hat, weggefahren, und niemand weiß, ob er wiederkommen wird. Du wirst sagen, daß immer das kommt, was man sich wünscht. Du wirst sagen, daß wir uns das einbilden und daß diese Einbildung so stark geworden ist, daß sie einmal Wirklichkeit werden wird. Aber wir haben niemals zusammen darüber gesprochen, Eberhard, niemals. Wir haben es uns nicht eingeredet und haben es nicht beschlossen, sondern es ist die Stimme in uns, diese fürchterliche, immerwährende, geheimnisvolle Stimme, die sagt es uns und die können wir nicht überhören, weißt du? Ach, es wird einmal zu Ende sein.

„Und das Schreckliche ist, daß wir dann immer Heimweh nacheinander haben werden. Ich werde ihn niemals vergessen können, und er wird mich niemals vergessen können, bis zu unserm Tode. So ist es. Und trotzdem fühlen wir das Ende kommen. Weißt du, was ich getan habe? Ich habe Irvin gebeten, uns zu töten, jawohl, ich habe ihn darum gebeten, und er hat sofort gewußt, warum ich das gesagt habe. Aber er wird es niemals tun, das weißt du. Und ich würde es niemals tun, das weißt du auch, ich weiß mir nicht zu helfen, Eberhard.“ Und Gunna, die schöne, stolze, stille Gunna warf sich plötzlich um einen Baum und weinte.

Eberhard stand stumm daneben. ‚Ach,‘ dachte er, ‚so habe ich gestern abend geweint. Und so also,‘ dachte er weiter, ‚ist diese Liebe beschaffen. So sieht sie aus. Ich verstehe sie nicht, nein, ich verstehe sie nicht.‘

Aber zugleich überkam ihn die Ahnung, daß es sich hier um etwas Kostbares und um etwas Edles handle, an das man mit Worten nicht rühren dürfe. Verwirrt versuchte er nachzudenken, was ihm Gunna eben gesagt hatte. Wie, diese beiden liebten sich und wußten, daß sie auf immer beieinander bleiben könnten, und wußten gleichzeitig, daß es einmal ein Ende haben werde? Warum denn nur, warum denn nur?

Nach einer Weile gingen sie zum Hause zurück.

*

Da stand der Wagen von Irvin.

Irvin saß auf einer Bank und rauchte eine Zigarette. Gleichmütig und gelassen. Und das Kind Eberhard wurde plötzlich über alle Maßen froh und ausgelassen. Nicht, weil Irvin wieder da war, nicht, weil er nun hinter die Wand gesehen hatte, sondern weil ihm plötzlich die Welt einfacher vorkam mit all ihren Geheimnissen. Es gab gar kein geheimnisvolles Glück, fabulierte er vor sich hin, nein, das gab es nicht. Es ist alles höchst einfach, sogar die Liebe.

Und Eberhard war von diesem Augenblicke an entlassen aus dem Zauber dieser beiden Menschen, weil er sie nicht begriffen hatte, als in diesem Augenblick des Hochmuts.

Und ohne daß es sein Vater ahnte, war sein Sohn gerettet. Durch Nichtbegreifen gerettet. Und indessen er sich von Irvin eine Zigarette erbat, kehrte sein ganzes Wesen wieder in sich selber zurück und er wurde, was er sein sollte und was ihm besser tat, als alles andere: ein fröhlicher, übermütiger, unbekümmerter, ungrüblerischer junger Mann, unbelastet und unbeschwert, mit blanken Augen und Lust zum Spielen.

Im Augenblick, als die Rätsel des Lebens sich vor ihm aufstellten, als er die verwirrten Zacken des Daseins hätte bis in den Himmel verfolgen können, schloß ihm ein Gott die Augen und machte ihn wieder zum Kinde.

Gunna und Irvin hörten sein Lachen beim Hofhunde. Siehe, dieser heulte ihn nicht mehr an, sondern ließ sich von ihm streicheln.

Digitized by Google

Spanien in Bildern deutscher Künstler

Zur Eröffnung der Ausstellungen in Sevilla und Barcelona

Von Univ.-Prof. Dr. Ernst Gamillscheg

Im Jahre 1929 sieht die Welt zwei spanische Ausstellungen: die Exposición Ibero-Americana in Sevilla und die Exposición Internacional in Barcelona. Die beiden Eröffnungstermine sind mit klugem Vorbedacht erwählt. Im März und April zeigt sich Sevilla in seiner schönsten Pracht. Im Maria-Luisen-Park, in dem ein Großteil der Ausstellung vereinigt ist, hängen um diese Zeiten die reifen Orangen an den Bäumen, das Grün ist noch in der ersten Frühlingsfrische, noch nicht bedeckt von dem Staub, der im Laufe des Sommers die Luft erfüllt, und die

Spanierin in der Loge. Gemälde von Otto von Wätgen
(Ausstellung der Galerie Flechtheim, Düsseldorf)

Digitized by Google

Sierra Nevada. Gemälde von Paul Sollmann-Granada

Feuchtigkeit der eben zu Ende gegangenen Regenperiode, durchtränkt von den Düften der jungen Blüten, verleiht dem Luftmeer eine unbeschreibliche Frische. Der Nordteil von Katalonien mit Barcelona als Hauptstadt zeigt dagegen sein schönstes Gewand im Monat Mai, so daß der Besucher der beiden Ausstellungen, der von Sevilla in den Norden zieht, zweimal in der günstigsten Jahreszeit die in ihrer Art verschiedene, aber gleich verschwenderisch schöne Natur auf sich einwirken lassen kann.

Die beiden Ausstellungen sollen nicht etwa den Wettbewerb zwischen Andalusien und Katalonien dem Weltpublikum vorführen, haben vielmehr die Aufgabe, ein möglichst vollständiges Bild von der Weltgeltung der spanischen Nation zu entwerfen. Beide Ausstellungen sind das Ergebnis jahrelanger Vorbereitung. Zum erstenmal tauchte der Plan einer Ausstellung in Sevilla im Jahre 1909 auf, als der Artilleriekommandant Don Luis Rodriguez Caso anläßlich einer patriotischen Feier dem Gedanken Ausdruck verlieh, die kulturelle Zusammengehörigkeit Spaniens und der südamerikanischen Republiken in der Form einer großen spanisch-amerikanischen Ausstellung öffentlich darzutun.

Der ganzen Entwicklung des von vielfältigen Schwierigkeiten gehemmten, aber endlich glücklich ausgeführten Planes entsprechend ist die Ausstellung von Sevilla eine ideelle, fast möchte man sagen, eine romantische Schöpfung. Spanien soll der Welt zeigen, was es in Vergangenheit und Gegenwart kulturell geleistet hat. Es soll gleichzeitig die politisch selbständig gewordenen ehemaligen Kolonien Spaniens geistig dem Mutterlande wieder näherbringen, die Ausstellung soll zu einer Fiesta de la raza werden. Tatsächlich haben auch die Regierungen sämtlicher ehemaligen Kolonien, Cuba mit inbegriffen, dem Appell des Mutterlandes Folge geleistet. Aus Gründen, die wohl mehr politische als innere Berechtigung haben, sind nur noch die Vereinigten Staaten in den Kreis der Aussteller mit einbezogen worden. Mit voller Erkenntnis der Tatsache, daß Spaniens Weltgeltung in erster Linie auf seiner künstlerischen Begabung beruht, ist die Darstellung der spanischen Kunst der Grundgedanke, der die ganze Ausstellung beherrscht. Ein ganzer Stadtteil mit den Parken Maria Luisa und Las Delicias, in die die vornehme Gesellschaft von Sevilla in den Abendstunden ihre Spazierfahrten

Digitized by Google

Auf Grecos Wegen: Der heilige Sebastian. Gemälde von Prof. Willi Geiger

zu unternehmen pflegte, ist künstlerisch zu Ausstellungszwecken um- und aufgebaut worden. Ein prächtiger Barockpalast mit weiten Galerien, mit in Keramik ausgeführten Bänken und tropischen Gartenanlagen schließt die Plaza de España ab. Die königliche Familie hat einen Ausstellungspavillon in streng gotischem Stil erbauen lassen. Die alte Kunst hat ihre Heimstätte in einem eigenen Palast, der in harmonischer Weise im Mudéjarstil erbaut ist, d. i. jenem Stilgemisch von gotischen, maurischen und Renaissanceformen, das für die andalusische Bauart zwischen 1450 und 1600 charakteristisch ist. Das große Casino de Sevilla, dessen Herstellungskosten

Digitized by Google

Spanischer Gondelführer
Gemälde von Max Klinger. Leipzig, Städtisches Museum

allein über 1½ Millionen Pesetas betrugen, zeigt das klassische andalusische Barock, und selbst die landwirtschaftlichen Ausstellungsgebäude ahmen den Stil der andalusischen Caserios nach, der großen Wirtschaftsbauten des südspanischen Grundbesitzes. Auch einzelne der Ausstellungsgebäude der amerikanischen Republiken zeigen die architektonischen Eigenheiten der Heimat, so die Argentiniens und Mexikos. Die meisten dieser Gebäude werden nach Schluß der Ausstellung Forschungs- und Sammlungszwecken dienstbar gemacht werden und bedeuten eine wertvolle Bereicherung der Stadt, die die Vermittlung zwischen den spanischen Völkern in ihre kluge Hand genommen hat.

★

Ganz anders ist der Geist, der über der Ausstellung von Barcelona schwebt. Barcelona hat von allen Städten Spaniens am meisten den technischen Geist der Gegenwart erfaßt. So liegt denn auch der Ausstellung von Barcelona kein romantisches Erlebnis zugrunde wie der von

Digitized by Google

Pferdemarkt. Gemälde von Georg Liebhart

Sevilla, sondern die Absicht, der Welt den technischen Fortschritt der Hauptstadt Kataloniens vor Augen zu führen. Ursprünglich bestand der Plan, im Jahre 1917 eine rein technische, in erster Linie elektrotechnische Ausstellung zu eröffnen. Aber der Krieg und später die Marokkokrise schoben die Eröffnung der Ausstellung immer weiter hinaus, die Ausstellungspläne von Sevilla nahmen immer greifbarere Formen an, und so mag denn das stark entwickelte aber berechtigte Selbstgefühl der Katalanen die letzte Ursache dafür gewesen sein, daß der Rahmen einer kleinen Elektrizitätsausstellung zu dem einer allgemeinen Weltausstellung erweitert wurde. Von der Opferwilligkeit dieser durch eigene Kraft, eisernen Fleiß groß gewordenen Provinz kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man liest, daß der Gemeinderat von Barcelona, einer Stadt von 750 000 Einwohnern, für die Ausstellung nicht weniger als 130 Millionen Pesetas, d. i. 90 Millionen Mark, zur Verfügung gestellt hat, so daß auf den Kopf der Bevölkerung eine Belastung von 120 Mark fällt.

Der eigentliche Kern der Ausstellung, die Industrieausstellung, ist also katalanischen Geistes. Sie ist wahrhaft international und wird zu einem Wettbewerb der Weltwirtschaft, die hier zum erstenmal nach dem Weltkrieg zusammentritt. Auch Deutschland ist hier vertreten. Der Grundgedanke dieses Teils der Ausstellung ist, zu zeigen, wie die modernste Wissenschaft bei dem wirtschaftlichen Aufschwung Spaniens beteiligt ist. Katalonien, das im Jahre 1922 über 100 000 Tonnen an Öl, Wein, Kork, Geweben, Schuhwaren und ähnliches exportierte, wird namentlich auf diesem Gebiet seine Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt erweisen. Auch auf dem Gebiet des Sportes hat Katalonien den Anschluß an die Welt gefunden — so erfreuen sich z. B. seine Fußballmannschaften Weltruhms. Deshalb hat man sich auch entschlossen, neben die Industrieausstellung eine Sportausstellung zu stellen.

Katalonien ist, wenn es auch durch seine Sprache von dem übrigen Spanien getrennt ist, mit diesem durch hunderterlei kulturelle und geschichtliche Bande verknüpft, und diese Verbundenheit kommt in dem dritten Teil der Ausstellung zum Vorschein, der der Kunst und der Geschichte gewidmet ist. Staat, Kirche, Heer, öffentliche und private Vereinigungen stellen ihre Kunstschätze zur Verfügung, um ein Gesamtbild der spanischen

Digitized by Google

Toledo. Gemälde von Sepp Frank

Kunst zu entwerfen. Die besondere Kultur der Halbinsel von der Zeit der Iberer über die Römerherrschaft, das Gotenreich, die Periode der Mauren und die glorreiche Zeit der Reconquista bis heute wird in Panoramen, Bildern und Dokumenten dargestellt.

Wie in Sevilla die Verherrlichung Andalusiens als Leitgedanke der Ausstellung vorschwebt, so hier die ruhmreiche Zeit der Wiedereroberung des Landes durch die christlichen Reiche des Nordens, mit dem Nationalhelden Rodrigo Diaz de Vivár, dem Cid, dessen Andenken mit der zweitgrößten Stadt Kataloniens, Valencia, untrennbar verbunden ist. Die 40 Ausstellungspaläste und Pavillone, die in dem Park von Montjuich im Süden Barcelonas untergebracht sind, zeigen zwar Renaissance- und Barockmotive, sind aber im ganzen doch Zeugnisse der modernen Architektur und versuchen es gar nicht, den historischen Bauformen nahezukommen. Dafür ist im Park von Montjuich das Idealbild eines altkastilischen kleinen Städtchens entworfen worden. In den im alten Stil erbauten Häusern sind Verkaufsläden eingerichtet, in denen die Landesprodukte zum Verkauf ausgeboten werden; typische Formen des Rathauses, sowie eines in romanischem Stil erbauten Benediktinerklosters sind dort zu sehen; schließlich darf auch das spanische Kaffeehaus nicht fehlen, das im spanischen Leben die gleiche wichtige Rolle spielt wie etwa im geistigen Leben Wiens.

★

Beide Ausstellungen legen Zeugnis ab von der alten Kultur und dem Selbsterhaltungswillen eines hochbegabten, arbeitsamen Volkes, das durch ein Jahrhundert unglückseliger Geschichte im Reigen der europäischen Völker in den Hintergrund getreten ist. Nunmehr hat die Regierung das Wort. Sie wird dafür sorgen müssen, daß der Fremdenstrom, der sich im Laufe dieses Jahres über Spanien ergießen wird, sich als Gast und nicht als Objekt privater Ausbeutung fühlt. Vieles ist in dieser Beziehung schon in den letzten Jahren geschehen, bis in die Provinzhotels hinaus ist die ordnende, die Mißbräuche abstellende Hand der Staatsregierung fühlbar.

Digitized by Google

Volksfest in San Isidore. Ausschnitt aus einem Gemälde von Arthur Kampf

Deutsche Künstler in Spanien

Von Univ.-Prof. Dr. August L. Mayer

Seit den Zeiten des Mittelalters hat die Pyrenäen-Halbinsel ununterbrochen eine große Anziehungskraft auf deutsche Künstler ausgeübt. Was die Künstler dort suchten, war nicht wie in dem viel näher liegenden Italien das Land der klassischen Kunst, die Stätte ewigen Frühlings und behaglichen Lebens, sondern es war der Reiz des ganz unbekannten, halb märchenhaft erscheinenden Landes, es war die Romantik in stärkstem Maß, die all die deutschen Künstler den Wanderstab nach Spanien rühren ließ. Niederdeutsche Maler und Bildhauer haben in Sevilla und Cordoba seit Ausgang des 15. Jahrhunderts gewirkt. Schwäbische Meister arbeiteten prunkvolle Altäre in Arragon und in Valencia, deutsche Goldschmiede verbreiteten im 16. Jahrhundert allerorten den Ruhm deutschen Kunsthandwerks. Im 18. Jahrhundert war in Madrid kein Künstler angesehener und einflußreicher als der Sachse Raffael Mengs, und im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts haben unzählige deutsche Künstler aus dem Besuch spanischer Kulturstätten mannigfachsten Nutzen gezogen. Von den Malern der älteren Generation, die vor dem Kriege, ja schon vor der Jahrhundertwende zum Teil Spanien mit Nutzen bereist und von spanischer Kunst erhebliche Anregung gewonnen haben, seien hier nur Max Klinger, Arthur Kampf und Franz v. Stuck kurz genannt. Es darf auch hier noch flüchtig daran erinnert werden, daß Lenbach auf seiner frühen Spanienfahrt jene ungemein künstlerischen Landschaftsstudien in Granada gemalt hat, die jeden Besucher der Schackgalerie in Erstaunen setzen. Während des Weltkrieges sind eine ganze Reihe talentierter junger deutscher Künstler, denen der Weg zur Heimat abgeschnitten war, aus Frankreich nach Spanien geflüchtet. Sie haben mehr als alle anderen die ungemein deutschfreundliche

Digitized by Google

Zigeunerin. Gemälde von Carl Wuttke

Gesinnung und die wahre Neutralität der Spanier genossen, und mehr als einer hat Spanien gewissermaßen zu seiner zweiten Heimat erkoren.

Trotz der in jeder Hinsicht sehr erschwerten Reisemöglichkeiten ist auch nach dem Krieg bei unserer jungen deutschen Künstlerschaft nicht nur die Sehnsucht, Spanien aufzusuchen, die gleiche wie früher, sondern manch wagemutiger junger Maler hat bereits das Land seiner Wünsche erreicht. Die außerordentliche Mannigfaltigkeit der spanischen Landschaften, Steppe und Paradies, Hochgebirge und Ebene am Meer, romantische Täler, moreske Städtchen, Felsennester mit Höhlenwohnungen und Siedelungen mit gepflegten Gärten, die Verschiedenartigkeit der Volkstrachten und Volkstypen, all dies spiegelt sich natürlich in den Arbeiten der deutschen Künstler wider. Es ist klar, daß alle Maler hier das rein Gegenständliche, das Motivische locken muß, und es ist interessant zu beobachten, wie die Künstler in ihren ersten Arbeiten, voll Begier alles Neue aufzunehmen, zunächst ihrer bisherigen Malart völlig treu bleiben. Dann aber geben sich die wirklich Ernsthaften ganz dem eigenartigen

Digitized by Google

Bildnis (Martina). Gemälde von Kurt Leyde

Charakter der Natur hin, suchen entweder den eigentlichen Augenreiz in Steigerung und Weiterbildung ihrer früheren Malweise festzuhalten oder sie versenken sich so sehr in das Wesentliche der betreffenden Landschaft oder der Person, daß in die Art ihrer Stilisierung spanischer Geist eingefangen wird. Nicht selten haben fremde Künstler die spanischen Maler selbst wieder zum Bewußtsein ihrer eigenen Kraft gebracht, nachdem mehr als ein spanischer Künstler geglaubt hat, seine Bilder in französischem Geschmack präsentieren zu müssen. Die jungen spanischen Maler, die namentlich vor dem Krieg auf deutsche Akademien kamen, wußten es immer besonders hoch einzuschätzen, daß die deutschen Lehrer sie nie auf eine gewisse Manier festlegen wollten, sondern bestrebt waren und auch heute noch bestrebt sind, die persönliche Art jedes Einzelnen zu fördern.

Von deutschen Künstlern, die vor dem Krieg in Spanien entscheidende Anregungen gewannen, ist wohl der Münchner Maler und Radierer Willi Geiger der bekannteste. Kein Spanier der neueren Zeit hat ihn in der Wiedergabe von Stiergefechtsszenen übertroffen. So sind denn

Digitized by Google

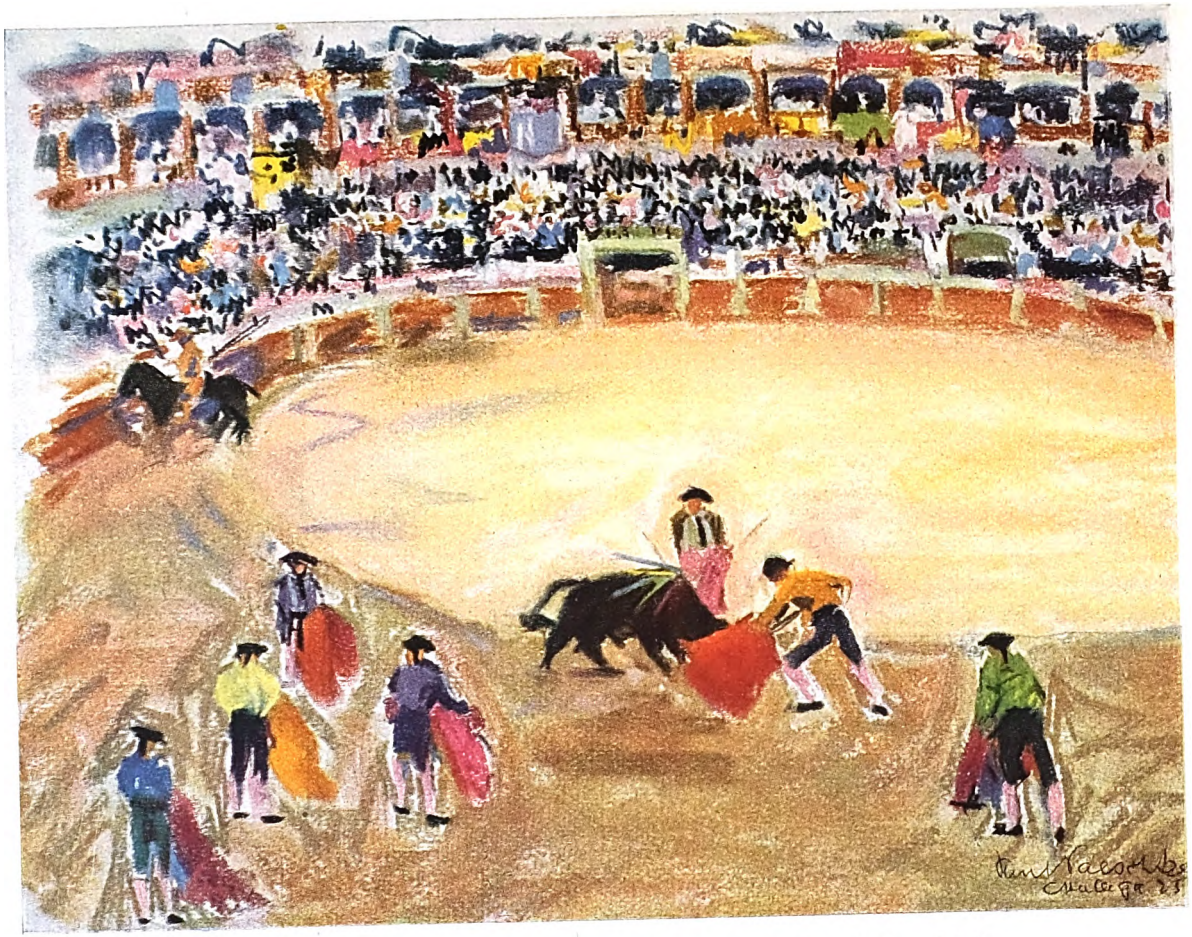
Segovia. Gemälde von Dr. Max Braumann

die zahlreichen Blätter des Künstlers, die sich auf das spanische Nationalschauspiel beziehen, auch in Spanien sehr geschätzt. Reizte den Künstler anfänglich das starke Leben, die heftige Bewegung, das Spiel von Licht und Schatten zu frisch impressionistischer Gestaltung an, so ist der Künstler in neuerer Zeit dazu übergegangen, das Wesentlichste und Charakteristische der Stierkampfszenen in einer Weise zu packen, die mit Nutzen das Beste aus den Lehren und Erfahrungen der expressionistischen Schule verwendet.

Als Maler hat Geiger am meisten sich an Greco geschult. Aber nicht die unmittelbar unter Grecos Einfluß entstandenen Bilder sind meines Erachtens die besten, sondern die, in denen Geiger diesen Einfluß allmählich verarbeitet hat. So scheinen mir auch die während einer neuerlichen Studienreise 1925 entstandenen Gemälde bedeutender als die aus früheren spanischen Perioden des Münchner Künstlers. Ganz besonders glücklich war die Zeit, die Geiger auf Teneriffa zugebracht hat. Hier sind neben stark farbigen und naturnahen Bildnissen und Landschaften eine Reihe schönfarbiger und originell komponierter Stillleben entstanden. Während des Krieges hat sich Kurt Leyde mit viel Erfolg mit der Darstellung spanischer Typen beschäftigt. Seine zurückhaltende, leicht impressionistische Art muß den Spaniern besonders sympathisch sein, gemahnt sie doch durchaus an die Schöpfungen der Sorolla-Schule, an Arbeiten aus dem Kreise Chicharros und von Lopez Mezquita. Georg Jockoll verleugnet auch heute nach neunjährigem Aufenthalt in Spanien noch immer nicht, daß er in die Schule von Lovis Corinth gegangen ist, weder in seinen frisch niedergeschriebenen Studienköpfen, noch in den breit und sicher hingesetzten Landschaften.

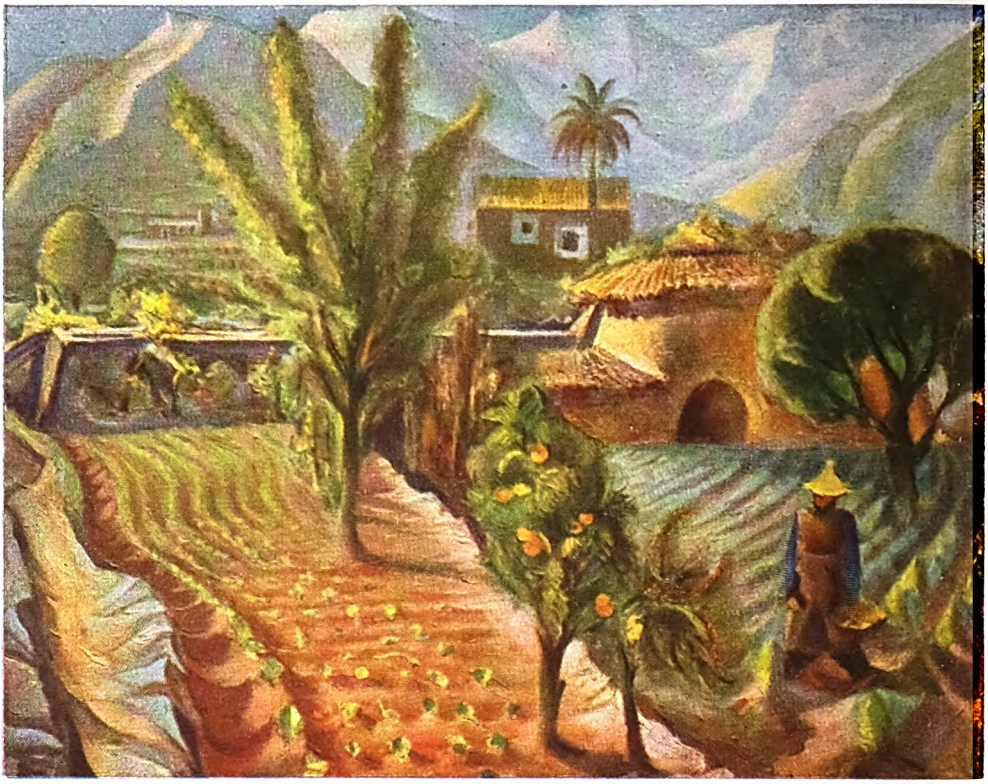
Der bekannte Münchner Radierer Sepp Frank hat seine spanischen Reiseeindrucke in

Digitized by Google



Stiergefecht in Sevilla. Paſtell von Paul Paeſchke

Digitized by Google



Spanische Landschaft (Insel Mallorka). Gemälde von Fritz Heubner

acht großen Radierungen festgehalten, die ganz von dem leicht theatralischen Pathos dieses Graphikers erfüllt sind und charakteristischerweise kastilische Stätten, Landschaften und Bauten schildern.

Der jetzt in Dresden tätige Günther Blechschmidt hat eine Reihe von Landschaftsbildern vor allem auch von der Insel Mallorka geschaffen, die mir zu den liebsten, von deutschen Malern in neuerer Zeit geschaffenen spanischen Ansichten gehören. In manchem schon etwas an Kokoschka anklingend, spielt das Motiv in gutem Sinn eine entscheidende Rolle. Kokoschka selbst ist vielleicht der bedeutendste Maler, der Spanien in der Nachkriegszeit aufgesucht hat, um sich dort Anregung zu holen. Seine vielleicht künstlerischste Leistung ist die Ansicht von Madrid, von einem Fenster des Palace-Hotels aus aufgenommen, von verblüffender Großartigkeit und Vereinfachung, dabei von größter farbiger Verklärung der nüchternen modernen Bauten.

Auf einen ganz anderen Ton gestimmt sind die zarten idyllischen Landschaften des in München tätigen Fritz Heubner, von dem die bayerischen staatlichen Sammlungen eine mallorkinische Landschaft erworben haben, die ganz vorzüglich die Gesamtstimmung dieser Landschaft zur Geltung bringt.

Etwas ähnlich geartet ist die Kunst des gleichfalls in Bayern ansässigen Georg Liebhart, der zu den originellsten Talenten gehört, die durch Spanien Anregung und Förderung ihrer ursprünglichen Begabung empfangen haben. Der S. 181 abgebildete „Pferdemarkt“ gibt eine gute Vorstellung von der Kunst Liebharts, die für mein Empfinden etwas außerordentlich Musikalisches besitzt.

Wie Otto Boyer sich dem Stuttgarter Amandus Faure, der vor dem Krieg aus Spanien reiche Ausbeute sich geholt und im Geist der älteren deutschen Impressionisten neu gestaltet hat, sich anzuschließen scheint, so gemahnt die Art von Josef Goller in Dresden etwas an die des Stuck-Schülers Hanns Pellar, der vor dem Krieg die Tänzerin Tortola Valencia gemalt hat.

Digitized by Google

Spanische Bäuerin. Gemälde von Paul Thesing, Darmstadt

Der aus Bremen stammende Maler Rudolf Tewes, der vor dem Krieg in Paris ansässig war, hat seine Kunst in Spanien wesentlich zu steigern verstanden. Die französische Schulung verrät sich freilich, aber nicht zum Nachteil, noch heute in seinen Landschaftsbildern wie in seinen figuralen Darstellungen, die, alle wohl temperiert, ungemein taktvoll wirken. Der Künstler, der mit einer ungemein musikalischen Tochter des verstorbenen Malers Raimundo Madrazo verheiratet ist, hat durch seine Ehe die Beziehungen weiter geführt, die schon seit vielen Jahrzehnten zwischen Mitgliedern dieser alten spanischen Malerfamilie und Deutschland bestehen. Mit Tewes kamen bei Kriegsausbruch noch andere Deutsche nach Spanien, die inzwischen wieder in die Heimat zurückgekehrt sind; so der jetzt in Darmstadt wirkende Paul Thesing, der das Melancholische im spanischen Charakter besonders gut erfaßt hat, und der Rheinländer Otto von Wätgen, der in seinen höchst dekorativen und geschmackvollen Bildern auch die innere Harmonie verrät, die ihn mit seiner Gattin, der künstlerisch noch mehr interessierenden, für die Wiedergabe raffinierter Farbenklänge und zartester Formen besonders begabten Marie Lauencin verbindet.

Während Max Braumann und Paul Sollmann in ihren Landschaftsbildern den Reiz des Motivischen besonders unterstreichen, hat sich der seit Kriegsausbruch in Spanien tätige Hans Poppelreuter allmählich zu einem höchst persönlichen Stil in seinen Bildern wie in seinen Graphiken durchgerungen. Dieser ungemein strebsame Künstler verdient weit mehr Beachtung im künstlerischen Deutschland, als er sie bisher ge-

Digitized by Google

Große Schlucht des Tajo
Gemälde von Bernd Terhorst

Digitized by Google

Auffahrt zum Stiergefecht. Gemälde von Johannes Greferath

funden und in seiner großen Bescheidenheit gesucht hat.

Einen hübschen Anfangserfolg hatten vor einiger Zeit einige junge Münchner Akademiker in Madrid, S. Spitzner und B. Godron, Schüler von Becker-Gundahl, sowie B. Terhorst, aus der Habermann-Klasse. Der talentierteste scheint mir Godron zu sein. Aber auch Terhorst hat inzwischen gute Fortschritte gemacht. Gerade die hier abgebildete Ansicht der berühmten Schlucht des Tajo in Ronda beweist die Kraft des jungen Künstlers, dieses so oft gemalte Motiv durchaus neu zu gestalten.

Impressionistisch in gewissem Sinne die Kunst Corinths und Kokoschkas zugleich leicht in das Geschmackvolle hinüberspielend ist die Malerei des niederrheinischen Künstlers Johannes Greferath, der in seiner engeren Heimat längst volle Anerkennung gefunden hat. Ihm hat allem Anschein nach Spanien, das er erst als Fünfzigjähriger kennengelernt hat, besonders viel gegeben.

★

Da aus den Kreisen jüngerer Künstler immer wieder die Frage erhoben wird: ‚Wie komme ich am besten und billigsten heute nach Spanien und wie richte ich mir am besten meinen Studienaufenthalt ein?' so sei hier die Gelegenheit wahrgenommen, einige Fingerzeige zu geben. Aus verschiedensten Gründen ist der billigste und lohnendste Weg nach Spanien der zur See auf einem deutschen Frachtdampfer. Hier hat der Künstler Gelegenheit, an verschiedenen Stellen der Pyrenäen-Halbinsel, an den Küstenplätzen, wo der Dampfer anlegt, Studien zu machen, er kann die Reise zu Schiff bis nach Barcelona fortsetzen, wenn er es nicht vorzieht, schon vorher von irgendeinem der Landeplätze aus in das Innere vorzustoßen. Wiederholt hat es sich gezeigt, daß es für den Künstler nicht ratsam ist, zunächst in das teuere Madrid zu gehen und die Tätigkeit mit dem Kopieren von Bildern im Prado zu beginnen. Es gibt entzückende kleine Städtchen an der Küste wie im Inneren, die dem

Digitized by Google

Hafen von Palma. Gemälde von Günther Blechschmid

Künstler zunächst unendlich viel mehr bieten, wo das Leben verhältnismäßig billig ist und der Deutsche heute womöglich von dem Spanier noch liebenswürdiger aufgenommen wird, als dies schon vor und während des Krieges der Fall war. Kommt dann der Künstler endlich, reich an eigener Erfahrung, nach Madrid, so wird er mit ganz anderem Verständnis den Werken von Greco, Velazquez und Goya gegenüberstehen, und wenn er dann kopieren will, den Geist jener spanischen Meisterwerke ganz anders erfassen. Gering freilich ist zunächst für den Künstler die Absatzmöglichkeit, wie die Ausstellungsgelegenheit. Ein regeres, stetiges Ausstellungsleben findet man eigentlich nur in Barcelona. Zu rühmen ist die Liebe und das Verständnis, mit der sich bisher alle unsere deutschen Landsleute in Spanien der jungen Künstler angenommen haben, voran der erste deutsche Botschafter nach dem Weltkrieg in Madrid, Frh. Langwerth von Simmern, mit seiner kunstbegeisterten Gattin.

Das Interesse für Spanien und für spanische Kunst hat bei deutschen Künstlern und Kunstgelehrten in jüngster Zeit derart zugenommen, daß sich in Madrid bereits eine kleine deutsche Künstlerkolonie gebildet hat. Was uns notwendig erscheint, ist die Schaffung eines Gegenstücks zu der „Casa de Velazquez", welche die Franzosen auf einem von den Spaniern geschenkten Grund in einem Madrider Park für ihre Künstler errichten. Es ist ja keineswegs notwendig, einen prunkvollen Bau aufzuführen. Gerade ein einfacher, in den Proportionen edler Nutzbau kann vorbildlich wirken. Ein solches Heim, das Ateliers und Wohnräume für Künstler und einige weitere Wohnräume für deutsche Gelehrte enthält, wird vor allem auch allen deutschen Stipendiaten willkommen sein, die dann mit den vom Reiche oder von den einzelnen Akademien oder von sonstigen Stiftern zur Verfügung gestellten Mitteln ganz anders haushalten können als bisher.

Digitized by Google

Rouge

Novelle von Otto von Leitgeb

Auf die Dauer eines Sommersemesters wohnte ich als Student einmal in einem netten, kleinen Hause in der Vorstadt draußen. Es bestand nur aus dem Erdgeschoß, hatte ein sauber gehaltenes Vorgärtchen und wurde von einem ältlichen Herrn bewohnt, dessen Eigentum es war.

Auf dieses Quartier hatte mich ein alter Rabe aufmerksam gemacht. Und das war so zugegangen: Als ich einmal durch diese Gasse kam, fiel mir auf einem Gartenzaune hockend ein magerer Rabe mit zausigem, recht schäbigem Gefieder auf. Er saß ruhig da, mit geschlossenen Augen, als ob er träumte, und wackelte nur manchmal possierlich mit dem großen, schweren Schnabel hin und her, als ob er etwas kaute. Es war ein seltsamer Kerl, und wie ich ihn betrachtete, mußte ich das Blechschildchen sehen, das an dem Pfosten der Gartentüre befestigt war: „François Josti. Französischer Unterricht in und außer dem Hause." Darunter hing ein Zettel: „Hier ist ein hübsches, möbliertes Zimmer zu vermieten."

So bin ich in dies Quartier gekommen.

Nach ein paar Tagen schon konnte ich bemerken, was der alte Rabe hier für eine Rolle spielte. Er spazierte frei im Hause herum, er machte hin und wieder auch eine längere Promenade durch die Gasse. Alle Welt schien ihn zu kennen, obwohl er seinerseits niemand Beachtung schenkte. Sowohl Herr Josti wie die Bedienerin behandelten ihn mit merkbaren Rücksichten, ich möchte sagen, mit einem gewissen Respekt. Ja, es kam mir vor, als hätte Herr Josti eine Art Scheu vor dem Tiere.

Wenn die Kinder des Raben ansichtig wurden, begannen sie zu rufen, zu lachen und zu schreien. Sie höhnten ihn wegen seines steifen, gravitätischen Ganges, oder weil ihnen sein eiskalter Ernst komisch vorkam. Manchmal begingen sie die Gemeinheit, einen Stein nach ihm zu werfen. Er haßte die Schulkinder. Er warf ihnen finstere, drohende Blicke zu und hätte gewiß die Zähne gefletscht, wenn er welche gehabt hätte. Übrigens war auch sein Schnabel drohend genug, sein schwerer, scharfgekanteter, grausamer Schnabel, der wie ein Hackmesser durch das Fleisch zucken mußte. Man sollte nur einmal sehen, wie blutgierig und gefräßig er hineinhieb, wenn er einen Fetzen bekam, hinter dem Hause auf dem Plätzchen unter dem Küchenfenster, wo er um die Mittagsstunde zu lauern pflegte. Er war unheimlich gescheit, der alte Rabe.

Eines Tages kamen wir auf ihn zu sprechen. Da war ich in Herrn Jostis Wohnzimmer, wo es übrigens mehreres zu sehen gab, was wirklich glauben machen konnte, Herr Josti entstamme einer französischen Emigrantenfamilie. So hatte ich nämlich gehört, als ich das Zimmer aufnahm. Es stimmte aber nicht. Denn er selbst sagte mir, daß er ein Österreicher wäre. Nun, an den Wänden hingen lauter Ansichten von Paris. Stadtbilder, die ehemaligen Tuilerien, ein Bild von Versailles. Lauter alte, vergilbte Stiche ohne Wert. Daneben auch ein Porträt des unglücklichen Königspaares: Ludwig XVI. und Marie Antoinette. Und unter diesen zwei Miniaturen: ein schöner, strenge blickender Mann in militärischer Uniform und eine dunkelhaarige junge Frau von zarten, höchst einnehmenden Zügen. Dies waren, wie Herr Josti mir sagte, seine Großeltern. —

An jenem Tage fand ich ihn in aufmerksamer Betrachtung eines breiten, grellroten Seidenbandes, das er in der Hand hielt. Und als ich näher trat, sagte er, gleichsam überrascht: „Sehen Sie, das ist das Halsband für Rouge!"

„Für Rouge?"

„Ja, ja! Der Rabe heißt nämlich so —"

„Rouge — der rote!" rief ich verwundert.

„Nun ja —! Man hat ihn eben nach seinem roten Halsbande so getauft," meinte er verlegen, und legte das Band in ein Kästchen zurück, worin alte Papiere oder Briefschaften verwahrt schienen.

Nachher, als Herr Josti mit mir hinaustrat, kam uns der finstere Vogel gerade entgegen und sah uns recht feindlich an.

Ich meinte: „Er ist wohl von den Kindern verhetzt — manchmal ist er ja ganz böse —"

„Er ist böse und bissig geworden, ja — und nun ist er ganz alt —"

Der Rabe krächzte leise, blieb stehen und lauerte.

„Er kann etwas sprechen?" fragte ich.

„Ach Gott, wenn der sprechen könnte!" erwiderte Herr Josti, abermals verlegen. Und nach einer Pause setzte er hinzu: „Aber zwei Worte doch. Hören Sie!" Und er wendete sich wieder zu dem Raben, der ihn listig ansah. „Hörst du, Rouge? Qui vive?"

Digitized by Google

„La reine!' La reine!" krächzte der Rabe plötzlich leidenschaftlich erregt. Er breitete die Flügel ein bißchen von sich, sein Gefieder schien sich zu sträuben, seine Augen funkelten. Wie ein wahres Raubtier sah er auf einmal aus.

Nun hätte ich freilich gerne mehr von diesem seltsamen Raben erfahren. Und man konnte sich denken, daß Herr Josti noch eine ganze Menge über ihn zu erzählen wissen mußte. Da wir alsbald sehr freundschaftlich miteinander verkehrten, hielt es nicht schwer, ihn dazu zu bewegen.

*

Die arme, unglückliche Tochter Maria Theresias war blutjung gewesen, als sie der Staatskunst zum Opfer fiel, indem sie Ludwigs XVI. Gemahlin und Frankreichs schöne Königin werden mußte. Erst siebzehn Jahre! Aber da es so weise eingerichtet ist, daß man die Abgründe des Schicksals nie aus der Ferne erkennt, und nicht die Labyrinthe von Finsternis und Schrecken sieht, in denen das Leben sich verlieren kann, so war trotz der Monotonie einer liebearmen Ehe der Himmel von Versailles und Paris reich an Licht und Sonnenglanz und gewiß nicht arm an Festen und Lustbarkeiten, an Lebensfreude und Übermut. Noch ein wenig Raum, noch eine Spanne flüchtiger Zeit war dem Flitter, dem Prunk, dem Vertrauen gegönnt, daß das Glück des Gottesgnadentums der Könige dauernden Bestand haben könne.

Trotz allem Glanz und trotz aller jugendlichen Heiterkeit, die das Wiener Kaiserkind aus der Heimat mitgebracht hatte, fühlte sich die Königin einsam und konnte über das Gefühl der Fremde nicht hinwegkommen. Darüber halfen ihr weder die Feste und Vergnügungen des Hofes, noch die ritterliche Anbetung, die ihr zuteil wurde, noch die vergötternde Anhänglichkeit ihrer Herzensfreundin, der Prinzessin von Lamballe, deren Leben der Königin gehörte und später auch dafür verwirkt ward.

Aus Einsamkeit und Heimweh kam es, daß außerhalb der Strenge des Thrones und der Etikette des Hofes die Königin sich in ihren eigenen Gemächern anders gab, als wie ihr Gemahl oder der Herr Hofmarschall oder die unnachsichtige Hofmarschallin und der übrige Hofstaat sie kannten. Oft genug wehte Sehnsucht und schwermütige Erinnerung über ihr junges Herz. Denn hier war doch alles fremd, die Sprache und die Menschen und der Himmel und die Luft. Marie Antoinette hat sich niemals ganz vertraut gemacht mit der neuen Heimat. Vielleicht weil sie in dieser von Anfang an als erbitterte Feindin verschrien war.

Vielleicht hat sie deshalb mehr als die Menschen die Tiere geliebt, die ihr dienten. Die stolzen Pferde und die prächtigen Hundekoppeln im Marstalle von Versailles, die herrlichen, majestätischen Pfauen, die in den Höfen der Tuilerien gravitätisch durch die Sonne stolzierten, daß ihr haffärtiges Gefieder in blendenden Farben glänzte und prangte wie indisches Emailgeschmeide. Oder den Raben, der ihr einmal geschenkt worden war und der ihr damals so viel Spaß gemacht hatte. Jetzt freilich mußte man den förmlich versteckt halten und durfte ihn ja nicht reizen, sein unbedachtes Geschwätz hören zu lassen. Denn die Zeiten waren gefährlich. Die ersten Stürme der Revolution hatten schon über das Land gefegt.

Doch besonders geneigt war die Königin ihrem englischen Hündchen, und ihre vertraute Kammerfrau, Madame Campan, hatte alle erdenkliche Mühe, Trost zu ersinnen, als das liebenswürdige kleine Tier einem Unfalle zum Opfer fiel. Die Kunde von diesem Verluste drang bis an den Hof nach Wien. Der alte Staatskanzler des Kaisers, der galante und liebenswürdige Fürst Kaunitz, dessen Gedanken jetzt noch öfter nach dem brandenden Paris wanderten, schaffte Rat. Ein wertvoller junger Spaniel, ein reizendes Hündchen, den die Kenner für eine unerhörte Schönheit seiner Rasse erklärten, wurde durch einen eigenen Kurier nach Paris geschickt. Für so wertvoll und bedeutend hielt Kaunitz das Geschenk, da es der Königin eine kleine Freude bereiten sollte. Wie armselig mochte sonst ihr Leben sein! Die Königsherrschaft war nur mehr ein Mummenschanz, ein Spiel auf Leben und Tod. Welch finstres, schweres Gewölk hing bereits über ihrem Haupte; welch unheimliches Beben machte schon den Boden schwanken, auf dem der Quadernbau der Tuilerien noch aufrecht stand, seine marmornen Treppen und Korridore, seine Prunksäle, seine damastenen und seidenen und samtenen Gemächer, seine Schätze von Gold, Edelsteinen und Kunstwerken allerart.

Das Hündchen aus der Vaterstadt Wien war kaum eingetroffen, als Marie Antoinette es auch schon zu sehen begehrte. Madame Campan erhielt den Befehl, es recht unauffällig herbeizubringen. Und Madame Campan ging mit ihrem Patenkinde, der kleinen Madeleine Gibaud, die das Tierchen dann in ihrer seidenen Schürze geborgen hielt, und die zwei Frauen huschten über Nebentreppen und Seitengänge,

Digitized by Google

als gälte es Staatsgeheimnisse gefährlicher Art. Denn wo immer die erste Kammerfrau gesehen wurde, konnte man wissen, daß es mit einem Auftrage der Königin zusammenhing. Und schon jetzt wurde jeder Schritt mit Mißtrauen gedeutet.

Am nächsten Tage erhielt Madame Campan einen noch verfänglicheren Befehl. Marie Antoinette wollte den Boten aus Wien sehen, und er sollte ebenso unauffällig zu ihr gebracht werden wie gestern das Hündchen. Madame Campan überlegte und unterrichtete dann Madeleine Gibaud, da sie selbst nicht die Begleiterin des fremden Mannes sein durfte. Und Madeleine entledigte sich ihrer Aufgabe tadellos, wenn auch klopfenden Herzens, trotzdem sie schon über ein Jahr Madame Campans Zögling war und die Gunst der Königin genoß. Vielleicht klopfte ihr Herz auch nur darum, weil sie in Gesellschaft eines hübschen, jungen, fremden Mannes so geheimnisvoll ihren Weg zu den Gemächern der Königin nehmen mußte, wobei sie ein- oder zweimal, da sie sich mit dem Fremden doch nicht anders verständigen konnte, flüchtig seine Hand ergreifen mußte, um ihn richtig zu führen. Eine große, feste, ehrliche Hand.

Stumm, in militärischer Haltung, stand er alsbald der Königin gegenüber. Sie betrachtete ihn mit neugierigen Blicken, plötzlich so bewegt, daß sie nicht gleich ein Wort hervorzubringen vermochte. Denn dieser Mensch kam aus Wien! Aus Wien, aus Wien —! Eine hohe Flutwelle von Erinnerungen, eine Lichtwelle von viel Glück und Frohsinn, von Jugend und Schönheit rauschte durch ihr Herz, auch eine warme Woge von Sehnsucht. Nur mit Mühe beherrschte sie die Ruhe ihrer Augen, in die ein feuchter Schimmer schoß, und fand endlich gemessene Worte. Aber Madame Campan, deren Verbleiben die Königin gewünscht hatte, sah und erkannte die Bewegung, in der ihre vergötterte Gebieterin sich befand, und ohne ein Wort von der fremden Sprache zu verstehen, fühlte sie, wie diese Bewegung sie selbst ergriff, weil sie gleich tief und stark sein kann, in den Königen und in den Bettlern, trotzdem es nichts als ein bißchen armes Heimweh ist!

Die Erscheinung dieses jungen Menschen, sagte sich Madame Campan, kann wohl Vertrauen erwecken und Heimweh auch. Er ist groß, gerade gewachsen, breit in den Schultern, stramm in der Haltung, er ist hübsch und gebräunt, er hat gutmütige, offenherzige Augen und einen heiteren und doch sehr festen Ausdruck. Ehrerbietig, aber ohne Ängstlichkeit, gibt er Antwort auf die Fragen, die die Königin stellt. Er ist dreißig Jahre alt, er heißt Josti. Er hat Soldatendienst getan, als Kürassier unter Feldmarschall Laudon. Da ist er sogar bis an die Grenze der Türkei hinabgekommen. Er ist dann verabschiedet worden, weil er von Beruf Jäger gewesen und der Herr Oberstjägermeister ihn als Piqueur haben wollte. Das sei er heute noch. Er macht der Königin den Eindruck, ehrlich, klug und verläßlich zu sein.

Nun fragt ihn die Königin, ob er wieder heimkehren oder etwa hierbleiben wolle — denn ihr Bruder, der Kaiser, hätte ihm dies anheimgestellt. Und sie setzt hinzu, daß sie sich freuen würde, einen Landsmann unter ihren Leuten zu haben.

Dieses Wort schlägt mahnend an das Ohr des schlichten Mannes. Mit einem unbekannten, ihm nicht verständlichen Gefühle. Aber doch so, als verdiente es diese Majestät, die das allerjüngste Kind der geliebten großen Kaiserin Maria Thexesia war, als verdiente sie es wohl, daß man ihr zu Willen sei und ihr eine Freude bereite. Er muß nur noch ein ganz klein wenig überlegen und schweigt.

Madame Campan blickt die Königin an. Warum kommt sie ihr wohl gerade heute so liebreizend vor? Als hätte sie noch nie ihre Wangen so zart und weiß gesehen, nie so goldschimmernd ihr Haar, nie so blendend wie der glätteste Marmor ihren schönen, schmalen Nacken? Die Königin wendet sich zu ihr und sagt, was sie dem Manne vorgeschlagen habe; er gefällt ihr —

„Sie tun recht, Madame," sagt die Campan.

Der Piqueur Josti hat sich entschlossen. Es ist ja gewiß etwas außerordentlich Gutes und Richtiges, weil die Königin selbst es ihm vorschlägt. Er dankt mit einigen schlichten, respektvollen Worten ohne Verlegenheit oder Scheu. Marie Antoinette entläßt ihn. Die Campan klingelt. Madeleine Gibaud nickt leicht errötend zu dem Befehle, den sie erhält. Dann geht sie dem Manne voraus und mit so leichten und eiligen Schritten, daß er fast Mühe hat, ihr zu folgen. Unten, weit entfernt in dem langgestreckten Gebäude, sagt sie ihm ein paar Worte, weist mit der Hand nach einem Nebenflügel. Er versteht natürlich nichts. Aber er grüßt militärisch und dankt, und sie versteht ebenso natürlich nicht, was er seinerseits sagt. Aber sie errötet viel tiefer als früher vor den Gemächern der Königin. Denn es ist das allererste Mal, daß sie das Gefühl hat, einen geheimnisvollen Auftrag ausgeführt zu haben! Auch in ihrer jungen Seele

Digitized by Google

haben die schwarzen Schatten, die den Himmel von Paris verdüstern, schon lange bebende Ahnungen geweckt. Überall lauern Geheimnisse, Verrat, Drohungen und Schrecken. Vielleicht wird jeder Schritt bewacht, den die Bediensteten des Königs machen, jedes Wort belauscht, — vielleicht der König selbst und die Königin . . .

Josti wurde in die Garde der Schweizer gereiht, die die Leibwache des Königs bildeten. Die prunkvolle rote Uniform stand ihm besonders gut, und der Dienst in den Galerien und Staatssälen der königlichen Residenz gefiel ihm wohl. Der Königin jedoch hatte er sogleich großes Vertrauen erweckt; im geheimen, jetzt vielleicht selbst der Prinzessin von Lamballe und der getreuen Campan noch unbekannt, erschreckten sie oft die finstersten Sorgen. Schon war Frankreich von allen Dämonen des Aufruhrs und der Anarchie gepeitscht. Schon waren Raub, Brandstiftung und Mord zu Waffen des Volkes geworden. Jede ruhige Stunde schien nur das Atemholen des Sturmes. Und alle Menschen schienen zu Feinden geworden und zu Verschwörern. Warum sollte sie nicht diesen Landsmann mit dem ehrlichen und entschlossenen Gesichte in der Nähe haben? So kam Josti schon nach kurzem von den Schweizern wieder weg und wurde zu den Leibdienern der Königin versetzt. Und nun wurde Marie Antoinette öfters seiner ansichtig. Er aber, wenn er die Majestät erblickte, fühlte es wie ein innerliches Lächeln und Leuchten durch seine Augen gehen. Freilich gehörte er zur Königin und hätte sie nimmermehr verlassen wollen.

Madame Campan sah er nun oft wieder und das schöne junge Mädchen, das ihm damals als Führerin gedient hatte, Madeleine Gibaud. Von jenem ersten Tage an schien ein Gefühl der Sympathie und der Zusammengehörigkeit diese drei Menschen zu verbinden, obwohl sie lange Zeit hindurch kein Wort miteinander wechseln konnten. Daß sie lächelnd einander zunickten, wenn sie sich begegneten, und der Dienst diesen verstohlenen Gruß erlaubte, war alles. Josti aber war klug und ehrgeizig und in nicht vielen Monaten hatte er genug Französisch weg, um ganz nett zu parlieren.

Die besondere Pflege des Hündchens wurde ihm anvertraut. Er war es auch, der sich um den Raben der Königin zu kümmern hatte, ein Amt, das bald nicht ganz leicht und einfach wurde. Dazu kam, daß der Rabe sich derart an Josti anschloß, daß er ihn am liebsten keinen Augenblick verlassen hätte. Bei jedem Ausgange trachtete er ihn zu verfolgen, ja bis in die Halle des Palastes flog er ihm einmal entschlossen nach, und hätten die Schweizer nicht gewußt, daß es der Rabe der Königin war, es hätte dazu kommen können, daß man ihn jagte und erlegte. Josti vermochte sich kaum seiner zu erwehren. Bis man sich nur dadurch helfen konnte, daß man den Vogel in einen sehr geräumigen Käfig tat, aus dem er täglich zu einem Spaziergange durch den Park der Tuilerien abgeholt wurde.

★

Dieser Rabe nun hatte seine eigene kleine Geschichte. Der Coiffeur der Königin, Monsieur Boisdepin, gehörte, wie er gerne jedermann zu verstehen gab, zu den allergetreuesten Royalisten. Ein Künstler in seinem Fache, durfte er überdies glauben, unentbehrlich zu sein. Und wenn es ihm auch nicht vergönnt war, der Königin selbst seinen glühenden Patriotismus und die ganze Größe seiner getreuen Untertänigkeit zu Füßen zu legen, so verstand er doch, allen Personen, die auf den vielen Zwischenstufen standen, ohne Unterlaß so viel davon vorzureden, daß er für einen der bestgesehenen und eifrigsten Diener des Königspaares zu halten war.

Monsieur Boisdepin nun besaß einen jungen Raben und war so geschickt, ihn abzurichten, daß er es tatsächlich dahin brachte, zwei Worte halbwegs deutlich herauszukrächzen. Zwei Worte, die auch wieder nichts anderes sein sollten, als eine untertänigste Huldigung. Und dann gewann er Madame Campan. Und dann ließ sich die Königin bewegen, das Geschenk Monsieur Boisdepins huldvollst anzunehmen. Und so kam der Rabe nach Versailles und endlich in einen der Tuilerienhöfe unter Jostis Aufsicht.

Das war wirklich ein bemerkenswerter Geselle. Spazierte er herum und rief man ihm: „Halt!“, so blieb er stehen. Und fragte man ihn: „Qui vive?“, dann kam Leben in seinen Ausdruck. Er reckte den Hals, so weit er konnte, klappte mit dem Schnabel und kreischte: „La reine, la reine!“

Die Königin selbst ließ sich das Schaustücklein wohl einmal vorführen und belustigte sich daran nicht übel. Monsieur Boisdepin floß über vor Stolz und Unterwürfigkeit. Sorge machte ihm nur, daß der Rabe manchmal entwischte und zu ihm zurückflog. Es war schier unbegreiflich, wie das Tier immer wieder den Weg finden konnte. „Er liebt die Menschen mehr als die Orte,“ sagte Monsieur Boisdepin zur Entschuldigung. „Er ist ein treues Tier.

Digitized by Google

Nach kurzer Zeit wird er nur an die Königin denken, an nichts anderes!"

Übrigens verfertigte Madeleine Gibaud für den Raben auf Wunsch der Königin ein sehr schmuckes Halsband. Es war ein breites Band aus grellroter Seide, und Madeleine mußte einigen Silberflitter darauf sticken. Als das Halsband bereit war, wurde es probiert. Dazu brauchte man Jostis Hilfe, der dazumal schon ganz artig französisch sprechen konnte und sich auch bei dieser Gelegenheit mit Madame Campan und Madeleine Gibaud nicht übel unterhielt. Das leuchtende Rot des Bandes ließ prächtig in dem glänzend schwarzen Gefieder des kühnen Vogels. Und die Königin selbst nannte den Raben Rouge. —

*

Aber über Paris und ganz Frankreich rollten immer schwerere Gewitter. Und wer das drohende Grollen verstand, fühlte, wie es nahe und näher rückte, mit allen Gefahren zermalmenden Schicksales.

Madame Campan kam eines Tages und prägte Josti ein, wie sehr er auf Rouge zu achten habe. War das nicht seltsam? Was hatte Rouge zu bedeuten? Aber die Campan sagte, so laute der Befehl — und daß man Rouge nie mehr verleiten solle, seinen Ruf auszustoßen — man dürfe es nicht darauf ankommen lassen — und Rouge solle nie mehr zu Boisdepin zurückfliegen; man könne nicht wissen, was er mit seinem Rufe anstiften könnte. Es ist nicht an der Zeit, die Königin zu nennen oder den König —

Josti begann zu begreifen. Er begann zu begreifen, daß irgend etwas vor sich gehe, noch etwas Neueres, etwas noch Fremderes, noch Größeres, Gefährlicheres als die Unruhe, der Aufruhr, den er nun schon lange genug um sich gesehen, gehört, gefühlt hatte. Er begann zu begreifen, daß die Welt innerhalb dieser Palastmauern etwas anderes war als die zuckende, stürmende, krampfgepeitschte Welt draußen in den Massen des Volkes, in den Straßen, den Quartieren, den Schlupfwinkeln der großen, dunklen Stadt. Er begriff nun, was es hieß, daß der König nicht freiwillig in Paris residierte, daß er sich nicht von den Tuilerien entfernen durfte, daß er, genau besehen, ein Gefangener war und die Königin mit ihm.

Aber ehe er zur vollen Erkenntnis gelangen konnte, erfüllten sich die ersten Gewaltszenen der großen Tragödie. Das Königspaar wollte sich durch die Flucht retten, wie schon so viele es getan hatten. Aber die Flüchtigen wurden in Varennes erreicht und zurückgebracht, und der heulende, schäumende Pöbel an den Parkgittern der Tuilerien überschüttete sie mit wutschnaubenden, unflätigen Beschimpfungen.

Vielleicht konnten die Preußen die Königin retten oder Österreich, dessen Kind sie war? Jostis Herz klopfte hoch, als er hörte, daß Frankreich an Österreich Krieg erklärt habe. Aber vor den Toren der Tuilerien wogte Tag um Tag eine tausendköpfige Pöbelmenge und drohte hereinzubrechen.

Im Salon der Königin wurde es totenstill. Nichts mehr von heiterem, leichtlebigem Geplauder, keine Bonmots geistreicher Kavaliere, keine kleinen, pikanten Anekdoten aus der Gesellschaft, kein aufregendes Kartenspiel, seit der Herzog von Chartres jene achttausend Louisdor verloren hatte.

Und eines Tages drangen die Horden trotz den Wachen herein in die Hallen, über die Treppenflucht, in Säle und Gemächer bis vor den König.

Das Schicksal jedoch hatte die vorbestimmte Stunde noch nicht erreicht, noch einmal, einmal noch Rettung. In dem großen Korridore vor den Gemächern der Königin begegnete Josti eines Morgens zur Zeit, da die Bewegung des Tages noch nicht angehoben hatte, Madame Campan. Sie schritt eilig und lautlos dahin und hatte den Kopf gesenkt wie in grübelnder, vielleicht quälender Gedankenarbeit. Dicht an ihrer Seite, ebenso schweigsam, etwas verstörten Blickes, eilte Madeleine Gibaud. Ihre Wangen waren gerötet, und in ihren Augen haftete ein Glanz wie von kaum getrockneten Tränen. Madame Campan machte Josti ein kurzes Zeichen und zog ihn in die entfernteste Nische des Korridors. Sie waren Freunde. Sie hätten sich vieles zu sagen gehabt in dieser letzten Zeit aber es war unmöglich, sich zu treffen, sich zu sprechen, wie man wollte.

Die treueste Dienerin und Beraterin Marie Antoinettens hatte sich verändert. Ihr schmales, feinwangiges Gesicht war schärfer geworden, die dunklen, ernsten Augen blickten seltsam erregt, strenge und wie durchleuchtet von zehrender, innerer Flamme. Ihre Wangen waren tief bleich. Sie neigte sich nahe zu Josti und sagte leise und leidenschaftlich: „Mein Gott! Man wird von alledem nichts wissen am Hofe von Wien, Josti! Man wird die Wahrheit nicht wissen, wie sie ist! Man wird die entsetzliche Gefahr nicht ahnen, die über ihnen schwebt. Hören Sie das seltsame Rauschen und Brausen draußen, Tag um Tag, Nacht um Nacht? Es ist ein Meer, es ist eine

Digitized by Google

schwarze Flut . . . die Carmagnole singen sie zu den Fenstern des Königs hinauf und die Marseillaise, oder sie schreien nur ihre wilden Flüche und Beschimpfungen zu ihm empor. Das Volk, das Volk — die Menge, die Horden — wir haben schon gesehen, wie die Flut einmal hereingestürzt ist! Und sie wird wieder kommen!" Josti vermochte nicht zu antworten, denn rasch und eindringlich setzte sie hinzu: „Wir haben nur eine Minute Zeit. Hören Sie, Josti! Ich will Madeleine wegschicken, ich will das Kind in Sicherheit bringen."

Er sah doch ganz betreten vor sich nieder und wiederholte dumpf: „Sie haben ja recht, in Sicherheit . . ."

Madame Campan setzte leise und bebend hinzu: „Sie darf nicht nochmals erleben, wie eine heulende Meute von Wahnsinnigen einen bluttriefenden Menschenkopf vorüberträgt, auf eine Pike gespießt —" Schaudernd unterbrach sie sich. „Ich habe die Möglichkeit, sie zu Verwandten zu schaffen, nach Chevreuse. Sie weiß, wie sehr Sie unser Freund sind. Wollen Sie sie noch grüßen, Josti?"

Sein Herz zuckte zusammen. Das hatte er dennoch nicht erwartet. Und sein Herz gehörte seit geraumer Zeit schon Madeleine Gibaud. Das junge Mädchen reichte ihm die Hand. Und sie schlug die Augen nicht nieder, obwohl eine Wolke darüber sinken wollte. Sie sah ihn gerade und fest an, und sie beide sollten den Blick nie mehr vergessen, womit sie ineinander die Worte sehen wollten, die sie nie ausgesprochen hatten. Auch jetzt fanden sie keines.

„Nun wohl, laß uns gehen!" sagte die Campan. „Es ist nicht anders —"

★

Nur wenige Wochen später, an dem furchtbaren Morgen des 10. August 1792, war die richtige Schicksalsstunde gekommen. Eskortiert von 150 Schweizern und Grenadieren, hat sich Ludwig XVI. samt seiner Familie vom Schlosse aus zu Fuß in die Nationalversammlung begeben. Er war überzeugt, daß er vielleicht seiner Herrschaft entkleidet, aber seines Lebens darum desto sicherer von dort wieder zurückkommen werde. Und ist nie mehr zurückgekehrt — —.

Anhang und Diener des Hofes glaubten alles zu Ende. Ein Teil entfloh durch die Gärten, durch die Hintertore des Palastes. Im Vestibül, auf den Treppen und in einzelnen Gemächern waren die übrigen braven Schweizer unerschütterlich auf ihrem Posten bemüht, Eindringlinge abzuwehren. Aber von diesen werden in jeder Minute mehr, erst Hunderte, dann Tausende. Ein Pistolenschuß kracht, niemand weiß, wo, warum. Aber nun eröffnen die Soldaten sofort ein mörderisches Feuer, aus den Fenstern, in der Halle, auf den Treppen krachen die Schüsse, von den Höfen schlagen die Kugeln herein, draußen steckt man einige Nebengebäude in Brand. Geschrei, Gezeter und Geschützsalven der Schweizer, das Geheul des Pöbels. Angstrufe — in einem Chaos stürzt alles zusammen. Ein Bote des Königs kommt atemlos in das Schloß geeilt: Die Soldaten haben das Feuer einzustellen. Sie gehorchen. In geordneten Reihen treten sie an und beginnen durch den Park ihren Abmarsch. Die Bataillone der Aufständischen nehmen sie draußen wie Wild aufs Korn. Hunderte werden in Haufen niedergestreckt. Der Rest, der die Waffen abgelegt hat, wird zu Boden geschlagen, wie man kann, mit dem Säbel, mit Piken, mit den Gewehrkolben, mit Stangen, mit dem Hammer, mit einer Axt. Alles ist gut genug, einem wehrlosen Menschen den Garaus zu machen.

Nun ist die ganze Besatzung davon; ein paar Minuten später beginnt im Schlosse selbst der Blutrausch in die Köpfe zu steigen. Wer immer vom Hofhalte noch angetroffen wird, wird niedergemacht. Auf der großen Staatstreppe, in den Korridoren, vor den Gemächern, in den Gemächern selbst, an den Toren, in den Höfen, in den Ställen, in den Remisen, in Küchen und Kammern, in Kellern und Mansarden, unten, oben, rechts, links, überall.

Im Schlafgemache der Königin steht der ehemalige Coiffeur da, Monsieur Boisdepin. Er wirft sich in die Brust und hat die Miene und die Augen eines Tollgewordenen. „Hier," brüllt er mit geiferndem Munde, „hier habe ich Dienste geleistet, wie ein Sklave! Hier habe ich die Mähne der gelben Tigerkatze striegeln müssen, die uns alle ums Leben bringen wollte! Vermaledeit sei ihr Gedächtnis!" Bei den letzten Worten führte er mit seinem Prügel einen Hieb auf den marmornen Toilettetisch, daß alles Silbergeschirr zu Boden flog und der Spiegel in funkelnde Scherben zersprang.

Zwei betrunkene Burschen zerrten ein üppiges junges Frauenzimmer herein, die keuchend und lachend zum Scheine widerstrebte. Ihr schweißbedecktes Gesicht war schön und gemein.

„Platz da! La grande fleur will zu Bett!" Sie hoben die gellend Schreiende vom Boden, schwangen sie einen Augenblick in der Luft und warfen sie dann auf das Lager der Königin hin. La grande fleur wollte bersten vor Lachen und vergrub sich tief in

Digitized by Google

die seidenen Decken und die Eiderdaunen der schneeweißen Kissen.

Die marmornen Fußböden, glatten Parkette, Samt und Seide, goldene Möbel, Armsessel und Sofas, Betten und Teppiche — alles ist mit dem Blute Erschlagener besudelt. Ein Geheul wie die Windsbraut durchtobt die Flucht der Räume, Axthiebe, die alles zersplittern, Glas, Porzellan, Spiegel, Menschenschädel.

Madame Campan wird betroffen. Ein paar Rasende hetzen sie durch den großen Saal. Sie stürzt zu der Rampe der Treppe hinaus. Eine Faust schlägt sie zu Boden, eine andere rauft ihr das Haar. Blut rieselt über ihre Augen.

Da durchbricht eine furchtbare Männerstimme den Tumult: „Fort von dem Frauenzimmer! Laßt sie mir!"

Der Mordgeselle, der sie noch festhält, versetzt ihr mit der flachen Hand einen Schlag auf die Schulter, dann springt er in einem Augenblick der Verblüffung zurück. „Also lauf, du Bestie!" schreit er. „Das Volk schenkt dir das Leben!"

Sie wird die Treppe hinabgerissen, das Grauen macht sie fast blind. Durch den Hof, durch einen Winkel des Gartens, durch ein menschenleeres Gäßchen. Sie bricht beinahe zusammen.

Der ihren Arm umklammert hält, ist Josti. In zerfetzter Kleidung, mit flammenden Augen, die Lippen weiß, noch keines Wortes mächtig, kaum zu erkennen . . .

Und sie beide hat das Schicksal verschont und gerettet. —

Madame Campan entkam glücklich nach Chevreuse und vermochte sich in dem stillen, abgelegenen Tälchen bei den Ihrigen verborgen zu halten. Ihrem Retter hatte sie die Adresse braver, ihr bekannter Leute gegeben, wo er, wenn Gott gnädig sein wollte, ein Unterkommen haben konnte.

Bei zwei alten Schwestern im Hinterhause eines stillen Gebäudes, hoch oben, fand Josti auf diese Empfehlung einen Schlupfwinkel. Mamsell Claire und Mamsell Annette, zwei kleine, bleiche, armselige Frauenzimmer, immer in Schrecken und Sorgen, fast stumm geworden vor Angst, laut zu sprechen. Manchmal huscht eine oder die andere in die Kammer mit irgendeiner Bitte oder Sorge. Es war ein kleinwinziges Dachkämmerchen, noch beengt von einigen abgestellten zerrümpelten Möbelstücken und verschiedenem Hausrat. Von dem kreisrunden Fensterchen, das man, auf dem einzigen Stuhle stehend, erreichen konnte, sah man zunächst vorne links und rechts das Dach des Hauses selbst, und weiterhin auch nur Dächer und Schornsteine, in der Ferne den Turm von St. Etienne du Mont und ein Stückchen Himmel. Hier kam Josti zur Ruhe. Deren gab es zunächst freilich nur allzuviel, da er sich nicht über die Schwelle wagen durfte. Darum beschworen ihn auch die beiden Mütterchen, deren Leben er nicht aufs Spiel setzen konnte.

Nach und nach, so gut es ging, veränderte er seine Erscheinung. Er ließ sich Haar und Bart wachsen. Die Schwestern verhalfen ihm zu einem groben Kamisol. Von seinen Habseligkeiten hatte er nichts gerettet als glücklicherweise seine Ersparnisse. In einer Geldkatze, die er am Leibe trug. Aus einer Tasche seines Beinkleides zog er das Halsband des Raben hervor. Er betrachtete es in stummer, nachdenklicher Rührung. Madeleines zarte Finger hatten es gestickt! Würde er Madeleine jemals im Leben wiedersehen?

Die Zeit wurde ihm unerträglich lang, allein es gab wenig Abhilfe. Er fand unter den alten Sachen in der Kammer ein paar Bücher und las stundenlang darin. Oder er schnitzelte an einem groben, schwerfälligen Knotenstock, den er zur Echtheit seiner Verkleidung brauchte. Oder er lehnte an dem Dachfensterchen. Und wie er so über das Häusermeer von Paris hinwegsah, grübelte er über das Unbegreifliche seiner Lage. Und wie unbegreiflich alles war, was geschah.

★

Der erste Schnee kam, der Winter brach an. In der kleinen Kammer wurde es dunkel und kalt. Das Leben wurde immer trauriger, zweckloser. Ein hungriger Vogel pochte mit dem Schnabel an die dunstrübe Fensterscheibe.

Lieber Gott! Es war nicht zu glauben! Aber dies war Rouge, der Rabe! Wirklich und wahrhaftig! Josti öffnete und ließ ihn herein. Er sprach zu ihm fast wie zu einem Menschen. Wie kommt er hierher, wo ist er gewesen? Was alles hat er erlebt? Ja, wenn er mehr zu sprechen gewußt hätte als die zwei Worte, die er nun um Himmels willen nicht ausstoßen durfte!

Rouge benahm sich so vertraut, als ob er keine Stunde lang von seinem Freunde getrennt gewesen wäre. Er stolzierte in dem engen Raume herum und suchte mit gierigen Augen nach Essen. Ein paar Brotkrumen, ein Stückchen alte, steinharte Wurst. Das verschlang er. Und dann sprang er alsbald wieder zum Fenster hinauf. Josti öffnete, und Rouge flog davon mit dem prächtigen, sichern, gelassen dahinschwingen-

Digitized by Google

den Ruderschlage seiner glänzend schwarzen, weit spannenden Flügel.

Und er kam öfter, je tiefer es in den Winter ging. Vielleicht war er auch nachts manchmal da. Man sah seine Spuren in dem höher werdenden Schnee auf dem Dache. Jedesmal freute sich Josti, wenn er ihn sah. Es war doch ein guter, anhänglicher alter Freund. Schließlich durfte er ihn täglich erwarten. Das war die einzige kleine Zerstreuung, die es gab.

Gegen Weihnachten wagte sich Josti schon sorgloser in die Straßen. Er war nun so weit verändert, daß man ihn für einen richtigen Sansculotte halten mochte. Der verwilderte Bart rahmte sein schmal und bleich gewordenes Gesicht ein, und die Haare fielen ungepflegt in seinen Nacken. Aber wer ihn gekannt hatte, mußte ihn wohl wiedererkennen. Darauf baute er, wenn er sich bis an den Temple wagte.

Hier war das Königspaar samt dem Dauphin gefangen. Von ihrem eigenen Volke gefangen! Konnten sie ihn vielleicht ein oder das andere Mal sehen und gar erkennen, wenn er vorüberging? Konnte das irgend etwas für sie bedeuten? Er wagte es, oft lange zu den vergitterten Fenstern hinaufzuschauen.

Um Neujahr erlebte Josti eine große Freude, die sein Herz warm und tröstlich bewegte. Geheimnisvoll vertrauten die alten Schwestern ihm an, daß sie durch eine verläßliche Person Nachrichten aus Chevreuse erhalten hätten. Allen Freunden dort ginge es gut, und sie sandten ihm ihre Grüße und hofften auf ein glückliches Wiedersehen. Danach fühlte er es wie neues Leben in sich. Als der Rabe das nächste Mal kam, erzählte ihm Josti das alles. So voll war er davon!

Aber nur allzubald zerstob all diese scheue Freude vor einem entsetzlichen Ereignisse.

Der König war vor ein Tribunal gestellt worden. Er wurde zum Tode verurteilt. Tausende von Franzosen sahen zu, wie ihr eigener König im blutigen Tode hingerichtet wurde.

Mamsell Claire oder Mamsell Annette kommen in Jostis Kammer, ängstlich, mit verstörten Mienen, das Herz voll Jammer. Sie möchten es vor ihm ausschütten. Aber sie haben Angst, Angst. Irgend jemand könnte sie dennoch belauschen — man weiß nichts mehr, ist nirgends sicher. Darum sitzen sie nur stumm da, mit starren Blicken, gesenkten Kopfes, als ob sie beständig auf etwas lauschten. Dann nicken sie, als ob sie ihm dankten, drücken sich wieder lautlos fort, hinaus.

Die Tage waren kurz. Jeder Ausgang war ein Abenteuer trotz der roten Jakobinermütze, die Josti nun auf sein verwildertes Haar drückte, wenn er sich fortwagte. Die Atmosphäre in seinem Kämmerchen wurde eisig kalt oder es war düster und dumpf. Die Welt mußte wie in einem riesigen Trauerflor gehüllt daliegen. An der kleinen Fensterscheibe häufte sich der Schnee manchmal fußhoch, daß er ihn wegstoßen mußte, um einmal zu öffnen. Große Traurigkeit faßte nun oft sein Gemüt, und streifte allen Rest von Frische und Frohsinn von seiner Seele ab. Er dachte in den langen, einsamen Stunden oft an die Heimat, an Madame Campan, an Madeleine, aber langsam senkte sich ein namenloses, rastloses Elend in sein Blut und stieg bis zu seinem Herzen empor.

Eines Morgens fühlte er sich ganz elend. Er blieb in seinem schmalen Feldbett liegen, worin er sich nicht einmal ausstrecken konnte, hüllte sich fröstelnd in die dünnen Decken und versank in stumpfen Gleichmut, als ob er nichts zu denken vermöge.

Mamsell Annette kam oder Mamsell Claire. Wie kleine Gespenster huschten sie in das Kämmerchen. Sie brachten einen Bissen, den er nicht nahm. Ein Töpfchen Suppe, an der er nur nippte. Es ging ihm wahrhaftig schlecht. Nur hin und wieder konnte er sich aufrichten, wenn Rouge ans Fenster klopfte, und ließ ihn herein. Der Rabe hockte sich auf sein Bett und sah ihn an. Aber auch das wurde eine unüberwindliche Mühe, denn Josti war krank, viele Wochen. Die alten Fräulein pflegten ihn, zitternd vor Sorge. Was sollte geschehen, wenn der fremde Mann bei ihnen starb?

Erst im Frühjahr raffte seine starke Natur sich wieder auf. Und erst im Frühjahre brachte Mamsell Claire ihm endlich wieder einmal einen Gruß aus Chevreuse. Und nun fühlte er, wie sehr er den entbehrt hatte! Wie sehr! — Ob Madeleine ahnte, wie oft er in seinem Elend an sie gedacht hatte? Tausendmal! Und wie oft er gedacht hatte, daß er aus dem Leben müsse, ohne sie wiederzusehen?

Jetzt konnte er das Fensterchen wieder offenstehen lassen. Man sah den Frühling am Himmel und hörte das wiedererwachte Leben tief drunten in den Gassen, das dumpfe Rollen des Lebens in der großen, vom Fieber gerüttelten Stadt. Manchmal trug der Wind ein paar Töne der unheimlichen Gesänge herauf, die das trunkene Volk noch immer grölte. Noch immer die Carmagnole . . . Ça ira!

Mit der wieder gefundenen Kraft drang

Digitized by Google

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

auch das ganze Bewußtsein der Wirklichkeit wieder auf ihn ein.

Die alten Fräulein waren gesprächiger geworden. Sie hatten so vieles auf dem Herzen, daß diese Last ihre Scheu überwand. Sie erzählten, was sie selbst erfahren hatten.

Man hatte jetzt der unglücklichen Königin den Sohn genommen; nun war sie in die Conciergerie gebracht worden. Mein Gott! Sie konnte doch nicht gefangen bleiben! Sie war die Tochter einer großen Kaiserin und die Schwester eines mächtigen Kaisers; sie gehörte einem fremden Volke, das stark und mutig war und sie gewiß zurückverlangte oder zurückeroberte. Sie wird gewiß befreit werden aus den Händen dieser Mörder!

Ja, sie hatten recht! Gewiß hatten sie recht. Daran war nicht zu zweifeln. Großes wird geschehen und die Königin gerettet sein. Mamsell Claire und Mamsell Annette atmeten auf bei dem, was Josti ihnen so zuversichtlich sagte.

Das nächste Mal waren es freilich nur seine eigenen Äußerungen, die sie wiederholten. Nur daß sie in der Zwischenzeit dieselben mit ihrer Phantasie noch um vieles verschönert und vergrößert hatten. Gewiß war es nicht der österreichische Kaiser allein, der die Königin befreien würde. Wenn Josti es bedachte, mußte er ihnen rechtgeben. Auch der Kurfürst von Bayern und der König von Preußen konnten helfen. Es gab keinen anderen Gesprächsstoff mehr zwischen ihnen. Und so steigerten sie sich gegenseitig in ganz verstiegene Hoffnungen und Erwartungen hinein, die zwei armen, verschreckten alten Frauen und der einsame, hilflose Fremdling, der keinen anderen Gedanken mehr kannte als die Rettung der gefangenen Königin. Dieser erfüllte nach und nach sein ganzes Dasein.

Und wie die Zeit fortschritt, bedurfte es nicht mehr der kindlichen Einfälle der alten Fräulein. Je größer ihm die Gefahr schien, desto sicherer wurde sein Glaube, daß kein wirkliches Unheil geschehen könne. Viele Fürsten werden dem Kaiser willige Gefolgschaft leisten, wo es sich darum handelt, seine Schwester aus Mörderhänden zu befreien. Wie sollte dann diese fremde Verbrecherbande hier standhalten? In Schlamm und Blut wird sie zerstampft werden, wie sie es verdient! Diese heulenden Banden ahnten noch nicht, welche Heimsuchung ihrer wartete, wenn es im Himmel Gerechtigkeit gab. Trunkene Männer, kreischende Weiber — wie verachtete er dies elende, wahnsinnige Gesindel! Nur um seinem Stolz, seiner namenlosen Geringschätzung nachzugeben, drängte er sich mit dem Gefühle des Abscheues manchmal durch einen ihrer Haufen.

★

Das Jahr wuchs. Und der Rabe kam wie früher. Und in seiner Einsamkeit gewöhnte sich Josti, mit ihm zu plaudern.

„Es wird Großes geschehen, ganz Großes!“ konnte er ihm sagen. „Ganz Großes! Und die Königin, nach der du zu rufen verstehst, wird aus der Mördergrube befreit sein.“ Rouge blickte zu ihm auf, fast als ob er ihn verstünde. Eines Tages aber brachte er Josti in wahre Verlegenheit. Der Vogel war ihm so unbegreiflich anhänglich geworden. Und eines Tages flog er ihm in der Gasse nach und ließ sich auch durch ein paar Drohungen mit dem Knüppel lange nicht vertreiben.

Ein heißer Sommer wurde es. Aber immer noch geschah nichts. Mamsell Annette und Mamsell Claire ließen sich zum hundertsten Male erzählen, wie Josti sich die Rettung dachte. Und wenn sie ihn einsilbig fanden, verdoppelten sie ihre eigenen Trostworte. Aber endlich, nach so langer Zeit, schwieg Josti dazu, und schüttelte nur den Kopf. Seine Zuversicht begann zu verblassen, zerbrach, zersplitterte.

Madame Campan schickte einen Gruß und Madeleine. Ob er nun nicht die Möglichkeit fände, Paris zu verlassen? Seine Spur sei doch längst verwischt und vergessen? Ob er nicht zu ihnen nach Chevreuse kommen wolle? Nur einen Augenblick kämpfte Josti mit sich. Nein, solange die Königin gefangen saß, wich er nicht von der Stelle. —

Der Sommer neigte sich. Herbstfarben zuckten in das Laub, wie Brand. Aber nichts geschah. Und es war so unfaßbar, daß wirklich nichts geschah. Josti wurde verzagt. Er dachte nicht mehr an das tüchtige, treue Volk der Heimat, nicht an das große, starke Heer, nicht an die Könige und Fürsten, die zu Hilfe eilen mußten, aber doch noch an den Kaiser. Ja, ja! Der Kaiser wenigstens wird die Schwester nicht im Stiche lassen. Und ist denn hier in der großen, volkreichen Stadt wirklich sonst niemand, wirklich nur er allein, der an die unglückliche Gefangene denkt? Hier war nun schon der Herbst. So viel Zeit war vom ganzen Jahre bereits verstrichen. —

An einem sonnigen, kühlen Oktobertage traten die zwei Fräulein zugleich in seine Kammer. Sie hatten ihm etwas so Wichtiges zu sagen. Es gehörte Mut dazu. Deshalb waren sie miteinander gekommen. Ihre armen, mageren, alten Gesichter waren

Digitized by Google

schneeweiß und verzerrt vor Erregung. Als sie aber vor Josti standen, brachten sie kein Wort heraus. Statt dessen fielen sie einander in die Arme, da sie sonst vielleicht umgesunken wären. Und sie weinten und weinten, schluchzten und wimmerten förmlich vor Weh und brachten lange kein Wort über die zuckenden Lippen.

Es war geschehen. Auch die Königin war zum Tode verurteilt . . .

Der düstere Nordtrakt der Conciergerie lag in tiefer Nacht. Über dem Kai, an dessen Fuß die trüben Wasser rauschten, schoben sich Nebelfetzen bis an die schwer vergitterten Fenster empor. Nur aus einem drang ein schwacher Lichtschein. Er kam von einem kleinen Öllämpchen. Die Nachtlampe, die man Marie Antoinette als besondere Gunst gestattet hatte. Sie leuchtete zum letzten Male . . . Der Schein war aber so schwach, daß selbst der enge Raum nur im Dämmerlichte dalag. Armes, verlassenes, hilfloses Menschenkind, das auf dem schmalen, harten Lager wie auf einem Katafalk dalag, den ziellosen Blick unbeweglich in dte Höhe gerichtet. In der grausamen Stille der Nacht, die alle Pein vertausendfacht und jeden Trost an der Kälte ihrer undurchdringlichen Schatten erstarren läßt . . .

Wenn jedoch der Halbschlaf die brennenden Augenlider der Ruhenden niederdrückte, entfloh ihre Seele auf den Schwingen des Traumes mit mächtigem Flügelschlage, unermeßlich weit vom Jammer der enteilenden Stunden.

Von draußen, von der Welt nichts mehr. Nicht der Klang eines Wortes, nicht das Winken einer Hand, nicht das Aufleuchten eines Blickes, nicht das Schluchzen eines Kindermundes, kein Gebet von Priesterstimme, kein Ruf, kein Gruß, kein Abschied — nichts als Erinnerung und Traum —

Aber die Kraft zur Erinnerung ist zerbrochen, die Kraft der Gedanken ist gelähmt. Nur der Traum noch kommt der erschöpften Seele nahe. Wie ein letzter Hauch von Lichtschimmer in weiter Ferne am Himmel zitternd, da, wo der helle Tag hinabgegangen. Nur die bleichen Ahnungen des letzten Traumes schweben über der irdisch begrenzten, nächtlichen Tiefe. Der Docht des Lämpchens bebt, flackert und erlischt.

Wenige Stunden darauf war um die Conciergerie rege Bewegung. Die Zugänge waren vom Militär bewacht. Aber in jedem freien Winkel drängte sich allmählich schaugieriges, erregtes Volk zusammen, so daß es hinter den Soldaten ein zweites, viel dichteres Spalier gab. Einige Offiziere zu Pferde sprengten hin und wieder musternd vorbei. Vom anderen Ufer des Flusses dröhnte das dumpfe Rollen der Kanonen herüber, die zum Revolutionsplatze gefahren wurden. Vor dem Tore der Conciergerie stand ein Leiterwagen, mit schlechten Pferden bespannt. Ein Mensch, mit einer Jakobinermütze bedeckt, führte die Zügel. Hinter ihm war ein grober Sitz angebracht worden. Durch die Menge lief unruhiges Gemurmel. Kühle, verschleierte Oktobersonne beleuchtete das aufgeregte Bild. Jetzt wurden die Stimmen lauter und heftiger. Denn im Tore der Conciergerie erschien eine schlanke, in ein langes weißes Gewand gehüllte Frauengestalt, auf dem Kopfe die weiße Haube der Weiber aus dem Volke. Fast wie ein Freudenschrei lief es durch die Menge.

Dies war die Königin.

Ihre Hände waren hinter dem Rücken gefesselt. Ihr Haar im Nacken kurz geschoren. Ein paar Strähne quollen unter der Haube hervor. Rasch wurde sie an den Wagen geleitet, und zwei Männer halfen ihr auf den Sitz.

Das Volk brach in Schmähruse aus. „Tigerkatze!“ — „Die Verräterin!“ — „Unser Leben wollte sie!“ — „Nun gebt uns das ihrige!“

Jedoch der Zug setzte sich sogleich in Bewegung, und die Kommandos der Offiziere, das Dröhnen der Soldatenschritte, das Pferdegetrappel übertönte die Rufe. Je näher der Armesünderkarren dem Pont neuf kommt, desto dichter wird die Begleitung, denn am Brückenkopfe staut sich eine Welle des Gedränges. Die Ausdauerndsten pressen sich noch dichter um den Karren. Hin und wieder stößt einer der Soldaten jemand zur Seite. Da ist vor allem ein Mann, der sich mit verzweifelter Entschlossenheit immer wieder herandrängt. Sein Gesicht ist aschfahl, seine Augen flackern vor Erregung. Sein Blick hängt an der Gestalt des unglücklichen Opfers. Seine dürren Lippen bewegen sich krampfhaft, als würgte er ungesprochene Worte hinab. —

Dies ist Josti. Er hat einen ruhelosen Tag verbracht, ohne Speise, ohne Trank. Von einem einzigen Gedanken gepeinigt — eine schlaflose Nacht, unaussprechlich gemartert, von dem einzigen Gedanken zu brennendem Wachsein gequält, von abgrundtiefer Verzweiflung gebrochen. Von diesem einzigen Gedanken: Nichts, nichts, nichts ist geschehen, um das Entsetzliche abzuwenden, keine Hand hat sich geregt. — Mit Tagesanbruch war sein Entschluß gefaßt. Er will der Königin im Augenblicke ihres Todes nahe sein, und sollte es sein eigenes

Digitized by Google

Leben kosten. Er will womöglich noch einmal ihren Blick erhaschen. Vielleicht kommt es wie ein kleiner, armseliger Trost in ihr verlassenes Herz: dieser eine will ihr beistehen, und er stammt aus dem geliebten, fernen Vaterlande, das sie als Kind verlassen und von wo sonst nicht der schwächste Gruß sie begleitet auf dem schweren Gange zum ewigen Abschied. —

Jetzt ist Josti mitten in der johlenden Menge, in dem scheußlichen Pöbel von Strolchen und Megären. Aber er fühlt, er muß sich benehmen wie sie. Und zuweilen reißt es wie ein Krampf von Wahnsinn durch sein Gehirn. Er stößt einen Schrei aus, so wild und entsetzlich, daß selbst die vertierten Menschen, die ihn umgeben, ihn mitgerissen aus den irren Augen anstarren. Es gelingt ihm nun sogar, eine Hand auf den Karren zu legen. Und er fühlt den groben weißen Kittel, in den die Königin gehüllt ist, über seine Finger gleiten! Begierig erhebt er seinen Blick zu ihr. Die Königin ist unkenntlich. Stolz und aufrecht, in unbeweglicher Haltung, sitzt sie wie ein Bild aus Stein. Ihr Antlitz ist zur Hagerkeit abgezehrt, farblos, durchsichtig. Ihre Stirne abweisend erhoben, ihr Mund fest geschlossen. Jetzt plötzlich neigt sie den Kopf. Jostis Blick trifft gerade in den ihrigen. Aber ahnungsvoll betroffen, fast schauernd fährt er zurück. Diese Menschenaugen sehen nichts Irdisches mehr. Sie sind glanzlos, kalt, fremd und unbeweglich. Als hätte das tief im Unendlichen wartende Ziel ihr letztes Licht schon an sich gezogen, als erblickten sie nichts mehr als das letzte Geheimnis des Schweigens und der Entfernung . . .

Ein Soldat stößt Josti zur Seite, daß er taumelt. Andere drängen an ihm vorbei. Sogleich bleibt er weit zurück.

Auf dem Revolutionsplatze stand Kopf an Kopf der Volkshaufe, der sein Opfer erwartete. Zu einem Feste gerüstet hätte der Platz ebenso aussehen können. Die Entfernten konnten wohl kaum das Blutgerüst deutlich unterscheiden, das sich von weitem fast wie ein Spielgerät ansah. Unruhig wogten die Stimmen auf und ab. Hier und da ein lauter Ruf, sogar ein Ansatz zu Gesang. Da plötzlich — die schneeweiße Frauengestalt auf dem Schafott. Und plötzlich, wie mit einem Schlage, der das Bewußtsein erschüttert, tiefste, grausame Stille. Nicht ein einziger Laut durchbricht sie — eine Bangigkeit, die den Schlag der Herzen stocken läßt. Tausende von Menschen und nicht einer unter ihnen, dessen Atem nicht anhielte ... ein paar Sekunden nur —

Die Trommeln wirbeln. Auf dem Blutgerüst zuckt ein kurzer Blitz hernieder. Das Beil ist gefallen.

Ein unterdrückter Aufschrei geht durch die Menge. Dann gerät sie mit einem Ruck in Bewegung. Und nun ist nichts mehr zu erwarten. Langsam, dann immer rascher, leert sich der Platz. In den Gassen verklingen die johlenden Lieder des Pöbels, der hinter den Truppen herzieht. Auf dem Friedhofe von Sainte Madeleine ist die Kalkgrube bereit . . .

Der Revolutionsplatz, fast menschenleer, erscheint nun doppelt weit und verlassen. Josti kann sich nicht entschließen, sich zu entfernen. Dort wo er früher gestanden, geht er langsam, planlos hin und zurück wie einer, der in tiefe Gedanken versunken ist. Aber in Wahrheit dachte er an nichts, war nicht fähig, was immer zu denken. Er hatte nichts gesehen, als jenen furchtbaren Augenblick: das Aufblitzen des Fallbeiles. Und tief gesenkten Hauptes sah er fortwährend nur noch das eine, das eine vor sich, jenes Niederzucken eines grellen Lichtfunkens, die Flamme niederbrechenden Schicksals —

Wie Blei lag es in seinen Gliedern. Seine Arme waren schlaff, seine Füße schwer, schwankend wie trunken vor Grauen schritt er dahin. Und doch zog es ihn immer weiter. Er wagte nicht aufzusehen, und doch zog es ihn immer näher, unwiderstehlich.

Heftig schrak er zusammen, als er, aufsehend, knapp vor dem Schafotte stand. Zwei wüst aussehende Soldaten von der Nationalgarde hielten dort Wache. Der eine, ein ältlicher Mensch, stand lässig da und rauchte aus einem Pfeifenstummel. Er sah dem Neugierigen mißtrauisch entgegen.

Um etwas zu sagen, fragte Josti: „Was habt Ihr wohl noch zu bewachen, Bürger?"

„He? Nun, wir haben das Ding da zu bewachen, wie du siehst! Obschon es sich kaum einer freiwillig nach Hause nehmen dürfte. Gleich wird man kommen, um das niedliche Spielzeug abzuräumen —"

Plötzlich schauerte Josti zusammen. Sein Blick fiel auf die blutbefleckten Bretter. Das ist . . .

Der Soldat hatte seine Bewegung bemerkt. Er nahm den Pfeifenstummel aus dem Munde, spuckte aus und sagte gleichmütig grinsend: „Ja, das ist Blut, mein Junge! Davon ist jetzt schon vieles geflossen in Paris! Von viel ärmeren Teufeln als dieser da! Bei der Bastille hat es begonnen. Am Marsfelde haben sie es fortgesetzt. Hast du unser vieles Blut in den Tuilerien nicht gesehen? — Schau' das da nur gelassen an! Spaß für die Raben! Ha, siehst du! Da kommen schon welche angeflogen!"

Digitized by Google

Zwei Vögel kreisten unschlüssig über ihnen. Bis der eine sich senkte. Er stackelte über die Bretter, stieß seinen häßlichen Ruf aus und lugte einen Augenblick wie überlegend um sich. Dann hackte er entschlossen mit dem schweren Schnabel nieder.

Abscheu und würgendes Grauen, Wut und Verzweiflung rissen Josti zusammen. Er sprang vorwärts, schwang seinen schweren Knüttel hoch in die Luft und führte wie sinnlos einen Streich gegen das Gerüst, daß es weithin dröhnte. Kreischend flog der Rabe auf.

Der alte Soldat packte Josti am Arm. „Holla, Patron! — Nun mach', daß du wegkommst, du Narr!" rief er drohend. „Und beeile dich, wenn du nicht willst, daß ich dich zusammenpacke!"

Wie in einem Traume fand sich Josti heim, nachdem er ziellos herumgewandert war. Nur um zu gehen, zu gehen, fortzukommen, fort . . .

★

In einem einzigen Traume verfloß die Nacht.

Es war Rouge, dessen schweren Flügelschlag er über sich hörte. Es waren seine harten Schwingen, die an die Wände der engen Kammer schlugen, die die Luft bewegten, daß sie kalt wie Eis über seine Brust hinstrich. Es war Rouge, den er vom Blute der gemordeten Königin verscheuchen mußte . . .

Das Erwachen befreite Josti kaum von den schreckhaften Visionen. Tag um Tag erinnerte er sich des grausigen Anblickes . . .

Erst nach einigen Tagen schien die Kraft jenes schaurigen Eindruckes und auch das Traumbild zu verbleichen. Was war dieses gewesen und was die Wirklichkeit? Und dann: nein, es ist doch nicht Rouge gewesen! Es war irgendein anderer Rabe! Gewiß nicht Rouge! Oder doch —?

Rouge kam auch wieder ans Fensterchen geflogen. Jetzt war ihm der Vogel abstoßend, widerlich. War es nicht doch er, der von den Brettern des Blutgerüstes?

Da erinnerte sich Josti, daß Rouge an der linken Seite seines Halses einen grauen Fleck im Gefieder hatte, der ihm jedesmal aufgefallen war, wenn er ihn aufgenommen hatte. Das tat er heute auch und suchte den grauen Fleck und fand ihn auch. Der Rabe auf dem Schafott aber hatte ihn nicht gehabt. Auch war er größer gewesen und schwerer als Rouge. Aber der quälende Zweifel ließ ihn nicht los. Er mochte damals in seiner großen Bewegung den Fleck übersehen haben . . .

Endlich schrumpfte diese Vorstellung denn doch zusammen. Bis er sich selbst darum schalt und ihm vorkam, als tue er Rouge bitteres Unrecht.

Und endlich hatte er nur einen Wunsch: Fort von Paris, wo er nichts, nichts mehr zu suchen hatte —

Der Aufbruch war leicht, er besaß ja nichts, als was er am Leibe trug. Aber als hätte er dies geahnt, war Rouge frühmorgens schon da, blickte zuweilen ganz verständig auf und wollte nicht von der Stelle weichen. Was war mit dem zu machen? Schließlich konnte er das anhängliche Tier doch nicht im Stiche lassen. Mamsell Annette und Mamsell Claire gaben einen alten Schnappsack her, der ihm dienen konnte. Es ging wahrhaftig nicht anders. Rouge mußte sich bequemen, und trat die Reise in dem dunklen groben Leinensack an. Und die zwei alten Fräulein weinten wieder und schluchzten wie hilflose Kinder und weinten noch lange, nachdem Josti gegangen war.

Am Abende schon traf er in Chevreuse ein, und es gab ein tiefbewegtes Wiedersehen mit Madame Campan und Madeleine Gibaud. Die Zeitverhältnisse waren unerbittlich, und zunächst beschlossen die Freunde, sich nicht mehr zu trennen, wenn das Schicksal sie nicht auseinanderriß. Bald nach Anbruch des neuen Jahres in aller Stille und Unauffälligkeit reichten sich Josti und Madeleine die Hand zum Bunde fürs Leben. Madame Campan sorgte für die Unterkunft des Paares und mehr als ein Jahr verlief für sie in ungestörtem Glücke.

Rouge, der Rabe, war ihr Hausgenosse. Und er wurde anhänglicher als je zuvor. Es dauerte auch geraume Zeit, ehe Josti es über sich gewann, zunächst Madame Campan sein Erlebnis zu erzählen. Wie einfach er es auch zu machen trachtete, sie war tief erschüttert. Und sonderbarerweise kam Josti doch nicht über den Gedanken hinweg, es könnte dennoch Rouge gewesen sein! Auch nicht, als Madeleine in ihrem kindlichen Glauben zu einem absonderlichen Hilfsmittel Zuflucht nahm. Sie gestand ihrem Manne eines Tages, daß sie den Schnabel des Raben aus ihrem Weihwasserfläschchen gewaschen und entsühnt habe, — Gott möge es ihr verzeihen!

Bald nachdem die Schreckensherrschaft in Paris ihr blutiges Ende gefunden, als die Köpfe Saint Justs und Robespierres selbst und ihrer Mordkumpane unter dem Fallbeil weggetollert waren, verließ Josti mit seiner jungen Frau und dem Kinde, das sie unter dem Herzen trug, Frankreich für immer und zog in heimatliches Land.

Digitized by Google

Sie gründeten ihr Heim in dem freundlichen Vorstadthäuschen, in welchem ich in den Gesprächen mit ihrem Enkel ihre Geschichte erfahren und die des alten mürrischen Raben, der mir so eigentlich den Weg hierher gewiesen hatte.

Glückliche Jahre folgten. Doch die vielen Feldzüge, die die Völker Europas in Atem hielten, ließen Jostis Soldatenherz nicht dauernd in bequemer Ruhe schlagen. Als Frankreich neuerdings an Österreich den Krieg erklärte, nahm er trotz der Tränen seines Weibes und trotz der siebenundvierzig Jahre, die er schon zählte, kurz entschlossen Dienst in der Armee. Er wurde gleich zum Fähnrich befördert, kam mit seinem Regimente nach Bayern und fiel in einem mörderischen Reitergefechte in der Nähe von Regensburg am 20. April 1809.

*

Ich habe meinen Großvater, der all dies erlebt hat, freilich nicht mehr gekannt," schloß mein Hauswirt eines Tages unser letztes Gespräch über jene entschwundenen schweren Zeiten. „Aber meiner Großmutter Madeleine Gibaud erinnere ich mich sehr wohl, sie hat ihn um mehrere Jahrzehnte überlebt, frisch und rüstig über ihr achtzigstes Jahr. Von ihr selbst und meinem Vater habe ich alles, was ich Ihnen erzählte, und aus den Familienbriefen und Papieren, die Sie in dem Kästchen gesehen haben, worin ich das rote Halsband bewahre, das meine Großmutter auf den Befehl der Königin für Rouge stickte."

„Ja, und der Rabe?" fragte ich.

„Nun, Sie kennen ihn doch! Dies ist wahrhaftig derselbe. Es ist Rouge. So uralt ist er nun und hat alles überlebt und will am Ende auch mich noch überleben."

So weit ist es denn doch nicht gekommen. Rouge war schon seit einiger Zeit teilnahmlos, versagte das Futter, ging nicht mehr auf die Straße und saß oft lange mit geschlossenen Augen da.

Wenige Tage, bevor ich das Quartier verließ, als ich mittags einmal heimkam, teilte mir Herr Josti mit, daß der Rabe gestorben sei. Er war anscheinend im Schlafe einfach umgesunken und tot liegen geblieben. Herr Josti wollte ihn nun rückwärts im Gärtchen verscharren. Und das rote Halsband mit ihm. Denn, meinte er, er sei froh, wenn die Spur dieser unheimlichen Erinnerung endlich gänzlich verschwindet; ob sie nun wirklich wahrhaftig gewesen sei oder nicht. —

Ich sah mir den alten Raben doch noch einmal an. Im Wohnzimmer drin, an der Wand, wo die Bilder von Ludwig XVI. und Marie Antoinette und die alten Stiche von Paris hingen, lag Rouge auf dem Fensterbrett. Ein scharfer Lichtstrahl der Mittagssonne fiel gerade auf ihn. Herr Josti hatte ihm das rote Halsband umgelegt, und wie er so auf dem Rücken dalag, hatte sich dieses weit über seine Kehle hinaufgeschoben. Das Sonnenlicht sog die brennende Farbe aus dem Seidenbande und warf einen sonderbar grellen Reflex davon auf den halboffenen Schnabel des Vogels. Er war rot, wie in Blut getaucht. —

Osterlied. Von Hans Bethge

Du Fest der Primeln und Anemonen,
Du Fest zu des Lenzes Beginn:
In die keimenden Gärten und Wiesenzonen
Ziehst du uns magisch hin.

Wir neigen uns in den Rasen nieder,
Zu pflücken den ersten Strauß;
Horch, aus den Büschen die ersten Lieder
Jubeln ins Land hinaus.

Wir lauschen voll Unruh dem Rufe der Glocken,
Sie klingen so selig und nah, —
Wir fühlen's, und unsere Herzen frohlocken:
Der Frühling, der Frühling ist da!

Wir wandeln beglückt wie in silbernen Schleiern,
Der irdischen Mühsal fern;
Die Menschen, die Wälder und Wolken feiern
Die Auferstehung des Herrn.

Digitized by Google

Wolken

Novelle von Robert Michel

Aus zackigem Ufer emporsteigend ein steiniger Hang, eine felsige Einbuchtung, da und dort eine Pinie, ein Olivenbaum, ein verkümmerter Feigenstrauch, das ist alles, was sie von der kleinen Fischerhütte aus sieht; aber auch das Meer, das Meer mit dem unablässig wechselnden Leben seiner Fläche.

Sie wohnt bei zwei alten Fischersleuten, mit denen sie sich zuerst kaum verständigen konnte, und alles ist ihr recht, wie sie es hier vorgefunden hat. Auch der klare Bach neben der Hütte mit seinem frischen Süßwasser ist ihr recht, schon deshalb, weil von seiner Mündung aus ein breiter Streifen von Steingerölle und feinem Sand ins Meer hineinreicht und dies einen kleinen Flachstrand abgibt, der sich gut fürs Baden eignet.

Das Baden ist die Hauptsache. Wenn die See nicht hoch geht, ist Sigrid fast den ganzen Tag im Wasser. Bis eines Tages die alte Angiolina vor sie hintritt und ihr in ihrer eindrucksvollen Gebärdensprache und unter ständigen Bekreuzigungen zu verstehen gibt, daß sie nicht länger hier bleiben dürfe. Sigrid ist fassungslos. Von ihrer nordischen Heimat her gewohnt, ihren Körper hüllenlos dem Wasser und der Sonne preiszugeben, kann sie den Unwillen der Alten nicht begreifen. An nichts hatte sie bei der überstürzten Abreise weniger gedacht als daran, sich für diese verlassene kleine Insel im Tyrrhenischen Meer ein Badekostüm mitzunehmen. Sie verlegt sich aufs Bitten. Sie will diesen Ort nicht verlassen, der ihr seit lange vertraut war aus den Schilderungen des Mannes, vor dem sie nun geflohen ist. Wird sie jetzt von hier vertrieben, ist sie gezwungen, wieder zu reisen; wird sie da nicht der Versuchung anheimfallen, den Kurs heimwärts zu nehmen? Was ihrer zu Hause harrt, weiß sie und sie weiß auch, daß sie kein zweites Mal die Kraft haben wird, sich durch Flucht zu retten. Aber Angiolina kann das alles nicht verstehen: Da verfällt Sigrid darauf, der Alten Geld anzubieten, mehr und noch mehr, und schließlich ist die Frau zufrieden. Sie läßt Sigrid fortan gewähren, nur muß sie jedesmal den Bademantel gleich umlegen, wenn sie aus dem Wasser steigt.

★

So einfach ist das Leben am Meer und in der Fischerhütte, daß fast nichts darüber zu sagen ist. Sie rudert, sie schwimmt, sie hilft dem alten Beppo beim Fischfang, sie hilft ihm beim Verkauf der Beute. Er läßt sich das wohl gefallen, denn die Händler geben der wunderschönen, fremdländischen Frau gute Preise. Und kann sie einmal nicht genug erzielen, legt sie eine Kleinigkeit aus dem eigenen Geldtäschchen dazu. Wenn es stürmisch ist, bleiben sie zu Hause, und sie hilft beim Ausbessern der Netze oder sie sitzt auf der Bank vor der Hütte und schaut in die Brandung und auf den hohen Seegang.

Wochen vergehen, Monate. Ein Tag ist vom andern kaum zu unterscheiden. Sie sorgt sich nun um Dinge, um die sie sich früher nie gekümmert hätte: da ist die Kuh in dem kleinen Stall, die drei Ziegen, die Hühner. Sie steht vor Sonnenaufgang auf, gibt den großen Tieren zu fressen, melkt sie und sucht für das Federvieh Muscheln. Zuweilen bereitet sie für sich und die Alten die einfache Mahlzeit. Aber all diese kleine Arbeit kann die stets größer werdende Sehnsucht nach der Heimat nicht ersticken. Jeder silbern aufblitzende Fischbauch, jeder Schrei einer Möwe, jeder kühlere Luftzug wird ihr zum Ruf aus dem Norden. Aber angstvoll hütet sie ihr Herz. Es darf nur Sehnsucht nach der Heimat haben, nach dem geliebten nordischen Land, nicht nach mehr.

★

Beppo sitzt am Segel. Die Fahrt geht in den nahen Hafen, dort will er seine Beute an Fischen verkaufen. Wie immer ist Sigrid seine Begleiterin. Sie liegt im Boot auf dem Rücken und schaut in den schwachbewölkten Himmel. Unruhe ist in der Luft. Scharen von Vögeln rüsten sich zum Flug nach dem Norden. Und Unruhe ist in ihr. Sie wehrt sich, der Sehnsucht zu unterliegen, aber etwas in ihr ist stärker als ihr Wollen und zwingt ihre Gedanken immer nach dem gleichen Ziel: „Soll ich heimkehren? Soll ich hierbleiben?“ Sie sieht zum Himmel, als könne ihr von dort Antwort werden auf ihr banges Fragen. Da verfällt sie darauf, diesem wolkenschweren Himmel die Entscheidung über ihr Tun zu überlassen: „Wenn bei unserer Rückkehr vom Hafen keine Wolke am Firmamente zu sehen ist, soll mir das ein Zeichen sein, daß ich heimkehren darf. Wenn aber auch nur eine einzige Wolke am Himmel steht, darf ich nicht von hier fortgehen.“

Digitized by Google

Ihr ist todtraurig ums Herz. Die Wolken stehen fast unbeweglich, und fast ebenso unbeweglich scheinen die Stunden zu stehen. Sigrid hat das Gefühl, als würde dieser Nachmittag ewig währen. Still liegt sie da, den Blick nach oben gerichtet. Da glaubt sie zu bemerken, daß sich die Wolken ein wenig verändern. Ein zarter Lufthauch streicht über das Wasser und macht da und dort den Spiegel rauh. Noch kommt kein rechter Zug in die Wolken, aber doch verändern sich ihre Formen. Manche von ihnen wird sozusagen aufgezehrt, und manche entsteht neu aus dem Nichts. Und dazwischen zeigen sich immer häufiger Stücke blauen Himmels. Das Segel bekommt fast keine Luft, aber Sigrid greift nicht wie sonst nach dem Ruder, um nachzuhelfen. Schließlich landen sie doch in dem kleinen Hafen. Nun hat sie keine Zeit, nach den Wolken zu spähen, der Verkauf der Fische beschäftigt sie vollauf. Da sie wieder zum Boot zurückkehren, ist sie freudig erschreckt. Jetzt sind die Wolken ziemlich vereinzelt. Dafür geht aber der Wind schärfer; trotzdem ist es wohl sicher, daß sie zu Hause sein werden, bevor noch der Himmel reingefegt ist. Erregt und angstvoll verfolgen ihre Blicke die Wolkengebilde. Schließlich wird ihr dieses Beobachten unerträglich. Sie kauert sich auf den Boden des Bootes und schließt die Lider. Sie will nichts mehr sehen; erst wenn sie zu Hause sind, wird sie die Augen öffnen.

Tapfer hält sie ihren Vorsatz durch. Vom Wind getrieben gleitet das Boot rasch über die Wellen und Beppo rührt sich kaum, um die scheinbar Schlummernde nicht zu stören. Obwohl Sigrid die Augen geschlossen hält, weiß sie in jeder Minute, wo sie sich befinden. Jetzt biegen sie bald um den Felsvorsprung . . . jetzt weichen sie dem kleinen roten Riff aus . . . jetzt taucht die Hütte auf, und bald wird Beppo auch vor der Türe die alte Angiolina erkennen.

Das Boot knirscht am Sand, ein Ruck, es steht. Sie hört Beppo sich schwerfällig erheben, nach den Netzen greifen, über die Bordwand klettern. Sie hört Angiolina ihm etwas zurufen, hört ihn einen Laut der Verwunderung ausstoßen und fragt sich selbst verwundert, was die Alte wohl dazu bewogen haben konnte, ans Ufer zu kommen. Dennoch kann sie sich noch nicht entschließen, die Lider zu heben. Heimat oder Verbannung — der erste Blick wird ihr Schicksal entscheiden.

Da fühlt sie eine Hand leicht über ihre Schultern und Arme streichen. Will Beppo sie wecken? Ist es die Angiolina? Sie bewegt sich nicht. Wieder die leise Berührung. Ihr ist es, als beuge sich einer über sie, sie glaubt einen warmen Hauch über ihrem Gesicht zu spüren.

Träumt sie? Hat Wahnsinn sie befallen? Narrt sie ein toller Spuk? Sie bewegt sich nicht, wagt nicht, sich zu bewegen, bange davor, in die Wirklichkeit, in die Einsamkeit zu erwachen. Aber sie schläft ja nicht, ihre Augen sind weit offen, schauen: sie schauen unentwegt in ein anderes geliebtes Augenpaar. Nun spricht der Mann, der zärtlich über sie gebeugt im Boot neben ihr kniet. Noch erfaßt sie nicht den Sinn seiner Worte, aber sie hört diese Stimme, seine Stimme. Was sagt er? Er hat sie gesucht, lange Zeit, ist viel in der Welt herumgeirrt, ehe ihn eine Ahnung dahergeführt hat, auf seine Insel. Er ist gekommen, ihre Verzeihung erflehen, er ist gekommen, sie heimzuholen? Sie soll mit ihm heimkehren, nie wieder will er sie von seiner Seite lassen, nur für sie leben. Starke Arme umschließen sie, heben sie hoch, tragen sie aus dem Schatten des Segels in den hellen Sonnenschein, und beider Blicke versinken ineinander des Glücks voll.

Klar und tiefblau ist der Himmel geworden, alle Wolken haben sich verzogen; es gibt keine Wolken über ihnen, für sie.

Die jubelnde Lerche. Von Josefine Schön

Hing nur die jubelnde Lerche nicht
So hoch, so hoch im Blauen
Und wäre die Sonne nicht gar so licht,
Könnt' ich sie besser schauen.

Läg' nicht der Lenz so blütenweiß
Über den grünenden Auen — —!
Wär' deine Liebe nicht gar so heiß,
Könnt' ich dir mehr vertrauen.

Digitized by Google

Die Geschichte eines Dürerbildes

Von Dr. Georg Jacob Wolf

Als 1876 Thausing die große Biographie Dürers schrieb, machte er darauf aufmerksam, daß manche Bilder des Meisters noch ungelöste Probleme verbärgen. Des zum Beweis führte er an, daß bei der Münchner „Kreuzabnahme" Albrecht Dürers auf dem Stiefelschaft des alten Mannes links vorne ein Jünglingskopf sichtbar sei; das Antlitz scheine durch, und es müsse damit wohl eine geheimnisvolle Bewandtnis haben. In der Tat ist es so. Oder vielmehr: es war so. Denn das Geheimnis ist jetzt gelöst: die unter einer barocken Übermalung verborgen gewesenen Stiftergestalten der „Kreuzabnahme" sind zu neuem Leben erweckt, und das Bild ist damit in sein ursprüngliches Aussehen zurückversetzt worden, durch das Verdienst des Generaldirektors der bayrischen Galerien Geheimrat Dörnhöffer und des genialen Restaurators Professor Kinkelin.

In Nürnberg lebte in der kunstreichen Zeit um 1500 ein trefflicher Goldschmied, der hieß Albrecht Glimm, war 1490 Meister geworden und seit 1495 mit einer Nürnberger Jungfrau des Namens Holzmann verheiratet. Zwei muntere, flachshaarige Jungen und ein Mädel entsprossen der Ehe, die aber nur kurze Zeit währte, denn schon nach fünf Jahren starb die junge Frau Glimm. Da war der Meister Glimm sehr unglücklich, und in seinem Schmerz suchte er seinen um ein paar Jahre jüngeren Freund Dürer, der sich als Goldschmiedssohn in seiner Jugend des gleichen Handwerks befleißigt hatte wie Glimm, auf und bat ihn, zum Gedächtnis der Verstorbenen ein frommes, andächtiges, schönes Bild zu malen. Dürer war dem Freund sogleich erbötig, und auf einer Lärchenholztafel vom Ausmaße 151 mal 121 Zentimeter entstand seine „Kreuzabnahme", ein symbolisches Bild. Damit man aber auch wisse, wem das Bild gelte, konterfeite Dürer vorne rechts die Verstorbene samt ihrem Töchterlein und dem Wappen der Holzmann, vorne links dagegen den Meister Glimm mit seinen beiden fröhlichen Buben und dem Glimmschen Wappen. Die Figürchen waren, gemessen an den Gestalten der Handlung im Bilde, klein, aber immerhin waren es ausgezeichnete Porträte.

Die Jahre gingen hin. Albrecht Glimm, ein Mann in den dreißiger Jahren, entschloß sich zu einer neuen Ehe, diesmal mit einer Jungfrau aus der Familie Spalter, die ihm weiter zwei Töchter und sechs Söhne gebar, so daß solchermaßen die Familie auf acht Jungen und drei Mädchen anwuchs. In einer Art von Gerechtigkeitsgefühl beschloß Glimm, auch den späteren Familienzuwachs auf sein Bild setzen zu lassen. Indessen ging er mit seinem Wunsch diesmal nicht zu seinem Freund Dürer, denn er mochte dunkel ahnen, daß der sich nicht zu der beabsichtigten Verschandelung seines wohlkomponierten Bildes hergeben werde, sondern zu einem Pfuscher, der die geborene Spalter und deren beide Töchter mitsamt dem Spalterschen Wappen im Vordergrund rechts ins Bild setzte, von der Holzmannischen Gruppe weg mehr gegen die Mitte zu angeordnet. Bald indes sah Glimm, daß diese Art Malerei doch zu schlecht sei, und so bestimmte er zur Konterfeiung der sechs Söhne den gerühmten Dürer-Schüler Hans von Kulmbach, der seine Sache natürlich wesentlich besser machte, aber dennoch den Rhythmus der Dürerschen Komposition zerbrach. Mit insgesamt dreizehn Figürchen am unteren Rand gelangte nun das Gemälde aus dem Glimmschen Familienbesitz in den der Imhofs, und etwa ein Jahrhundert, nachdem Dürer die Tafel gemalt, erwarb sie um das Jahr 1600 der große Dürer-Freund und Dürer-Sammler Kurfürst Maximilian I. von Bayern für seine Münchner Kunstkammer. Bevor sie indessen dort zur Aufstellung gelangte, gab sie der Kurfürst seinem Hofmaler Johann Georg Fischer in die Hände und ließ das Zwergenvolk der Stifter samt den drei bürgerlichen Wappen übermalen; es war ein dem Fürsten angemessener, etwas brüsker Entschluß. Durch die Übermalung Fischers kam etwas Barockes in das vordem gotische Bild. So glauben wir wenigstens heute sagen zu müssen. Aber wenn Fischer weniger transparent gemalt, wenn nicht der Porträtkopf des Goldschmiedmeisters Glimm auf dem Stiefelschaft sichtbar geblieben wäre, so schwörte wohl zur Stunde noch jeder „Kenner" auf den grandiosen Linienschwung dieses Dürer-Werkes, das Fischer obendrein mit einem falschen Dürer-Monogramm geschmückt hatte.

Als Professor Kinkelin die Übermalung Fischers abtrug, war sein Erstaunen nicht gering, als er auf jene Zwischenschicht einer älteren Übermalung stieß, die von den Händen Hans von Kulmbachs und des besagten Pfuschers herrührt und von der Fruchtbarkeit des zweiten Glimmschen Ehebündnisses Kunde gibt. Die undürerische Malweise wurde sogleich erkannt, und so durfte und mußte auch diese Zwischenstufe des Bildzustandes überschritten werden, damit der Urzustand, der wohlgeborgen, fast ohne die kleinste Splitterung, unter den später darüber gelegten Malschichten verborgen und geborgen lag, wieder aufsteigen konnte in alter, glanzvoller Herrlichkeit.

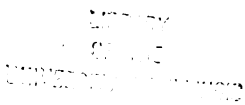
Digitized by Google

Kreuzabnahme. Gemälde von Albrecht Dürer

München, Ältere Pinakothek

(Nach der Reinigung aufgenommen)

Digitized by Google



Digitized by Google

Neue Wege in der Lichtbildkunst

Von Paul Gey

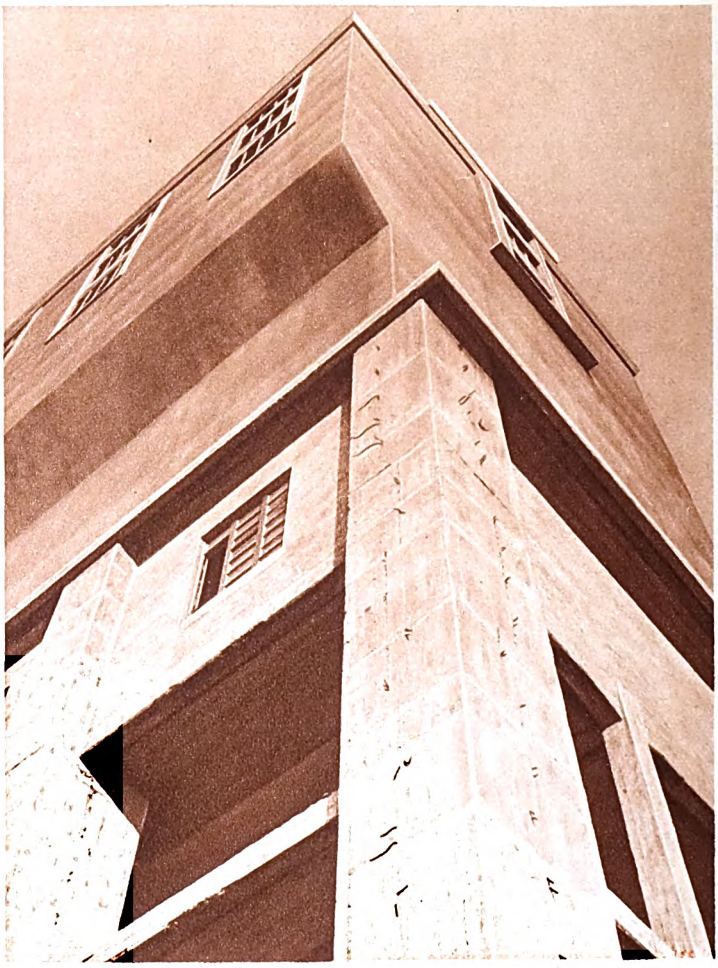
Der Streit um das Wesen der Photographie ist fast so alt wie diese selbst, und bis in die allerjüngste Zeit hinein hat sich die Ästhetik bemüht, festzustellen, ob die Photographie eine Kunst ist oder nicht. Die Frage war ja auch nicht einfach zu entscheiden. Die Technik ist bei der Herstellung eines Lichtbildes hervorragend beteiligt, ganz anders als bei einem Ölbild oder einer Radierung. Solange die Technik nur mäßig entwickelt war, also in den Anfängen der Photographie, entstanden Bilder von starkem künstlerischem, d. h. eigentümlichem Reiz. Je schneller und weiter die Technik fortschritt, je leichter es wurde, Bilder zu erzielen, um so mehr entfernte sich die Photographie von der Kunst. Schließlich war sie mit ihr nur noch durch einige Äußerlichkeiten verbunden. Wer sich photographieren ließ, ging in ein Atelier und wurde von einem Herrn empfangen, der Flatterschlips und Samtjoppe, die abgelegten Kennzeichen des Malers, trug. Es war in den siebziger und achtziger Jahren, da niemand es im Ernst gewagt haben würde, den Photographen einen Künstler zu nennen. Damals war selbst Hill, der in den Anfängen der englischen Photographie als ein ausgezeichneter Porträtist noch heute rühmlich genannt wird, so entartet, daß sich seine Bilder von den landläufigen mit Säulenstumpf und Samtvorhang nicht unterscheiden.

Unter den ersten Photographen stammten viele aus den Kreisen der Miniaturmaler, die von der neuen Erfindung brotlos gemacht worden waren. Leider starben sie aus, ohne ihre Kunst zu überliefern, und namentlich nach Erfindung der das Handwerk vereinfachenden Trockenplatte (1871) strömten dem Beruf viele zu, welche alles andere eher als Künstler waren.

Der Dilettant oder, wie er sich hier gern

Seemöwen. Aufnahme von P. J. Homma (U. S. A.)

Digitized by Google



Kohlenturm der Zeche Königsborn. Entwurf Prof. Fischer. Aufnahme Renger-Patzsch

nennen hörte: der Amateur, der Liebhaber brachte den Umschwung, den Fortschritt und riß bald auch den Berufsmenschen unwiderstehlich auf seine Bahn. Was man dem landläufigen Lichtbild am lautesten zum Vorwurf machte, war seine Verlogenheit, hauptsächlich durch die Retusche. Man erkannte als den wesentlichen Vorzug der Kamera ihre Treue gegenüber der Natur, und da auch sonst in der Dichtung wie in der bildenden Kunst der achtziger Jahre der Naturalismus sich durchzusetzen begann, so folgte die Photographie dieser Richtung. Der zweite Vorwurf, der den Lichtbildner kränkte, war der, daß er nur eine Technik ausübe, daß seine Persönlichkeit auf das Werk ohne Einfluß sei. Dagegen betonte er mit Recht, daß schon die Wahl des Gegenstandes künstlerischen Sinn verraten könne, und namentlich seit Erfindung des Gummidruckverfahrens zu Beginn der neunziger Jahre sah er sich imstande, im Bilde Störendes zu verwischen oder zu entfernen und dadurch Wichtiges zu betonen, auf große Linien und Flächen hinzuarbeiten, zerstreute Lichter zu vereinheitlichen und ähnliche Mittel anzuwenden. Selbstverständlich kam es hierbei zu Übertreibungen. Mancher verfiel in Künstelei und vergaß, daß die Stärke der Photographie eben doch in der Unbestechlichkeit des Objektivs liege und daß der echte Lichtbildkünstler nicht den Ehrgeiz haben solle, Maler zu sein.

Freilich ganz unabhängig von der Malerei hat sich die Photographie auch heute noch nicht gemacht. Das zeigte die jüngste Inter-

Digitized by Google

Die Alten. Aufnahme J. Ortiz Echagüe (Spanien)

nationale Photographische Ausstellung in Paris so gut wie die erste, die 1893 in der Hamburger Kunsthalle unter Alfred Lichtwarks Förderung und Beifall veranstaltet wurde. So klingen in den ältesten Photobildnissen die Gemälde Waldmüllers nach. In jedem Familienalbum stecken heute noch Proben von der Gesinnung der Gründerjahre. Neben der realistischen Auffassung des Menschen und seiner Umwelt steht eine impressionistische, die sich mit ihren weichen Tönen und verschwimmenden Umrissen vor allem die Landschaftsphotographie erobert hat, und während die Poeten und Maler der Stille und der Weite allmählich alt geworden und ohne Nachfahren geblieben sind, gibt es noch immer in Massen Lichtbildkünstler, welche nach dem Rezept Heinrich

Digitized by Google

Auf der Galerie. Aufnahme Fridland (U. R. S. S.)

von Kleists die Krähe auf dem einsamen Berberitzenstrauch für einen ihrer Kamera würdigen Gegenstand erachten.

Neue Wege sind eben auch für Photographen schwer zu finden und zu gehen, und auch die Pariser Ausstellung zeigte vieles, was lichtbildnerisch vollendet, aber nicht eben überraschend war. Man macht keine Genrebildchen mehr wie zu den Zeiten von Grützner und Knaus, aber ein Bild wie die spanischen „Alten" ist ohne Zuloaga, die belgische „Feldarbeit" ohne Millet oder Meunier kaum denkbar. Auch Amerika hatte sich der Impressionismus erobert. Der „Sonnenuntergang" ist ein glänzendes Beispiel dafür. Licht und Luft haben die Form fast völlig aufgelöst. So ein Bild wirkt heute altmodisch, ja, wenn man streng sein will,

Digitized by Google

Skiläufer. Aufnahme von Cesare Giulio (Italien)

widerspricht es dem Wesen der Photographie, dessen Gesetz Bestimmtheit lautet. Wie reizvoll ein nüchterner Realismus wirken kann, zeigen der „Sommer" und die „Seemöwen", Bilder, die noch vor zwanzig oder zehn Jahren als unkünstlerisch und viel zu einfach übersehen worden wären. Die Photographie beginnt eben jetzt der modernen Richtung unserer Malerei, der neuen Sachlichkeit, zu folgen und stellt sich damit eine Aufgabe, die sie glatt zu lösen vermag. In diese Richtung weisen Aufnahmen wie die italienische „Skiläufer", die russische „Auf der Galerie". In diesen Bildern lebt ein anderer Realismus, als er den Älteren unter uns vertraut ist, eine neue, unsentimentale Art zu sehen, die

Digitized by Google

Sommer. Aufnahme von A. Kono (U. S. A.)

Sport und Arbeit als die hohen Güter der Menschheit entdeckt hat.

Man ist, theoretisch und praktisch, noch weitergegangen. Das Dessauer Bauhaus, dessen so vielseitig anregende Arbeit diese Hefte bereits vor Jahren geschildert und gewürdigt haben, hat auch das Problem der Photographie angepackt. Man hat ihr einen großen Teil vom Erbe der Malerei zugesprochen. Denn nach den Ansichten dieser Theoretiker hat die Malerei nur die Gestaltung der Farbe zu leisten, losgelöst von allem Gegenständlichen. Aufgabe der Photographie ist dagegen die Gestaltung der Darstellung, d. h. des Gegenständlichen. So steht die Lichtbildkunst neben der Malerei wie die Sprache neben der Musik. Wir brauchen uns diese Anschauung, wie sie von den Bauhausmeistern nicht ohne Verworrenheit und Geschwollenheit des Ausdrucks verfochten wird, nicht zu eigen zu machen. Insbesondere würde es eine Verarmung sondergleichen bedeuten, wollten wir uns auf die absolute Malerei beschränken. Gewiß ist ein Bild von Rubens, das auf dem Kopf steht, noch immer ein harmonisches Farbenwunder, aber daß es uns unendlich viel mehr gibt, wenn wir es richtig sehen und neben der Musik auch die Sprache vernehmen, kann niemand bestreiten. Darin jedoch hat das Bauhaus recht: die Möglichkeiten, die uns der photographische Apparat gewährt, sind erst zu einem geringen Teil erschöpft. Die Wissenschaft weiß und nützt, daß er unser Auge vervollkommnen und ergänzen kann. Die Lichtbildkunst kann und muß hier noch viel lernen. Unser Auge sieht nicht die Einzelheiten, sondern verbindet sie sofort zu Vorstellungsbildern, die mit der Wirklichkeit nicht über-

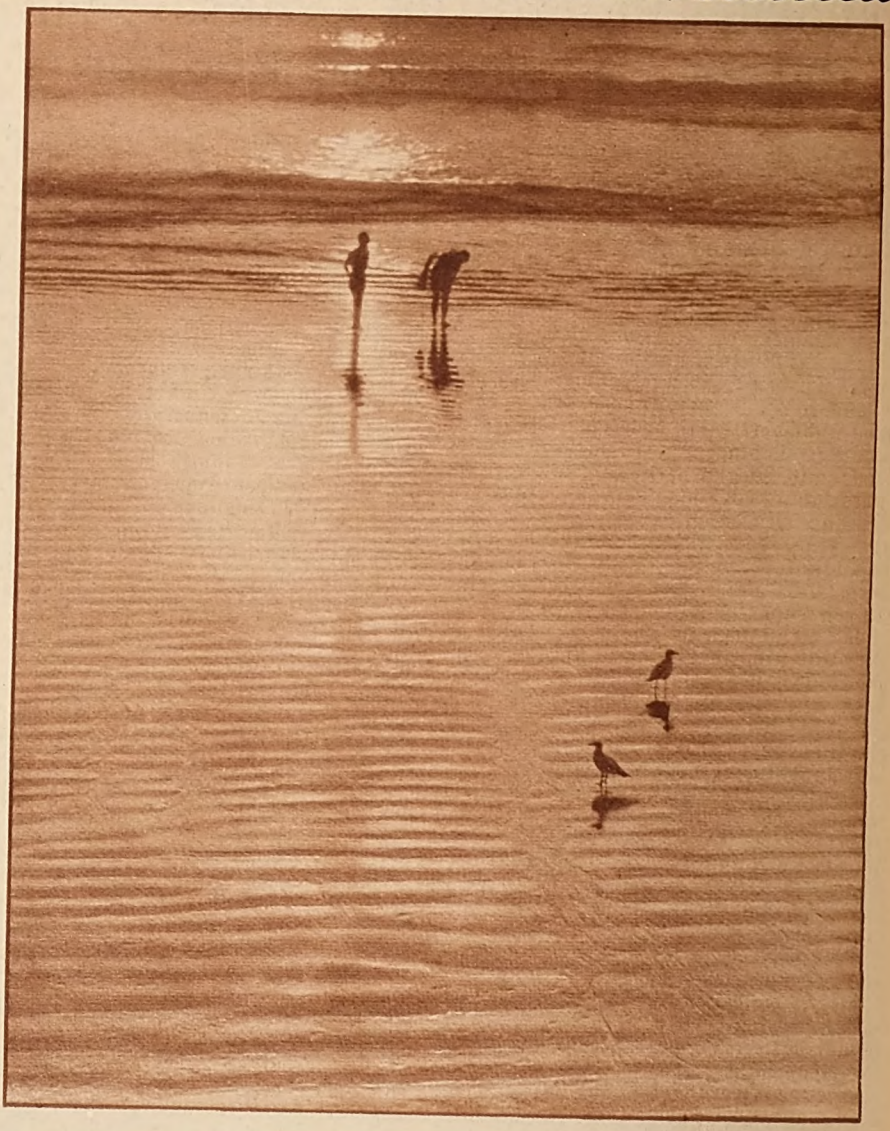
Digitized by Google

Feldarbeit. Aufnahme von E. Chaverpeyer (Belgien)

einstimmen. Vom photographischen Apparat, der das rein optische Bild wiedergibt und die optisch-wahren Verzeichnungen, Verzerrungen, Verkürzungen usw. zeigt, können wir, wie L. Moholy-Nagy vom Dessauer Bauhaus richtig schreibt, objektives Sehen lernen. Damit befreien wir uns von dem Zwang, nach der Art bedeutender Maler zu sehen, einem Zwang, dem bis vor kurzem die Photographie unterlegen ist.

Diese neue Art Sachlichkeit — das Bild von Renger-Patzsch sei ein Beispiel — arbeitet mit Aufnahmen, die früher für fehlerhaft gegolten hätten, mit Aufsicht, Untersicht, Schrägsicht. Sie zeigt uns den Galeriesteg und läßt die Glashalle darüber zu einem riesenhaften Spinnennetz werden. Sie verschiebt bei einer Schrägaufnahme von Ausbesserungsarbeiten an einer großen Turmuhr die Proportionen und gönnt uns so ein herzbeklemmendes Abenteuer. Sie photographiert die menschengefüllte Paulskirche in London von oben

Digitized by Google



Bei Sonnenuntergang. Aufnahme von Kichiji Ohara (U. S. A.)

durch die Glaskuppel, und wir fühlen vor der neuen Majestät des Konstruktiven die Winzigkeit des einzelnen Menschen. Sie bannt in kühner Schräge ein Stück Fabrikschornstein auf die Platte, und er wirkt mit animalischer Kraft. Sie arbeitet mit kühnen Ausschnitten und vergegenwärtigt uns Wucht und Würde eines Doms, indem sie in Übergröße nichts anderes zeigt als einen Strebepfeiler mit Wasserspeier. So wird in einem höheren Sinne als bisher die Photographie zu einer Kunst. Wie für den Maler stehen auch für den Lichtbildner die Sachen nach Wilhelm Busch neckisch in ihrem Raum. Es ist schwer ein Bild davon zu machen, denn es handelt sich nicht mehr um Realismus oder Impressionismus, um Wirklichkeit oder Poeterei, sondern wer diese neuen Wege der Lichtbildkunst gehen will, der muß etwas ahnen von der dämonischen Belebtheit auch der sogenannten toten Dinge, dem muß ein gutgeformter Autokühler mindestens so wichtig und lebendig sein wie der Mensch, der dahinter am Steuer sitzt.

Digitized by Google

Student sein, wenn die Veilchen blühen

Von Josef Buchhorn

Wie oft nicht, auf Kommersen, Exkneipen oder sonstwo, kommt die Frage an mich, von Jungbemützten und Alten Herren und nicht minder von maisrohem Blond und Braun: „Wann und wo ist Ihr Lied ‚Student sein, wenn die Veilchen blühen . . .' entstanden?" Meist folgt dann, von derselben Seite schon vorweggenommen, die Antwort gleich hinterdrein: „Am Rhein natürlich, in dem Stromwinkel um den Drachenfels, Godesberg und Rolandseck? . . . bei Annchen? . . . oder, wenn nicht dort, dann doch sicher im Neckartal unter Tübingen? . . . zwischen Waldhörnle und Wurmlinger Kapelle? . . . im Zauberbann des Lichtenstein? . . . auf den Blumenwiesen des Zellerhorn und —: ganz ohne Frage doch, als Sie selber noch blitzaugenblanker Bursch der Hohenstaufen waren und unter Grün-weiß-rot so eine Art von Lebenserfüllung glaubten?! . . ."

Und wenn ich dann Nein sage: nicht in Bonn und nicht in Tübingen, nicht aus dem Goldglanz erster Semester heraus, sondern: später, als Alter Herr — dann schauen mich erst recht fragende Augen an: Später? als Alter Herr? . . . ja, ist denn solch eine Stimmung später noch einzufangen? . . .

Sie ist's! Es kommt nur auf den Menschen und seine Umwelt an. Den Menschen, wenn er im Zeichen des Scheffelwortes steht: wer's kann, der bleibt im Herzen zeitlebens ein Student — und die Umwelt, wenn sie ihm dieses Könnenwollen nicht gar so schwer macht . . .

Da dem Liede, wie ich zu meiner Freude stolz-bescheiden feststellen darf, im Laufe der Jahre in Geibelschem Sinne „Flügel" gewachsen sind, schneller, als ich's zu ahnen gewagt hätte, darf ich vielleicht einmal im Zusammenhang öffentlich über Ort und Zeit seiner Geburt, mich und den Komponisten, und zwar, soweit das angeht, geschichtlich-genaue Auskünfte geben.

★

Es war auf einem Altenabend meiner Hohenstaufen zu Stuttgart im Herbst 1904. Da fragte plötzlich die Stimme eines Bundesbruders durch den Tabaknebel zu meiner Ecke hinüber: „Hast du schon gehört, Buchhorn, daß in Danzig eine neue V. C.-Turnerschaft aufgetan worden ist?"

Ich: „Famos! Wie heißt sie denn?"

Der andere: „Hansea."

Ich: „Na, da müßt' ich ja am Ende wohl oder übel da oben noch mal 'ne Zeitlang Fuchsmajor spielen . . ."

Darauf Lachen links und rechts. „Hast wohl noch immer nicht genug von dem Betrieb? Sei froh, daß du im Beruf und Brot bist . . ."

Ein Jahr später war ich in Danzig, bei den Danziger Neuesten Nachrichten, um den Osten aus seinen Bezirken und Menschen heraus kennenzulernen, und zur selben Frist damit auch im Kreise der Rot-weiß-goldenen auf den Kneipen in der Ernsthausen-Straße in Langfuhr, wo das Gelände schon nach Zoppot hin freilag und frische Brisen herüberließ, und auf den Pauktagen im verschwiegenen Jäschkental. Und: fühlte mich wieder wie einst in der Luft des Tübinger Österberges, in der Morgensonne des Alten Schlosses mit der Schau auf die sorgenvernichtende Alb und dem sehnenspannenden Schlägerklang des Waldhörnle . . . fühlte mich wieder, trotz der nicht geringen Tageslast in der Redaktion und der vielfachen Fahrten in die Arbeit des Ostmarkenvereins nach Marienburg und Marienwerder bis nach Bromberg hinunter — aktiv wie dazumal. War beim Becherlupf dabei und mit dabei, wenn die Speere für den Ernst bereitet wurden. Und war auch mit dabei, wenn sich auf wanderfrohen Fahrten die Geheimnisse der Olivaer Wäldertiefen, die Reize der Radaune in der Einsamkeit der Kassubischen Schweiz mit ihren lebenverlorenen Stillseen und die Meereswelte von der Halbinsel Hela aus gegen den fernen Horizont vor uns erschlossen . . .

★

In diese Stimmung kam (auf Veranlassung des den Jungen gegenüber allezeit gefälligen Rudolf Presber) der Auftrag der Lustigen Blätter, für eine „Spezial-Nummer", „Vivat Academia", das Kernstück, den Prosabeitrag, eine Humoreske zu schreiben. Das ist denn auch geschehen, und so die Momentaufnahme „Die Fuxkeile" entstanden, die heute noch meinen Reclamband „Burschen heraus" eröffnet. Aber — da war noch ein anderes, zu dem ich nicht aufgefordert war, wenigstens nicht persönlich; war eine Einladung „an alle": ein Preisausschreiben für das beste Studentenlied. Und die lockte mehr als alles!

So tat ich denn auch da mit und schrieb in meiner dreietagenhohen Klause: Kassubischer Markt 1a, mit dem Blick auf den oft feindeumstrittenen Hagelsberg und das werbende Sommergrün um ihn, mein Lied: „Student sein, wenn die Veilchen blühen." Und hatte, bis die Spezial-Nummer der Lustigen Blätter tatsächlich erschien, kaum mehr ein Gedenken daran. Im Jäschkental standen sich wieder einmal die Heerscharen der Hansen, Germanen und Teutonen gegenüber und erprobten junge Kraft und frischen Mut im friedlichen Kampf Mann gegen Mann — da raunt mir plötzlich einer von den Rot-weiß-goldenen, indes Terzen und

Digitized by Google

Quarten in den Saal klirrten, das inhaltschwere Wort zu: „Ich gratuliere . . ."

„Wozu? . . ."

„Na, weißt du denn noch nichts? . . . Dein Lied," kommt's zurück, als ob da ein Selbstverständliches wär' . . .

„Mein Lied? Welches Lied? Ich versteh' dich nicht . . ."

„Herrgott — na, Veilchen und so . . ."

„Veilchen? . . ."

„Ja — ja doch . . . die Lustigen Blätter . . ."

„Ach, die —? Was ist damit? . . ."

„Du hast 'n Preis gekriegt. 75 Em ... Mensch, die Runde nachher! . . ."

Die Freude, zumal sich mir das Glück in dieser Art damals noch nicht oft im Sinne des ägyptischen Königs im Ring des Polykrates „gut gelaunet" gezeigt hatte . . .

Im Jäschkental ist denn auch, ebenso stilgerecht, zum erstenmal, noch bevor ich's schwarz auf weiß besaß, daß ein Preis mein war, der zweiten Strophe meines Liedes Genüge geschehen: „Student sein, wenn die Humpen kreisen", nachdem die vierte: „Student sein, wenn die Hiebe fallen" im Saale allmählich verebbt war . . .

Die Nummer 44 des 21. Jahrgangs der Lustigen Blätter — worin das Lied stand, trägt das Datum 31. Oktober 1906. Woraus also, da ich keine genauen Aufzeichnungen über den Entstehungstag mehr habe, einwandfrei erhellt, daß das Lied im Sommer 1906 geschrieben worden ist . . .

★

Unter dem 15. November desselben Jahres schon erhielt ich aus Heidelberg den Brief eines mir, zu meiner Schande sei's vermerkt, bis dahin gänzlich unbekannten Mannes, Otto Lob:

„Ihr prächtiges, formvollendetes Gedicht: „Student sein!" in den Lust. Bl. hat mich so sehr angesprochen, daß ich sofort eine entsprechende Melodie dafür fand, welche den Grundton Ihres Liedes annähernd wiedergibt. Ich glaube, daß wir hier eine rechte Studentenhymne geschaffen haben, welche bald populär auf allen akadem. Verbindungen werden wird . . .

Wenn Sie es wünschen, schicke ich Ihnen eine Abschrift zur eignen Beurtheilg.

Unbekannt herzl. grüßend
Ihr erg.
Otto Lob."

Dann: ein verte! — ich blätterte um, und da — da steht denn noch ein Zusatz:

„Sie erwähnen in Ihrer hübschen Humoreske: „Fuxfeile" ein Lied: „In jedem vollen Glase Wein" usw. Dieses Lied ist von mir; ebenso wie eine ganze Anzahl anderer Studentenlieder, von denen einige, wie z. B.

Filia hospitalis
Zu Heidelberg Student
Zieht der Bursch
Aura academica

u. v. A. schon sehr bekannt sind."

Meine Freude! Lauter Lieder, die ich selber, wer weiß wie oft? in burschenseligen Stunden über den Rhein, um den Prinzipalmarkt in Münster i. W. und gegen den Dreifürstenstein und die Salmendinger Kapelle gesungen hatte! Darunter die nicht nur „schon sehr bekannte", sondern längst bereits weltweite Filia hospitalis!

Und der Mann hatte für mein Preislied die Noten gesetzt? . . . Die würden klingen! Sicher! . . .

Und so ging denn umgehend aus neuer Erwartung die Bitte um die Melodie nach Heidelberg, und eine Woche darauf schon hielt ich sie in meinen Händen.

Auf dem Titel dieses Manuskriptes steht die Anmerkung: „Heidelberg 10. XI. 1906." Dieser Tag ist also der Geburtstag der Komposition.

★

Gesungen haben wir das Lied zuerst im Rund der Danziger Hansen im Hause meines Freundes Cäsar Kolley, der sich, um mich zu überraschen, die Noten von Heidelberg verschrieben hatte, Anfang März 1907. Das weiß ich heute noch deshalb so datengenau, weil es unmittelbar nach der Geburt meiner zweiten Tochter Hildegard am 27. Februar 1907 gewesen ist.

Dann begann, ich darf es wohl ruhig, und ohne überheblich zu erscheinen, hier anmerken, der Siegeszug des Liedes, als hätt' es Flügel . . .

★

Von Otto Lob habe ich dann noch einen Brief vom 19. Dezember 1907 erhalten. Und den aus einem besonderen Anlaß:

Bei einem gelegentlichen Studium der unschätzbaren Sammlung von Hoffmann von Fallersleben „Unsere volkstümlichen Lieder" fand ich unter zwei Nummern Hinweise auf Otto Lob: unter 965: O wonnevolle Jugendzeit (Filia hospitalis) und unter 1333: Zieht der Bursch' die Straß' entlang. Er hatte zu beiden, dem Preisgesang von Otto Kamp und dem „Burschenleben" von Eduard Heyck, dem verdienstvollen Herausgeber des Lahrer Kommersbuches, die Komposition gesetzt und war infolgedessen auch in dem „Verzeichnis der Wort- und Tondichter" angeführt. Da las ich:

„Lob, Otto, geb. 25. Dez. 1837 zu Lindlar, Rheinprovinz, Lehrer zu Köln und Musikdirektor, lebt jetzt zu Heidelberg als Privatmann."

Das war nicht eben viel. Aber das Jahr 1837 blieb haften. Also war der Siebzigste nahe? Und die Möglichkeit gegeben, für ihn zu zeugen? Die deutschen Burschen in allen Himmelsrichtungen zu einer Ehrung und Feier ihm zu Dank und Preis auf den Plan zu rufen? . . .

Aber: er lehnte ab. Es war nicht nach seinem „Geschmack und Wunsch": „Lassen Sie mich nur, wie bisher, meinen stillen, einsamen Weg gehen, ohne tiefere Spuren

Digitized by Google

zu hinterlassen u. wenn mir einige fröhliche Lieder gelungen sind, dann will ich zufrieden schlafen gehen, denn ich habe nicht umsonst gelebt."

★

Mitte September 1908 kam dann die Trauerkunde, unterzeichnet Edm. Lob-Lindlar und Maria Sommer geb. Lob-Chicago, daß es Gott dem Allmächtigen gefallen habe, „unsern lieben Bruder Otto Lob, Musikdirektor und Komponist, am 11. September Mittag 1 Uhr zu sich in die Ewigkeit zu nehmen".

★

Die Studentenhymne ist mit der 100. Auflage in das Lahrer Kommersbuch eingezogen; leider ohne die Otto Lobschen Noten. Dem standen die Erben des Komponisten entgegen, ganz im Gegensatz zu ihm selber, der mir unter dem 15. November 1906 bereits angekündigt hatte:

„Für die, in Vorbereitung, 100ste Auflage des Allgem. Deut. Kommers Buches (Lahr) ist das Lied schon in Aussicht genommen, allein bis dahin werden ca. 2 Jahre vergehen . . ."

In der Klavierausgabe des Annchenliederbuches (Godesberg a. Rh.), die ursprünglich die Otto Lobschen Noten gebracht hatte, sind sie, mindestens schon seit der 43. Auflage des Kleinen Kommersbuches (1922), aus denselben Gründen wie bei dem Lahrer Kommersbuch nicht mehr enthalten. Dafür ist dort eine Melodie von Josef Schumacher in F-Dur gegeben, die später, in der Großen illustrierten Klavierausgabe, durch eine andere desselben Komponisten in G-Dur ersetzt ist. Beide sind leicht faßlich und sangbar, werden aber die Hymne des Meisters nie zu verdrängen oder gar zu ersetzen vermögen.

Das wird auch die Vertonung von Ludwig Muther („frisch und schneidig", gleichfalls in F-Dur) nicht können, die im Verlag F. Österreicher, Krems a. D., erschienen ist und die, nach Mitteilungen aus Wiener Studentenkreisen, die Österreicher als ihre Melodie über die Otto Lobsche stellen . . .

Ob noch andere Weisen meines Liedes umlaufen, vermag ich nicht zu sagen. Daß noch welche vorhanden sein sollen, ist mir gegenüber oft behauptet worden. Ich wäre dankbar, wenn sie mir für den Fall, daß sie irgendwo sichtbar werden, zugeleitet würden.

Ich selbst hab' auch nie eine Übertragung für die Laute kennengelernt. Obwohl ich weiß, daß mein Lied den Rhythmus der Fahrenden durch Nacht und Frühe mitbeschwingt — zu den Meinigen ist's aus dem Dünensand der Rügenschen Küste aufgeklungen; einer lieben jungen Freundin ist's von der Fahrstraße in Eichwalde im Teltowschen in den Schlaf gesungen worden. Und so: da und dort . . .

Auch auf den Bauden der schlesischen Berge ist's heimisch und geht mit der Nachfeier von Spiel und Sport mit. Ich hab' ein Liederheft aus solch einem Abend: da steht's: Nr. 1: Student sein, wenn die Veilchen blühen (ohne die vierte: wenn die Hiebe fallen!) und gleich dahinter: Nr. 2: Zehn kleine Negerlein und Nr. 4: Schnadahüpfel und Nr. 5: Schunkelwalzer —: Herz, was willst du noch mehr?!

Aber auch das gehört in einen Abgesang über mein Lied, wie noch drei Eindrücke von den vielen, die für mich mit ihm verknüpft sind und mich an die Menschen binden, die ihm hold sind.

★

In Sellin. Ich wandere von den Dünen waldabwärts ins Rügensche Land hinunter, wo mir's der Granitz zu zwei Märchenbäume angetan haben . . . Plötzlich, hinter mir: Pfeifen: Student sein, wenn die Veilchen blühen . . . Ich verlangsame meine Schritte; denn ich möcht' den sehen, der hier meines Geistes ist . . .

An einer Biege im Grund, wo mein Weg querüber in mein Ziel und ein anderer, linksab, ins Dorf weist, stock' ich . . .

Da kommt's schon durch die Bäume: er und sie — er, ein junger Bursch', der, liebeverloren, den Arm fest um ihren Nacken geschmiegt hat. Und er und sie: Leuchten und Glück . . .

Ich spür': er pfeift:

Student sein, wenn zwei Augen locken,
Ein süßer Mund verschwiegen küßt . . .

Da sieht er mich und bricht das Pfeifen ab . . .

Schade . . .

Die beiden: nach Sellin hinein. Ich: wie ich mir vorgenommen, nach zehn, zwölf Schritten hinter ihnen, rechts ab . . .

Da hör' ich, wie der freche Junge zu seiner nach meinem Abmarsch sicher wie von einem Alb befreiten Kleinen kurz, aber schneidig sagt, auf daß es mir ins Gebein führ': „Es war aber auch die höchste Zeit!"

Ich hab' still in mich hineingelacht: zehrt von meinem Kapital und möcht' mich am liebsten aus der Welt verwünschen, weil ich über mein Lied in seine Stimmung gelauscht hab' . . .

Und doch: die zwei, das Lied . . . der von der Spätnachmittagssonne übergoldete Gründom der Buchenwälder und zwei Amseln auf den Blankästen in eiferndem Wettgesang einander gegenüber . . . und fern das Branden der See —: es war eine Stimmung, die ich lange Monde eindruckfrisch in mir behalten hab' . . .

★

In Büschdorf bei Halle. Ein Sonnabendvormittag im Juli 1925. Am Abend vorher hab' ich im Kreis von alten und jungen Akademikern über ein Jubiläumsthema: „Der Rhein und der deutsche Student" gesprochen, und nun bin ich ihm bei seinem Waffenhandwerk blutnah . . .

Digitized by Google

Weiße Dielen, über die Sand gestreut ist, damit der Fuß Halt hat. Draußen Sommer, der in die Fenster will... Ein Fuchs auf dem Podium vor einem Klavier, das Sonntags zum Tanz aufspielt... Ein paar Läufe hinauf und herunter: Student sein!... Er dreht den Kopf halb zu mir zurück, und ich lach' ihm zu...

Die nächste Partie: Saxo-Vandalen gegen Saxo-Thüringer. Die Märker haben das Kommando ... Paukanten, Sekundanten, Testanten —: alles bereit. Nur: die Paukanten noch ohne Brille ...

Da gebietet ein Jungbursch der Saxo-Vandalen: Silentium!... Silentium für das Lied: „Student sein, wenn die Veilchen blühen..." Und gleich darauf braust es aus dem Mensurlokal ins Lichtgrün des Gartens hinein ...

Die Strophen sind verklungen... Da: wieder: Der Jungbursch: „Silentium für mich!" Und: aus dem Silentium wächst, jäh aus der Sommerfrühe hervorgezaubert, beredter Dank für den, der dieses Lied gedichtet ... der gestern in Würde stand und nun Student inmitten von Studenten ist — ein Stück von ihnen allen und darum: „ein urkräftiger, donnernder Salamander auf ihn, dessen Kommando mir zur höchsten Ehre gereicht," und alle: die Unbeteiligten und die Paukanten, Sekundanten und Testanten reiben ihren Salamander und trinken...

Und ich? Tief im Innersten getroffen, kann nur eins, nur Dank und wieder Dank für eine Stimmung sagen, wie sie nur die deutsche akademische Jugend so in den Tag zu wecken weiß. Und nehm' mein Glas und trete vor die beiden Paukanten, die auf das schlägerlösende Kommando harren, und trink' ihr Wohl, die eine Strophe meines Liedes ins Leben zu wecken bereit sind: „Student sein, wenn die Hiebe fallen..."

Und dann: Silentium! Mensur steigt weiter... Auf die Mensur!... Auslage... Los!...

★

Und der dritte Eindruck:

Ich sitz' an einem Wochenendabend daheim und arbeite... Es geht gegen zwölf... Ich hab' das Radio eingestellt, um ein paar leichte Weisen in meine Stille zu fangen ... Nun: Pause...

Da, mit einem Male fahr' ich auf: aus einer anderen Wellenlänge hör' ich durch den Äther eine wundervoll weiche Männerstimme: „Das ist des Lebens schönste Feier — Herr, laß sie nie zu Ende gehn."

Ich bin im Augenblick neben dem Lautsprecher... Und da hebt es von neuem an: „Student sein, wenn ..." Doch da ist auch Berlin bereits wieder zur Stelle und irgendein Blues hält die Minute ...

Wo war das nur? „Der deutsche Rundfunk" allein vermag es zu künden — also her damit: Bremen ... Danzig ... Hamburg... nein... Aber da: Langenberg: „Rheinischer Abend"... Zwar kein Einzelprogramm; doch: Tenor: Franz Baumann ... ob der's am Ende gewesen ist, der mir mein Lied zu dieser Stunde zugesungen hat? ... Eine Empfindung in mir sagt: Ja, — *der war's*...

Daß er's war, wußt' ich ein halbes Jahr später, als meine Frau mir eine Elektrolaplatte auf den Tisch legte, die sie — durch Zufall entdeckt hatte: „Student sein, wenn die Veilchen blühen. Von Otto Lob. Gesungen von — Franz Baumann..."

Von mir — nichts! Ich hab' ja auch — nur den Text geschrieben... Und bin erst durch die nötigen Hinweise zu *meinem* Recht gekommen...

★

Wenn das Otto Lob noch erlebt hätte! Erlebt hätte, wie schnell — unser Lied volkstümlich und Gemeingut aller, nicht nur der akademischen Welt geworden ist! Wie leicht es von den Zungen geht und Stimmung weckt, feierliche und frohe zugleich!

Es war sein Glaube und wär' sein Glück gewesen. Und darum soll dankbares Gedenken immer um ihn sein, wenn seine Weisen in den Tag rauschen — nicht nur diese — alle, die er aus übervollem Herzen in die lenzliche Schönheit der Welt getragen hat — im Geiste der Zeilen etwa, die ich ihm in meinen „Strophen der Erinnerung: Mein Rhein", die noch Manuskript sind, gewidmet hab':

Es lebt der Rhein in deinen Tönen,
Es rauscht der Strom in deinem Klang,
Du Notenkünder alles Schönen,
Das je ein deutscher Dichter sang.

Hast Erz in deinen Harmonien
Und Flügelschlag in deinem Lied
Und Süße in den Melodien,
Die alle Menschen auf sie zieht...

Du singst im Talgrund mit der Jugend,
Die wandernd in die Weite sprüht,
Und singst von Tapferkeit und Tugend,
Die aus dem Wein ins Herze glüht...

Hast deutschen Burschen deine Lieder
Als ein Vermächtnis übermacht,
Das jeden neuen Frühling wieder
In einen neuen Tag erwacht...

Dein Sang und Klang, dem nichts aequalis,
Rauscht mit dem Neckar und dem Rhein;
Rauscht um die „filia hospitalis",
„In jedem vollen Glase Wein..."

Was Jus, Kolleg und Stubenhocken,
Wo jeder Lenz ein Neuland schafft?
„Student sein, wenn zwei Augen locken —"
Das ist die tiefste Wissenschaft!

Die hast du uns ins Herz getragen,
Daß heiß es dir entgegenbrennt.
Du bleibst, solang die Finken schlagen,
Ein Bursch — „in Heidelberg Student!"

Digitized by Google

Im Gran Chaco

Skizzen von der deutschen Chaco-Expedition

Von Univ.-Prof. Dr. Hans Krieg-München

Wir sind nach Südamerika gereist, Dr. Lindner, Kiefer und ich, um einen Plan auszuführen, den ich auf meiner ersten Reise gefaßt hatte.

Wir sind den Rio Paraguay hinaufgefahren und haben den Gran Chaco durchquert. Aber wir sind nicht als Abenteurer durchgezogen, sondern als ernsthafte deutsche Wissenschaftler, und haben nicht romantische Lagerfeueridylle und Indianerkämpfe gesucht, sondern haben uns forschend und beobachtend durch Einsamkeit und Wildnis hindurchgeschafft vom Paraguayfluß an die tausend Kilometer weit nach Westen bis an den Fuß der bolivianischen Kordillere. Dann sind wir nach Norden weiter geritten, nach Santa Cruz, der einsamen, fröhlichen Stadt, und wieder nach Osten zum Oberlauf des Paraguay und südwärts an unseren Ausgangspunkt Asunción, die paraguayische Hauptstadt. Von dort waren wir aufgebrochen und dorthin kamen wir nach sechzehn Monaten wieder zurück.

Jetzt sind wir wieder in Deutschland, beladen mit wissenschaftlichen Schätzen. Viele tüchtige Gelehrte helfen uns bei der Bearbeitung der Sammlungen, und in Jahr und Tag werde ich alles zusammenstellen und zeigen können, daß man uns nicht umsonst Vertrauen geschenkt hat. Diese Arbeit geht langsam vonstatten.

Aber da sind so manche Eindrücke, die nichts mit wissenschaftlichen Arbeiten zu tun haben und doch etwas wert sind. Und darum muß man auch diesen Eindrücken Gestalt geben: wie man am Abend der Jagd ein paar Hasen an den Löffeln aus dem Rucksack zieht, um sie den Freunden zu zeigen, und um sich selber noch einmal an das Bild zu erinnern, als sie anliefen über das winterliche Feld.

Jedes Land hat seine Stimmung, in der alles enthalten ist. So hat sie auch das Gebiet des Gran Chaco, in welchem wir lebten: Palmwälder rauschen, der Gesang der Brüllaffen dröhnt, Maultierhufe platschen im Salzsumpf. Braunglänzende, nackte Indianergestalten gehen auf schmalen Pfaden durch dichten Dornbusch.

Unter den Menschen rufen mich besonders jene problematischen Naturen, die am Rande der Wildnis leben, dort, wo fremde Kultur und Zivilisation zusammentrifft mit der Kultur der freien Indianer. Dort findet man Weiße, welche nicht in geordnete Verhältnisse passen, Psychopathen bestimmter Richtung. Andere, die urwüchsig und gesund sind, wie unser Freund Tani, der Mischling; die sich in diese Wildnis hineinfügen wie ein Tier, das um sein Dasein kämpft. Sie sind ganz ungeistig, unproblematisch an sich, und gerade sie fesseln uns, weil sie anders sind als wir, die wir in europäischen Städten entstanden sind. Und man findet Indianer, stolze, deren Ethik uns ein Problem ist, und zahme, kriecherische und heimtückische, die wir nicht lieben können.

Der Mähnenwolf

In langsam wiegendem Paßgang bummelt er über die nächtliche Prärie. Das fahle Mondlicht spielt über sein rötlichgelbes Fell und läßt die weiße Innenseite seiner Lauscher schimmern. Ab und zu macht er einen steilen Sprung und packt mit sicherem Biß eine leise quietschende Erdratte.

Man ist noch jung, aber man hat doch schon schlimme Dinge erlebt. Neulich, als das Feuer durch den trockenen Sumpf raste, das war zum Beispiel eine aufregende Sache. Oder vor ein paar Tagen, als die Wasserstelle plötzlich ausgetrocknet war. Da hatte es gegolten, Witterung nehmen und halten, bis wieder Wasser gefunden war.

Es liegt eine Erregung in der Luft. Der Wind ist warm und merkwürdig feucht. Man muß sich eins singen, man kann nicht anders. „Uaah-au," und noch einmal „Uaah-au," und wieder und wieder. Ganz weit im Sumpf antwortete einer: „Uaah, uaah." Es ist eine Spannung da, die man sich von der Seele rufen muß.

„Ein Wolf ruft," sagt Don Pedro, und schiebt die Glut am Lagerfeuer zusammen.

„Zwei," sagt Tani, und dann horchen sie.

„Die Gringos sagen, sie geben zehn Pesos für einen Aguará guazú. Wenn es hell wird, versuch' ich's. Dann sind sie im Salitral. Man kann sie anreiten."

Digitized by Google

„Zehn Pesos? Ein gutes Geld, carajo!"

Dann schweigen sie wieder und schlürfen heißen Mate, bis es dämmert. Tani holt sein Pferd, prüft den Lasso, sattelt und reitet fort gegen den Salzsumpf zu.

Unabsehbar weit ist die Ebene des Salitrals. Er ist trocken und der Boden ist hart wie Asphalt. Eine salzliebende Pflanze, das „Indianersalz", bildet kleine Rasenflecke, hier und dort erhebt sich niederes Rankengestrüpp. Wo der Boden nackt ist, schimmert er wie bereift wegen der feinen Salzkristalle und trägt erhärtete Tierfährten. Sumpfhirsch, Pampastrauß und Mähnenwolf wechseln durch diese salzige Öde.

Tani träumt von den zehn Pesos, da geht ein Ruck durch den Mann. Er hebt sich hoch im Sattel, duckt sich wieder und schlägt dem Gaul die großen Sporenräder in die Flanken, daß er jäh und steil zum Hetzgalopp anspringt. Schon löst Tani den Lasso vom Sattel. Nur fünfzig Schritte vor ihm läuft der Wolf in weichen, langen Fluchten, die etwas merkwürdig Schleppendes, Schlingerndes an sich haben. Er hatte sichernd hinter dem Busch gestanden.

„Diez pesos!" schreit Tani. „Diez pesos, diez pesos!" und fegt über den festen Boden, daß die Hufe hell und hölzern klappern.

Plötzlich steht der Wolf, äugt und lauscht. Was ist das nur? Seine kurzsichtigen Augen sagen ihm nichts, und der Wind steht schlecht und läßt ihn im Stich. Es ist etwas Entsetzliches, Lautes, Aufpeitschendes. Er schlägt einen Haken, um den Wind abzufangen.

So fegen sie über die dornigen Ranken und aperen Platten, der Wolf und der Reiter. Immer wieder sichert der Wolf und verliert den Abstand. Er kennt diesen Feind nicht. Seine Erfahrung versagt. Außer dem Feuer kennt er nichts, was ihn jagte.

Da huscht ein dünner Schatten über ihn hinweg, und dann würgt es ihn am Halse, reißt ihn jäh zu Boden, schleppt ihn ein Stück weit in rasenden Rucken. „Diez pesos!" kreischt eine helle Stimme.

Der alte Tschorote

Heiße Mittagsstunde, wir hatten etwas Reis gekocht und getrocknetes Hirschfleisch hineingetan. Jetzt waren wir satt und wohlwollend gestimmt.

Wir gingen hinüber zu den Tschorote-Indianern. Es war ein kleines Dorf mit wenigen sehr primitiven Rundhütten. Erst vor kurzen waren sie aus dem unbekannten Norden herübergekommen, um im Pilcomayo zu fischen. Die Weiber waren dabei, Netze zu knüpfen; die jungen Mädchen waren mit Urrukúfarbe rot bemalt, zum Zeichen, daß sie auf Liebe hofften; die Männer waren zumeist auf der Jagd nach Viscachas und Pampastraußen, und die kleinen Jungen schlichen in der Nähe den Wildtauben nach, um sie mit ihren kleinen Bogen und Schleudern zu schießen. Man war guten Muts im Dorfe, denn die Fischzeit ist eine gute Zeit.

Wenn es an Trinkwasser und Nahrung nicht fehlt, dann sind alle freien Indianer lustig. Aber wehe, wenn weitab vom Fluß die Wasserstelle austrocknet! Wehe, wenn in der Trockenheit der Kampbrand zu weit um sich greift! Dann gilt es eine weite Wanderschaft in neue Jagdgründe; dann tötet der Sohn den nicht mehr marschfähigen Vater mit der Holzkeule.

Etwas abseits steht eine Hütte, kleiner als die anderen. Unser indianischer Begleiter will nicht, daß wir hineinsehen. Er geht langsam hinter uns her und versucht uns abzulenken.

Ich krieche hinein und sehe ein eigenartiges Bild im düsteren Raum, dem Löcher im Gezweige der Wand ein dämmerig fahles Licht geben. Die Hütte ist leer. Sie hat nur etwa drei Meter im Durchmesser. In der Mitte sitzt auf dem Lehmboden ein nackter alter Indianer. Er sieht gegen mich her mit weit offenen Augen, die ganz ohne Ausdruck sind. Er sieht mich, er muß mich sehen, aber er beachtet mich nicht. Keine Falte seines zerknitterten Gesichts bewegt sich. Er hockt majestätisch da mit gekreuzten Beinen. Die Arme hängen schlaff herab, daß die Knöchel sich lose auf den Boden stützen. Vor ihm steht eine Kürbisschale mit Wasser.

Nie habe ich ein Bild solch würdevoller Resignation gesehen. Und die Würde war unbewußt, selbstverständlich. Und wir sagen pedantisch: sie haben eine primitive Kultur!

Beschämt zog ich mich zurück und winkte den anderen ab. „Was hat er?" fragte ich den begleitenden Indianer.

„Er stirbt," sagte der ganz einfach.

Don Pablo

Es ging uns schlecht, und ich mußte südwärts reiten, an die Endstation der argentinischen Bahn. Dorthin sollte Nachricht kommen von La Paz, ob man uns weiter als paraguayische Spione behandeln wollte oder nicht. Ich reiste mit Don Nicolas

Digitized by Google

zusammen, einem lieben, etwas verschlampten Ungarn.

Unterwegs war ein Indianerdorf aus grasgedeckten Hütten. Auch ein paar kleine Zuckerrohrfelder waren dort, und ein paar jämmerliche Rinder weideten im Buschwerk. Es hieß, in diesem Dorf lebe ein Weißer. Wir wollten hier übernachten und machten unser Feuerchen zwischen den Büschen. Der Weiße würde sich schon melden. Er meldete sich und brachte gleich eine Flasche Zuckerrohrschnaps mit. Er war aus Stuttgart. Gymnasium, einen Jahrgang älter als ich. Ich wunderte mich nur, daß er nicht von Böblingen war oder von Sindelfingen. Die meisten Auslandsdeutschen sind von Böblingen oder von Sindelfingen. Aber viele sind aus Stuttgart. Er hieß Don Pablo. Sein Familienname hat mich nie interessiert. Wie er aussah, weiß ich kaum noch. Mager, verkommen, schmutzig, versoffen, das steht fest. Ich glaube, er hatte eine große Nase, aber das ist schon unsicher.

Wir sprachen schwäbisch, so schwäbisch, daß Don Nicolas, der Ungar, sich bald langweilte und im Sitzen einschlief und vor sich hin blies.

Wovon wir sprachen? Von unseren Schulmeistern natürlich. Keinen Augenblick von unserer kläglichen Gegenwart. Was wäre da zu reden gewesen? Don Pablo war ein verlorener Mann, das sah man gleich. Das wußte er auch, oder er fühlte es, wie ich mir denke, daß schwere chronische Säufer über sich selbst zwar kein Urteil, aber ein vages, verschwommenes Gefühl haben. Darum sorgt er dafür, daß er dauernd hübsch unter Alkohol bleibt. Es ist eine Kunst — und Don Pablo versteht sie —, seine leichte Besäufnis liebevoll zu pflegen. Man braucht dazu zweifellos eine gewisse Selbstbeherrschung. Dadurch unterscheidet sich eben der gebildete Weiße vom ungebildeten Indianer. Der Indianer kann erstens nichts vertragen und zweitens trinkt er viel zu schnell. Darum ist er morgen und übermorgen krank. So einer war Don Pablo nicht, da sei Gott vor!

„Hent etzt Sie da Häberle kennt?"

„Ha nadierlich, der hot ons doch Geografie gebe."

„Ja Kotz Donderwedder, der Häberle, deschd oiner gwä!"

„Deschd gwieß!"

„A Viech isch er gwä, odder net?"

„Den hemmer schwer b'schisse!"

„De Dazzeschdegge hemmer emägschnidde."

„So a Viech, der Häberle! Aber a gueder Mä, des mueß mer sage."

Ich merkte, wie es ihm Spaß machte, recht breit schwäbisch zu sprechen, und bemühte mich, es ihm nachzutun. Aber er war mir über. Wir sprachen noch vom Kurzer, dem Physiklehrer, der behauptet hat, ohne höhere Mathematik könne man in keinem Beruf was Rechtes leisten, vom Sommerling, genannt Schnitz, gegen den man sich so gemein benahm, weil er so gutmütig war, vom Weinert, dem Turnlehrer, von dem man sagte, er sei so stark, weil er über dem Biceps noch einen anderen Muskel habe. Von allen sprachen wir. Man sieht, wir sprachen im ganzen wohlwollend von unseren Schulmeistern, die ja weit fort von hier und seit zwanzig Jahren für uns harmlos waren und überdies teils nicht mehr amtierten, teils gestorben waren. Nur beim Kurzer mit seiner Mathematik waren noch einige Schwingungen von Haß dabei, aber da wir nicht wußten, ob er noch lebte, blieben wir beim Schimpfen auf einer mittleren Linie. Denn es ist eine alte Meinung, daß Tote Mitleid brauchen. Zudem lebten wir zwischen Indianern, welche die Geister ihrer Verstorbenen fürchten, und das mag auf uns abgefärbt haben.

Aber auf den Schnabel haben wir geschimpft. Er hatte uns beide schwer belei-

Digitized by Google

digt. Wir schwelgten in diesem Haß, dieser Rache, wir tranken schneller, als wir von ihm sprachen, und stellten die Flasche mit Wut auf den Boden zurück. Ein ungerechter, eitler Mensch war der Schnabel, und wir waren uns einig, Don Pablo und ich, daß es ein Genuß sein müßte, einen solchen Menschen zu verhauen oder in einen Ameisenhaufen zu binden, wie es die Indianer machen. Der Schnabel hatte uns beleidigt, alle beide, hatte uns beide wie Lausbuben behandelt, obgleich wir kurz vor dem ersten Rasiertwerden standen. Wir bebten vor Zorn und erquickten uns an unseren Rachegedanken.

Was hatte er uns getan, der Schnabel? Ich will zuerst sagen, was er Don Pablo getan hat in jenen kritischen Jahren, in welchen die Stimme bricht und manch einer empfindlich ist wie ein kleines Mädchen.

„Sie sind überhaupt nichts wert," hat er ihm gesagt, „lernen Sie ein Handwerk, werden Sie Bäcker." Ein strafbar dummes Geschwätz. „Überhaupt nichts wert," sagte dieser Kerl zu Don Pablo, zu diesem fabelhaften Don Pablo, der hier vor mir saß.

Nicht deshalb, aber weil's der Vater wollte, mußte er tatsächlich zum Bäcker Rühle in die Lehre. Er sollte später des Vaters Geschäft übernehmen, ein feines Geschäft! Es ist dann etwas dazwischengekommen, wie's halt so geht. Schwamm drüber!

Und was er mir getan hat? Um es kurz zu sagen, er hat einmal gesagt, ich lüge; und gerade damals habe ich nicht gelogen. Hat dieser Mensch überhaupt einen Begriff von Ehre? Von der Ehre eines jungen Mannes in jenen kritischen Jahren, in welchen die Stimme bricht und das erste Rasiertwerden erwogen wird?

Über zwanzig Jahre sind das her. Aber wir müssen feierlich auf unserer Ansicht bestehen, Don Pablo und ich. Prosit, Don Pablo! Die Flasche ist leer. Wenn die Sonne aufgeht, muß ich wieder satteln.

Santiago

Unter den vielen Indianerhäuptlingen, die ich kenne, ist dieser Santiago der einzige, über den ich mich ernstlich geärgert habe. Schon weil er sich Santiago nennt.

Die Häuptlinge bei den Toba waren verschlossen, die bei den Pilagá stolz. Bei den Chulupi waren sie lustig und ein bißchen hinterlistig, bei den Tschorote oft besoffen, bei den Tapiete scheu, bei den Lengua und Macá mit Vorsicht zu genießen. Und jeder hatte etwas vom anderen und jeder etwas Besonderes. Aber dieser Santiago war ein schrecklicher Kerl.

Wir waren fast die ganze Nacht über marschiert, hatten dann ein bißchen geschlafen, bis es Tag wurde, Weide für die Tiere gesucht, am Lagerfeuer Tee gekocht und die Reste des Spießbratens vom Tage vorher aufgegessen. Dann schlenderte ich, die Pfeife im Munde los, um das Lager der Mataco-Indianer zu suchen, das in der Nähe sein mußte. Sicher lag es versteckt irgendwo im Walde. Nach einer halben Stunde merkte ich plötzlich, daß ich mitten drin war. Die Hütten lagen zerstreut auf kleinen, schattigen Lichtungen. Ein paar Hunde erschienen im Gebüsch und verbellten mich wie ein Stück Wild. Vor der ersten Hütte saßen zwei Weiber, die einander Haarläuse suchten und sie aufaßen. Scheu huschten sie in die Hütte. Bald kläfften Hunde auf allen Seiten. Da erschien ein Mann zwischen den Büschen. Und was für ein komischer Mann! Er hatte eine Hose an. Ich hatte schon lange keinen Indianer mehr gesehen mit einer richtigen Hose. Gott sei Dank nicht, die anderen sind mir lieber. Und einen Sweater hatte er an und einen Hut auf. Das war wirklich komisch, und es war häßlich. Solche Indianer sind häßlich. Ich möchte ihnen immer sagen: Du dummer Kerl, weißt du denn nicht, daß deine Bronzefarbe dein schönstes Kleid ist? Aber sie verstehen es nicht.

„Wo ist der Häuptling?" fragte ich.

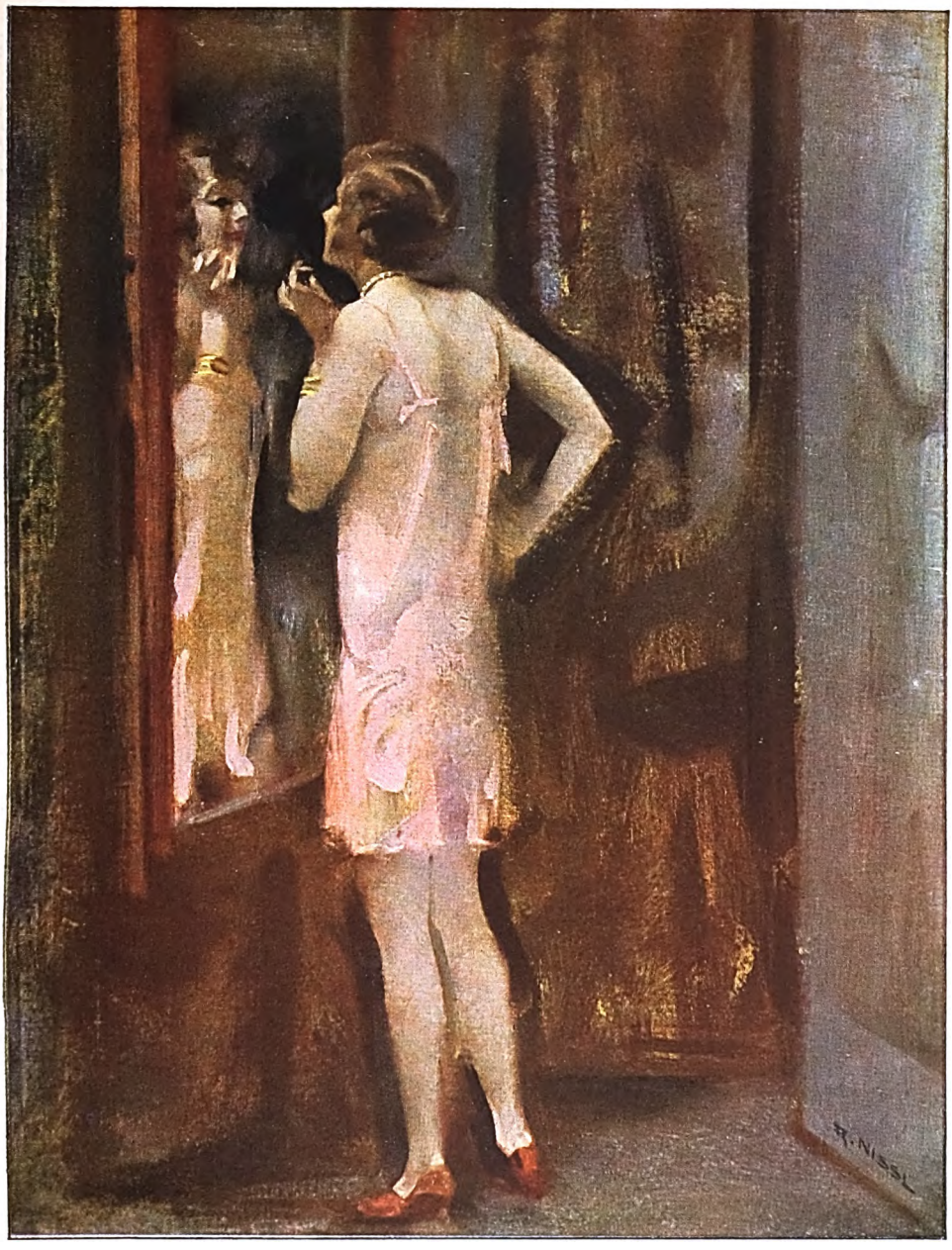
„Ich bin der Häuptling Santiago, kommen Sie mit."

„Sie" hat er gesagt und eine Art Verbeugung dazu gemacht, eine lächerlich hoheitvolle kleine Verbeugung. Ich folge ihm, einigermaßen erstaunt und ärgerlich. Der Kerl ist von der Zivilisation beleckt, da wird er wohl ein Lump sein.

Er führt mich zu einer Gruppe von drei Hütten, zwischen denen ein Feuerplatz ist. Ein paar fast nackte Mataco liegen faul herum. Sie haben breite Gesichter mit wulstigen Lippen wie die meisten Mataco. Mit gemachter Gleichgültigkeit sehen sie mich an, ohne sich weiter zu rühren. Zwischen ihnen liegt eine Konservenbüchse. Ich hasse Konservenbüchsen in Indianerlagern. Zwei der Hütten sind rund und niedrig, und eine Art Schlupfloch führt ins dunkle Innere. Die dritte ist zwar auch nur aus Astwerk und Gras gebaut, aber viereckig und hat ein flaches Dach. Das ist der Palast Santiagos.

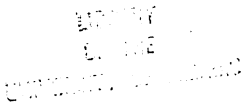
Der Häuptling ruft einem der Faulenzer etwas zu. Der steht willig auf und stellt mir einen Holzklotz hin zum Daraufsitzen. „Setzen Sie sich, mein Herr!" sagt Santiago mit ele-

Digitized by Google



Am Spiegel. Gemälde von Prof. Rudolf Nißl

Digitized by Google



Digitized by Google

ganter, langsamer Geste. „Mein Herr" — das irritiert mich geradezu. Ich lehne meine Büchse an eine der Hütten und setze mich.

„Que le parece," sagt Santiago, „was meinen Sie zu diesem Dorf?"

„Schönes Dorf, sehr schönes Dorf," antworte ich, obgleich ich es ja noch nicht kenne. Er nickt und setzt sich neben mich.

„Ich bin Santiago, alle kennen mich. Ich bin nicht bös, ich bin zahm."

„Ich weiß, Herr Santiago, daß Sie zahm sind."

Ein stolzer Blick geht hinüber zu den Faulenzern. Dieser Gringo hat „Herr Santiago" gesagt.

Die Unterhaltung geht weiter, sehr langsam und tastend. Santiago spricht sehr mäßig spanisch, kann sich oft nicht ausdrücken, geht darüber aber mit so frechem Selbstbewußtsein hinweg, daß ich mir ganz klein und häßlich vorkomme.

„Ich weiß, es gibt verschiedene Cristianos. Da gibt es Spanier, da gibt es Engländer. So ist es bei uns auch: Mataco, Toba, Tschorote."

„Ich bin z. B. Deutscher und komme über das große Meer auf einem Schiff, größer als ein ganzes Dorf."

„Ich weiß, mein Herr, Sie sind ein Lingo (das Wort Gringo kann er nicht sagen), ein Engländer."

„Nein, ein Deutscher."

„Was meinen Sie, ich, Santiago, habe gleich gesehen, daß Sie ein Engländer sind."

Ich gebe es auf.

„Sie sind ein Caballero, Santiago," sage ich, „aber jetzt will ich ein wenig durch das Dorf gehen, passen Sie solange auf mein Gewehr auf."

Dann suche ich mir einen Prügel, um mir die mageren Hunde vom Leibe zu halten, die einem bei solchen Besuchen immer zusetzen wollen, und trete meinen langsamen Rundgang an von Hütte zu Hütte wie schon so oft. Man bekommt Übung in dieser Suche nach ethnographischen Gegenständen, nach Waffen, Puppen, Alltagsgeräten einer primitiven Kultur. Man bekommt auch Übung darin, wie man das Mißtrauen der Argwöhnischen mit Fröhlichkeit und kindischen Späßen, Harmlosigkeit und kleinen Geschenken in Tabak, Glasperlen, Messern und Tuchfetzen besiegt. Das Lachen der Indianerkinder ist der sicherste Schlüssel für die verschlossenen Mienen der Indianermütter und Väter. Sie folgen mir beim Rundgang und haben ihre Vogelschleudern bei sich oder ihre kleinen Bogen mit den Stumpfpfeilen. Bald kommen die Leute von den anderen Hütten her, wo ich noch nicht war, beteiligen sich an den kleinen Handelsgeschäften, gehen wieder, bringen andere mit und bieten mir irgend etwas an, einen Pfeil, eine Caragnatá Tasche, eine Pfeife.

Als ich zu Santiago zurückkomme, sitzt er da und untersucht meinen hübschen Stutzen. Das ist eigentlich eine Frechheit.

„Ein besonders schönes Dorf, que le parece," sage ich; „ihr habt viele Kriegspfeile in den Hütten. Habt ihr Streit mit den Toba?"

„Wir sind über den Fluß gekommen, weil sie uns nicht in Ruhe ließen. Aber wir sind friedliche Indianer."

„Habt ihr keine behaarten Köpfe (Skalpe) von den Toba?"

„Nein, mein Herr, wir sind friedliche Indianer."

„Ich gebe fünf Argentinos für einen Skalp."

„Woher kommen Sie, mein Herr?"

„Ich gebe vielleicht sogar mehr, vielleicht zehn Pesos, wenn er schön ist."

„Wieviel?" fragt er halblaut.

„Zehn und ein Geschenk für den Häuptling."

Ich habe den Eindruck, daß kein Skalp im Dorfe ist. Die Mataco sind ja die feigsten von allen Indianern am Pilcomayo. Santiago will nur vor seinen Leuten groß tun, die ja unserer Unterhaltung kaum folgen können. Man kann gut sehen, sie sind stolz auf ihren weltgewandten „Mjät".

„Ich gehe jetzt zu meinem Lager, Santiago. Besuchen Sie mich, wenn die Sonne fortgeht? Oder gehen Sie jetzt mit? Sagen Sie den Leuten, sie sollen auch mitkommen und schöne Sachen mitnehmen. Ich habe dort noch Pesos und Messer und Perlen und eine Axt für Sie, Herr Santiago."

„Wir kommen mit."

„Gut." Ich stehe auf.

„Ich muß noch vorher Kaffee trinken," sagt Santiago und blinzelt stolz seine Leute an, die ihn bewundern. Unerhört, ein Indianerhäuptling, der noch vorher Kaffee trinken muß! Das ist mir noch nie passiert. Santiagos Gattin kommt aus der Hütte mit zwei halben Kürbisschalen. In der einen ist eine schwarze Brühe, in der anderen Zucker. Dann schlürft der Halunke Kaffee, und wir anderen gucken zu. Er läßt sich Zeit. Einmal stellt er den Kaffee neben sich auf den Boden und greift nach meinem Fernglas. „Was ist das?"

„Eine largavista." Ich hänge es ab und gebe es ihm. Er sieht durch, aber ohne Erfolg.

„Das ist nichts wert," sagt er erhaben.

„Man muß es umkehren." Er tut es und

Digitized by Google

sieht verkehrt durch das Zeißglas. Alles scheint jetzt klein und weit entfernt.

„Hu," sagt er, „das ist ein Spaß, ein feiner Spaß! Ihr alle seid ganz klein, so klein, das ist ein Späßchen." Er sieht nach allen Seiten, nach seiner Frau, nach den Hütten, den Bäumen und durch eine Lücke im Laubwerk zum Fluß. „Das hat doch gar keinen Wert, das ist nur ein Spaß. Wozu hat man das?"

„Ach, eben zum Spaß; man muß doch Spaß haben."

Das Glas wandert von Hand zu Hand. Einer merkt, daß die Gegenstände näher kommen, wenn man richtig hindurchsieht, aber das imponiert ihm nicht. Umgekehrt ist es viel lustiger. Dann hängt Santiago das Glas um seine Brust. Ich sage nichts dazu, sondern mache Anstalten zu gehen.

„Halt," sagt Santiago, „ich muß noch etwas essen." Er läßt sich gekochte Bohnen aus der Hütte reichen und ißt sie mit den Fingern. Sehr langsam. Ein wirklich unausstehlicher Bursche! Wie er fertig ist, sagt er: „So, jetzt könnt ihr alle gehen. Ich reite natürlich, da habe ich noch Zeit."

Jetzt beschließe ich, nicht mehr Sie zu ihm zu sagen, sondern meine lachend: „Du bist ein verfluchter Kerl. Für den behaarten Kopf hätte ich dir zwanzig Argentinos gegeben, aber ich will ihn nicht, mach', was du willst."

Dann gehe ich. Eine ganze Rotte von Männern und Knaben begleiten mich. Vorne geht ein komischer alter Kerl den Pfad entlang, der sich schmal durchs Gebüsch windet, daß man im Gänsemarsch gehen muß. Hinter diesem Führer gehe ich selbst, und hinter mir die anderen in langer Kolonne. Alle sind sehr lustig, rufen, johlen, boxen sich und singen. Der Alte tut, als wäre er betrunken, und reißt immer wieder Grimassen nach rückwärts; ein grölendes Lachen belohnt ihn. Es ist heiß, die nackten Leiber glänzen. Ab und zu schießt einer einen Stumpfpfeil an uns vorbei nach vorn, der im Gestrüpp verschwindet. Aber der Schütze findet ihn jedesmal wieder, ohne Mühe. Der lustige Alte heißt Huakuili, das bedeutet, daß sein Vater ihn, als er geboren wurde, nicht als Sohn anerkannte. Er trägt als einziger ein Kriegshemd aus Caraguatáfasern.

Wir kommen zu unserem Lager. Huakuili hat unterwegs aus zwei kleinen Holzbogen und zwei Roßhaaren ein Musikinstrument gemacht und fiedelt damit. Aber man muß nahe hingehen, um die zarten Schwirrtöne zu hören.

Da kommt Santiago angaloppiert auf einer kleinen Schimmelstute mit roter Sateldecke. Ein halbwüchsiges Fohlen wiehert hinterdrein. Wir schenken ihm zunächst einmal eine halbe Rolle Tabak. Er renommiert gewaltig, läßt sich zu Pferde photographieren, gebärdet sich wie ein Pfau.

„Que le parähsse, Señor, mein kleines Pferdchen?"

„Viel wert ist es nicht!" (Man muß sich doch rächen. Übrigens ist die Stute wirklich kuhhessig, und das Fohlen wird nicht besser.)

„Ein feines Pferdchen ist es. Um hundert Bolivianos verkaufe ich es samt dem Fohlen." Da horcht Miguel Hurtado auf. Er ist ein entlassener bolivianischer Reservist, der als Peon mit uns gegangen ist. Er ist auf einem unserer Maultiere beritten gemacht worden und will schon lange ein Pferd kaufen. Von dem Geld, das man ihm bei der Entlassung ausbezahlt hat, besitzt er noch hundertvier Bolivianos, die ich in Verwahrung habe. Ich blinzele ihm warnend zu, da schweigt er. Diese Stute ist nichts für ihn.

Inzwischen sind noch einige Indianer gekommen, auch Weiber, die Ethnographika bringen. Es geht ein Feilschen und Handeln los, bei dem Santiago in wirklich gerissener Weise für seine Leute das Wort führt. Sie sehen bewundernd zu ihm auf, wie er so frei mit den Cristianos redet, als wäre er auch einer. Schließlich haben wir fast alles Begehrenswerte an uns gebracht. Aber das Perlensäckchen ist leer geworden. Einige Bogenschleudern hätte ich noch gerne, kann aber nur eine halbe Rolle Tabak für alle zusammen geben. Santiago verhandelt für die Besitzer, will zwei Bolivianos herausschinden. Er sagt, er wisse genau, daß der Tabak nur 60 argentinische Centavos wert sei (was richtig ist). Ich entgegne, solche Bogenschleudern mache man in einer halben Stunde, sie seien nichts wert, und gebe ihm die Schleudern zurück. Da gibt er nach, ist einverstanden, nimmt den Tabak und ruft, wie wenn er mich im Handel besiegt hätte: „Dieser Jokuás (Tabak) ist zwei Pesos wert!" und verteilt ihn unter seinen hochbefriedigten Schützlingen.

Santiago bekommt jetzt seine versprochene Axt. Dann sitzt er auf, grüßt kühl und reitet weg. Plötzlich wendet er sein Pferd noch einmal, zieht einen Riemen über die Schultern und gibt mir mein Fernglas.

„Señor, su largavista!" Ich hatte es ganz vergessen.

Geheimnisvoll beugt er sich an mein Ohr. „Wir haben wirklich keinen behaarten Kopf." Dann galoppierte er fort, den anderen nach.

Santiago ist eine ärgerliche Erscheinung. Aber ein bißchen bewundere ich ihn doch.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Kriegsbücher. Von Karl Strecker

Ludwig Renn: Krieg (Frankfurt am Main 1929, Sozietätsdruckerei) — Erich Maria Remarque: Im Westen nichts Neues (Berlin 1929, Propyläen-Verlag) — Ernst Glaeser: Jahrgang 1902 (Potsdam 1929, G. Kiepenheuer) — Ginster. Von ihm selbst geschrieben (Berlin 1928, S. Fischer) — Gustav Hester (Ringelnatz): Als Mariner im Krieg (Berlin 1928, Ernst Rowohlt) — Anna Seghers: Aufstand der Fischer von St. Barbara (Potsdam 1928, G. Kiepenheuer)

Bis vor kurzem noch war das Thema des Krieges so gut wie verpönt für den Erzähler. Das Wort des Faust: „Davon will ich nichts weiter hören," galt zehn Jahre hindurch als die von wenigen Ausnahmen bestätigte Regel; war das Losungswort für Verleger, Feuilletonleiter und für die Schriftsteller selber, zumal für solche, denen die abgründigsten Schrecken des Krieges nicht erspart geblieben waren. Jetzt auf einmal schießen, wie Krokosblüten in warmer Märznacht, die Kriegsbücher dutzendweise hervor, nur daß sie nicht ganz so lieblich aussehen . . . Ist es Verabredung? Politische Strategie nach dem Grundsatz: getrennt marschieren und vereint, zur selben Stunde, schlagen? Ich glaube nicht. Für alle trifft es jedenfalls nicht zu, so gleich für das erste und in seiner Art bedeutendste bestimmt nicht, dem sein Verfasser Ludwig Renn den schlichten Namen Krieg aufs Titelblatt setzt. Dieser Mann steht für sich allein, er scheint viel zu einsam, unzugänglich für die Meinungen und Absichten anderer, als daß er sich einer Bewegung anschlösse. Er hat sichtlich schwer an den Erlebnissen der vier Jahre getragen, und erst jetzt löst sich die lebendig gebliebene Erinnerung wie ein abwelkendes Blatt.

Renns Darstellungsweise hat die Knappheit und Sachlichkeit einer Meldekarte. Da ist kein Raum für Phantasie, Pathos, Idealisierung, Phrase, aber auch nicht für Tendenz, Polemik, Satire, Lehrzweck. Nur wenige beiläufige Spuren der Reflexion tauchen in dem ganzen Buch auf. Einmal, als Führer in der Klemme zwischen Feigheit und Mut, zwischen Trieb und Müssen, wo es sich um das Leben vieler Kameraden handelt, erkennt der Verfasser: „Ich mußte also schuldig werden, was ich auch tat." Als der Vormarsch vor Chailly stoppt und der Stellungskrieg beginnt, seufzt er: „Wie kann ich da leben?" Später einmal „graust" es ihn. Aber das geht vorüber. Ein andermal beobachtet er einen Major, der in gefährlicher Lage, dicht am Feinde, seine Befehle gibt: „Er flüstert das alles in hartem Ton kühler Überlegung. Ich hatte so noch nicht befehlen hören. Aber so ist es richtig." Überhaupt beurteilt Renn seine Vorgesetzten durchaus freundlich. Er zeichnet sie ohne Retusche in ihren Vorzügen und Schwächen, aber die Vorzüge überwiegen stark; für seinen Leutnant Fabian hat er ein rein kameradschaftliches Gefühl.

Zu jener Zeit ist Renn noch Gefreiter. Er gehört zu den ersten seiner Kompagnie, die das Eiserne Kreuz erhalten, und am Schluß des Krieges kehrt er als Vizefeldwebel heim. So sind die Erlebnisse, die er schildert, die eines einfachen Frontsoldaten, eines Infanteristen mit der Perspektive des Schützengrabens. Das gerade gibt seinem Buch den Wert gegenüber den vielen gemachten Kriegsschilderungen oder weisen strategischen Betrachtungen, die bald nach Friedensschluß erschienen und mit dazu beitrugen, eine epidemische Übelkeit beim Anblick der Kriegsliteratur hervorzurufen. Die Aufzeichnungen Renns graben sich griffelschwer ein. Sie zeigen die nackte Wahrheit, das, was der Krieg wirklich war, die Leiden und Nöte, aber auch die Leistungen des „unbekannten Soldaten".

Packend und aufrüttelnd ist diese Wirklichkeit, gerade weil sie so ganz einfach, schmucklos und fast bescheiden erzählt wird. Renn muß dem Wesen seiner Mutter sehr ähnlich sein. Ein Brief von ihr an den Sohn besteht aus sieben Zeilen knapper Schilderung: „Pastors Alfred ist gefallen," dann: „Sonst kann ich Dir nichts erzählen, als daß ich jeden Tag für Dich bete. Deine Mutter." So auch der Sohn. Sie betet und er kämpft, ohne viele Worte.

Zehn Jahre lang hat Renn gewartet, bis sich alles in ihm geklärt und geordnet hat zu diesem reinen Niederschlag. Aber so ist auch ein Buch daraus geworden, das Jahrzehnte überdauern wird. Bei aller Kargheit in der Darstellung fehlt es auch an bildkräftiger und eigenartiger Schilderung nicht. So im Artilleriefeuer: „Die schwere Granate wölbte sisisi herunter, immer schärfer. Pra—ramm! schlug sie ein." Durchweg ist die Sprache knapp, sachlich und schlagend. Kein Aufrührer, kein Meuterer, aber auch kein gespreizter „Held", sondern der schlichte Frontsoldat erzählt mit homerischer Einfachheit den Krieg, so wie er für ihn wirklich war. Sein Buch ist ein Dokument ganz neuer Art und in dieser Art einzig . . .

Innerlich verwandt scheint ihm auf den

Digitized by Google

ersten Blick Erich Maria Remarque in seinem Roman: Im Westen nichts Neues. Er bemerkt zum voraus, daß sein Buch, fern von Anklage wie von Bekenntnis, nur den Versuch machen soll, „über eine Generation zu berichten, die vom Kriege zerstört wurde — auch wenn sie seinen Granaten entkam".

Um dies Buch richtig zu verstehen, darf man nicht außer acht lassen, daß es von einem blutjungen Kriegsfreiwilligen, wenn nicht geschrieben, so doch erlebt wird. Remarque nennt seinen Helden, der so wenig im alten Sinne einer ist wie Renn, Paul Bäumer. Unter dem Einfluß ihres Oberlehrers Kantorek haben sich die achtzehnjährigen Schüler als Kriegsfreiwillige gemeldet, und es ist zu verstehen, daß sich ihre begeisterte Stimmung schon im ersten Trommelfeuer ein wenig legt. Gegenüber der dumpfen Sachlichkeit des Renn ist hier etwas wie ein knabenhafter Aufschrei zu hören. Bäumer fühlt sich um sein junges Leben betrogen, und unausgesetzt begleiten trübsinnige Betrachtungen und Folgerungen den Gang der Kriegsbegebenheiten. Er klagt, ihre Lehrer hätten ihnen eine falsche Weltanschauung beigebracht. Als am Sterbelager eines lieben Kameraden (die Szene gehört zu den ergreifendsten aller Kriegsliteratur) ein anderer nach dessen neuen Stiefeln schielt, erklärt Bäumer-Remarque: „Wir haben den Sinn für andere Zusammenhänge verloren, weil sie künstlich sind. Nur die Tatsachen sind richtig und wichtig für uns. Und gute Stiefel sind selten." Ein andermal: „Wir sind keine Jugend mehr ... Wir waren 18 Jahre und begannen die Welt und das Dasein zu lieben; wir mußten darauf schießen. Die erste Granate, die einschlug, traf in unser Herz." Man sieht: hier ist nicht mehr sachlicher Bericht, der Lyriker nimmt das Wort, der moderne Schriftsteller, der mit Pointen arbeitet. Überzeugend wirken die stumpfe, an Wahnsinn grenzende Spannung in langem Trommelfeuer (S. 114) und gleich darauf die sinnlose Wut beim Angriff und Nahkampf (116—119).

Wie ein südlicher Geigenton klingt es dazwischen auf, wenn Bäumer in einer Stunde der Ruhe Erinnerungen an sein Jugendleben beschleichen. Seltsam: diese Erinnerungen sind immer voll Stille. Und sie erwecken nicht so sehr Wünsche, als Trauer, eine ungeheure Schwermut. „Sie sind vorbei, sie sind eine andere Welt, die für uns vorüber ist ... Und selbst wenn man sie uns wiedergäbe, diese Landschaft unserer Jugend, wir würden wenig mit ihr anzufangen wissen. Die zarten und geheimen Kräfte, die von uns zu ihr gingen, können nicht wieder erstehen ... Heute würden wir in der Landschaft unserer Jugend umhergehen wie Reisende ... Wir sind verlassen wie Kinder und erfahren wie alte Leute. Wir sind roh und traurig und oberflächlich, — ich glaube, wir sind verloren."

Man kann diese Klage verstehen, die Trauer um den Verlust schöner Jugendjahre, aber sie gilt nicht mehr für heute. Ruft Bäumer doch gerade im Verfolg jener Betrachtungen aus: „Wir wollen leben um jeden Preis ... Das Grauen der Front versinkt, wenn wir ihm den Rücken kehren." Und er prophezeit, daß später einmal eine Auseinandersetzung auf Leben und Tod beginnt: „Unsere Köpfe werden klar sein, wir werden ein Ziel haben, und so werden wir marschieren, unsere toten Kameraden neben uns, die Jahre der Front hinter uns; gegen wen, gegen wen?"

Dann wieder fürchtet er: „wir werden uns nicht zurechtfinden können." Man werde sie auch nicht verstehen. „Denn vor ihnen wachse ein Geschlecht, das vor dem Kriege seine festen Positionen hatte, in die es zurückkehren werde, — hinter ihnen aber wachse ein Geschlecht, das werde ihnen fremd sein und sie beiseite schieben."

Daß Bäumer diese Betrachtungen noch angestellt haben soll, ist nicht sehr wahrscheinlich, denn an der Front hatte er sicherlich andere Sorgen und er fiel, nach Angabe des Verfassers, im Oktober 1918. Aber es ist ja auch schließlich der Autor selber, der in dem ganzen Buch monologisch hörbar wird. Künstlerisch steht es sehr hoch. Es gelingt dem Verfasser oft, dank der Eindringlichkeit seines Blicks, uns den Krieg von einer ganz anderen Seite zu zeigen als andere Kriegsromane bisher. Die Schilderung eines Gasangriffs auf den Jägerfriedhof steht ebenbürtig neben den packendsten Kampfszenen in Zolas Débâcle, vieles ist gräßlich (S. 137), aber auch an Humor fehlt es nicht, so gleich auf der ersten Seite. Der Roman würde gewinnen, wenn die vielen Betrachtungen und Folgerungen, die immer in ähnlicher Form wiederkehren, ohne etwas Neues zu sagen, ausgemerzt würden.

Man sollte nun meinen, weiter zurück als bis zu dem Jahrgang 1896, der bei Ausbruch des Krieges achtzehn Lenze zählte, könne man bei Erinnerungen an dies erschütterndste Ereignis nicht gehen, aber sieh da: Jahrgang 1902 hat auch schon etwas davon zu sagen, und zwar durch den Mund des wirklich in diesem Jahr geborenen Ernst Glaeser. Da fällt einem unwillkürlich, während man das Buch aufschlägt, das Wort Wallensteins an Questenberg ein:

„Ersparen Sie's, uns aus dem Zeitungsblatt
Zu melden, was wir schaudernd selbst erlebt."

Der jetzt sechsundzwanzigjährige Glaeser beginnt erfrischend mit einer Reihe alter Militärkommandos: „Stillgestanden!" „Augen rechts!" „Abzählen!" „Eins — zwei — drei" — bis „dreizehn" geht's in dem Buch; wir wollen den Leser hier nicht in gar zu fieberhafte Spannung versetzen und bei drei aufhören. Der Kommandierende

Digitized by Google

ist ein pfui-wie-böser Klassenlehrer der Quarta, Dr. Brosius, natürlich Reserveoffizier mit Schmissen im Gesicht, der sich als roh und feige entpuppt. Nun ist es möglich, daß Glaeser solch einen Rohling zum Lehrer gehabt hat, aber wenn man das Buch ausgelesen hat, wird man an dieser Meinung irre. Denn dann hat man sich davon überzeugt, daß dies ganze Buch konstruiert ist wie ein Film, mit schlauer Berechnung jeder einzelnen Bildwirkung und ohne Scheu vor Anleihen verbrauchtester Reißerkniffe. Nach jener Kasernenhofblüte und Mißhandlung eines wehrlosen Jungen taucht der „Held" auf, Ferd v. K. Da Glaeser keinen Zweifel über seine eigene politische Einstellung gelassen hat, ist man zuerst verwundert, daß er einen Adligen zu seinem Heros erkoren hat, aber es ist nur ein neuer Trick oder vielmehr ein sehr alter: Der Adlige wird gegen den eigenen Stand ausgespielt, das sieht nach Objektivität aus, ist aber nur ein Kunstgriff, wie ihn Sudermann mit seinem „Grafen Trast" schon angewandt hat. Tatsächlich könnte dieser Ferd ein junger Trast sein: auch er ist (obschon 13 Jahre alt) schon weit im Ausland herumgekommen, hat eine große Weltweisheit erworben und gibt sie überall zum besten, dabei ist er schön, groß, körperlich gewandt, ein überlegener Sportmann, kurz ein Held so recht nach dem Herzen der Birch-Pfeiffer oder Marlitt. Sein Vater ist „der rote Major" und wird wegen seiner politischen Gesinnung von der übrigen Aristokratie boykottiert.

Dieser rote Major ist mit wenigen Strichen meisterlich gezeichnet, ein Zeichen, daß Glaeser eine Hoffnung wäre, sobald er sich einmal zu Eigenem durchringen wollte. Vorläufig gibt er nur aus zweiter Hand. Auch was er über die Politik der Vorkriegszeit sagt, ist natürlich angelesen, aber immerhin erstaunlich knapp und klar formuliert. Unerträglich wirkt der überall durchbrechende Knabenhochmut: als seien alle, die den Krieg nicht als Quartaner miterlebt haben, alte Esel. Glaeser scheint gar nicht zu merken, wie dies Urteil auf ihn zurückfällt, denn von dieser „neuen Jugend", die er vertritt, sollte man doch auch neue Ziele, neue Ideen erwarten. Wenn sie heute nichts weiter zu tun weiß, als das seit 10 Jahren tote Kaiserreich zu kritisieren, so ist das eine geistige Bankerotterklärung, die erschütternd wirkt. Man erholt sich von dem trostlosen Anblick dieses infantilen Leerlaufs erst wieder an der unfreiwilligen Komik, die Glaeser bei Behandlung der „geschlechtlichen Aufklärung" erweckt, wie er das ganze Buch hindurch von dem „Geheimnis" wispert und dabei doch mit widerlicher Peinlichkeit in überdeutlichen Szenen schwelgt. Freilich gelingt ihm dann auch wieder eine Liebesszene, die für sich eine wertvolle Novelle abgäbe. Alles episodenhaft, filmartig aufgezogen und auch das Zarte noch mit knalligem Abschluß.

Wenn Glaeser von dem deutschen Volk sagt, daß ihm eine Weltherrschaft versprochen worden sei, obwohl es „noch nicht einmal die Fähigkeit hatte, sich gut zu kleiden und mit Geschmack zu essen", so sei die Frage erlaubt, ob er als Vierjähriger oder als Siebenjähriger diese Erfahrung gemacht hat? Vor allem aber sollte ein Schriftsteller nicht von Geschmack reden, der so in kitschiger Technik schwelgt, und der es fertig bekommt, von kriegsbegeisterten Studenten in einem D-Zug 1914 zu schreiben: „Vorn neben dem Klosett sangen die Studenten: ‚Kein schön'rer Tod ist auf der Welt, als wer vor'm Feind erschlagen.'" Hier hat man den Schriftsteller Glaeser wie er leibt und lebt, seine Logik, seine Beweismittel, seinen ganzen seelischen und geistigen — Geschmack . . .

Ebenso wertlos für das wirkliche Thema Krieg ist der Roman Ginster. Von ihm selbst geschrieben. Denn dieser Sproß von der Gattung der dornigen Leguminosen wuchs ziemlich sicher unterhalb der Geschoßbahnen. Dreiviertel des Buchs fast handeln von Ginster, dem „untauglich" Ausgemusterten, später „Garnisondienstverwendungsfähigen", der auch, als er endlich „k. v." geschrieben wird, niemals an die Front kommt, wobei es nicht ganz ohne bedenkliche Mittel abgeht. Einen Kriegsroman kann man das Buch nicht gut nennen, denn Ginster hat überhaupt keine Beziehung zum Krieg, er lehnt ihn einfach ab. Soll ich, fragt er, Gefühle aufbringen für ein Stück Land, das etwa im Osten verloren geht, und das ich gar nicht kenne? Er schüttelt jedes Verhältnis zu Land und Volk von sich, er kennt auch keine Kameradschaft, er ist der eiskalte Egoist. Da wäre wohl die Gegenfrage erlaubt: was haben wir für Beziehungen zu Ihnen, Herr Ginster, was gehen uns, die wir unserem Lande und Volk innerlich verbunden sind, Ihre Meinungen über den Krieg, über unsere Schicksale und Nöte an? Aber wir wollen nicht mit Gleichem vergelten, wollen mühsam ein Buch zu Ende lesen, das keine Spur von Güte, von Gefühl und Menschlichkeit aufweist. Von vornherein tritt Ginster den Gestalten, die er schildert, mit beizendem Spott gegenüber: „Das Gesicht des Assessors, das aus Scheitel und Schnurrbart bestand, sah wie eine begabte Kinderzeichnung aus." Oder: „Sie (die Wirtin) setzte sich aus drei übereinander angeordneten Kugeln zusammen . . . Sie war statisch unmöglich, der Kegel mußte nach vorn überkippen. Ihr Mann Pankraz, ein Herrschaftskutscher, hatte die Dürre einer Stecknadel, die bei den häufigen Streitszenen immer wieder zerbrach." Man sieht: seine Sucht, sich satirisch zu produzieren, verleitet ihn zu vollkommenem Unsinn. Soll man seine Kriegsschilderungen ernster neh-

Digitized by Google

men? Man kann es beim besten Willen nicht, wenn man Beobachtungen wie diese liest: „Auf den Güterwagen (so weit reicht seine Erfahrung) brüllte das Vieh. Es fuhr erst noch Tag und Nacht, dann wurde es aufgespießt und gefressen. Gloria Victoria sangen die Soldaten“ ... „Der Krieg ist sehr bunt,“ gab Ginster zu, „die Soldaten, man kann ums Leben kommen — aber ich halte ihn nicht für so wichtig.“ Kunststück, wenn er sich immer meilenweit hinter der Front herumdrückt ... „Ihr blonder Haarknäuel blitzte bei der öffentlichen Siegesfeier auf dem Opernplatz drohend zu Ginster hinüber, der zufällig neben ihr stand. Das Blond unterschied sich von geschliffenen Messern nur dadurch, daß es bereits aus der Ferne verletzte.“ Ei, ei! „Der Festredner erklärte, daß die Bevölkerung um des Landes willen vorhanden sei, für das sie freudig ihr Leben hingeben werde; selber war er noch niemals gestorben.“ Ebenso geistreich: „Die Bäume mochten unmilitärisch sein.“ Genug von den Plattheiten dieses Thersites hinter der Etappe.

Joachim Ringelnatz, der eigentlich Hans Böttticher heißt, sich in seinem Buch Als Mariner im Krieg aber Gustav Hester nennt, unterscheidet sich von den beiden letztgenannten Verfassern dadurch, daß er erstens ein Dichter ist und zweitens den ganzen Krieg von Anfang bis zu Ende mitgemacht hat, also etwas darüber zu sagen weiß. Er ist durchaus kein Fürsprecher des Krieges, aber er hat seine Schuldigkeit getan und hat nun, nach zehn Jahren, den Abstand gewonnen, die traurige Zeit im Licht eines sonnigen Humors zu sehen. Es sind Tagebuchaufzeichnungen; liebevoll hat der Verfasser jede Kleinigkeit vermerkt und dadurch sein Buch etwas gestreckt, aber trotzdem liest man es in steter Spannung, denn es ist sozusagen bis an den Rand gefüllt mit Geist und Herz, es sprudelt über von lustigen Einfällen und lebendigen Schilderungen, die manches fesselnde Detail aus dem Marinekrieg enthüllen. Vielleicht wirken der Witz und der vierundzwanzigkarätige Humor des Dichters um so glänzender, als dahinter, wie eine schwarze Wolke, das Schicksal unserer Marine steht, das tragische Los, bei junger Kraft und trefflicher Schulung tatenlos zu verfallen ... „Gustav Hester“, bei Kriegsbeginn als Maat zur Marine eingezogen, läßt nichts unversucht, in die Zone der Kriegstaten zu gelangen, er macht Eingaben, schreibt Bittgesuche an Hindenburg, an den Kaiser, um zur Infanterie versetzt zu werden, umsonst. Nur einmal, als Minenleger in der Ostsee, kommt er in Feindesnähe, sonst verrinnen die vier Jahre mit Wach- und Übungsdienst, mit heimlichen Spritzfahrten ins Hinterland und lustigen Zechen mit Kameraden und Mädels. Geheimnisvolle Wärme strahlt von dem Buch aus: der Zauber einer vornehmen und tüchtigen Persönlichkeit, eines weitherzigen, sonnigen Dichters.

Frauenromane fehlen glücklicherweise unter diesen Kriegsbüchern. Das ist gar nicht so selbstverständlich, wie es klingt. Ebensogut und vielleicht besser als der zwölfjährige Glaeser oder der in weiser Vorsicht jedes Kriegsgelände meidende Ginster hätte auch eine Schriftstellerin Eindrücke jenes tragischen Ablaufs sammeln können, was ja übrigens früher auch geschehen ist, zum Teil leider noch während des Krieges. Aber bei der jetzigen Renaissance der Kriegserzählung fehlt die Frau, so weit ich sehe, man müßte denn die bisher unbekannte Anna Seghers dazu rechnen, die mit ihrem Buch Aufstand der Fischer von St. Barbara der revolutionären Gruppe jener Neuerscheinungen innerlich verwandt ist. Das Buch hat den Kleistpreis erhalten und sei darum zum Schluß gewogen und beklopft. Der Vertrauensmann der Kleiststiftung begründet seine Wahl allerdings etwas sonderbar; es wäre trotzdem Unrecht, an der Auszeichnung zu mäkeln, denn die Erwählte verdient jedenfalls, daß auf sie aufmerksam gemacht wird, und schließlich ist jede Preisverteilung ein Bekenntnis des Vertrauensmannes, das im tiefsten Grunde sein Eigentum und als solches unantastbar bleibt.

Anna Seghers schildert eine Fischerrevolte, hervorgerufen durch den kapitalistischen Starrsinn der Reeder, die den geforderten höheren Anteil am Gewinn verweigern. Am Strande der See, in Frankreich, spielt sich der Aufruhr ab und er verläuft wie gewöhnlich erfolglos für die Unzufriedenen, die schließlich wieder unter den alten Bedingungen zur See fahren. Ähnliches haben wir schon oft gelesen, und der Ablauf der Geschehnisse ist Literatur. Aber die Art, wie Anna Seghers dies Hergebrachte gestaltet, verdient immerhin Beachtung. Es ist guter Durchschnitt und ein wenig mehr. Sie vermeidet Wehleidigkeit ebenso wie aufdringliche Parteinahme und politische Ressentiments, obwohl sie soziales und menschliches Verstehen offenbart. Sachlich, knapp, schlicht ist die Darstellung, und mitunter meint man den herben, salzigen Küstenwind an der Stirn zu spüren.

Gern und freudig wollen wir Anna Seghers mit diesem Erstling willkommen heißen, aber wir wollen den leidigen Brauch vermeiden, in Hoffnungen und Verheißungen zu schwelgen, statt einfach das Vorliegende anzuerkennen. In diesem Fall besonders dürften übertriebene Erwartungen vielleicht auf nicht mehr hinauslaufen, als der Aufstand der Fischer von St. Barbara.

Digitized by Google

Drei bedeutsame militärische Bücher. Von General d. Inf. a. D. Wetzell

Drei neue militärische Bücher verdienen allgemeine Aufmerksamkeit. Es sind dies „Das große Kommando Scharnhorsts“ von Marcu; die „Denkwürdigkeiten des Freiherrn Colmar v. d. Goltz“, herausgegeben von dessen Sohn — früher Oberst im Generalstab — und Oberarchivrat W. Foerster; „Die Gedanken eines Soldaten“ von Generaloberst v. Seeckt.

Beim Studium des zuerst genannten Buches, das von dem jungen Historiker Marcu aus tiefgehender Kenntnis und großzügiger Auffassung der geschichtlichen Zusammenhänge mit dichterischem Schwung und oft plastischer Ausdrucksweise geschrieben ist, fragt man sich unwillkürlich: Wie kommt dieser temperamentvolle junge Forscher, der sich die ersten Lorbeeren mit seinem allgemeines Aufsehen erregenden Erstlingswerk über Lenin erworben hat, gerade dazu, sich mit Scharnhorst zu beschäftigen, jenem Scharnhorst, von dem man wohl mit Recht behaupten kann, daß er, neben dem großen Moltke in der Zeit Wilhelms I., die geistig höchststehende, selbstloseste und verehrungswürdigste Soldatengestalt des alten preußischen Heeres gewesen ist.

Die Erklärung für die Liebe des Verfassers ist nicht allzu schwer zu finden. Es ist ja ganz selbstverständlich, daß gerade der jüngere Geschichtsforscher, wenn er das große Buch der Erkenntnis aufschlägt, von den Zeiten gärenden Werdens im Völkerleben am nachhaltigsten angezogen wird. Wenn er sich bei seinem Forschen dann zu der Erkenntnis durchringt, daß, solange überhaupt die Menschheitsgeschichte für den Forscher geistig erfaßbar ist, die Macht immer von ausschlaggebender Bedeutung im Leben der Völker war, ist der weitere Schritt zu der Beschäftigung mit den durch den Machtwillen ausgelösten kriegerischen Vorgängen und den dabei handelnden und ausschlaggebenden Persönlichkeiten naheliegend. So fand wohl Marcu seinen Helden, dem er in seinem Buche ein herrliches Denkmal setzt. „Phantastisch,“ so schreibt er in obigem Sinne, „ist das Spiel der Geschichte. Wie es immer und immer wieder — vom Kult ältester Götter an bis zum modernen Sozialismus — nur kriegerischen Willen gestaltet, der nach Macht schreit, als ob sie zur Erde wie das Licht gehöre.“

Auf dem gleichen Wege erkennt er daher auch die Bedeutung der Wehrkraft: „Was war bis jetzt im Leben der Völker entscheidender als die Wehrkraft; was bestimmte entscheidender das Dasein und die Möglichkeit der im Inneren ringenden Schichten als der Krieg! Kann man eine Tatsache, die seit Jahrtausenden die Tage füllte, außer acht lassen, weil sie mörderisch ist; und ist es nicht selbstverständlich, daß in diesen feierlichen Akt des Werdens ebensoviel physische wie geistige Energien münden?“

Marcu entwirft ein großzügiges Bild der Zeit nach Friedrich dem Großen und der in Europa — vor allem in Frankreich — wirkenden geistigen, politischen und militärischen Strömungen und Kräfte, die schließlich die Revolution auslösen und ein neues Europa schaffen sollten. Daneben schildert er aber auch alle die bedeutenden Männer, die diese gewaltige geistig-politische Bewegung in Fluß bringen und ihr zeitweise den Stempel der eigenen Person aufdrücken. Neben Voltaire, Rousseau und dem Revolutionsdemagogen Danton und anderen, tritt, von dem Verfasser mit besonderer Liebe behandelt, die charaktervolle französische Scharnhorst-Gestalt Carnots, des Organisators des französischen Volks- und Revolutionsheeres, hervor, und schließlich wird auch der „Kriegsgott selbst“, Napoleon — wie ihn Clausewitz nennt — in diesem geschichtlichen Rahmen gewürdigt.

Es liest sich fast wie ein Roman, wenn man mit dem Verfasser das Leben Scharnhorsts, des genialen Bauernsohnes, von seinem Eintritt in die Militärschule eines kleinen Duodezfürsten an durchwandert. Sein Übertritt in die hannoversch-englische Armee, seine Erlebnisse in dem Koalitionskrieg gegen die Franzosen, sein erstes Zusammentreffen mit der Armee der Revolution, seine selbständige Verteidigung der kleinen flandrischen Festung Menin, die seine ganze militärische Entwicklung aufs tiefste beeinflußt; dann sein erschwertes Eintreten in die preußische Armee und sein dortiges, von allen Seiten gehemmtes, oft mißverstandenes geistiges und praktisches Wirken vor und nach dem Zusammenbruch; sein zäher Kampf für seine Ideen während der tiefsten Demütigung Preußens und deren endlicher Sieg nach dem napoleonischen Zusammenbruch in Rußland und schließlich sein tragisches Ende, als der Befreiungskampf, den er mit heißem Herzen organisierte, seinen Anfang nahm, das sind die Stufen in dem von Marcu meisterhaft geschilderten, wahrlich dramatischen Leben.

Scharnhorsts Lebensarbeit galt dem Suchen und Ausbilden von Führerpersönlichkeiten für Heer und Staat, damit nicht, wie er es einmal ausdrückt, „die mechanischen Köpfe alles überwuchern, was Geist und Gemüt hat!“ Dieses Ziel scheint mir heute doppelt nachahmungswert und nötig für einen wirklichen deutschen Wiederaufstieg.

★

Zu ganz ähnlicher Erkenntnis kommt man bei dem an zweiter Stelle genannten Buche, den „Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Colmar Frhr. v. d. Goltz“.

Digitized by Google

Auch er war ja im eigentlichen Sinne eine Scharnhorst-Natur. Sein Leben zeigt von der Ärmlichkeit seiner Jugend, die ihn zur Arbeit zwang, bis zu seinem tragischen Ende viel Ähnliches mit dem Scharnhorsts. Sein Drang, das deutsche Heer nach den siegreichen Einigungskriegen vor einer geistigen wie materiellen Erstarrung zu bewahren, war ebenso scharnhorstisch wie seine schriftstellerische Leidenschaft, um seinen neuzeitlichen, der Zeit vorauseilenden Gedanken im Staat und im Heere Einfluß zu verschaffen. Die ihm hieraus erwachsenden persönlichen Widerstände und schließlich sein tragisches Ende im Weltkriege, fern von der Heimat auf asiatischem Kriegsschauplatz, ohne das so innigst ersehnte „große Kommando" auf einer entscheidenden europäischen Front, tragen wahrlich Scharnhorstsche Schicksalszüge. War es doch des Feldmarschalls sehnlichster Wunsch, sein Heimatland Ostpreußen, in dem er jahrelang in hoher militärischer Stellung wirken durfte, im Kriege zu verteidigen.

Sein Buch zeigt uns vor allem den in der alten preußisch-deutschen Armee vielfach vorhandenen Typ des ständig an sich und der ihm anvertrauten heiligen Sache arbeitenden, weit über den Durchschnitt allgemein gebildeten, ideenreichen deutschen Offiziers und weitblickenden Führers der Vorkriegszeit. Der Feldmarschall gehörte zu jenen Männern wie Moltke, Roon, Haeseler, Schlieffen, Bülow u. a. m., die das deutsche Kriegsinstrument des Weltkrieges, „das beste Heer, das je die Welt gesehen", in jahrelanger, zäher, geistiger Arbeit schufen.

Diese bedeutenden Soldaten und Menschen nicht zu vergessen, sondern in Ehrfurcht ihr Bild im Herzen zu tragen und ihnen in selbstloser Pflichterfüllung für Staat und Volk nachzuahmen, scheint mir nicht nur selbstverständliche Sache jedes Soldaten, sondern sollte die jedes wahren Deutschen sein. So möge dieses prachtvolle Buch jenes bedeutenden Soldaten, dessen äußere Erscheinung schon den Ausdruck des Geistigen erkennen ließ, einen recht weiten Leserkreis finden, den es verdient, insonderheit auch bei der deutschen Jugend, auf der unsere felsenfeste Hoffnung auf eine bessere deutsche Zukunft beruht.

★

Und schließlich das dritte Buch: „Gedanken eines Soldaten" des Generaloberſten v. Seeckt.

Auch dieses trägt Scharnhorstsche Züge. War doch Generaloberst v. Seeckt berufen, beim Aufbau des neuen deutschen Reichsheeres eine Scharnhorst-Rolle, allerdings mit gebundenen Händen, zu spielen. Er mußte dort wieder anknüpfen und das wieder aufbauen, was Scharnhorsts Genialität vor mehr als hundert Jahren auf deutschem Boden für alle Zeit überwunden zu haben schien: das Berufsheer. Daß es gelang, nach dem Kriegszusammenbruch und trotz der wirren Nachkriegszeit in stiller Arbeit und unsäglicher Mühe, von außen und von innen gehemmt, eine uns aufgezwungene, aber durch straffe Disziplin und höchste Pflichtauffassung aufgebaute Armee aus Berufssoldaten zu schaffen, die dem deutschen Staate wieder nach innen und außen Festigkeit und Ansehen gab, kann mit Recht als eine Scharnhorstsche Tat bezeichnet werden. Daß dies kleine Heer nur als der Grundstock einer der Bedeutung des deutschen Staates entsprechenden Wehrmacht mit anderer Wehrverfassung gelten darf, lassen gerade die „Gedanken eines Soldaten" klar erkennen.

Mit ihrer Aufzeichnung wollte der Generaloberst v. Seeckt all den Deutschen, die sich noch für den macht- und wehrpolitischen Gedanken interessieren, Einblick in sein eigenes Wirken, Wollen und Denken geben.

Jeder, der mit andächtigem Herzen das Buch liest, wird in seinen Bann gezogen. In dem Abschnitt „Symbole" finden sich in meisterhafter Weise herausgemeißelte Aufsätze wie „Friedrichstag", „Schlieffentag", „Hindenburg" u. a. m. In dem Aufsatz „Staatsmann und Feldherr" ist wohl das Beste niedergelegt, was je in so knapper Form über dieses schwierige Thema gesagt werden kann. In dem die Friedens- und Abrüstungsfrage behandelnden Aufsatz „Das erreichbare Ziel" kommt der Generaloberst zu dem Ergebnis: „Der stärkste Anreiz zum Kriege ist ein wehrloser Nachbar, daher erscheint als erstes und erreichbares Ziel auf dem Wege zur Friedenssicherung der Rüstungsausgleich." Ein Scharnhorstscher Gedanke, eine ernste Mahnung und Zielsetzung.

In weiteren Aufsätzen behandelt das Buch wichtige militärische und staatspolitische Fragen, wie „Heer und Staat", „Neuzeitliche Kavallerie", „Chef des Generalstabes" u. a. m.

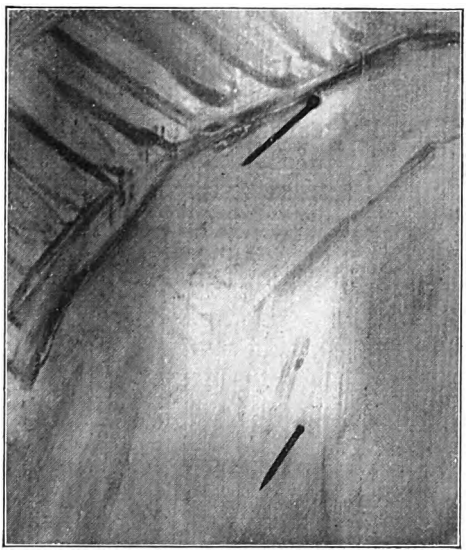
In dem kurzen Schlußwort, dem er den Titel „Das Wesentliche" gab, kommt der Generaloberst zu dem jedem wahren Soldaten und Deutschen aus dem Herzen gesprochenen Ergebnis: „Das Wesentliche ist die Tat." Auch dies eine Anknüpfung an Scharnhorstsche Gedanken und Lebensarbeit, die doch schließlich darin bestand, das Volk in düsterster Zeit wieder wehrhaft zu machen. Die „Tat" ist, wie Scharnhorst gezeigt und neuerdings der Generaloberst v. Seeckt bewiesen, das Wertvollste in dem Leben eines zur Führung berufenen Mannes. Möge aber auch das „Wort" des um das neue Deutschland verdienstvollen Generaloberſten die Verbreitung finden, die es nach seinem Inhalt und nach der Persönlichkeit seines Verfassers verdient. Dann wird es auch das auslösen, was er, Scharnhorst ähnlich, gewollt hat: das Verständnis und die Liebe zur deutschen Wehrmacht und zum deutschen Staate.

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

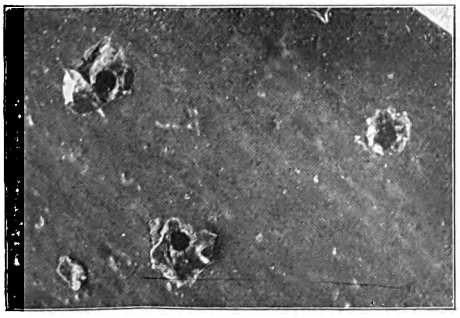
Bilderfälscher, und wie sie entdeckt werden — Der Photograph E. O. Hoppé — Gläser von Murano — Papierplastiken — Tunney von Prof. Eberhard Encke — Chinesische Kunst in Berlin — Gauthiers „Jungfrau von Orleans" — Zu unsern Bildern — Wolfgang Kronsbeins „Beethoven"

Wer Bilder fälscht, ist ein Betrüger. Aber wenn er sein Handwerk gut versteht, muß er ein Künstler sein, und wenn wir in den Zeitungen lesen, daß ein italienischer Bildhauer Werke aus seinem Atelier als Schöpfungen der Renaissance in Massen nach Amerika verfrachtet hat, oder daß falsche Van Goghs zu Dutzenden in den Galerien zahlungskräftiger Mäzene hängen, können wir uns schwerlich einer gewissen Schadenfreude erwehren. Denn es ist in unsrer autoritätsgläubigen Zeit so weit gekommen, daß nur noch wenige Sammler kaufen, was ihnen gefällt. Die meisten kaufen nach dem großen Namen, und wo er fehlt, verlassen sie sich nicht auf die Güte des Kunstwerkes, sondern auf das Gutachten eines Sachverständigen, des Experten. Natürlich ist auch dieser dem Irrtum unterworfen. Ästhetische Werte lassen sich schwer beweisen, und das Gefühl ist oft sehr trügerisch. In vielen Fällen helfen chemische und andere technische Untersuchungsweisen. Was alt, was neu ist, kann man leicht feststellen. Ja man vermag sogar schon die einzelne Künstlerpersönlichkeit zu erkennen, ohne kunstsachverständig zu sein. Man geht dann ähnlich vor wie der Kriminalist in seinem Kampf gegen das Verbrechen. Wir zeigen hier einige Abbildungen, die wir unserm Mitarbeiter Dr. Albert Neuburger verdanken.

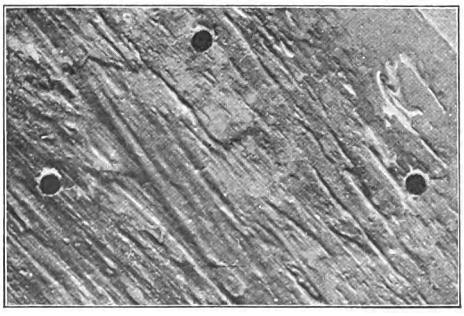


Ausschnitt aus einem angeblichen Frans Hals
Die Röntgen-Aufnahme zeigt, daß die Bildtafel mit Drahtnägeln auf dem Lattenrost befestigt ist. Die Drahtnägelindustrie entstand erst im 19. Jahrhundert

Der Fälscher hat es heute, wie Neuburger sagt, schwer. Man kann beweisen, ob seine Farbe alt oder neu ist, denn die alten enthielten Verunreinigungen, die man heute sorgfältig entfernt; auch war ihr Korn nicht so gleichmäßig wie das der neuen. Für die Untersuchung genügt oft eine Farbprobe in Stecknadelkopfgröße. Wird gar Anilin nachgewiesen, so liegt auf der Hand, daß die Antiquität aus dem 19. Jahrhundert stammen muß. Einfacher ist die Nadelprobe. Stößt man mit einer Nadel in die Farbschicht, so ent-

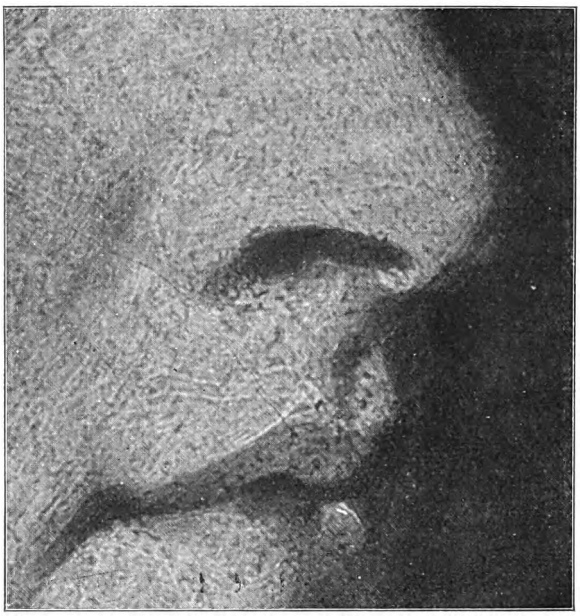


Löcher einer Nadelprobe an einem älteren Meisterbilde



Löcher einer Nadelprobe an einem Bilde der Neuzeit

Digitized by Google



Mikrophotographisches Beispiel der Pinselführung, des Farbenauftrages und der Modellierung Romneys bei einem seiner Porträts

steht bei einem neuen Bild ein rundes Loch; bei einem alten springt die Farbschicht um den Einstich herum auf. Mit Nutzen hat die Kunstwissenschaft die Daktyloskopie in ihren Dienst gestellt. Jeder Maler bringt seinen Daumenabdruck auf seinen Bildern an, denn jeder pflegt durch Auftupfen das Trocknen der Farben nachzuprüfen. Man kennt heute die Fingerabdrücke alter Meister, z. B. Leonardos, dem nunmehr auf Grund der Daktyloskopie die „Madonna im Felsen" in der Londoner Nationalgalerie endgültig zugesprochen werden konnte. Ebenso entscheidend ist die völlig einmalige Pinselführung, der man auf mikrophotographischem Wege nachgeht. Man hat so schon eine stattliche Anzahl falscher Rembrandt, Potter, Teniers, Hals, Watteau, Romney usw. entdeckt. Man geht noch weiter. Mit Hilfe der ultravioletten Strahlen bringt man ans Licht, was der Fälscher durch Rasur oder Übermalung auf ewig getilgt zu haben glaubte. Auch Röntgenstrahlen werden angewandt. Sie haben vor einiger Zeit einen Frans Hals als falsch entlarvt, denn unter dem Malgrund tauchten Drahtstifte auf, mit denen das Malbrett auf einem Rost befestigt war, um das Verziehen des Holzes zu verhindern. Solche Drahtstifte gibt es aber erst seit Beginn des 19. Jahrhunderts, und da sie völlig unter der Malschicht lagen, konnten sie nicht nachträglich eingeschlagen worden sein.

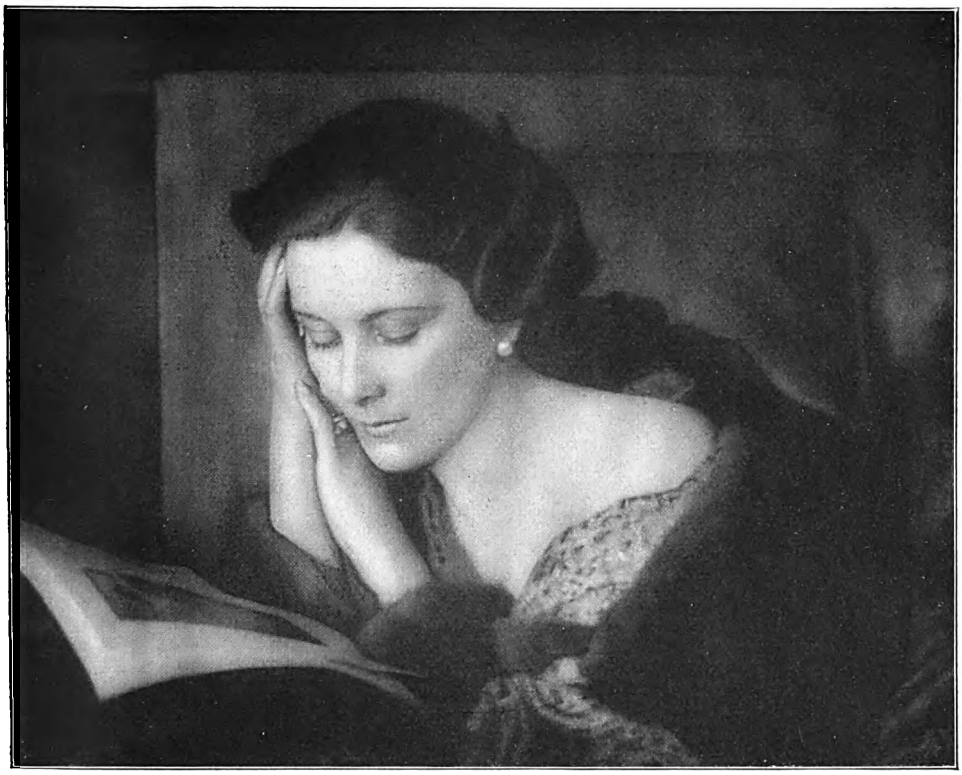
Man sieht, es gibt für den Fälscher keine Rettung vor solchen modernen Methoden. Sein einziger Trost ist der, daß nicht jeder Sammler auch die Wahrheit liebt, sondern sich in einer freundlichen Lüge recht wohlfühlt.

★

Paul Geys Aufsatz in diesem Heft will zeigen, welche neuen Wege die Lichtbildkunst unsrer Tage einschlägt. Die Bilder, die seine Ausführungen illustrieren, wollen dem Leser etwas Überragendes bieten. Es fehlt unter ihnen das Porträt, dessen Verlebendigung dem Liebhaber wie dem Künstler seit mehr als dreißig Jahren am Herzen liegt. Hier gibt es Leistungen, welche nicht zu überbieten sind, und ein so moderner Photograph wie E. O. Hoppé — hier bereits mehrfach besprochen — kann uns nicht überraschen. Aber er zeigt uns mit dem Bildnis Lil Dagovers, daß auch der moderne Photograph für beseelte Schönheit, für lyrische Stimmung empfänglich geblieben ist und nicht bloß für Maschinen und Hoch-

Mikrophotographisches Beispiel von Farbenauftrag, Pinselführung und Modellierung eines gefälschten Porträts von Romney

Digitized by Google



Lil Dagover. Aufnahme von E. O. Hoppé

häuser schwärmt, die in unseren Tagen als die Entdeckungen der Lichtbildkunst gelten.

★

Bereits im 13. Jahrhundert bildeten die venezianischen Glasmacher zu Murano eine Zunft, und jahrhundertelang waren ihre Erzeugnisse in aller Welt berühmt und begehrt. Man machte Gefäße und Spiegel, später, im Rokoko, vorzugsweise Perlen. Der Name Murano klang märchenhaft, wunderbar, als der Ort längst nicht mehr die erste Stelle auf diesem Gebiet einnahm und seine Industrie verfiel. Zu wirklich neuartigen Schöpfungen ist man auch heute noch nicht wieder in Murano gekommen. Aber die von Salviati, Rodi und Vernini hergestellten Gläser sind technisch vollendet schön, und mancher liebt die alten bewährten Muster, welche sie bevorzugen, mehr als neue, fragwürdige Versuche.

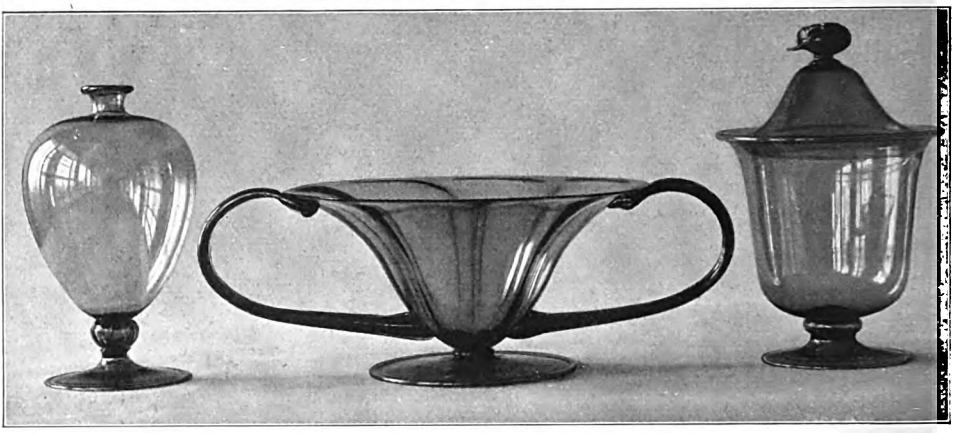
★

Jeder Junge, der sich einen Papierhelm knifft und mit einem Buschen aus gerollten Papierstreifen versieht, weiß, wie ausdruckskräftig dieses einfache Material ist. Das Kunstgewerbe hat sich lange nicht darum gekümmert, und auf der Kölner Pressa des vorigen Jahres machte es Aufsehen, als Otto Hirth von der Kölner Kunstgewerbeschule mit Papierplastiken auftrat, die selbst große Räume monumental beherrschten. Hirth macht diese Dinge seit etwa zwei Jahren und findet, daß das Papier Formen von unerschöpflichem Reichtum ermöglicht, freilich nur abstrakte, natürliche würden dem Stoff widersprechen. Wir zeigen ein Beispiel. Der Leser kann daran erkennen: wenn das Papier gebogen wird, befindet es sich in Spannung. Diese im Bunde mit der Schattenwirkung macht den Reiz der Papierplastik aus. Farbe kann ihn nicht erhöhen.

★

In neuerer Zeit gibt der Sport nicht nur dem Kunstgewerbler, sondern auch dem Bildhauer Aufträge. Jede Stadt, die sich einen Sportplatz anlegt, wünscht, ihn mit einem Kunstwerk zu schmücken. Eberhard Encke hat den weltberühmten Boxmeister Tunney gebildet, ein Werk voll starker Spannung und von harmonischer Schönheit. Encke, Mitglied und Senator der Berliner Akademie, war Schüler Louis Tuaillons, des klassischen Meisters der Amazone. Eins seiner Hauptwerke, die Rosselenker auf der Deutschen Botschaft zu St. Petersburg, ist im Kriege vernichtet worden. Ein andres, eine Faustkämpfergruppe, schmückt den Preußenpark zu Berlin. Encke ist 1881 geboren. Ein Vorfahr von

Digitized by Google



Murano-Gläser

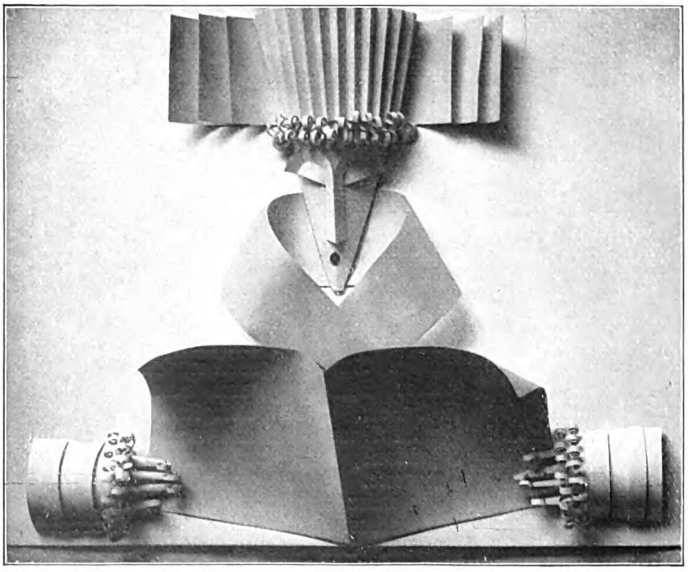
ihm ist der berühmte Astronom Encke in Berlin gewesen.

*

Ein echtes und großes künstlerisches Ereignis findet auch heute noch sein Publikum. Monatelang war die Ausstellung der Berliner Akademie am Pariser Platz gut besucht. Was gab es zu sehen? Chinesische Kunst.

Die Ausstellung war — das mag vorweg mit schuldiger Hochachtung festgestellt sein — ein Ereignis für Gelehrte und Sammler. Noch nie in Europa ist die chinesische Kunst in ihrem ganzen Umfang und ganzen Verlauf (mit Ausnahme selbstverständlich der Baukunst) so vollständig und so hochwertig gezeigt worden. Sie wurde in Berlin von ihren Anfängen um 2000 v. Chr. bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts vorgeführt, und es war ein Bild von unerhörtem Glanz. Aus In- und Ausland, aus Museen und privaten Sammlungen hatte man die herrlichsten Stücke zusammengebracht. Neben den Werken aus der Ming- und Mandschu-Zeit (vom 14. Jahrhundert ab), die den Europäer namentlich des Rokokos zuerst bezauberten, erregten stärkste Aufmerksamkeit die Schöpfungen der älteren Kunst, welche uns, z. T. durch Ausgrabungen, erst seit etwa dreißig Jahren bekannt geworden sind. Hierher gehört z. B. das erstaunliche Bronzegefäß für Opferwein in Gestalt einer Eule.

Aus dem wissenschaftlich wertvollen Katalog, der jedes der 1100 ausgestellten Kunstwerke, wenn auch nur klein, als bloße Gedächtnisstütze, abbildet, kann man lernen, daß Asoras Engel und Kalavinka eine Art Sirenen sind, wie lange die Han-Dynastie regiert hat, wann der Buddhismus eingedrungen ist und verfolgt wurde und wann Malerei oder Töpferei am üppigsten geblüht haben. Das ist wunderschön, aber nur wenige Besucher gehen um der Erwerbung oder Vertiefung solcher Kenntnisse willen in eine Ausstellung. Was die Menschen hier anzog, war das überwältigende Bild einer trotz allem Wandel einheitlichen Kultur, die dem Ehrlichen und



Papierplastik von Otto Hirth-Köln a. Rh.

Digitized by Google

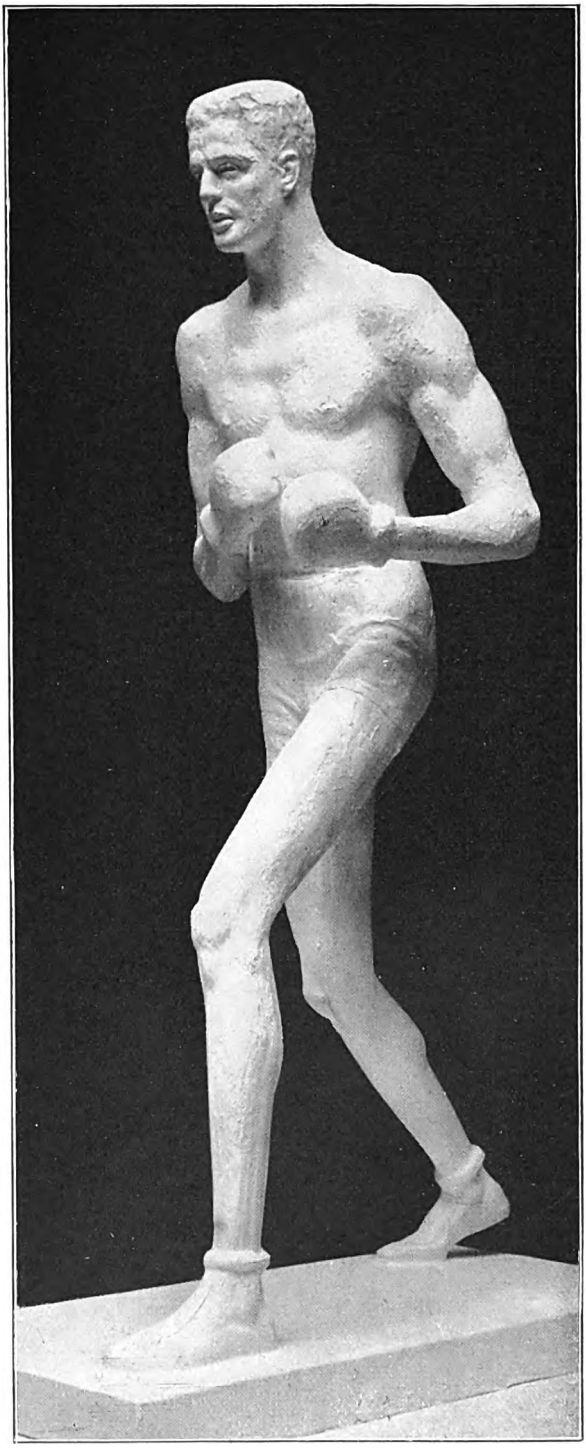
Fleißigen nicht weniger Ordnung verbürgte als unser Staat und vielleicht mehr Behagen, wenn wir den Kindern und Frauen, den Tänzerinnen und Musikantinnen, den Mandarinen und Tempelwächtern, den Kameltreibern und Priestern trauen dürfen, wie sie vor uns stehen, zierlicher und heiterer als die Figuren von Tanagra, unerhört in ihrem Naturalismus.

★

In der französischen Kunst der letzten hundert Jahre nimmt die Darstellung der Jungfrau von Orleans einen breiten Raum ein. Lange bevor sie selig und heilig gesprochen wurde (1904 und 1920), ist sie die Heldin und Heilige Frankreichs geworden. Die Künstler, Maler, Bildhauer, Illustratoren haben sie sehr verschieden aufgefaßt, als Heroine und Bauernmädchen, als Ekstatische und als „zitterndes Gefäß des Herrn", und jede dieser Gestalten wird wohl etwas von dem treffen, was die Hirtin von Domremy zu ihrer großen historischen Sendung wie zu ihrem tragischen Untergang befähigt hat. Höchst wirkungsvoll ist Gauthiers neues Bild, das sie als einfaches, etwas verträumtes Mädchen in lichter Unschuld unter schwarzen Eisenreitern zeigt. Merkwürdig berührt uns, daß die Motorradfahrer sie, die vor 500 Jahren in Orleans einzog, sich zur Schutzpatronin erkoren haben. Aber auch das ist ein Zeichen, wie lebendig und volkstümlich die junge Heilige geblieben ist.

★

Ein feierlicher Klang eröffnet das Heft. Diese „Bäuerin aus Grundlsee" ist echt. Mit keinem Pinselstrich ist der Künstler der Natur untreu geworden. Aber es überrascht uns nicht, wenn wir hören, daß der in der Mitte der dreißiger Jahre stehende Wiener Victor Hammer sich in Settignano bei Florenz niedergelassen hat. Etwas von der plastischen Bestimmtheit florentinischer Kunst steckt in diesem Bildnis und macht es so eindrucksstark, so groß. — Der Düsseldorfer Theo Champion zählt zu den seltenen Malern, deren Werke sich leicht einprägen, weil sie sein eigentümliches Wesen stark und unmißverständlich ausdrücken. Auch seine



Der Boxer G. Tunney
Bildwerk von Eberhard Encke

Digitized by Google

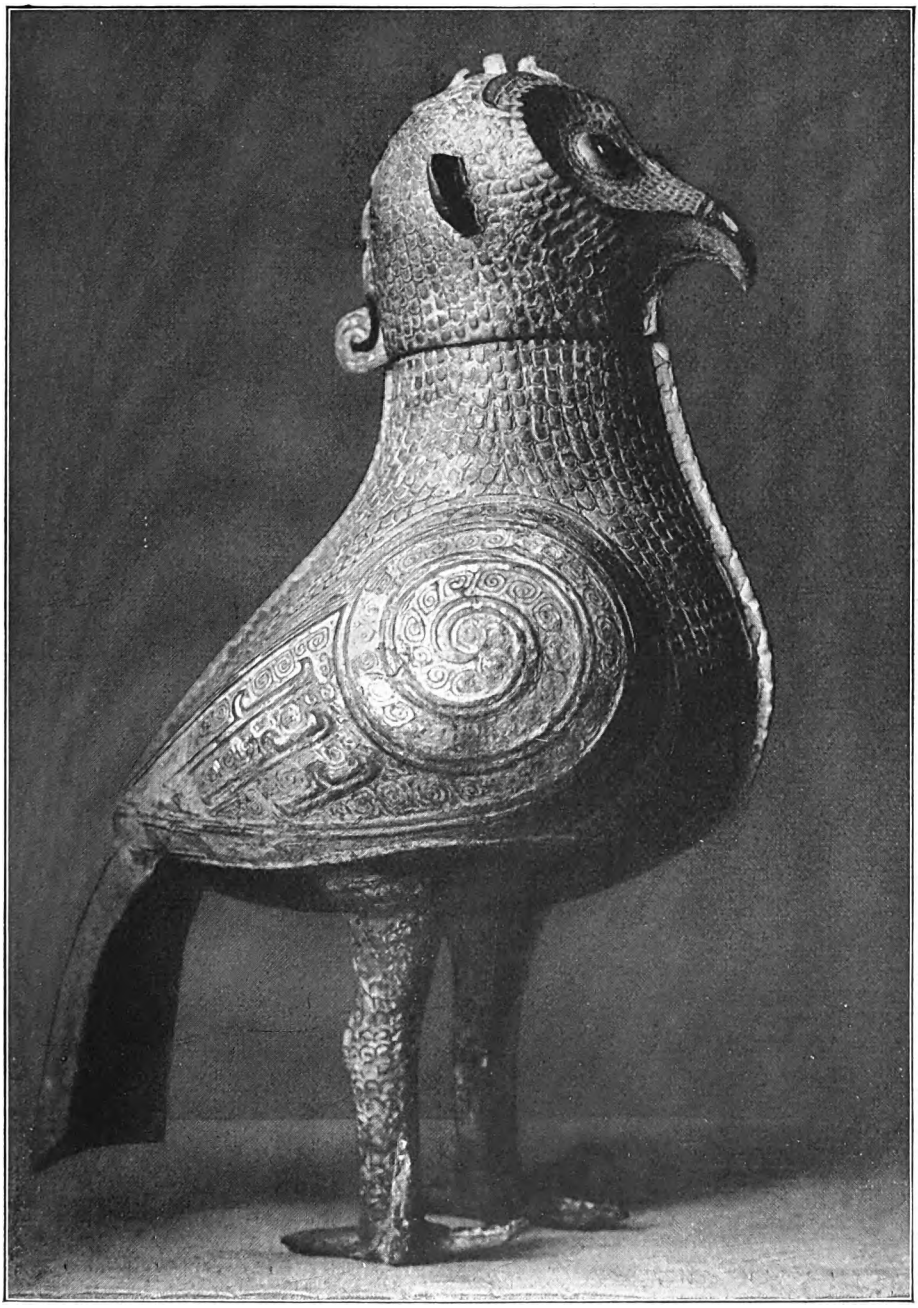
„Rheinpromenade“ (zw. S. 128/129) zählt zu diesen unvergeßlichen Bildern. Champions Familie stammt aus Frankreich; sein Urgroßvater fiel als französischer Hauptmann bei Leipzig. Er selbst ist, auch äußerlich in seiner Blondheit, ein guter Deutscher geworden, der in der Hölle vor Verdun schwer verwundet wurde. Seine Bilder sind eigentlich recht alltäglich. Aber er sieht den einfachen Vorwurf mit einer uns wohltätigen Romantik an. Er malt die durch den Menschen beeinflußte, oft zerstörte Natur wie Bahnstrecken, eine Fabrikmauer, die an einem einsamen Bäumchen vorüberläuft, geometrische Sportplätze und dergleichen. — Mit Anton Kralj stellen wir den Lesern einen der bedeutendsten slowenischen Maler der Gegenwart vor. 1900 geboren, hat er sich unter der Leitung seines Bruders Franz mit der Kunst beschäftigt und seit 1922 in Prag studiert. Er wohnt und schafft mit seinem Bruder zusammen in Laibach. Anton Kralj hat es verstanden, den Expressionismus, der auch in seiner Heimat eine Sache für wenige war, volkstümlich umzubilden. Seine „Slowenische Hochzeit“ arbeitet mit Mitteln kubistischer und primitiver Kunst, aber über die befremdliche Form siegt ein verständlicher Gehalt: diese Gestalten

Weltenwächter. Holzbildwerk
Bemalung auf Kreidegrund
Tang-Dynastie, 618—906
Paris, Museum Guimet

Rauchende Chinesin. Porzellan. Schmelzfarben auf gebranntem Scherben (Email sur biscuit). K'ang-hsi Frühzeit 1662—1722
Sammlung H. v. Klemperer, Berlin

sind lebendig und vor allem: sie sind fröhlich (zw. S. 136 u. 137). — Auf der Münchner Glaspalast-Ausstellung des vergangenen Jahres wurde im Rahmen einer Sonderausstellung schweizerischer Kunst das Gedächtnis Arnold Böcklins erneuert, ja auch für den Kenner erweitert, indem hier eine große Anzahl unbekannter Werke aus Privatbesitz zusammengetragen worden waren. Eins der stärksten waren „Die Nonnen beim Kirchgang“, wuchtig und kühn in der Komposition, schlicht und groß in der Form und unvergeßlich das eine, einzige Antlitz, das uns halb zugewandt ist. Man stand vor dem Bilde mit dem Gefühl der Scham, daß dieser Künstler zweimal, bei Lebzeiten und nach seinem Tode, von

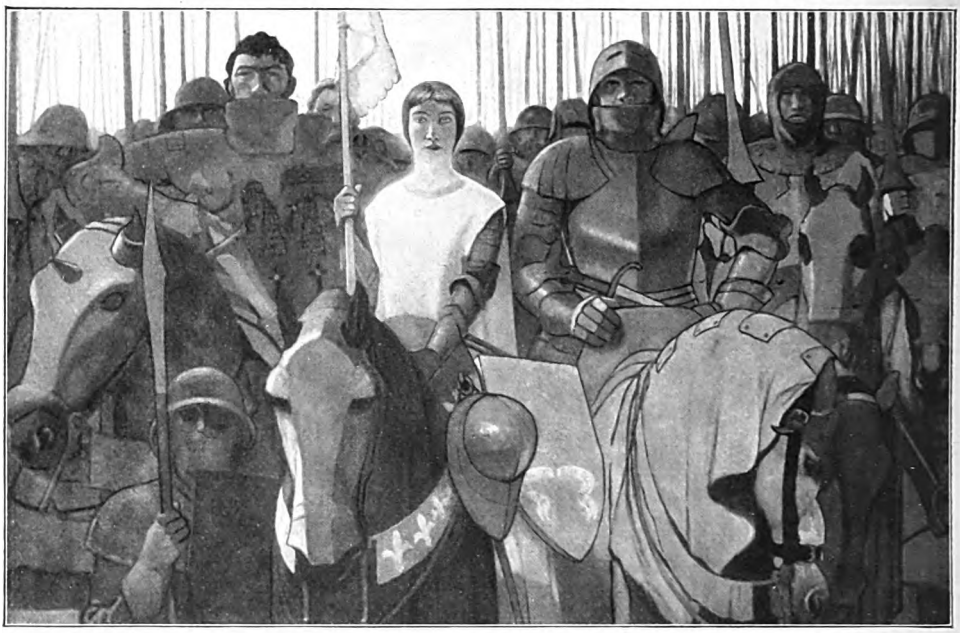
Digitized by Google



Gefäß für Opferwein in Gestalt einer Eule mit flach eingeschnittenen schuppigen Federn und Ornamenten
Bronze mit türkisfarbener Patina (Chou-Dynastie, 1122—255 v. Chr.). Sammlung Bliß, Washington

Dummheit und Hochmut verkannt werden konnte (zw. S. 144/145). — Albert Hußmanns Hauptgebiet ist das Tier. 1874 in Lüdingworth bei Cuxhaven geboren, hat er in Berlin studiert und arbeitet auch jetzt noch dort. Unter seinen Anregern ist Paul Meyerheim zu nennen. Sein wichtigstes Werk ist eine vom preußischen Staat angekaufte „Sterbende Amazone". Seine „Letzte Kurve" zeigt, wie glücklich ihm dramatische Bewe-

Digitized by Google



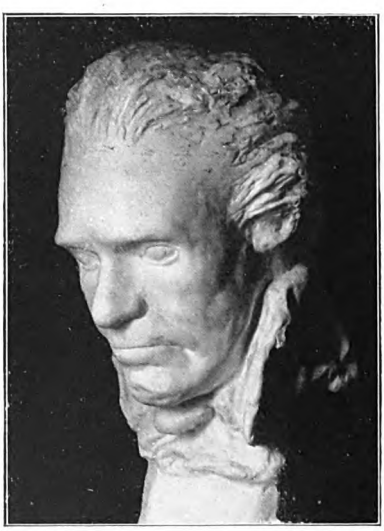
Die Jungfrau von Orleans, die Schutzpatronin der Motorfahrer. Gemälde von G. Gauthier

gung zu gestalten vergönnt ist (zw. S. 152 u. 153). — Robert E. Stübner zeigt auch in seinem „Café Josty", wie ausgezeichnet er ein vielfiguriges Bild zu komponieren versteht und wie virtuos er weltstädtisches Leben meistert (zw. S. 200/201). — „Am Spiegel" von Prof. Rudolf Nießl (zw. S. 224/225) ist ein Werk jener Münchner Kunst, die sich ehedem die Welt zu erobern gewußt hat.

★

Zu den wertvollsten Beiträgen dieses Heftes zählt gewiß des berühmten Juristen Rudolf Stammler Aufsatz „Rechtliche Verwicklungen Beethovens". Dieser Aufsatz wird, vervollständigt, den zweiten Band des „Deutschen Rechtslebens in alter und neuer Zeit" schmücken, in dem der Verfasser lehrreiche Rechtsfälle des 19. Jahrhunderts behandeln wird, mit dem Ernst der Wissenschaft, der Anmut der Darstellung, die den ersten, im Augustheft 1928 besprochenen Band auszeichnen. — Er erlebt seine Helden künstlerisch mit derselben Kraft der Anschauung und Gestaltung wie der Bildhauer und Maler Wolfgang Kronsbein, dem wir die hier zum erstenmal veröffentlichte Beethoven-Büste verdanken. Einen Friedrich den Großen Kronsbeins hat die Meißner Manufaktur erworben. In seinem Beethoven gestaltet er die revolutionäre Leidenschaft des Genius.

P. W.



Ludwig van Beethoven
Bildwerk von Wolfgang Kronsbein

Herausgeber: Paul Oskar Höcker und Dr. Paul Weiglin
Verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin — Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien I. Verantwortlich: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Digitized by Google

Der Beobachter

Hinter den Kulissen des Radio

* Man sollte meinen, daß das Radio keine Kulissen hat, weil es nicht aufs Auge wirkt, also auch keine Begrenzung eines Bildes braucht, keinen geheimnisvollen Raum, in dem der Akteur verschwindet, wenn er aufhört, sichtbar zu sein.

Aber gerade weil der Akteur beim Radio unsichtbar ist, gibt es den ungenierten und geheimnisvollen Raum „hinter den Kulissen". Es gibt die Bühne vor dem Aufnahmeapparat, doppelt geheimnisvoll, weil sie als Ganzes von vornherein dazu bestimmt ist, dem Hörer nie sichtbar zu sein.

Wilhelm Tell tritt in Hemdsärmeln auf. Er hat auch Krawatte und Kragen abgenommen und — um der bequemeren Stimmentfaltung halber — den obersten Knopf des Hemds geöffnet. Er denkt gar nicht daran, die Hornbrille abzunehmen und seine Weitsichtigkeit zu verbergen; er braucht das Augenglas, da er die oft gespielte Rolle hier im Radio ja abliest.

Wie denn? Es stehen also Wilhelm Tell und alle anderen vor dem Aufnahmeapparat, die Hände in den Hosentaschen, völlig unbewegt, rufen die tönenden Worte nach der kleinen Fläche hin, die sie aufnimmt, sind nur in der Tongebung bedrückt, freiheitsdurstig und aufgeregt und sind es in ihren Bewegungen gar nicht? Nein, so ist es nicht. Und weil es anders ist, sehe ich, mein Vergnügen am Zuschauen verbergend, manchmal so gern eine Stunde der Radiobühne zu.

Der Schauspieler, der fürs Radio spielt, kommt doch fast immer vom Theater. Deshalb ist er gewöhnt, seinen Körper im Sinne der Handlung zu bewegen, sein Wort mit Gesten zu begleiten. Bewegung und Geste sind hier im Radio völlig überflüssig. Aber er kann es nicht lassen. Er kann nicht nur fürs Ohr aufgeregt sein, er muß „spielen"; die Hand bleibt nicht in der Hosentasche. Der hemdsärmelige, kragenlose Tell mit der Brille auf der Nase fuchtelt vor dem Aufnahmeapparat, den es doch gar nicht interessiert, gewaltig mit den Armen. Er benimmt sich wie etwa auf einer Probe fürs Theater. Er kann nicht anders. Oder besser gesagt: er kann noch nicht anders.

Wahrscheinlich wächst eine Generation von Radio-Spielern heran, die alle Kraft und Intensität auf das konzentriert, was im Radio wirklich wirkt. Der Radio-Spieler ist erst im Beginn des Weges, der zu diesem Zustand führt.

Was im Radio wirkt, ist nicht etwa nur das Akustische. Eine Rütli-Szene, bei der Solisten und Komparserie auf einem Haufen stillestänben, wäre für den Hörer tödlich langweilig, so eifrig sich die Schauspieler auch stimmlich bemühten. Denn im Radio ist „Bewegung" in dem Sinne sehr wohl bemerkbar, daß Melchthal, Stauffacher, Winkelried, der Pfarrer, der Jäger, der Fischer und alle anderen in der Rütli-Szene kommen und gehen müssen, aus dem Hintergrunde reden und vorn „an der Rampe", daß Rufe aus dem Gedränge zu kommen haben und anderes vom erhöhten Platz zu sprechen ist. Nur

Jugendliche Frische

bezaubert jedermann.
Erhalte sie Dir
durch täglichen Genuss
von

Kasseler Hafer-Kakao

Nur echt
in blauen Schachteln zu M 1.–
nie lose.

Digitized by Google

Die Energie der von künstlichen Lichtquellen ausgesandten ultra-roten (Wärme-) Strahlen ist etwa 19 mal größer, als diejenige der sichtbaren Strahlen. Das Auge muß auch diese unsichtbaren, für das Sehen völlig überflüssigen Strahlen aufnehmen.

Die neuen Zeiss-URO-Punktalgläser dämpfen die ultra-roten Strahlen auf ein erträgliches Maß und gleichen den Lichteindruck dem des Tageslichtes an. Wer viel bei künstlichem Licht arbeitet, wird sich ihrer wohltuenden Wirkung bald bewußt werden.

ZEISS

URO-Punktal

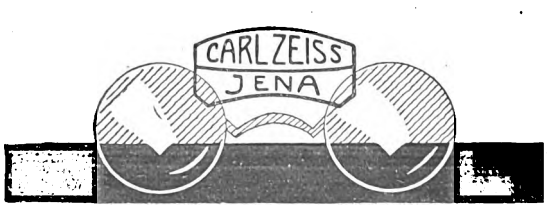
Augengläser

Besonders angenehm zu tragen an heißen Tagen und bei künstlichem Licht

Bezug durch die optischen Fachgeschäfte

Zeiss-Schilder im Schaufenster zeigen Ihnen, wo Zeiss-Erzeugnisse geführt werden. Ausführliche Druckschrift „URO 17" versendet kostenfrei

CARL ZEISS, JENA, BERLIN, HAMBURG, KÖLN, WIEN.



das Gefuchtel mit den Armen ist nicht vonnöten, der Mondregenbogen ist entbehrlich, das Feuer in der Mitte des Platzes und die Windlichter der Landleute.

Daneben gibt es mancherlei, wovon es noch nicht ganz klar ist, ob es „gemacht" werden muß oder entbehrlich sei. Das sind dann die Fälle, in denen es Streit geben wird zwischen dem Regisseur und dem Schauspieler, aber weniger heftigen Streit als beim Theater, weil ja der Schauspieler, wenn er „verzichtet", auf eine weniger schmerzliche Art verzichtet als beim Theater.

Das Rütli war, als ich den „Wilhelm Tell" auf der Radiobühne „sah", ein Durcheinander von Podien und Holzstufen, Zivilisten polterten hinauf und hinunter, schlichen vorsichtig heran, begrüßten einander lebhaft, kurz: sie waren auf eine höchst absonderliche Art bedrückt und freiheitsdurstig. Einige hielten, als sie zwischen den Podien heranschlichen, die Hände hoch, als trügen sie, wie es beim Theater unerläßlich ist, Fackeln und Windlichter. Aber sie trugen keine.

Der Geßler gar kam — weiß Gott warum? — mit einer Reitgerte zur Tell-Schuß-Szene; fehlte nur, daß er nach Schillers Vorschrift den Jagdfalken auf der Faust hielt.

Und Gertrud legte dem lieben Herrn und Ehewirt Stauffacher zärtlich den Arm auf die Schulter, als sie ihn fragte: „So ernst, mein Freund? Ich kenne dich nicht mehr ..." — Weil es eine besonders gescheite Frau war, die die Gertrud spielte, fragte ich sie nachher: „Warum haben Sie eigentlich — ganz überflüssigerweise — dem Stauffacher den Arm auf die Schulter gelegt?" Sie war keinen Augenblick verlegen: „Ich kenne den X., der den Stauffacher spielt. Ich weiß, er braucht das. Ich hab's nicht etwa meinetwegen getan oder unabsichtlich. Er, der X., braucht es, es hilft ihm."

Die Stauffacher-Spieler, die heute noch in den Theaterschulen sitzen, werden es nicht mehr „brauchen". Sie werden sich, beim Radio heranwachsend, ihre eigene Technik ausbauen, ohne Armfuchteln; sie werden alle Intensität der Radio-Wirkung geben, ohne auf Unwirksames Kraft zu verschwenden.

Der Radio-Spieler ist noch im Anfange seines Weges.

Dr. Arthur Rundt.

Kinderpolizei

* In der amerikanischen Stadt Detroit fällt es jedem Besucher auf, wie anständig und gesittet sich die Jugend des Ortes auf der Straße benimmt. Die Erklärung hierfür liegt darin, daß es dort seit drei Jahren eine Kinderpolizei gibt, das heißt, ein Polizeikorps, dessen Mitglieder Kinder aus allen Ständen sind, vom Arbeiter- bis zum Millionärsprößling.

Der Polizeidirektor der dortigen Stadt hat diese Kinderpolizei eingerichtet, und zwar kam er durch einen Zufall dazu. An einem Feiertag wurde ein Straßenbengel verhaftet, weil er sich den Spaß gemacht hatte, Dynamitpatronen auf die Geleise der Straßenbahn zu legen.

Anstatt nun den Jungen ins Kittchen zu stecken, machte der weise Polizeidirektor ihm in aller Güte den Vorschlag, in die Dienste der Polizei zu treten, um andere junge Übeltäter an ähnlichem grobem Unfug zu verhindern.

Höchst geschmeichelt nahm der Bursche das Anerbieten an und wurde sofort mit einem Polizeistern geschmückt. Die Kunde von dieser ehrenvollen Berufung verbreitete sich bald, und am

Digitized by Google

nächsten Tage umdrängten Hunderte von Jungen das Polizeiamt, die alle zu Polizisten ernannt zu werden wünschten.

Der Polizeidirektor richtete nun eine ganze Kinderpolizeibrigade ein, die jetzt dreihundert „Mann" stark ist. Die neue Einrichtung hat sich als sehr segensreich erwiesen, und mehrere andere amerikanische Städte wollen ebenfalls die Kinderpolizei einführen.

Das Geheimnis des erzieherischen Erfolges beruht hauptsächlich auf dem Umstand, daß es unter den Knaben als höchste Auszeichnung gilt, wie „ein erwachsener Großer" in das Polizeikorps aufgenommen zu werden, und sie sich dann auch wie Große fühlen und ernsthaft benehmen. Wer jedoch sich eines bubenhaften Unfugs und Knabenstreiches schuldig macht, geht dieser Aussicht auf ein volles Jahr verloren und wird auf die „schwarze Liste" gesetzt.

Die Kinderpolizei ist übrigens nicht nur gegen jugendliche Missetäter gerichtet, sondern es kommt nicht selten vor, daß die wachsame junge Schupo mit ihren scharfen Augen auch erwachsene Übertreter der Gesetze erspäht.

F. Silbereisen.

Der Altertumssammler

* Zu den Plaudereien von Dr. Franz Meine (im Maiheft) einige Bemerkungen von anderem Standpunkt. Man muß nicht bloß die alten Schränke und Truhen ehren, sondern auch an den Menschen denken, der sie ererbt hat, der sie besitzt, und da entsteht die Frage: wer hat sich jemals ernstliche Mühe gegeben, der heimatlichen Bevölkerung die Augen für die Heimat und ihre Schätze zu öffnen? Gewiß, manchmal hört man, daß ein Geistlicher sich die Mühe macht, seine Gemeinde einzuführen in die Schätze, die das Gotteshaus oder der Gottesacker bergen. Aber viel seltener hört man, daß jemand kommt und dem Bauern das Schöne in der alten Bauweise, im alten Hausrat, in der alten Tracht und manchen anderen Dingen zeigt. Was auf den Hochschulen Gegenstand eingehender Vorlesungen und Untersuchungen ist, soll der Bauer ganz von selbst wissen und kennen. Und wenn er es nicht kennt, gilt er für dumm.

Gewiß genügten die alten Häuser, Gebrauchsgegenstände, Kleidungsstücke usw. nicht mehr den neuzeitlichen wirtschaftlichen und sonstigen Anforderungen. Wer hat aber die Scheusäler dahin gesetzt, die heute unsere Dörfer verschandeln? War es der Bauer, oder war es der ungebildete Bauhandwerker, Architekt, oder wie er sich sonst nannte? Wer hat den Bauer abgebracht von dem alten Hausrat? War er es oder war es der Möbelhandel, der die scheinglänzenden neuen Dinge brachte, oder war es gar der Städter, der von oben herabsah auf den dummen Bauern, der noch mit grobem Hausrat sich begnügte, während man in der Stadt schon längst diese fein polierten und lackierten Sachen hatte?

Der Hauptfehler liegt darin, daß man vielfach glaubt, ohne den Menschen Heimatpflege und Volkspflege treiben zu können. Und man glaubt, Heimatpflege treiben zu können mitten in der Stadt, wo es auch viel bequemer ist, und man kommt deswegen nicht aufs Dorf, wo es viel schwieriger ist. Ich habe bei Gelegenheit der von mir als Geschäftsführer des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege veranstalteten Dorftage mehrfach den Dorfbewohnern von berufenster Seite Vorträge über ihr Dorf halten

Kostbarstes Geschmeide

vermag nicht jenen natürlichen Schmuck aufzuwiegen, der die Frau so anziehend, so begehrenswert macht: das zartgetönte Pastell einer rosigfrischen, gesunden Haut. Sie im erquickenden Schaum der erlesenen echten

Steckenpferd Lilienmilch-Seife

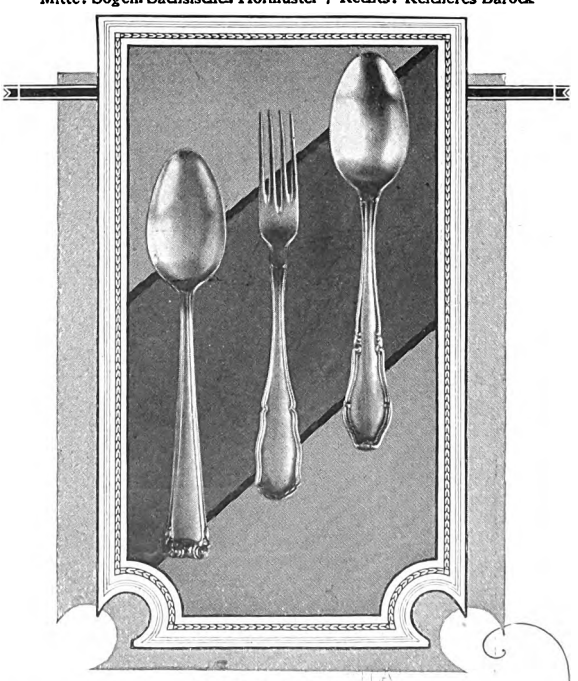
täglich zu pflegen, ist daher oberstes Gebot; denn es gibt nichts, was wohltuender und verjüngender auf sie einwirkte!

Steckenpferd Lilienmilch Seife

BERGMANN & Co. RADEBEUL-DRESDEN

Neben anderen guten Mustern:
Echt Silber mit Marke »Adler« / Versilbert mit Marke »Lokomotive«
Links: Entwurf Professor Karl Groß, Dresden
Mitte: Sogen. Sächsisches Hofmuster / Rechts: Reicheres Barock

SILBERNE BRUCKMANN BESTECKE
BRUCKMANN A.-G. / HEILBRONN a. N. Gegr. 1805
Prospekte zu Diensten
IN DEN FACHGESCHÄFTEN ERHÄLTLICH



Digitized by Google

An der Mosel gefüllte Weine machen Freude

denn das Klima des Erzeugungsgebietes bringt alle Feinheiten zur Entwickelung / Sie sind auch billiger, weil hier der wachsame Weinhändler zum selben Preis oft die Wahl hat zwischen einem nichtssagenden Faß u. einem köstlichen Tropfen / An diesen Vorteilen läßt unsere Preisliste Sie teilhaben / Weinkellereien Eßlen & Reis, Trier a. d. Mosel

Holländerin

Original-Stück 90 Gr. 35 Pf

Überall zu haben

Beliebteste Toiletteseife

Alleinige Hersteller:
Günther & Haußner A.-G.
Chemnitz 16

lassen, auch kleine Führungen veranstaltet, und immer habe ich mich darüber freuen können, mit welch lebhaftem Interesse die einfachen Leute den Ausführungen der Vortragenden oder Führer folgten, und wie außerordentlich nahe sich geistig doch diese Führer und das Dorfvolk standen.

Nach meinem Dafürhalten wird auch die ernste Sammeltätigkeit nur dann als vollberechtigt angesehen werden können, wenn gleichzeitig damit eine tiefgehende Belehrung und Erziehung des Landvolkes über Heimatwerte und zur Heimat hin Platz greift.

Und noch eins muß gesagt werden. Viele von denen, die alte Bauweisen, alte Bauernhäuser, alte bäuerliche Einrichtungen preisen, wohnen in modernen Häusern und würden in vielen Fällen gar nicht leicht zu bewegen sein, in ein von ihnen gepriesenes wertvolles Baudenkmal der Stadt zu ziehen. Da liegt doch vielleicht der Schlüssel zum ganzen Problem. Die Verbindung zwischen Vergangenheit und Gegenwart ist noch nicht da. Und wo wir versuchen, mit Volkskunstwerkstätten verschiedenster Art der breiten Schicht der Bevölkerung wieder etwas zu geben, was echt und gut und schön ist, da werden Preise verlangt, die der einfache Mann nicht zahlen kann oder nicht zahlen will, und deswegen blüht immer noch das Geschäft der Möbelbasare — und das Geschäft der Altertumshändler.

Diese Zusammenhänge führen tiefer. Sie zeigen, daß man erst dann die Lösung als befriedigend ansehen kann, wenn es wieder gelingt, in den Dörfern oder den Kleinstädten, die mit ihnen eng zusammenhängen, eine neue Heimatkunst entstehen zu lassen, wenn es gelingt, die Befriedigung persönlichster Bedürfnisse soweit von dem maschinellen Massenbetrieb zu befreien, daß eben das Persönliche und Heimatliche voll zu seinem Recht kommen kann. Fr. Lembke.

Das Reskript

* Aus den Papieren eines alten Mannes entnehme ich die Begebenheit, die ich im nachfolgenden erzähle:

„Der große Freiherr vom Stein, beginnt er, als er noch an der Mindenschen Kammer saß als Oberpräsident, war ein Mann, der eben die Vierzig begonnen hatte und von dem man noch nicht wußte, was er einmal für Preußen bedeuten würde. Zu jener Zeit, 1796 und 1797, war ich noch Kanzleidiener an der Kammer, wiewohl ich schon eigentlich in jenem Alter war, wo man die alten morschen Beine füglich an dem warmen Ofen hätte ausstrecken sollen.

Gehe ich da eines Morgens wieder zu Stein und habe die Mappe mit den Papieren unter dem Arm und denke, indem ich eben vor der Türe zu seinem Zimmer stehe, daß ich klüglich noch einmal nachsehen sollte, ob auch alles in Ordnung sei. Denn ihm war nichts mehr zuwider als halbe Arbeit. Gut, sage ich mir und bin beruhigt, doch damit fällt mir auch schon ein Nasentröpflein auf das blitzsaubere Papier und mitten hinein in die Zeilen. Ei, meiner Seel — ich bin ein Kind des Todes, wenn ich ihm das Papier in dem Zustand überbringe; ich nehme das Taschentuch und trockne es auf und stehe im Dunkel des langen Flurs, vor der Tür des Stein, dessen Schritte ich von drinnen vernehme. Nun klopfe ich an und finde ihn schon wieder, indem ich eintrete, hinter den

Digitized by Google

Büchern und Papieren sitzen. Ich lege ihm das Reskript vor. „Zum Unterschreiben, Euer Gnaden," sage ich. Darüber aber wird es mir auch schon angst und bange, wie ich seine bösen, forschen Augen von der Seite her betrachte und die Falten über die hohe, glatte Diplomatenstirn laufen sehe; er liest es vom ersten Worte an durch, andächtig, ruhig, und läßt die Feder mit den Zeilen gehen, damit er nichts übersehe. Und die schmalen, harten Lippen hat er dabei dünn zusammengekniffen und das spitze Kinn vorgeschoben, so daß ich nicht sehe, wie er die Augen jetzt groß aufsperrt und den kleinen Fleck, eben den vermaledeiten Nasentupfer, anstarrt, der sich, obwohl verwischt, über drei Zeilen hinüber erstreckt; und da zeigt er auch schon mit dem Federkiel darauf und spricht mich hart von der Seite an:

„Will Er sein klebrig Siegel daraufsetzen oder soll das etwan ein Reskript und Reinlichkeit bedeuten?" spricht er, indem er weiterliest. Ich sage, salva venia, ein Wassertröpflein sei mir von ungefähr daraufgekommen; papperlapapp, schimpft er weiter, ein Wassertröpflein oder kein Wassertröpflein, er hege nicht Lust, ein unordentlich Reskript zu unterschreiben, ob man vielleicht auch eine Suppe mit Appetit essen könne, in der ein Haar sei, — und hat dieweil doch den Namen daruntergesetzt.

„Da!" sagt er und legt die Feder nieder. Nun wage ich nichts mehr zu erwidern, ich habe meine Hände schon nicht mehr in der Gewalt und denke mich ungeschoren aus dem Zimmer zu machen, wie ich den Stein jetzt ungeduldig dasitzen und zum Fenster hinausblicken sehe; und ich will da die Sandbüchse vor mir nehmen, um den Sand darüber auszustreuen, o ihr Heiligen im Himmel, der Henker hat mir das Tintenfaß in die Hand gegeben, daß ich es jetzo statt des Sandes quer über das Reskript ausgieße und über die Bücher und Schriften. „Zum Teufel," brüllt da der Stein und springt vor mir in die Höhe, daß der Stuhl hinter ihm umpoltert, — und abermals: „Zum Teufel, ist Er toll?" Und besieht seine Beinkleider, ob nicht ein Tintenfleck daran ist. Und: daß Ihn der Satan reite, schimpft er mit lauter Stimme und reißt zurück, was noch zu retten ist. „Sperr Er nicht Maul und Nase auf, sieht Er nicht, was Er da angestellt hat?" Da schlägt mir das Herz zum Halse hinauf, ich werde abwechselnd rot und blaß, wie angebunden stehe ich da und rühre mich nicht von der Stelle vor Schreck. Und da packt ihn der Zorn noch grimmiger und die Ader schwillt ihm über der Stirne an. Und wie er jetzt plötzlich das tintennasse Papier vom Tische nimmt und es gegen mich hochhebt, da rufe ich: „Ach, Euer Gnaden werden doch nicht...!" und schon habe ich die Bescherung im Gesicht, daß mir die Tinte über Stirn und Backen rinnt. Ich spüre das Naß auf den Lippen und über dem Kragen und kann für Augenblicke keinen Deut vor mir sehen, weiß nicht, wie mir armem Manne plötzlich ist...

Und während ich nach dem Taschentuche suche und suche, da sagt er und springt zu mir her: „Da hat Er sein verdammtes Reskript!" Aber wie ich jetzo ängstlich atme und die Tinte erst aus den Augen wische, da sehe ich, wie er mit einemmal weicher und milder wird und mich am Ärmel packt und zum Waschbecken zerrt, „Na!" sagt er, „mach' Er die Sache nicht gar zu schlimm!" Und damit hat er das Handtuch schon triefnaß gemacht und wischt und scheuert mir durch das ganze Gesicht. Und redet begütigend und schimpfend zugleich in einem Atem auf mich

Was tun Sie von 19–21 Uhr?

Sie erholen sich, Sie gehen aus — und das ist gut so!

Aber wie wäre es, wenn Sie ein Drittel dieser Zeit so anlegten, dass Sie nicht nur mehrere Tage Freude daran hätten, sondern auch jahrelangen Nutzen?

Wenn Sie jeden Tag nur kurze Zeit Sprachstudien treiben würden, könnten Sie in einem halben Jahre eine fremde Sprache für jeden praktischen Zweck einwandfrei sprechen, schreiben und lesen. Im Beruf würde Ihr Sprachwissen den Wert Ihrer Arbeit erhöhen, Sie könnten mehr verdienen. Wenn nicht heute, dann morgen in einer anderen Stellung. —

Viele tausend Schüler der Methode Toussaint-Langenscheidt haben die Probe auf dieses Exempel gemacht und sie sind gut dabei gefahren. Folgen Sie ihrem Beispiel! Auch für Sie lohnt es sich. Lernen Sie nach der

Methode Toussaint-Langenscheidt

die Fremdsprache, die Ihnen in Ihrem Beruf am meisten nützt!

Ueberzeugen Sie sich aber vorher selbst von der interessanten Art, in der die Methode Toussaint-Langenscheidt Ihnen diese Sprachkenntnisse beibringt: verlangen Sie durch den nebenstehenden Abschnitt eine Probelektion ihres Unterrichts! Sie erhalten sie kostenfrei, Sie gehen keine Verbindlichkeit dadurch ein! Sie finden in dieser Gratislektion neben der Einführung in die fremde Sprache auch viele Beispiele aus der Praxis, die Ihnen deutlich zeigen, wie nützlich Sprachkenntnisse für jeden Beruf und in jedem Alter sein können. Benutzen Sie den Gutschein aber gleich heute. Es liegt in Ihrem Interesse!

Ich ersuche um Zusendung der in „Velhag. & Klas. Monatsh." angebotenen Probelektion der

.....

Sprache, kostenlos, portofrei und unverbindlich.
510]

Name: .....

Beruf: .....

Ort u. Str.: .....

Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlg.
(Prof. G. Langenscheidt)
G. m. b. H.
Berlin - Schöneberg

Digitized by Google

Deutsch-Handdruck Schürzen

führt
jedes
bessere
Spezialgeschäft

Wo nicht zu haben, wende man sich an:

Chr. Deutsch / Schwäb. Hall

Probeschürze »HALL 151« Mk. 5.80 postfrei gegen Vorauszahlung auf mein Postsch.-Konto 5035 Stuttgart (unter Nachnahme 50 Pfg. mehr)

Wiederverkäufer fordern Spezialangebot H/E2

Früher so nervös und gealtert vor der Zeit

Heute um Jahre verjüngt

durch den wissenschaftlich fundierten Nerven-Nährstoff

BIOCITIN Schachtel 1.90 M.

Hergestellt nach dem Verfahren von Prof. Habermann. Darum: Setz deine Nerven in Stand! Nimm Biocitin! Erhältlich in Apotheken u. Drogenhandl. Drucksachen kostenlos. Biocitinfabrik, Berlin SW. 29/V.

ein. Ich halte sorgsam, ängstlich wie ein Kind still; es tut mir wohl, seine Ängstlichkeit und sein Mitleid zu sehen, und denke, er ist ein guter, wahrer Mann, der seinen Zorn eingesehen hat, und halte lächelnd still. Und als ich wieder ganz in Ordnung bin, aber die Backen und Augen mir doch ein wenig brennen ob der gewaltsamen Säuberung, da nimmt er mich um beide Schultern und sieht mich mit großen Augen gütig an.

„Sei Er mir nicht böse, Alter," spricht er, „so wollt' ich doch, daß Er mir nichts nachträgt ... Weiß Er, es ist ein wenig zu rasch über mich gekommen, Er wird das kennen!" Und greift in die Tasche und drückt mir einen doppelten Friedrichsd'or in die Hand und schiebt mich mit guter Miene hinaus und meint: „Laß Er sich von Seiner Frau in Ordnung bringen!"

Das war der große Stein, der nachmalig Minister wurde in Preußen, aber daß er nicht nur groß war in seinem Diplomatenhandwerk, sondern in dem Herzen, meiner Seel, das habe ich damals an der Mindenschen Kammer erfahren. Wie sagte er damals noch? ‚So wollte ich doch, daß er mir nichts nachträgt.' Und ich war ja nur Kanzleidiener damals."

Alfred Petto.

Anekdoten

Die verbesserte biblische Geschichte

* Der gewalttätige, wegen seiner Strenge gefürchtete schwäbische Konsistorialrat Frommann ließ einen Landpfarrer, von dem er erfahren hatte, daß er bei einer Hochzeit ein wenig zu viel dem Wein zugesprochen habe, vor sich kommen und verbot ihm, jemals wieder an einer Hochzeit teilzunehmen. Auf die schüchterne Entgegnung des Pfarrers, der Heiland habe doch auch an einer Hochzeit teilgenommen, schlug der Konsistorialrat auf den Tisch und sagte: „Ja, aber der Heiland hätte auch besser getan, wegzubleiben." Rm.

*

Tüchtige Agenten

* Jemand sprach dem berühmten Arzt Hufeland seine Verwunderung darüber aus, daß sein Wartezimmer stets von Patienten überfüllt sei.

„Das ist sehr einfach," sagte Hufeland, „denn ich habe ja auch drei tüchtige Agenten, die mir die Patienten zuführen, sie heißen: Armut, Unmäßigkeit und Einbildung." E. K.

*

Der Sänger Gorki

* Maxim Gorki wirkte bekanntlich eine Zeitlang als Sänger an einem Operntheater, doch ohne Erfolg. Einmal gab er in einer Gesellschaft eine Arie zum Besten. Einer von den Anwesenden wandte sich zu seinem Nachbar mit den Worten: „Lieben Sie Musik?"

„Ja."

„Kommen Sie, gehen wir ins Café gegenüber!"

Nach diesem Ereignis verließ Gorki das Operntheater und wurde Gehilfe in einer Semmelbäckerei. Xankiz.

*

Ein Absalon

* Der große Naturforscher Buffon hatte einen ungeratenen Sohn. In einer Gesellschaft kam die Rede auf diesen. Da sagte Choiseul: „Er ist das traurigste Kapitel aus der Naturgeschichte seines Vaters." H. R.

Digitized by Google

Der Beobachter

Berliner Bühnen

Es war ein großer Erfolg für das Staatstheater in Berlin. Man hat wochenlang Abend für Abend den „Ödipus" nach Sophokles geben können. Viele Tausende hat Kortner in der Titelrolle ergriffen, und manchem mag es als ein Verdienst erscheinen, daß die große Tragödie überhaupt einmal wieder Platz auf einer Berliner Bühne fand, gleichviel wie.

Dieses Wie fordert freilich zur Kritik heraus. Die Macht des Spielleiters und des Bearbeiters hat sich auch dieses Werks bemächtigt, und der alte Dichter muß sich ähnliche Gewalttätigkeiten gefallen lassen wie lebende Autoren, die vor aller Öffentlichkeit Klage darüber führen, daß sie ihre eigenen Werke in den Aufführungen unsrer Bühnen nicht wiedererkennen. Das Theater hat die Herrschaft über die Dichtung an sich gerissen. Der Regisseur ist wichtiger als der Poet oder dünkt es sich wenigstens zu sein. Und selbst die großen Denkmale der Weltliteratur sind vor solchen Zugriffen nicht sicher. Wir haben in diesem Winter erlebt, daß Wagners „Holländer" im Havelock seine ahasverische Wanderung über die Meere vollführte, und die Romantik von „Hoffmanns Erzählungen" wurde in die Glas- und Stahlphantastik des Dessauer Bauhauses gespannt. Ein Glück, daß man nicht auch die Musik verjazzte, was man außerhalb der Bühne mit Wagner, Chopin und andern Klassikern geschickt und frech bereits getan hat. Aber wenn man Wagner und Offenbach nicht schont, soll man vor Sophokles haltmachen? Einen Bearbeiter her!

In Heinz Lipmann wurde er gefunden. Er ging, wie er erzählt, von einer wörtlichen Übersetzung aus, um dann desto freier nach- und neudichtend zu schalten, und beruft sich dafür auf A. W. Schlegel, der die griechische Tragödie auf unsrer Bühne mit einer ausländischen Treibhauspflanze vergleicht. Sophokles ist sehr oft übersetzt worden, philologisch treu von Donner, philologisch geschmackvoll von Wilamowitz, am eigenwilligsten und herrlichsten von Hölderlin. Aber warum soll nicht unsre Zeit ihren neuen Sophokles haben? Auch Reinhardt, der den Griechen in das Rund des Zirkus führte, griff nicht auf die alten Übertragungen zurück. Wir wollen auch Lipmann glauben, daß er mit Ehrfurcht an die Arbeit ging. Aber um beide Ödipus-Dramen, das vom König und das vom erlösten Büßer, an einem Abend zu zeigen, begnügte er sich nicht damit, die Chöre bis auf kärgliche Reste zu streichen, sondern griff auch in die Handlung ein. Er ersetzte Botenberichte durch dramatisches Geschehen, umging, wie er sich ausdrückt, allzu primitive Auftritte und arbeitete nur angedeutete Akzente stärker heraus. Aber die so erzielte Beschleunigung des Tempos raubt dem Drama, besonders in der ersten Hälfte, das Wesentliche: die lastende Gewitterschwüle, durch die dann der klärende Blitz verderblich schlägt. Und diese Einbuße wird nicht dadurch wettgemacht, daß wir vom „Ödipus von Kolonos" wenigstens die zweite Hälfte genießen dürfen, denn die erste ist weggefallen, und wir vermissen sie trotz einem neu hinzugedichteten Schlachtgetümmel (einer im übrigen virtuosen Regieleistung).

Kortner ist Ödipus, ganz ungriechisch, ein düstrer Barbarenhäuptling, aber erschütternd in

Auch Sie sollten filmen!

Ist schon Photographieren leicht — noch viel leichter ist Filmen. Sie brauchen kein Stativ, keine umständlichen Vorbereitungen; Sie brauchen nicht zu kurbeln. Sie beobachten das aufzunehmende Bild, die Szene durch den Sucher, drücken auf den Knopf — und der Film läuft durch den Federwerk-Antrieb automatisch ab. Sehen Sie — so einfach ist das Filmen. Den Film führen Sie dann vor im „Kino im eigenen Heim". Wenn dann auf der Leinwand Ihre Reiseerlebnisse oder all Ihre Lieben oder Sportbilder oder Naturaufnahmen als lebende Bilder abrollen, dann sind Sie der gefeierte Held des Tages. Und das alles durch die Zeiss Ikon-Camera „Kinamo S 10". Das ist der Apparat für Sie! So klein und leicht, dass er in der Hosentasche getragen werden kann. Es ist ja doch die kleinste und leichteste Federwerk-Camera der Welt. Und wohlfeil! Im „Zeiss Ikon Kinamo S 10" wurde ein deutsches Meisterwerk geschaffen, das nicht seinesgleichen hat. Sie interessieren sich für diesen Apparat und für das Filmen? Dann verlangen Sie die bebilderte ausführliche Sonderdruckschrift von Zeiss Ikon A.-G., Dresden 68.

Digitized by Google

Original Schiessers Knüpftrikot D. R. P. 302724

Die beste poröse Unterkleidung, weil sie sich nicht verdreht, haltbar und elegant ist.

Nur Originalware trägt diese Schutzmarke

Echt ägyptisch Mako, zweifädig

In gut sortierten Spezialgeschäften erhältlich ★ All. Fabrikant:

J. SCHIESSER A.-G., RADOLFZELL

Liebig flüssig
ROLF LANGE
WENN ... SIE ZEIT HÄTTEN
Warum haben Sie keine Zeit? Sie können täglich mehrere Stunden gewinnen, wenn Sie sich die Kocharbeit vereinfachen und
Liebig flüssig
die natürliche, gebrauchsfertige Fleischbrühe verwenden. Im Augenblick verleihen Sie damit der Suppe, der Soße, dem Gemüse usw. die Kraft und den Wohlgeschmack des Fleisches.
Liebig-Bilder
Gegen Einsendung dieser Anzeige innerhalb 10 Tagen erhalten Sie eine Serie von der

LIEBIG GESELLSCHAFT M.B.H. KÖLN 50

Wort und Geste, herrlich als angstgefolterter König wie als blinder Greis. Unvergeßlich, wie er, verblendet, mit Jokaste (Ida Roland) einen urtümlichen Triumphtanz aufführt, als er glauben darf, daß der Sohn Tiresias sich geirrt hat, daß sein Vater im Alter gestorben ist und nicht erschlagen ward. Den Tiresias gibt Kraußneck, der klassische Sprecher des Schauspielhauses, ergreifend wie vor mehr als zwanzig Jahren, da er neben dem heldischen Matkowsky auf derselben Bühne stand.

Wir sehen die Antike heut anders als damals oder gar zu jenen Zeiten, wo Mendelssohn seine Musik zu sophokleischen Chören schrieb. Niemand glaubt mehr an Windelmanns Einfalt und stille Größe, und grade der „Ödipus" wurde zum Schulbeispiel psychoanalitischer Untersuchungen auf dem Gebiet der Sexualforschung. Wir sehnen uns nicht nach klassischen Säulen und dem blauen Himmel Griechenlands. Aber Hans Poelzigs Bühnenbild zeigt uns ein Gewirr von Räuberhöhlen, und der Chor spricht hinter einem eisernen Gitter und sieht aus wie eine Schar von Zuchthäuslern. Es ist leicht zu erkennen, was Regisseur und Künstler gedacht haben. Sie wollten zeigen, wie der Mensch vom Schicksal unentrinnbar gefangen ist. Aber sie vergessen das Grundgefühl des antiken Dramas: Der Kampf gegen das Schicksal, der uns erschüttert, aber nicht zerschlägt, selbst wenn Ödipus geblendet von dannen wankt.

Und trotzdem ein Erfolg! Warum? Weil Sophokles stärker war als Jeßner und Lipmann, die ihn meistern zu müssen glaubten, weil es immer noch und wieder Menschen gibt, die vor der Schaubühne das große, gewaltige Schicksal erleben wollen und im Innersten erschauern, wenn ein Dichterwort über die Jahrtausende hinweg menschlich und bedeutend zu ihnen spricht. Und darum war dieser Abend, trotz Regisseur und Bearbeiter, ein Erlebnis und ist unseres Dankes wert.

Schlimmer noch als Jeßner mit Sophokles springt Heinz Hilpert mit Shakespeare um. Er führt die „Lustigen Weiber von Windsor" auf, ein schwaches Gelegenheitsstück des Dichters, auf Befehl der Königin Elisabeth geschrieben, die Falstaff gern in der heiteren Umgebung eines Lustspiels sehen wollte. Selbstverständlich entbehrt auch dieses Stück nicht genialer Einzelzüge, aber zur poetischen Vollendung ist es nicht gediehen, und mit Recht sehen wir lieber als das Schauspiel die Oper Nicolais, deren Musik das weiter- und fertigspinnt, woran es der Komödie gebricht. Hilpert nimmt die Schwäche Shakespeares zum Vorwand, um das Stück aus seiner Heimat, dem fröhlichen alten England des Barocks, ins 19. Jahrhundert zu verpflanzen. Die Kostüme zeigen Anklänge vom Biedermeier bis zum zweiten Kaiserreich, und da er das Spiel der Degen nicht entfernen kann, so laufen Falstaff, der Doktor Cajus usw. mit Stockdegen herum, was weder lustig noch wahrscheinlich ist. Vollkommen versagt in dieser Kostümierung der Schluß im Park von Windsor. Die hier sich entfaltende Romantik ist 17. Jahrhundert, und für einen Falstaff, der im Smoking und in der Melone herumspaziert, unmöglich.

An den Anschlagsäulen stand etwas von einer „Festvorstellung der Prominenten des Deutschen Theaters". Es waren in der Tat ausgezeichnete Kräfte aufgeboten: Werner Krauß, Eduard von Winterstein, Lucie Höflich, Leopoldine Konstantin, Ida Wüst, Mathias Wieman, Heinz Rühmann, Hans Rehmann — doch man kann nicht den ganzen Zettel abschreiben. Und dennoch war es eine glanzlose, eine langweilige Aufführung.

Digitized by Google

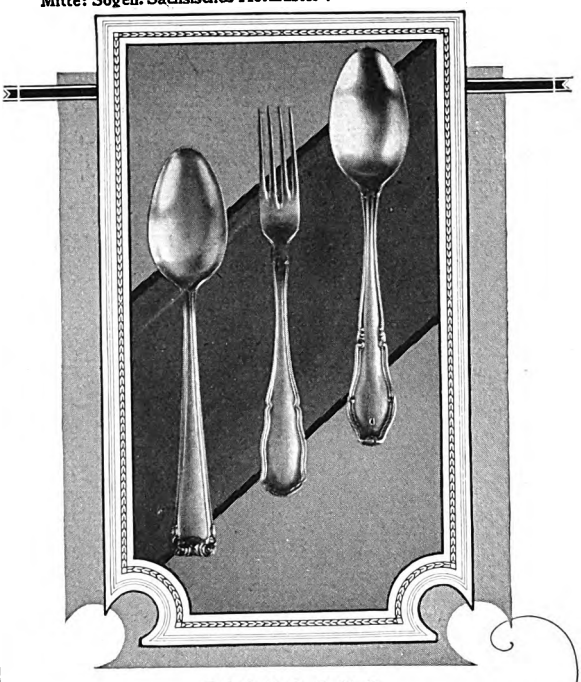
Insbesondere die Höflich und die Konstantin waren erstaunlich reizlos und humorverlassen als die lustigen Weiber, und wenn Ida Wüst nicht Frau Hurtig gewesen wäre: man hätte über Falstaffs Liebeshandel keine Miene verzogen. Gewiß, vieles war gut, manches ausgezeichnet, so Rehmann als Pfarrer Evans, und auch Krauß als Falstaff hatte ein paar Augenblicke humoristischer Größe. Aber ist es nötig, Shakespeares Text nicht bloß zu ändern, wie es das gewandelte Kostüm verlangt, sondern auch zu vergröbern, zu verzoten? Und mußte diesem Falstaff mit Leonhard Steckel als Fluth ein Gegenspieler gestellt werden, der in seinem unglücklichen rosa Frack nur widerlich wirkte? Nein, dieser Abend weckte schmerzliches Gedenken an jene Zeit, da Reinhardt an derselben Bühne fast alles, was von Shakespeare lebendig ist, aus dem Geist der Dichtung neu erstehen ließ.

Aber Falstaff im Smoking kann noch ganz zufrieden sein: Monsieur Jourdain, Molières „Bourgeois Gentilhomme" ist es noch viel schlechter gegangen. Ihn hat im Lessing-Theater nicht bloß ein entfesselter Regisseur überfallen. Ihn haben drei Dichter: Ernst Toller, Walter Hasenclever, Hermann Kesten umgedichtet. Friedrich Hollaender hat Musik dazu geschrieben, und für die Regie zeichnet Alexis Granowsky, der vom jiddischen Theater her einen Namen hat. Man spielt zuerst so etwas wie Molières Stück. Auf der Bühne entfaltet sich Revueprunk. Das sieht manchmal bunt und lustig aus. Sehr nett ist z. B. der Einfall, daß vier kopflose Lakaien den reich und vornehm gewordenen Herrn Jourdain bedienen. Aber der zweite Teil des Abends beweist, daß auch der erste verfehlt war. Molière hat den Bourgeois verulkt, Granowsky verulkt Molière und beginnt damit bereits im eigentlichen Stück, während die Parodie doch erst einsetzen sollte, wenn aus Monsieur Jourdain der Warenhausbesitzer geworden ist. Denn das ist der „glänzende Einfall" der vereinigten Helfer am Werk: sie lassen den Molièreschen Schwank noch einmal, in der Gegenwart, spielen und glauben so die Ewigkeit des Bourgeois darzustellen, während es doch nur der Molièreschen Komödie bedarf, um auch den Stumpfesten spüren zu lassen: in diesem Jourdain hat der Dichter eine Gestalt geschaffen, die über ihr Jahrhundert und ihr Kostüm hinaus lebt.

In der zusammengesetzten Bearbeitung konnte man das freilich kaum ahnen. Und Pallenberg, der einmal ein großer Humorist war, gefiel sich und dem kritiklosen Teil des Publikums als Hanswurst und noch dazu als ein nur mäßig lustiger. Neben ihm Trude Hesterberg als Jourdain-Jordans Frau: kabarettmäßig derb und deutlich. In die Travestie Molières spielt selbstverständlich auch die Politik hinein. Jordan geht z. B. in einer witzlos karikierten Siegesallee spazieren; aber auch den Republikanern werden saftige Ohrfeigen versetzt. Wahrscheinlich bilden sich die Verfasser auf diese Art Neutralität etwas ein. Doch vergessen sie, daß die große Satire immer einseitig, verbohrt, beschränkt gewesen ist und daß man es in der Schaukel mit allen Parteien verdirbt.

„Bourgeois bleibt Bourgeois" — so könnte auch die Tragödie heißen, die die Volksbühne als neueste Probe des von ihren linksgerichteten Führern und Mitgliedern geförderten Gesinnungstheaters aufgeführt hat. Verfasser: Ehm Welk, der Dichter von „Gewitter über Gotland", dem Vitalienbrüderstück, das vor Jahren viel Aufsehen machte und den Regisseur Piscator von der Volksbühne vertrieb. Welks neues Stück

Neben anderen guten Mustern:
Echt Silber mit Marke »Adler« / Versilbert mit Marke »Lokomotive«
Links: Entwurf Professor Karl Groß, Dresden
Mitte: Sogen. Sächsisches Hofmuster / Rechts: Reicheres Barock



SILBERNE
BRUCKMANN BESTECKE
BRUCKMANN A.-G. / HEILBRONN a. N. Gegr. 1805
Prospekte zu Diensten
IN DEN FACHGESCHÄFTEN ERHÄLTLICH

Wenn der Frühling kommt!

drängt es Jung und Alt zum gesunden und schönen Sport „Wasserwandern im Klepperboot"

Mit dem weltbekannten, unbedingt sicheren Klepperboot sind Sie

„Der Herr aller Gewässer"

Jedes Boot, ob Ein- oder Zweisitzer, wird zerlegt bequem in Rucksack und Stabtasche mitgeführt.

Ueber 12000 notariell beglaubigte Anerkennungen bezeichnen „Klepper" als das sicherste und einzig richtige Wanderboot, dem sich jedermann anvertrauen kann.

Kostenlos senden wir Ihnen unseren hochinteressanten Katalog L, der Ihnen in anregender Weise von den Wundern des Wasserwanderns erzählen wird.

Lieferung auf Wunsch gegen Teilzahlung in 6 oder 12 Monatsraten. Versand nur ab Fabrik oder durch die im Katalog verzeichneten Fabrikniederlagen.

Klepper

Klepper-
Faltboot-Werke, Rosenheim-11
Größte Faltbootwerft der Welt

Digitized by Google

Das Auge Ihrer Kamera

ist das Objektiv. Wie der Mensch in seinem ganzen Tun auf die volle Sehkraft seiner Augen angewiesen ist, so ist auch die beste Kamera in erster Linie von der Leistungsfähigkeit ihres Objektives abhängig. Je besser das Objektiv, desto schönere Bilder beschert uns die Kamera, desto größer ist die Freude ob des guten Gelingens. Daher rüsten die größten Kamera-Fabriken des In- und Auslandes ihre Apparate mit ZEISS-TESSAREN aus, den feinsten und zuverlässigsten Kamera-Augen der Welt.

Wählen Sie die Kamera mit

ZEISS Tessar

Das ideale Objektiv für alle Zwecke der Photographie.

Lichtstärken: 1:2.7 1:3.5 1:4.5 1:6.3

Alle Photo-Fachgeschäfte liefern gute Marken-Kameras ausgestattet mit Zeiss Objektiven.

Ausführlicher Katalog Fo 1 kostenfrei von
Carl Zeiss, Jena, Berlin, Hamburg, Köln, Wien.

heißt sehr feierlich „Kreuzabnahme". Es zeigt in den drei Bildern seines ersten Teils Tolstois Flucht und Tod. Kayßler spielt den alten Tolstoi, selbst innerlich gepackt. Aus diesem Teil soll der Zuschauer erkennen: die Liebe kann den Menschen ihr Kreuz nicht abnehmen. Dazu bedarf es stärkerer Mittel: der Gewalt. Das Wie erleben wir im zweiten Teil, der unter dem Namen Lenins steht. Viel Mord und Totschlag. Der Held ein Revolutionär mit weichen Anwandlungen, eben ehemaliger Bourgois, wie es auch Tolstoi war. Ein Held wie Brutus oder Cato nimmt er sich das Leben, um Härteren Platz zu machen.

Dieser Ehm Welk ist kein moderner Dramatiker. Das sieht bloß so aus, weil er jüngste Vergangenheit auf die Bühne bringt und politisch radikal links eingestellt ist. In Wahrheit schreibt er simple Oberprimanerstücke mit edelmütigen Helden und moralischem Ausgang. Er weiß es nur nicht, und seine begeisterten Zuschauer merken es ebensowenig. **P. W.**

Weltzeit-Weiser

Von Prof. Dr. M. Dierſche, Hamburg.

Die Schnelligkeit, mit der heute Landesgrenzen überflogen werden, noch mehr das Bestreben, die Ozeane zu überqueren, und die raschen Nachrichten über diese Ereignisse mit Abfahrtszeit, Verlauf und Endtermin bringen uns die Verschiedenheit der Tageszeiten und -stunden zu denselben Zeitpunkten in den verschiedenen Ländern mehr denn jemals zum Bewußtsein, lassen uns gewahr werden, daß die Zeitabschnitte mit der Sonne um die Erde wandern und daß daher immer häufiger genau angegeben werden muß, für welche Art Zeit oder Uhr die Stundenangabe gilt.

Wir richten uns zur Zeitbestimmung nach einem mittlern, gleichmäßigen Gang der Sonne in ihrer Bahn; aber selbst diese mittlere Sonnenzeit kommt gewöhnlich für den einzelnen Ort nicht in Betracht als mittlere Ortszeit, sondern seit etwa 50 Jahren sind für sie nach Erbauung der Eisenbahnen die Landeszeiten als Einheitszeit eingeführt worden. Als die verschiedenen Privatbahnen in Nordamerika nicht weniger als vierundsiebzig einzelne Bahnzeiten gebrauchten, schlug ein Oberbeamter der Canadian Pazifikbahn vor, die ganze Erde in vierundzwanzig gleiche Kugelzweiecke zu teilen, begrenzt durch je zwei um 15 Grad differierende Meridiane, deren jedes eine feste „Zonenzeit" haben sollte, die sich von der mittleren Greenwicher Zeit (der des Nullmeridians) um eine ganze Anzahl Stunden unterschied. Am 18. November 1876 wurde diese Zählung auf den nordamerikanischen Bahnen eingeführt, und die großen Städte übernahmen sie als Zonenzeit auch für das bürgerliche Leben an Stelle der Ortszeit. England hatte sich schon seit den vierziger Jahren der Zeit der Sternwarte von Greenwich als Einheitszeit bedient, und Schweden schon am 1. Januar 1879 die um eine Stunde vermehrte Greenwicher Zeit (die jetzige Mitteleuropäische Zeit) angenommen. Die anderen Länder folgten langsam nach, Deutschland, sich an Schweden anschließend, am 1. April 1893. Frankreich zeigte besonders Abneigung gegen die englische Zeit; erst 1911 bequemte es sich, die „heure légale" einzuführen, die zwar praktisch mit der Greenwicher Zeit übereinstimmt, in Wirklichkeit aber genau mit der des Pariser Meridians zusammenfällt und daher etwas über 9⅓ Zeitminuten von jener abweicht.

Wie aber alles Altgewohnte, das durch Besseres

Digitized by Google

und Praktischeres ersetzt wird, nicht mit einem Schlage verschwindet, sondern irgendwo weiter ein beschauliches Dasein führt, so geht es auch mit den Landeszeiten, die noch nicht überall durch die allgemeineren Zonenzeiten verdrängt sind. Landeszeiten, gewöhnlich dem Meridian der Hauptstadt entsprechend, gelten zur Zeit noch in: Mexiko, gegen Greenwicher Zeit zurück 6 Stunden 36 Minuten, ebenso in Ecuador (Quito) 5 Stunden 14 Minuten, Columbien (Bogota) 4 Stunden 57 Minuten, Venezuela (Caracas) 4½ Stunden, Uruguay (Montevideo) 3 Stunden 45 Minuten, Irland (Dublin) 0 Stunde 25 Minuten, während voraus sind: Niederlande (Amsterdam) 20 Minuten, Griechenland 1 Stunde 35 Minuten und Europäisches Rußland (Pulkowa) 2 Stunden 1 Minute.

In den übrigen Kulturländern sind die Zonenzeiten durchgeführt, denen also die Greenwicher Zeit (des Nullmeridians) zugrunde liegt, die, weil sie für die ganze Erdoberfläche gilt, Weltzeit genannt wird und also die gesamte Welt als einheitliches Greenwicher Weltzeitsystem umspannt. Es zerfällt in einzelne Zonen, die sich von der Greenwicher Zeit meist durch eine ganze Anzahl Stunden unterscheiden, nach geographischen Begriffen und mit daraus abgeleiteten Symbolen im Verkehr bezeichnet werden. Die Bezugszeit heißt Mittlere Greenwicher Zeit (M. G. Z.) oder Westeuropäische Zeit (W. E. Z.) und gilt in England, Frankreich und Belgien, Spanien und Portugal, Algier und Togo. In Deutschland herrscht (seit 1. April 1893) die Mitteleuropäische Zeit (M. E. Z.), die, weil wir östlich vom Bezugsmeridian liegen, 1 Stunde voraus geht (+1 Stunde), ebenso in Nordeuropa, dem ehemaligen Österreich-Ungarn, Luxemburg, der Schweiz, in Italien, auf der westlichen Balkanhalbinsel, in Malta und Tunis, Kamerun und Deutsch-Südwest-Afrika, und entspricht der Ortszeit des 15° östl. Länge (Stargard, Görlitz). Darauf folgt die Osteuropäische Zeit (O. E. Z.), die des 30° östl. Länge (von Petersburg-Leningrad) mit +2 Stunden Differenz, die für Bulgarien und Rumänien, Türkei und Ägypten, Portugal und Deutsch-Ostafrika, sowie Britisch-Südafrika gilt. Nach Osten schließt sich an die Indische Zeit (Indian Time) +5 Stunden 30 Minuten in Indien und Ceylon, die Philippine Time +8 Stunden auf Philippinen und Borneo, an der chinesischen Küste und in West-Australien, die Japanische Normalzeit mit +9 Stunden Unterschied, herrschend im namengebenden Lande und in Korea (135° östl. Länge), Guam Time, +9 Stunden 30 Minuten auf den Marianen (Guam), in Nord- und Südaustralien. 10 Stunden Unterschied hat die Zeit im Bismarck-Archipel und dem früheren Deutsch-Neuguinea, auf Australien in Queensland, Neusüdwales, Victoria und Tarmanien, endlich +11 Stunden 30 Minuten in Neuseeland.

Nach Westen von Greenwich folgen nur ganzzahlige Stundenunterschiede, aber nachgehend in der Zeit, also: —1 Stunde für Island, Madeira, Portugiesisch-Guinea. —2 Stunden auf Azoren und Kapverdischen Inseln. — 3 Stunden (45° west l. Länge), seit 1913 in Ostbrasilien (Rio de Janeiro). — 4 Stunden (60° westl., 300° östl.), Atlantic Time (A. T.) im kanadischen St. John, Neu-Braunschweig, Neu-Schottland, auf der Prinz Eduard Insel, in Portorico, Martinique, Guadeloupe und französisch Guayana, Inner- und Westbrasilien, und seit 30. April 1920 Argentinien.

Deutsch-Handdruck Schürzen

HANDDRUCK Schutz-Marke

führt jedes bessere Spezialgeschäft

Wo nicht zu haben, wende man sich an:

Chr. Deutsch / Schwäb. Hall

Probeschürze »HALL 151« Mk. 5.80 postfrei gegen Vorauszahlung auf mein Postsch.-Konto 5035 Stuttgart (unter Nachnahme 50 Pfg. mehr)

Wiederverkäufer fordern Spezialangebot H/E 2

Digitized by Google

Ein Geschenk

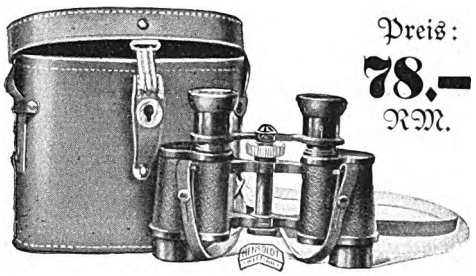
das jedem Freude bereitet, ist ein guter Prismenfeldstecher. Das

Hensoldt

Spezialglas

6×24 und 8×24

bietet Ihnen die Möglichkeit, ein erstklassiges Glas preiswert zu erwerben.



Preis:
78,–
RM.

Für beste optische und mechanische Ausführung bürgt der Ruf unserer bereits 75 Jahre bestehenden Werkstätten.

Liste V 35 kostenlos

Hensoldt-Werke, Wetzlar

Ueberall erhältlich.

Östliche Zeit, Eastern Time (E. T.) (75° westl., 285° östl.). — 5 Stunden in Kanada westlich von, aber ausschließlich St. John und Neu-Braunschweig, durch Quebec und Ontario bis Fort William (ausschließlich), in Vereinigten Staaten von Atlantik bis zu einer Linie durch Toledo, Monroeville, Mansfield, Newark, O., Huntington, W. Va., Norton, Va., Johnson City, Tenn., Asheville, N. C., Atlanta und Macon, Ga., sowie Apalachicola, Fla., in Panama, Cuba, den Bahama-Inseln, Peru, Chile.

Zentralzeit, Central Time (C. T.), (90° westl., 270° östl.). — 6 Stunden in Ontario von (einschließlich) Fort William, westlich durch Manitoba und Saskatschewan bis Broadview, Arcola, Estevan, in Vereinigten Staaten bis zu Linie durch Mandan, N. D., Pierre, S. D., McCook, Neb., Dodge City, Kan. und die westliche Grenze von Oklahoma und Texas (Meridian von St. Louis und New Orleans).

Gebirgszeit, Mountain Time (M. T), (105° westl., 255° östl., Meridian von Denver). — 7 Stunden in Kanada, Saskatschewan, westlich von Broadview, Arcola und North Portal, Alberta und Britisch-Columbia bis Field und Crowsnest, in Vereinigten Staaten bis zu Linie der Westgrenze von Montana, am Salomonfluß westlich, dann Westgrenze von Idaho südlich, Südgrenze von Idaho östlich und südlich durch Ogden und Salt Lake City, Parker und Yuma, Ariz.

Pazifische Zeit, Pacific Time (P. T.), (120° westl., 240° östl.). — 8 Stunden in Kanada, Britisch-Columbia, von Field und Crowsnest westlich bis zur Pazifik-Küste, ebenso in Vereinigten Staaten westlich obiger Linie bis zum Meere (Meridian von Carson City).

Alaska (Yukon) Time (35° westl., 225° östlich, Meridian von Sitka). — 9 Stunden in Alaska.

Nach Vorstehendem kann man durch einfache Addition oder Subtraktion des Zeitunterschiedes gegen Greenwich die entsprechenden Tagesstunden für die einzelnen Länder ausrechnen; in Deutschland müßte diese Differenz für westlich liegende Orte um 1 Stunde vermehrt, für östliche um ebensoviel vermindert werden. So einfach diese Rechnung ist, zum schnellen und häufigen Gebrauch ist sie nicht schnell und sicher genug; daher hat man sie zu ersetzen gesucht durch einfache Vorrichtungen, um die zu irgendeiner Zeit des Beobachtungsortes anderwärts herrschende Zeit ohne weiteres abzulesen, die dauernde Änderung vor Augen zu sehen oder möglichst schnell sichtbar darzustellen.

1927 hat die Firma G. Wiebking (Inh. C. Krüger), Hamburg, an der Petrikirche, eine Weltzeituhr konstruiert. Das Zifferblatt zeigt in der Mitte den Nordpol und um ihn die Norderdteile, aber auch Afrika, Australien und Südamerika (mit Ausnahme des südlichen Teiles) in orthographischer Polar-Projektion. Den inneren, durch ein Uhrwerk drehbaren Teil umgibt eine Skala von 1—24 Stunden mit Unterteilungen von 5 zu 5 Minuten. Von den wichtigsten Plätzen der Erde gehen Pfeile radiosförmig nach dem Rande auf die Stunden- und Minutentafel zeigend, die so gerichtet sind, daß sie die richtige Zeit ablesen lassen. Die kreisförmige Karte dreht sich als Nebenuhr von einer Hauptuhr, aller 5 Minuten einen Strich weiterrückend. Ist es z. B. auf der Karte in Hamburg mittags 12 Uhr 5 Minuten, so hat London 11 Uhr 5 Minuten, Neuyork erst 6 Uhr 5 Minuten vormittags, Sydney schon 21 Uhr 5 Minuten usw.

*

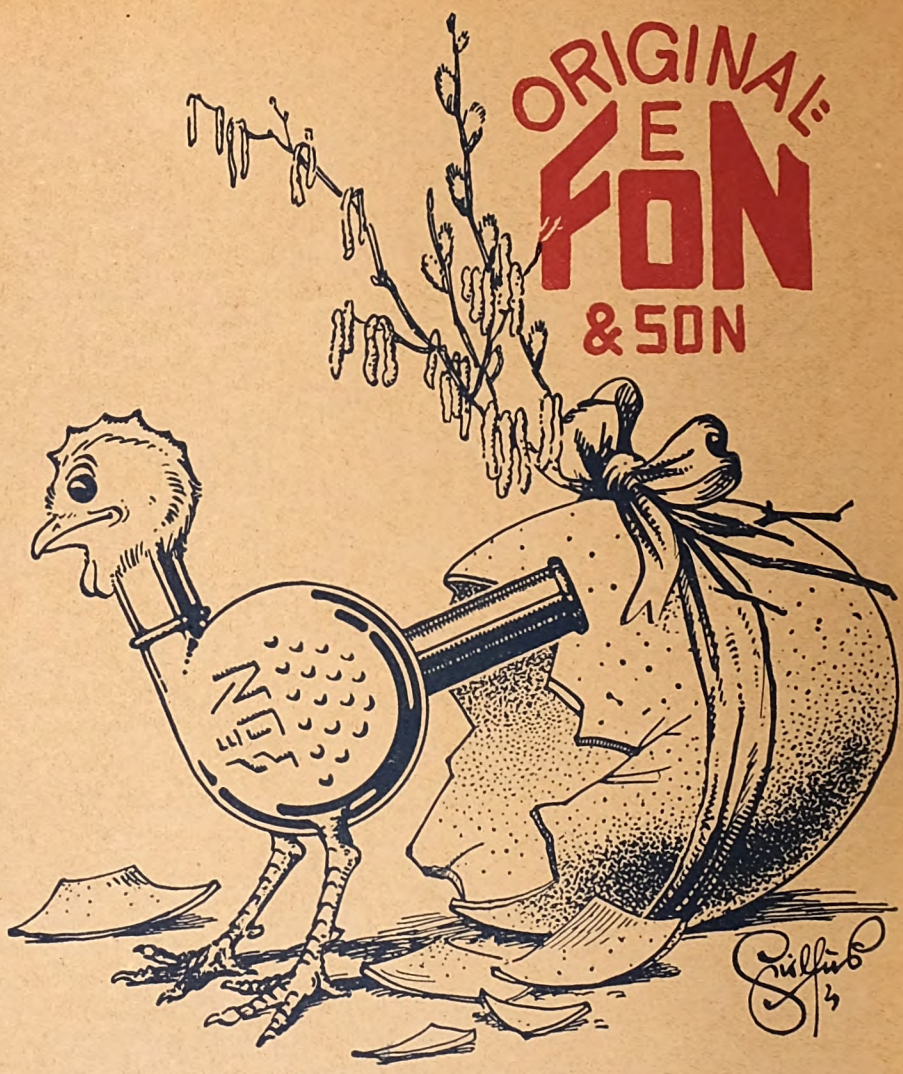
Digitized by Google

43. Jahrgang 1928/29, 8. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50,
Tauentzienstraße 7b,
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

Digitized by Google



Der Osterfreuden Glorienschein
Wird dann erst voll berechtigt sein,
Wenn sich ein „FÖN" dazugesellt,
So blank, wie aus dem Ei gepellt.

Nur echt mit eingeprägter Schutzmarke FÖN

Original Fön u. Fön Son
Isofön und Isofön Son
aus Isoliermaterial.
Hunderttausende i. Gebrauch!

Neu! Fön-Raupe,
zur idealen Bettwärmung u. zur Auflockerung der Bettfedern und Pflege der Betten.
Preis 8.— RM.

Zur Körper- und Schönheitspflege:

Sanax-Vibrator u. Penetrator, elektr. Massageapparate, besonders auch zur Erlangung schlanker Fesseln

„Radiolux" und „Radiostat" D. R. P. erdschlußfrei, elektrische Hochfrequenzapparate

Elektr. Sicherheits-Heizkissen Sanotherm und Sanotherm Son
mit Vacu-Regler (Birka) D. R. P. und Separatsicherung

Überall erhältlich!

FABRIK: ELECTR. GESELLSCHAFT „SANITAS", BERLIN N 24

Digitized by Google

A 110

DIE KRONE
UNSERER SCHÖPFUNGEN

ist das Brüderpaar der neuen Wandererwagen. Der große fünfsitzige 2½-Liter-Sechszylinder hat keinen anderen ernsthaften Mitbewerber um den ersten Platz unter den Qualitätsmarken als seinen eigenen Bruder, den zuverlässigen und unverwüstlichen 1½-Liter-Wagen. Darum also:

KEIN ANDERER ALS
WANDERER

Digitized by Google

Harry Maier 1/1

Geschenke für Ostern

sollen schon auf die in diesem Jahre besonders sehnlich erwartete wärmere Jahreszeit abgestimmt sein.

Natürlich muss das hübsche farbige Gewebe auch im Gebrauch sein gefälliges Aussehen behalten. Wenn Sie Qualitätswaren aus Baumwolle, Kunstseide oder Leinen kaufen, die eine möglichst lange Lebensdauer haben sollen, verlangen Sie immer ausdrücklich indanthrenfarbige Stoffe und Garne. Bekanntlich sind diese unübertroffen

Indanthren

waschecht
lichtecht
wetterecht!

Indanthren! Merk' Dir das Zeichen,
Kein Verwaschen, kein Verbleichen!

In jedem guten Textilwarengeschäft bekommen Sie indanthrenfarbige Gewebe

Digitized by Google

Bleyle
B
Diese drei tragen Bleyle. Frisch und unbekümmert marschieren sie in ihrer schmucken Kleidung dahin.– Möchten Sie Ihre Kinder nicht auch so flott und vornehm kleiden? Mit einem gediegenen Bleyle machen Sie zu Ostern sicher die größte Freude.
Bleyle

Verkaufsstellen in allen Städten. Nachweis durch die Fabrik Wilh. Bleyle G.m.b.H. Stuttgart

Digitized by Google

Ein neues Kleid, Wäsche, Strümpfe — was es auch sein möge, an gewebten oder gewirkten Stoffen: Sie wollen es nicht nur schön, sondern auch haltbar und preiswert haben. Deshalb sollten Sie beim Einkauf schon darauf achten, daß es sich um „Glanzstoff"-Erzeugnisse handelt, dann wird Ihre Wahl Ihnen auch immer wieder Freude machen.

GLANZSTOFF

Vereinigte Glanzstoff-Fabriken A.-G., Verkaufskontor Kom.-Ges., Elberfeld.

Nicht krank sein!

Dr. med. Friedrich Wolf behauptet und beweist in seinem sehr empfehlenswerten Werk: „Die Natur als Arzt und Helfer", daß 90% aller Krankheiten aus dem Bauch kommen, also auf Ernährungsfehlern beruhen. Er betrachtet sogar Krebs, die neueste Kulturseuche, und Tuberkulose als Folgen naturwidriger Ernährung. Das Schweizer Gesundheitsamt stellte fest, daß der Kropf auf küchentechnische Unsitten zurückzuführen sei. Daß Zuckerkrankheit, Adernverkalkung, Gicht, Rheuma und Zahnverfall in falscher Kostwahl ihren Ursprung haben, ist schon lange kein Geheimnis mehr. Rachitis und Skorbut sind krasse Ernährungsversager. Von Magen-, Darm- und Nierenkoliken, von Hautkrankheiten, Bleich- und Fettsucht braucht nicht besonders betont zu werden, daß sie auf fehlerhafter Nahrung basieren. Migräne, Sodbrennen, Schlaflosigkeit, Stuhlverstopfung und zahllose Kinderkrankheiten erweitern den kurzen, keineswegs erschöpfenden Überblick.

Angesichts dieser Unzahl von Ernährungsschäden scheint es mehr als geboten, Richtlinien für eine gesunde Speisenzusammensetzung zu geben. Ragnar Berg, der hervorragende Dresdner Ernährungsforscher, stellt eine einfache Faustregel auf, deren Befolgung nicht dringend genug der Hausfrau zur Pflicht gemacht werden muß: Iß 5—7 mal soviel Kartoffeln, Gemüse und Obst als alle andere Nahrung zusammengenommen, und außerdem täglich einen Teil davon roh.

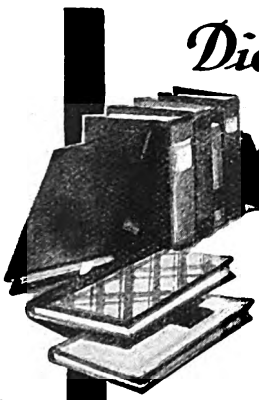
Eine Parallele hierzu ist die Furchtpropaganda, die mit dem Mahnruf: „Eßt mehr Früchte, und Ihr bleibt gesund!" arbeitet, die also eine sich immer mehr bahnbrechende wissenschaftliche Erkenntnis zum Nutzen aller verbreitet.

Frisches Obst, in reichlichen Mengen zu jeder Mahlzeit genossen, ist für groß und klein ein Gesundheitserfordernis von ausschlaggebender Bedeutung. Eine widerstandsfähige Konstitution, die Schaffensfreude, Lebenslust und Gesundheit verbürgt, erreicht man in erster Linie durch gut ausbalancierte Nahrung.

Dr. W.

Digitized by Google

Benger's
Pibana
Unterkleidung
Die idealste
für Damen, Herren u. Kinder
Fein Elastisch Durchlässig
Wilhelm Benger Söhne, Stuttgart V. 5
Bezugsquellen werden auf Wunsch nachgewiesen



Die Freude an Ihren Büchern wird erhöht

durch zweckmäßige Aufbewahrung derselben in

SOENNECKEN-
Ideal-Bücherschränken

Zusammensetzbar aus einzelnen Abteilen — daher in Höhe und Breite beliebig ausdehnbar — bilden diese aus bestem Eichenholz hergestellten Schränke in ihrer gediegenen Ausführung eine Zierde für jedes Arbeits- und Bibliothekszimmer. Verschieden hohe Gefächer gestatten eine weit bessere Raumausnutzung als bei gewöhnlichen Bücherschränken. Ein sinnreich konstruierter Zentralverschluss ermöglicht es, sämtl. Abteile mit **einem** Schlüssel **gleichzeitig** zu schliessen. Soennecken-Ideal-Bücherschränke werden in der Farbe zu jeder Einrichtung passend geliefert.

Auch für Sammlungen jeder Art (Porzellan, Kunstgegenstände), sowie zum Aufbewahren von Instrumenten vorzüglich geeignet. Ausführl. illustr. Prosp. Nr 1908 J/16 bereitwilligst.

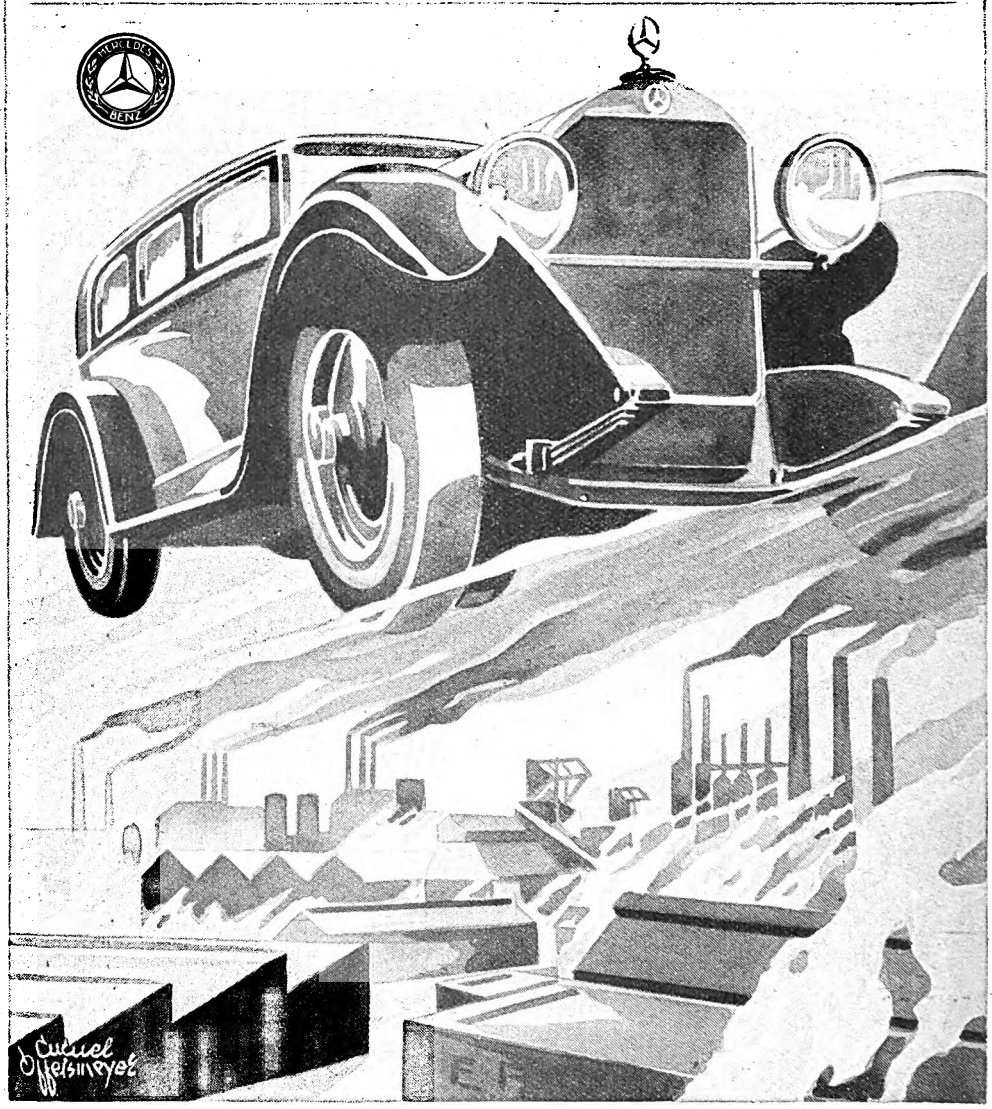
Achten Sie genau auf den Garantienamen „SOENNECKEN"

F. SOENNECKEN / BONN / BERLIN, Mohrenstr. 58/59 **/ LEIPZIG,** Markt 1

Digitized by Google

WERK UND WAGEN

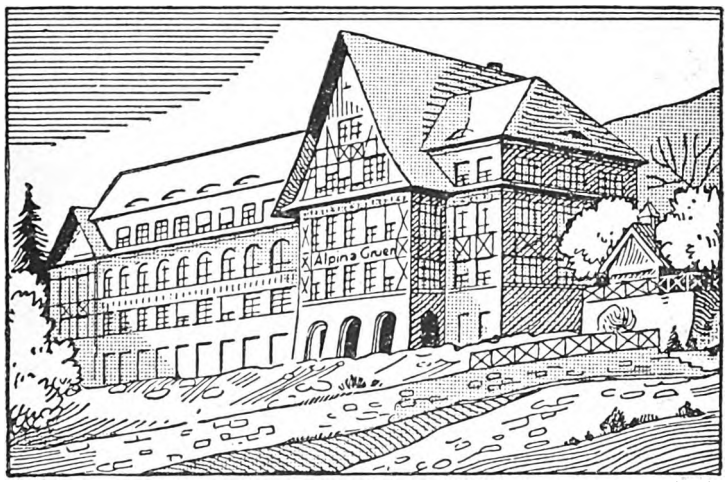
Denken Sie stets daran, dass hinter dem Wagen, den Sie kaufen, das Werk steht, dessen Marke er trägt. MERCEDES-BENZ repräsentiert die beiden ältesten Automobilfabriken der Welt, deren Ruf und Ruhm seit vier Jahrzehnten in aller Welt fest begründet ist.



MERCEDES-BENZ

Digitized by Google

Ein Markstein in der Geschichte hochwertiger Uhren-



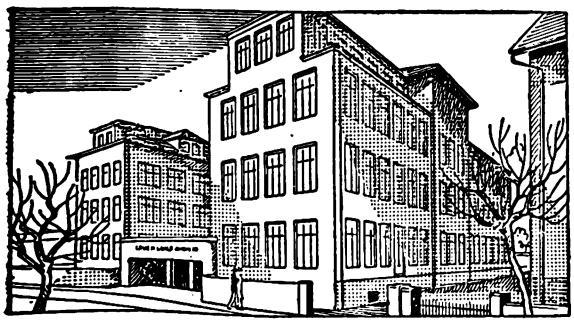
In diesem anmutigen Schweizer Chalet arbeiten unermüdlich die Uhrmacher — Künstler in ihrem Fach — an der Vervollkommnung ihrer herrlichen Erzeugnisse

der Zusammenschluß der Alpina-Gruen

Unablässiges Streben nach höchster Vollendung hat den Zusammenschluß dieser beiden weitverzweigten Organisationen — Alpina-Gruen — bewirkt.

Austausch der beiderseitigen großen Erfahrungen, die gemeinsame Verwertung der überaus reichen Produktionsmöglichkeiten- und Erleichterungen in den angegliederten Schweizer Uhrenfabriken werden Ihre Ansprüche an Ganggenauigkeit Ihrer Uhr sowie moderne Form in noch höherem Maße als bisher befriedigen.

Immer war die Uhr der heißersehnte Osterwunsch. Die Alpina-Uhrengeschäfte rüsten zu Ihrem Empfang.



In dieser Alpina-Gruen-Uhrenfabrik sind fleißige Hände ständig am Werk, Alpina-Uhren zu konstruieren — jetzt im Dienste der neuvereinigten Alpina-Gruen

Alpina

Alpina Gruen Gilde

Digitized by Google

Für Qualitätsraucher:

Purezas

Cabinetkiste
50 Stück M 15.—

Havana-Sortiment 34

50 Upmann 218 *Havanaplatten* . M 12.50
50 Upmann 214 *Purezas* . . . . . M 15.—
50 Upmann 216 *Obeliscos* . . . . M 25.—

150 feine Havana-Zigarren für nur M 52.50
Pikant herzhaft, kräftig.

Brasil-Sortiment 34

50 Upmann 25 *Princesas* . . . . . M 9.—
50 Upmann 55 *Supremos* . . . . M 12.50
50 Upmann 30 *Tribunas* . . . . . M 15.—
25 Upmann 45 *Cazadores* . . . . M 11.25

175 feine Brasil-Zigarren für nur M 47.75
Mittelstark bis kräftig, gut zu vertragen

Sumatra-Sortiment 34

50 Upmann 13 *Selectos* . . . . . M 8.—
50 Upmann 29 *Ideales* . . . . . M 11.—
50 Upmann 43 *Preciosas* . . . . . M 12.50
50 Upmann 34 *Cor. chicas* . . . . M 17.50

200 feine Sumatra-Zigarren für nur M 49.—
Sehr mild, dabei fein aromatisch.

★

Gegen Nachnahme oder Ueberweisung auf unser Postsch.-Konto 62032 Hamburg erfolgt

Lieferung frei Haus
an jede gewünschte Adresse.

★

Illustrierter Hauptkatalog N wird gratis mitgeschickt.

★

Garantie:
Bedingungslose Rücknahme

Exportangebot auf Anfrage

UPMANN & CO. G.M.B.H.
BREMEN Brieffach 617

Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf Velhagen & Klasings Monatshefte zu beziehen.

Verjüngung, ebenmässige Schönheit

ist heute für jeden erreichbar. Die Falten der Jahre auf den Augenlidern, um Mund und Nase, hängende Wangen, Magerkeit, unschöne Nasen u. Ohren usw. werden **schmerzlos**, narbenunsichtbar, gründlich u. für Dauer berichtigt. Jahrzehnte Erfahrung, internat. Ruf. Garantie. Verschwiegen. **Aerztliche Leitung.**

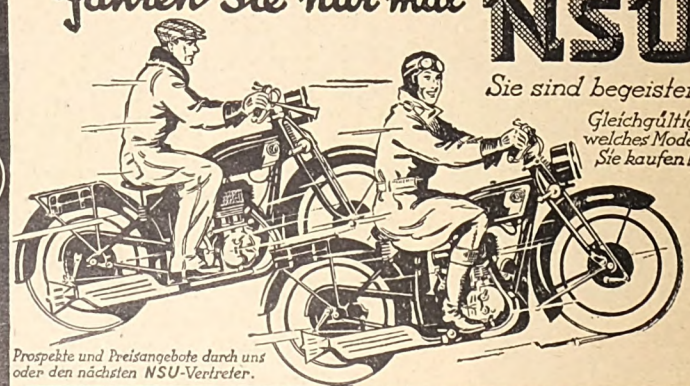
Friedr. Bihlmaiers Institut
für plast. und chirurg. Gesichtsformung und innere Verjüngungsmethoden,
Hannover, Sallstr. 37. Fernruf 83192.

Lassen Sie kostenlos Drucksache kommen.
(Falls verschlossen, 30 Pf. Rückporto. Ausland 2 Postgutscheine.)

Fahren Sie nur mal **NSU**

Sie sind begeistert!

Gleichgültig, welches Modell Sie kaufen!



Prospekte und Preisangebote durch uns oder den nächsten NSU-Vertreter.

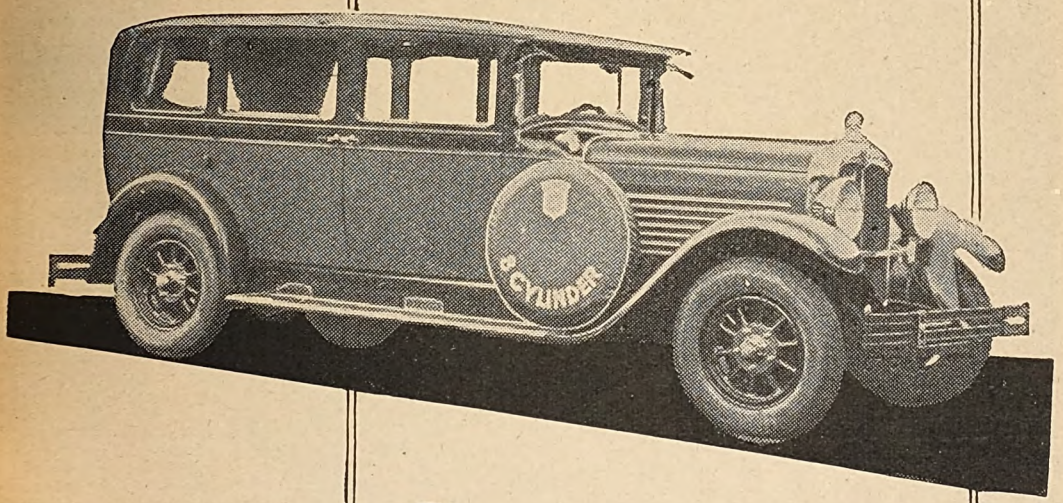
4

NSU VEREINIGTE FAHRZEUGWERKE A.-G. NECKARSULM, WÜRTTBG.

Digitized by Google

FRAGEN SIE ALLE,

die ihn seit Jahren fahren



STOEWER 8

ist der Name eines Automobils, das der exklusiven internationalen Sonderklasse angehört. 30jährige Erfahrung im Automobilbau und unerhörte Hilfsquellen sind das Vorrecht dieses qualitativ hochstehendsten und erprobtesten

ACHTCYLINDERS

Stoewer-Werke Aktiengesellschaft
vormals Gebrüder Stoewer
Stettin

STOEWER

Über 150 Stoewer-Vertreter in fast allen größeren Städten des In- und Auslandes

Digitized by Google

Mutter's Rat:

Schütze Dich gegen Husten und Erkältungen aber nur

mit Kaiser's Brust-Caramellen mit den 3 Tannen

Beutel 40 ₰ Dose 80 ₰

Fr. Kaiser Nährmittelfabriken Waiblingen-Stuttgart

Seine berühmten „Unkeler" Weiss- u. Rotweine, sowie Rhein- und Moselweine, Orig.-Trester- und Hefebranntwein, Orig.-Weinbrand empf.

Unkeler Winzer-Verein, Unkel am Rhein

Eig. Brennerei

Man verl. Preisliste

Rassehunde-

Zuchtanstalt u. Hdlg.

„HEKTOR", Bad Köstritz 2.

Reichillustrierter Katalog mit Preisliste Rm. 1.—

Jss kalt so wirst Du alt!

Jss roh so wirst Du froh!

Die neue kraftvolle Ernährung ohne Kocherei. Grossartig f. Junggesellen u. überlastete Mütter. Ein Genuss für Kinder! Eine Befreiung für Reisende! Eine Kraftspende für Sportleute! Eine Wohltat f. Kopfarbeit. u. Studierende! Eine Lebenskur für Kranke!

Drebber's Rohkosttafel

m. köstlich. Kraftspeis. bringt überall neues Leben hervor. Preis des Büchleins 90 Pfg. u. Porto 15 Pfg. freibleibend.

Drebber's Diätschule

Oberkassel-Bonn N. 159

Jagd-, Sport- u. Luxus-Waffen

kaufen Sie am vorteilhaftesten unter 5jähriger Garantie direkt von der Gewehrfabrik

Emil von Nordheim

Zella-Mehlis 2 (Thür.)

Reichhalt. Hauptkatalog 1928 an Interessenten gratis u. franko.

Gegr. 1891 Gegr. 1891

May Sellge

Baumkuchen Fabrik Berlin

W. 62. Kurfürstenstr. 71

Vornehmes, stets passendes Geschenk. Ausgezeichneter Wohlgeschmack. Lange Frischhaltung. Preis: 1 Pfund Mk. 5.— zuzügl. Porto u. Verpackung.

Stoffern

(Sprechangst) heilt Prof. Rud. Denhardt's Anstalt, Eisenach/Th. *Auskunft kostenlos.*

Simi

BESEITIGT SCHNELL

Mitesser

PICKEL UND FETTGLÄNZENDE HAUT

ÄRZTLICH EMPFOHLEN

Preis Mk. 2.-

ZU HABEN IN DROGERIEN PARFUMERIEN UND APOTHEKEN

Digitized by Google

OPEL senkt die Preise

OPEL 4 PS ist der beste Kleinwagen der Welt! Die gewaltigen Einrichtungen der Opelwerke sowie ihr mustergültiges System der fließenden Fertigung geben die Gewähr höchster technischer Vollkommenheiten. Die neuen Modelle Opel 4 PS haben zahlreiche Verbesserungen erfahren. Besonders hervorzuheben sind: Die Steigerung der Motorkraft auf 20 PS, die reichere Ausstattung der Karosserie, die nach einem neuen Herstellungsverfahren verfertigte bequeme Polsterung, die schönen unbegrenzt haltbaren Farben

Lassen Sie sich den neuen OPEL 4 PS unverbindlich vom nächsten Opel-Vertreter vorführen.

ADAM OPEL/A.G. RÜSSELSHEIM A.M.

Zweisitzer 2300 RM
Viersitzer 2800 RM
Limousine 3200 RM

Preise ab Werk. 1500—600 RM Anzahlung. Rest in langfristigen bequemen Raten.

Digitized by Google

Empfohlene Unterrichtsanstalten

Techn. Assistentinnen an medizinischen Instituten

Ausbildung zum Staatsexamen durch
Electricitäts-Gesellschaft „SANITAS"
(„Röntgen-Lehrinstitut"). Mitglied der staatlichen Prüfungs-Kommission **Berlin N. 24,** Friedrichstr. 131 d.
Bisher über 1000 ausgebildet. Prospekte frei.

Abitur O II Reife. ★ **Dr. Meusel's** Vorbereit.-Anstalt mit Internat.
Berlin W. 62, Kurfürstenstrasse 72. Auch Arbeitsstunden und Abendkurse. Sprechstunden: Montg., Mittw., Freitg. 12–1, 6–7.

RACKOWs

kaufmännische Privatschulen

Berlin, Wilhelmstr. 49, Tauentzienstr. 1, Alexanderstr. 50
Hamburg, Glockengiesserwall 19 **Dresden,** Altmarkt 15
Hannover, Sophienstr. 6 **Köln,** Agrippastr. 13
Magdeburg, Bismarckstr. 4 **Stettin,** Bismarckstr. 6

Vor- und Fortbildung von Damen u. Herren f. d. allgem. u. höher. kaufmännischen Beruf
Prospekt, Auskunft, Pensionsnachweis frei

Technikum Bingen a. Rh.

Maschinenbau, Elektrotechnik, Eisenhochbau, Automobil- und Flugzeugbau
Beginn: Mitte April u. Mitte Oktober. / Programm kostenfr.

Eisenach ★ Burchardi-Schule, Bornstr. 7, 11.

Haushaltgs.- u. Gewerbeschule f. Mädch. m. Lehrerinn.-Bildgs.-Anst. Abt. I, Töchterheim mit hauswirtsch. Jahr (Berufsschule). **Abt. II, Frauenschule. Abt. III, Seminar** f. Lehrerinnen d. Hauswirtschaftskunde (Gleichber. i. Preussen). **Abt. IV, Berufsoberschule.** Vorbereitung zur Berufsschullehrerin einschl. höh. Fachschule und Städt. Haushaltungspflegerinnen-Ausbildung.
Näheres durch Auskunftsheft.

Gernrode / Harz **Privat-Lehranstalt f. Töchter** Direktorin G. Eder
I. Höhere Handelsschule / II. Handelskurse / III. Frauenhaushaltungsschule / IV. Wissensch. Fortbildung — Näh. Prospekt.

Das Pädagogium zu Glauchau i. S.
ist privat- **10stufige Knabenschule** mit den Zielen der Realschule u. **Internat für Knaben,** die in Erziehung (Pflege) u. Unterr. in erhöhtem Masse indiv. Behandlg. bedürfen. Prosp. d. Dir. **K. Richter.**

Halle/S. Dr. Harangs

Höhere Lehranstalt. Vorbereitg. für alle Prüfungen und Klassen. — Schülerheim. — Prospekt 6.

Erziehungs- u. Schul-Schwierigkeiten?
Fordern Sie unverbindl. Prosp. der
Wichern-Stiftung, Hamburg 26
(f. männl. Jugend von 8–25 Jahren)

Gewerbe-Hochschule Köthen/Anhalt

Studienabteilungen:

1. **Maschinenbau.**
2. **Bauingenieurwesen** mit den Fachrichtungen: Eisenbau u. Eisenbetonbau, Verkehrswege u. Tiefbau.
3. **Elektrotechnik** mit den Fachrichtungen: Allgemeine Elektrotechnik, Fernmeldetechnik.
4. **Technische Chemie** mit den Fachrichtungen: Allgemeine technische Chemie, Elektrochemie, Photochemie, Gastechnik, Zuckertechnik.
5. **Technologie** mit den Fachrichtungen: Hüttenwesen. Keramik, Zementtechnik, Glastechnik, Eisenemailliertechnik, Papiertechnik.

Aufnahmebedingungen:

Reifezeugnis einer Realschule, eines Lyzeums oder Obersekundareife eines Gymnasiums, Realgymnasiums, einer Oberrealschule, einer deutschen Oberschule.
Dauer des Studiums: 7 Semester.
Beginn des { Sommer-Semesters Mitte April, Winter-Semesters Mitte Oktober.
Vorlesungsverzeichnis kostenlos.

TRÜPERS ERZIEHUNGSHEIME

Jena-Sophienhöhe, mit Jugendsanatorium.
1890 gegr. als **heilpädagog. Anstalten für Knaben und Mädchen** m. körperlichen, geistigen u. nervösen Entwicklungsstörungen, sowie für schulisch zurückgebliebene Kinder. Gemeinschaftsleben in kleinen Gruppen. Lehrwerkstätten, **berufl. Eignungsprüfung,** rhythmische und schwedische Gymnastik. Hallenschwimmbad und Sportplätze im Heim. — Illustrierter Prospekt kostenlos.

KEILHAU b. Rudolst. i. Th. Fernruf: 185. | **Landeserzh.,** gegr. 1817 v. Friedr. Froebel, **Oberrealsch.** (Zgs. f. Obersek. u. Abit.). Eig. Gut u. Internat. Wahlfr. Latein u. Span. Gesunde Lage i. Talkessel, v. Bergwäld. umgeben. Drucksach. d. d Anstaltsleitg.

LAUSANNE (Franz. Schweiz)
INSTITUT LEMANIA Mod. Sprach- u. Handelsfachschule m. abschliess. Diplom.
Gründliche Erlernung des Französischen, sowie rationelle Vorbereitung auf den kaufmännischen Beruf. / Sport; französ. Ferienkurse in den Bergen. / Internat für Jünglinge, sowie Externat für Schüler beiderlei Geschlechts von 15 Jahren an.

Alpines Land-Erziehungsheim Champery
(Walliser Alpen, 1070 m ü. M. Für Knaben von 8—15 Jahren.
Sorgfältige Erziehung; vorzügl. Verpflegung; Sport. Garten- u. Handarbeit. **Studium des Französischen u. allg. Ausbildung.**

LEIPZIG, Deutsche Buchhändler-Lehranstalt, Buchhändlerhaus. Ostern 1929: Neuer Jahreskurs f. hochschulm. Ausb. in Buch-, Kunst- u. Musikalienhandel, auch f. Damen u. Ausländer. Satzgn. u. Lehrpl. geg. 1/2 GM. d. Ob.-Stud.-Dir. Prof. Dr. **Frenzel.**

Das Alumnat des Reform-Realgymnasiums
Lüben i. Niederschlesien nimmt gesunde Schüler m. einwandfreier Schulvergangenheit in gute Erziehung auf. Auskunft erteilt der Studiendirektor des Realgymnasiums.

Dr. Schraders Vorbildungsanstalt

Gegründet 1892. Leitung Dr. Grössel. **Magdeburg** Olvenstedter Str. 1/3. Fernsprecher: 2458.
Klassen: U-III bis O-I, real u. gymn. mit Internat.
Von Ostern 1927 besondere feststehende staatliche Prüfungskommission für Abiturienten. Prospekte.

ECOLE DES ALPES

Landerziehungsheim für Knaben

Frühling-Herbst: **MORGES** Genfersee
Winter: **CHATEAU D'OEX** Westschweiz-Alpen

Sommerferienkurs mit Bergaufenthalt

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg. Kl. Gymnas.- u. Real-Kl.:
Sexta bis Reifeprüfung. Förderung körperl. Schwacher. Gute Verpflegung. Eigene Landwirtschaft **Prüfungserfolge.**

Niesky O.-L.

Pädagogium der Brüdergemeine. / **Internat.**
Gymnasium, Realprogymnasium. Reifeprüfung an d. Schule selbst.
Kleine Klassen. Sorgfält. Unterricht. Beaufsichtigung, auch der Schularbeiten, u. Erziehung in christlichem u. vaterländ. Geist.
Spiel. Sport. Wanderungen.
Illustrierter Prospekt und Referenzen.

Technikum STRELITZ i. M.

Hoch- und Tiefbau, Betonbau, Eisenbau, Flugzeugbau, Maschinenbau, Autobau, Heizung u. Elektrotechnik. Eig. Kasino. Semesterbeginn April u. Okt. Progr. frei.

Ingenieurschule Bad Sulza in Thür.

Höh. Techn. Lehranst. / Maschinenb. / Elektrotechnik / Gas- u. Wassertechnik / Chemie / Flugwesen. – Progr. U kostenl.

Wernigerode/Harz Knaben-Pension Oberst a. D. von Köhne.

Sorgfältige Familien-Erziehung. Human. u. Real-Gymn. am Ort.

Fortsetzung siehe nächste Seite

Digitized by Google

Empfohlene Unterrichtsanstalten

Nordseepädagogium Südstrand Föhr

Gesundheitsschule in stärkendem Klima für zarte gesundheitsbedrohte, sowie gesunde Knaben und Mädchen. Familienähnliche Gruppen in vier Häusern, individuelle Behandlung, gleichmässige geistige und körperliche Förderung. Grundschule bis Oberprima. Alle Schularten. Nach Jahreszeit und Alter gestaffelte Preise. Eintritt jederzeit. Telefon: Wyk 356.
San.-Rat **Gmelin.** Oberstudienrat **Martin.**

Schloss Wieblingen bei Heidelberg

Evangelisches Landerziehungsheim für Mädchen

Lehrgang I: Obertertia u. Untersekunda eines Realgymnas., ein. humanist. Gymnas., ein. Lyzeums (früher höh. Töchterschule) bzw. Mädchenrealschule. **Lehrgang II:** Wissenschaftliche, künstlerische u. prakt. Weiterbildg. **Frauenschule:** Nach staatl. Lehrplan. Prosp. d. d. Vorsteherin **Elisabeth von Thadden.**

Voralpin. Knaben-**Institut Montana**
Verlangen Sie ausf. Prosp **Zugerberg** (Schweiz) 1000 m ü. M.

Ingenieurschule Zwickau Sa
Höh. Techn. Lehranstalt für Masch.-Bau, Elektrotechnik und Betriebstechnik. Studiendauer 5 Semester. Beginn Anfang April u. Oktober.

Die Anzeigenpreise für diese Sonderrubrik werden Interessenten gerne mitgeteilt.
Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Abt. Monatshefte, Leipzig C 1.

Empfohlene Töchterpensionate

Bern (Schweiz). Töchterinst. Elfenau. Wissenschaftl. Unterr. Französisch wie i. franz. Sprachgebiet. Künste. Abtlgn. f. Hauswirtsch. u. f. Handelsfächer (Dipl.). — Bergheim „Alpina" in **Grindelwald** f. Hochsomm.- u. Wintersportaufenth. **Dr. Fischer-Chevallier u. Frau.**

Clarens-Montreux Töchter-Pensionat Villa Rurik. Studium der Sprach. u. Musik. Koch. u. Schneid. auf Wunsch. Sport. Empfehl. in Deutschl. **Mr. et Mme. Scheerer-Schnewlin.**

Dresden-A. *Elisenstr. 7a. Ruf: 33808.* Seit Jahren **führendes** intern. wissenschaftl. **Töchterheim,** auch für Abiturientinnen, von **Frau Emma Mundinger.** Jahrespreis M. 2100.—. Gegr. 1901.

Feldafing / Starnbergersee (Oberbayern)
Park-Villa
Vornehmes Jungmädchen-Landheim für Körperschulung und Hauswirtschaft.
Prakt. u. theoretische Ausbildung in Hauswirtschaft, Küche und in allem, was zur Kenntnis, Kräftigung u. Gesundung des Körpers gehört, unter Leitung eines **Sportarztes** nach modernen Grundsätzen. **Sportplätze, Schwimmhütte** am **See, Golfplatz.** Refer. etc. durch die Vorsteh. **A. u. H. Scheidt.**

Graubünden Schloss Marschlins — Voralpines, vornehmes Töchterinstitut. Gediegene Ausbildg. (Haush., Garten, vorzügl. Sprachunterricht). Sport (Reiten etc.) Gr. Park, Bergwald. **Dr. Landolt-Lechner.**

Bad Harzburg Töchterheim Villa Mansfeld. Gegr. 1910. Haus I. Rgs. **Begrenzte Anz. j. Mädch. aus nur best. Kreisen.** Wissensch., Hauswirtsch., Gesellschaft. **Engländerin u. Französin i. Haus.** Sport, herrl. Lage, jed. Komf. Frau **Dr. Rensch.**

La Roseraie ob Coppet (Genfersee). **Haush.-Pensionat** lehrt gründl. **Französ., Engl.,** die f. franz. Küche u. alle Haushaltarb. Prächt., gesd. Lage. Park. Sport. Gymnastik. Ferienaufenthalt. Erste Refer. Prosp. d **Frau Dr. Rittmeyer-Pailler.**

Territet-Montreux (Schweiz)
INSTITUTION DES ESSARTS, Château de la Veraye
Erstklassiges Töchterpensionat. — Beste deutsche Referenzen.

Thale / **Harz.** **Töchterh. Lohmann.** Ggr. 1902. Herrl. Waldu. Gebirgsl. Gedg. u. zeitg. wiss., hausw., gesellsch., kaufm. usw. Ausb. Sport. Ers. f. Pfl.-Fortb.-Sch. Gepr. Lehrkr. Beste Pflege. Prosp. **A. M. Lohmann,** staatl. gepr. ADT

Weimar ★ **Institut Dr. Weiss.** Gegründet 1874.

Töchterheim.	Frauenschule	Abitur.
Hauswirtschaftl., gewerbl. u. wissensch. Ausbildung. Musik, Gymnastik, Sport. Berufsschulberechtigung.	m. Internat. Lehrpl. d. OII d. Fr.-Ob.-sch. Abschl.-Zgs. a. in Preuss. anerk.	Schülerinn.-Heim d. Deutschen Aufbauschule. Obersek. b. Oberprima.

Akademische u. gewerbliche Lehrkräfte im Haus. Grosser Besitz. Park. Prospekte und Referenzen durch Dr. C. Weiss u. Frau.

Die Anzeigenpreise für diese Sonderrubrik werden Interessenten gerne mitgeteilt.
Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Abt. Monatshefte, Leipzig C 1.

Prof. Buser's alpines Töchterinstitut, Teufen (Kt. App.), **Schweiz,** gegründet 1908 I. Ranges. Alle Schulstufen inkl. Reifezeugnis u. Handelsdiplom. Moderne Sprach n. Haushaltungsabteilung. Musik. Sommer- u. Wintersport **inmitt prächt. schweiz. Berglandsch.** Körperkultur. Frohgestimmtes Institutsleben. Komf. Neubau. Eigene Landwirtschaft. **Frühjahrs-Beginn: Mai.**

Davidis-Holle Kochbuch

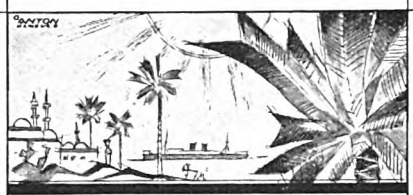
ist soeben in völliger Neubearbeitung erschienen.
Preis in Ganzleinen M. 8.50

Einzige Original-Ausgabe, welche in allen Teilen des Werkes die Ergebnisse und Forderungen neuzeitlicher Ernährungswissenschaft und Technik berücksichtigt. Das nunmehr in 58. Auflage erscheinende Werk genügt allen Ansprüchen der Hausfrau, der Köchin und des Berufskochs. Zahlreiche vierfarbige Tafeln, einfarbige Einschaltbilder und darstellende Skizzen erläutern und beleben den Text. — Schönstes, praktisches Geschenk für angehende Hausfrauen!

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen ★ ★ Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Digitized by Google

Saison 1929
Reise- und Kuraufenthalt



FERIEN-REISEN DER AFRIKA LINIEN

Einheitliche Fahrpreise für die
14tägige Mittelmeerfahrt
Hamburg, Antwerpen, Southampton
Lissabon, Tanger, Malaga, Genua
oder umgekehrt
1. Kl. ℳ 500.—, 2. Kl. ℳ 380.—
Mittelklasse ℳ 250.—
Wohlvorbereitete Landausflüge
Illustrierte Prospekte und nähere Auskunft durch
WOERMANN-LINIE / DEUTSCHE OST-AFRIKA-LINIE Hamburg 8, Gr. Reichenstr. 27
die Vertretungen,
sowie alle bekannten Reisebüros

Radiumbad Oberschlema i. Erzgeb.
Besucherzahl in 4 Jahren verfünffacht dank seiner **Wunderkuren** gegen Gefäss-, Nerven-, Stoffwechsel- und rheumatische Leiden, Erschöpfung u. dgl. Betrieb ganzjährig. **Beuge vor!** Verlange kostenlos Schriften v. d. Verwaltung.

Görbersdorf (Kr. Waldenbg., Schl.) Dr. Weicker's Lungenheilanstalten. a) Priv.-Sanat. „Marienhaus" f. kl. Zahl Lungenkr. d. bemitt. Stände; b) Heilst. „Krankenheim" m. Männ.-, Frau.- u. Kind.-Abt., auch f. Selbstzahl. Aerztl. Leitg.: Dr. Steinmeyer, Dr. Warnecke.

Schroth-Kur Dr. Möllers Sanatorium Dresden-Loschwitz Gr. Erfolge. Prosp. fr.

BAD LANDECK in Schlesien
altbewährtes Frauenbad.
Prospekte und Auskünfte durch die Verkehrsbüros und die städt. Badeverwaltung. Fernruf 282.

Augen-Heilanst. Spez. Method. Eisenach, Prinzenweg 5. Dr. Rehm

---

ÖSTERREICHS FÜHRENDES ALPENSEEBAD · KURORT
Velden am Wörthersee bringt Kraft und Gesundheit
WÄRMSTER ALPENSEE EUROPAS (BADEZEIT: MAI-OKTOBER)

FRÜHLING IN WIESBADEN
4.—8. April: Tagung der Deutschen Gesellschaft für Kinderheilkunde
5.—6. April: Tagung der Deutschen Gesellschaft für Rheumabekämpfung
8.—11. April: Tagung der Deutschen Gesellschaft für Innere Medizin

Weltberühmte Kochsalzthermen 65,7° C.
Heilen Gicht und Rheuma
Nervenkrankheiten, Stoffwechselleiden, Erkrankung der Atmungs- u. Verdauungsorgane • Hervorrag. Veranstaltungen im Kurhaus u. den beiden Staatstheatern • Golf, Tennis, Hockey u. and. Sportarten • Brunnen- u. Pastillenversand • Gute Unterkunft bei mäßig. Preisen • Bevorzugt als Wohnort • Hotelverzeichnisse (8000 Betten) durch das Städtische Verkehrsamt und die Reisebüros.
MAIFESTWOCHEN 5.—19. MAI

Wiesbaden Kurhotel u. Kochbrunn.-Badhaus **Römerbad**
An den Kochbrunnen-Anlagen. Fliessendes Wasser u. Tel. in allen Zimmern. Beste Verpflegung. Neue Halle u. Gesellschaftsräume. Pension ab M. 9.— einschl. Thermalbad. Volle Südlage. Für die Wintermonate Einheitspreis Pension M. 10.— einschl. Bad und allen Nebenausgaben. Garagen. Bes. **Chr. Beckel.**

Wiesbaden Schwarzer Bock
besuchtestes Kur- u. Passantenhotel am Platze
280 Bett., jed. Komf., Zimm. m. Frühstück ab M. 5.50, mit Pension u. Kochbrunnen-Thermalbad ab M. 10.—.
Jahresbetr. F. 59751. Bes. Theodor Schäfer.

EISENACH / Hotel DER RAUTENKRANZ. Erstes Haus am Platze. Autohallen. Fernruf 1532, 1533.

BAD SALZUFLEN (Teutoburger Wald) ★ Ganzjähr. Kurzeit.
Herz, Rheuma, Nerven, Luftwege, Frauenleiden.
Staatl. Hotel **FÜRSTENHOF** (Haus I. Ranges)

Digitized by Google

Saison 1929 · Reise- u. Kuraufenthalt

BAD-NAUHEIM

Unerreicht bei **Herzkrankheiten, beginn. Arterienverkalkung, Muskel- u. Gelenkrheumatism., Gicht, Bronchitis. Rückenmarks-, Frauen- und Nerven!. Badekur, Trinkkur, Inhalatorium, Pneum. Kammern. Erholungsaufenthalt / Unterhaltungen / Sport. Traubenkur.**
Vorzügl. Unterkunft bei angemessenen Preisen.
Auskunftsschrift L. 7 durch Bad- u. Kurverwaltung u. in den Reisebüros.

45 Minuten von Frankfurt a. M.
Weltberühmte kohlensäurereiche Kochsalzthermen (30,5—34,4° C.)

Langeoog
Nordseeinsel

Mässige Kurtaxe
Seebäder frei
Beste Gesellschaft
Prospekte u. Auskunft d. d. **Verkehrsamt**

Karlsbad ★ **REGINA PALACE HOTEL** (vorm. HOTEL ANGER). Haus I. Ranges. Zentralheizung. Fliess. Wasser. Staatstelef. in all. Zimmern. Privatbäder. Vor u. Nachsaison ermässigte Preise. Telegr.: Reginapalace.

Wilhelmshaven,

das Nordseebad ohne Kurtaxe, ohne Saisonpreise; Standort f. Nordseeausflüge. Alle neuzeitlichen Einrichtungen. Werbeschrift durch Badeverwaltung Wilhelmshaven, Rathaus.

FRANZENSBAD

Das erste Moorbad der Welt. Hervorragendes Frauen- und Herzheilbad
Kohlensäurereichste Mineralquellen Stärkste der bekannten Glaubersalzquellen.

Grösste Heilerfolge bei Herz- u. Frauenleiden, Kinderlosigkeit, Gicht u. Rheumatismus, chronischer Stuhlverstopfung, Fettleibigkeit. Regenerierungskuren. — **Erholungskurort für geistig Ueberanstrengte.**

Auskünfte durch die Kurverwaltung Abt. Z. Vor- und Nachsaison ermässigte Preise.

Hotel Königsvilla ★ Vornehmste u. günstigste Lage f. d. Kurgebrauch. Haus I. Rgs. mit all. der Neuzeit entsprech. Komfort. Mit eig. gr.ss. Gartenanlagen. Prospekte auf Verlangen.

FÜR FRÜHJAHRS-AUFENTHALT

AM GENFERSEE

EMPFEHLEN SICH NACHBENANNTE KURORTE u. HOTELS

LAUSANNE-OUCHY

AM GENFERSEE. — Strandbad mit Sportplatz. Jeder Wasser- und Landsport wird geboten.
Exkursions-Zentrum per Dampfer, Bahn und Auto. Eignet sich besonders auch für Jahres-Aufenthalt. Gleichmässigste Temperatur Mittel-Europas. Sport-Zentrum der französ. Schweiz.

Empfehlenswerte Hotels:

Beau-Rivage-Palace v. 20 frs.	Mirabeau . . . . von 16 frs.	Belvédère . . . . von 14 frs.	Mont Fleuri . . von 11 frs.
Lausanne-Palace von 20 „	Victoria . . . . . „ 16 „	Château . . . . . „ 14 „	Parc . . . . . „ 11 „
Royal . . . . . „ 18 „	Alexandra . . . . „ 15 „	Windsor & Montana 14 „	Britannia . . . . „ 10 „
Savoy . . . . . „ 18 „	Beau-Séjour . . . „ 15 „	Eden . . . . . von 13 „	British & American . . . . . „ 10 „
Cécil . . . . . „ 16 „	de la Paix . . . „ 15 „	Bristol-Regina . „ 11 „	

Mont Riant über Montreux, 750 m ü. M. Physik.-diätet. Kuranstalt
mit d. modernst. Einrichtungen. Sonn. geschützte Lage. Frs. 20.- b. 35.-. D. ganze J. besucht. Pr.-Doz. **Dr. Christin.**

LAUSANNE · Modern Hotel Jura-Simplon
Deutsches Haus b. Bahnhof, rechts. Pension v. Frs. 12.– an. Grosse Garage. Deutscher Besitzer: **B. Bisinger.**

Montreux ★ Grd. Hot. **EDEN.**
Erstkl. 220 B. In allen Z. fliess. Wasser. Am See. Neb. Kursaal. Absolute Ruhe. Mäss. Preise. **E. Eberhard,** Besitzer.

MONTREUX ★ **Grand Hotel Excelsior.**
Bestgelegenes, modernstes Haus direkt am See. 100 Zimmer, 50 Bäder

GLION

ob Montreux / Genfer See
700 Meter über dem Meere!

Idealer Frühlingsaufenthalt
Herrliches Panorama
Prächtige Spaziergänge u. Ausflüge / Mildes Klima
8 Hotels in allen Preislagen
Orchester / Post / Telegraph
Prospekte durch den Verkehrsverein

Digitized by Google

Saison 1929 · Reise- u. Kuraufenthalt

Baden (Schweiz)
bei Zürich

Radio-aktives Schwefelbad
gegen
Rheumatismus, Gicht,
Ischias, Gelenkleiden

Saisoneröffnung 1. April
17 Schwefelquellen von 48°.
Alle Kurmittel in den Badehotels.
Kursaal. — Täglich Konzerte.
*
Prospekte durch die Kurverwaltung.

FRÜHLING AM VIERWALDSTÄTTERSEE von unvergleichl. Reiz

Ein prächtiger Frühjahrsaufenthalt LUZERN Ausflugszentrum für Auto, Bahn u. Schiff / Kursaal / Golf / Tennis.
PROSPEKTE DURCH DAS OFFIZ. VERKEHRSBUREAU

VITZNAU am Vierwaldstättersee
Der Blumengarten der Rigi-Sonnenseite
bietet Erholung und Sportgelegenheiten. Orchester. Tennisplätze. **Strandbad.** Motorboote, Rudern und Fischereisport. — Prospekte d. d. Verkehrsbüro.

RIGI
ist nicht nur weltberühmter Aussichtspunkt, sondern **Aufenthaltsgebiet** von unerreichter landschaftlicher Schönheit. Kollektiv-Prospekt der Rigi-Hotels durch „Verkehrsverein Rigi" in Vitznau und Arth a. S.

AXENSTEIN ob Brunnen 750 m ü. M. *
GRAND HOTEL · PARK HOTEL
Vornehmer Höhenkurort. Modernster Komfort. Fl. Wasser.
Ruhe * Sport * Erholung * Vergnügen
Waldpark, Golf, Tennis, Orchester, Tanz, Garage.

LUZERN * Hotel Beau-Rivage.
Modernis., b. Quai. Volle Pens. v. 16-18 Frs., Hochsais. v. 18-25 Frs. Zimm. v. 6 Frs., Hochsais. v. 8 Frs. an. Prima Küche. **C. Giger,** Bes.

Luzern Hotel St. Gotthard-Terminus. Das führende Haus I. R. zunächst Bahn u. Schiff.
Alle Zimm. m. fl. Wasser od. Privatbad. Schön. Passanten-Restaur. Tägl. Konzerte. Jahresbetrieb. **W. Doepfner,** Bes. u. Leiter.

Luzern Hotel Belvédère. Nächst Promenade, Kursaal, Tennis u. Seebad, Golf 10 Min. Hübsche Zimmer m. fl. Wass. u. Privatbäder. Vorzügl. Verpfl. Halle, Lesesaal, Garten. Z. v. Frs. 5.- an, Pens. ab Frs. 13.-. **R. Geiger,** Bes.

Luzern Hotel Monopol u. Metropole. Gegenüber Bahnhof u. Schiffstation. Von Deutschen bevorzugtes Haus. Zimmer mit fliessendem Wasser. Appartem. mit Bad. Gr. Restaur. Dir. **Eug. Wagner.**

LUZERN / HOTEL DU LAC Einzig. Hotel I. Ranges mit Garten bei Dampfschiff, Bahnhof und Post. Fliess. Wasser und Staatstelefon in allen Zimmern. Lichtsignale. 50 Privatbäder.
Restaurant „Flora". Eigenes Badeetablissement. **Ganzjährig geöffnet.** **H. Burkard-Spillmann,** Dir.

Sonnmatt/Luzern Modern einger **Kurhaus** Das ganze Jahr geöffn. Ganz südl. Lage. 200 m ü. Luzern. Kurheim f. Ruhe- u. Erholungsbedürftige. Vollst. Einrichtung f. phys. Therapie. Arzt i. Hause.

Weggis am Vierwaldstättersee * **Hotel Albana.** Behagl. Haus in bester Aussichtslage. Waldpark, Tennis. Zimmer m. fliess. Wass. **Sehr** empfohlen. Pension v. Frs. 11.— an (m. fliess. Wass. v. Frs. 12.— an). Prosp. bereitw. d. **Fam. Wolf,** Bes.

Weggis *Vierwaldst. See.* * **Park-Hotel** Erstes Haus am Platze.
Fliess. Wass. i. d. Zimmern. Appartem. m. Bad. Gross. Park am See. Strandbad. Tennis. Pens. von Frs. 12.50 an.

Park-Hotel, VITZNAU **am Vierwaldstättersee.** Haus allerersten Ranges. Saison: April—Oktober. Orchester, Tennis, Ruder- und Motorboote, Seebadeanlage. Min. Pensions-Preis: Frs. 16.— (1. Juli bis 1. September: Frs. 18.—).

Hotel RIGI-FIRST 1450 m ü. M. **auf dem Rigi.** Erstklassiger Höhenkurort. Privatbäder, Orchester, Tennis.
Min. Pensions-Preis: Frs. 15.— (1. Juli bis 1. September: Frs. 16.—). Gebr. **Bon,** leitende Besitzer.

WEGGIS
am Vierwaldstättersee

Idealer Frühlingsaufenthalt
Mildestes Klima nördlich der Alpen. Südliche Vegetation. Ausflugszentrum. Kurorchester. Reunions Sport.
PROSPEKTE DURCH DAS VERKEHRSBUREAU.

DAVOS

Sanatorium Seehof
Fliess. Wasser. Vorzügl. Verpfl.

Kurhotel Esplanade
Das behagl. Familienhot. 80 Bett.

Kurhaus Monte Brè Lugano Südschweiz
Mod. phys.-diät. Kuranstalt u. Erholungsheim. Nähe Strandbad. Arzt. Deutsches Haus, das ganze Jahr besucht. Pens. von M. 8.— an. Prosp.

Digitized by Google

Saison 1929 · Reise- u. Kuraufenthalt

FRÜHLING IM BERNER OBERLAND, SCHWEIZ

Sonnige Kurorte an den lachenden Ufern von

Thuner- und Brienzersee

Prospekte, Hotelführer und Auskunft durch den Verkehrsverein des Berner Oberlands, sowie die Verkehrsbureaux von Thun, Goldiwil, Hilterfingen, Oberhofen, Gunten, Sigriswil, Merligen, Spiez, Interlaken, Bönigen, Wilderswil.

Interlaken · Royal St. Georges (Reichshotel)
Am Höheweg. Erstkl. Fam.-Hotel m. fl. Wasser i. a. Zimm. od. Priv.-Bad. Pens. v. Fr. 16.- an. Vorzügl. Küche u. Keller-Restaur. Garage.

Interlaken · Schweizerhof Familienhotel I. R.
Schönste Lage am Höheweg neb. Kurgarten. Privatbäder od. fl. Wasser i. all. Z. Restaurant. Autogarage mit Boxes. Pens. v. Frs. 16.— an. **Th. Wirth, Bes.**

PONTRESINA ★ **Parkhotel** 130 Betten. Sonnig und ruhig gelegen. Von Familien bevorzugt. Sommer- u. Wintersport.
Engadin 1803 m **Schweiz**
Zweighaus: **Schlosshotel Enderlin, Pontresina.**
Grd. Hotel des Temples, Agrigento (Girgenti, Sizilien).

Cademario Kurhaus
500 m oberhalb Lugano. 160 Betten, Jahresbetrieb.
Dr. med. **Keller-Hoerschelmann.**

Rigi-Kaltbad b. Luzern
Vitznau-Rigi-Bahn.
Herrlicher Sommerkurort
1450 m über dem Meer
Grand Hotel und Kurhaus
Pension von Fr. 16.— an.

TARASP und VULPERA

Das Bad für Magen, Darm, Stoffwechsel, Nerven u. Herz. Einzige Glaubersalzquellen in den Alpen. Eröffnung Anfang Mai. Führende Hotels: Kurhaus Tarasp, 300 Bett., Waldhaus Vulpera, 400 Betten, Schweizerhof Vulpera, 300 Betten. Man verlange Gratis-Prosp. N. 17.

MERAN

Die Hochsaison beginnt
Südlicher Vorfrühling
Herrlichste Blütezeit ab Märzmitte

Aller Hotelkomfort. Konzerte. Theater. Vergnügungen. Sport. Bergbahnen. Prospekte durch die Kurverwaltung **Meran** (Italien).

Empfohlene Hotels und Pensionen

Berchtesgaden · Haus Geiger.
Ueber 60 Jahre im Besitz und unter Führung der Familie. Fliessend Wasser, Zentralheizung, Autogaragen. Bes. **F. Geiger.**

Alpenhotel Bödele ★ (1140 m ü. M.) — Station Dornbirn, Vorarlberg.
Höhenluftkurort und Wintersportplatz I. Ranges.
Pension v. M. 8.— bis M. 9.50. Prospekt durch Dir. **F. Freylinger.**

FLIMS - **Waldhaus · Grand Hotel et Surselva.**
Wintersport: Sonne, viele gepflegte Spazierwege. ★★ Pension von Frs. 16.— bis 25.—.
Prospekte durch Direktion. **P. Buol.**

BAD HARZBURG
Belvedere - Hotel Südekum
Natürliche Solbäder auf allen Etagen. — Ganzjährig geöffnet.

Bad Harzburg **Bodes Hotel** (vorm. Asche). Vornehmes, bestempfohl. Haus
Wohnungen mit Bad. Sämtliche Zimmer mit laufenden warmen und kalten Wasser. = Bes.: **Gebr. Bode.** = Fernsprecher 28

Mentone **Die Perle der französischen Riviera.** — **HOTEL DE VENISE.** Vornehmes Familienhaus allerersten Rgs. Zentral u. sonnig, im herrl. Park gelegen. 200 Südzimmer, 80 Privatbäder. **A. Somazzi,** Besitzer.

Fortsetzung siehe nächste Seite

Digitized by Google

Saison 1929 · Reise- u. Kuraufenthalt

Empfohlene Hotels und Pensionen — *Fortsetzung von voriger Seite*

Oberhof / Thür. **Wünscher's Park-Hotel.** Das Haus d. vornehmen Familien.
Das ganze Jahr geöffnet.
Südlage mit herrl. Fernsicht. Autohallen. Fernruf 7 und 70.

Pontresina ★ Hotel Pontresina
Haus I. Ranges in sonniger, freier Lage. Garten, Tennis, Garage. — Pension von 17 Frs. an. — Fliess. Wasser i. d. Zimm.

ROM HOTEL VICTORIA
Erstklassig. Fliessendes Wasser in allen Zimmern. Deutsche Leitung.

Schierke (Oberharz). **HOTEL WALDFRIEDEN.** Besitzer: **Conrad Schinke.**
Vornehmes Haus. Fliess. Wasser. Bäder. Passantenlogis, Autogaragen. Zimmer inkl. Verpflegung von Mk. 8—12. Prospekt frei.

SCHWARZBURG · Hotel Weisser Hirsch
Die Perle Thüringens. Beste Pension von 9 M. an.

St. Blasien **Villa Gertrud** ★ Südl. Schwarzwald.
800 m ü. M. — Pension M. 6.– bis M. 7.–.
Für Erholungsbedürftige. Infektiöse ausgeschlossen.
Liegehalle. Privatveranden. ZH. Prospekte.

Heilanstalten

von Mitgliedern des Verbandes Deutscher ärztlicher Heilanstaltsbesitzer u. Leiter. — Geschäftsstelle des Verbandes: **Hedemünden a. d. Werra.** — Prospekte durch die einzelnen Anstalten.

Ahrweiler (Ahrtal-Rheinland). **Kurhaus Ahrweiler**
Das ganze Jahr geöffnet.
Indikation Alle Formen psychischer und nervöser Störungen, Entziehungskuren; besondere Abteilung für innere Krankheiten (Diabetes etc.).
Leitende Ärzte:
Dr. von Ehrenwall, Geheimer Sanitätsrat, Besitzer. **Dr. Marx.**

Ballenstedt i. Harz / **Sanator. Dr. Rosell.** Vollkommenste Einrichtgn. f. spez. Untersuch. u. diätet.-physik. Behandl. von inn. Krankh., Frauenl., Haltungs- u. Bewegungsstör. Fast die Hälfte der Pat. sind **Zuckerkranke.** Prosp. fr. **Dr. Rosell** Facharzt.

Berlin W 15 **Prof. Kromayers Hautklinik**
Meinekestr. 27. I., II., III. Kl. Narbenlose kosmet. Operationen. Strahleninstitut. Dirig. Ärzte: **Prof. Kromayer, Dr. E. Kromayer.**

Sanitätsrat **Dr. Wiedeburgs** **Waldsanatorium Schwarzeck**
in **Bad Blankenburg**, Thür Wald, f. nerv. u. inn. Kranke u. Rekonvalesz. 4 Fachärzte. Alle phys.-diätet. Kurbehelfe. Psychotherapie.

Braunlage (Oberharz) **Sanatorium Dr. Barner**
für Mag.-, Darm- u. Stoffwechselkranke, Herz- u. Nervenkranke, Asthmatiker. Tel. 8 u. 12.

Braunlage ★ **Oberharz** **Sanatorium Vogeler**
f. innere Leiden, Frauenkrankh. u. nerv. Erkrankungen. Moorbäder. Diätkuren.

Dresden-Weißer Hirsch,
Dr. Teuscher's Sanatorium für Nerven- und innere Kranke.

Dr. Lahmann's Sanatorium „Weisser Hirsch" / Dresden
Physikal.-diätetische Heilanstalt
Klinische Sonderabteilung.
Das ganze Jahr geöffnet.

San.-Rat **Dr. Bieling's Waldsanat. Tannenhof** Friedrichroda in Thür., gewährt sorgfältigste ärztliche Behandlung u. Diätkuren bei **Nerven-, Herz- u. inner., spez. Magen- u. Darmkrankh., Basedow u. Fettleibigkeit.**

Nicht besetztes Rheinland! **Kurfürstenbad „Godesberg"**
Sanatorium für innere und Nervenkranke.
Ärztl. Leitung: San.-R. **Dr. Staehly.** Kaufm. Leitung: Dir. **Butin.**

Christophsbad Göppingen (Württ.) / **Dr. Landerer Söhne.**
Heilanstalt für Nerven- u. Gemütskranke. Offenes Landhaus für Leichtkranke u. Erholungsbedürft. Ärztl. Leitung **Dr. F. Glatzel.**

Goslar a. Harz · **Sanatorium Theresienhof**
für innere u. Nervenkranke.
Das ganze Jahr geöffnet. Prospekt. San.-Rat **Dr. Gellhorn.**

Hamburg · **Prof. Unna's Klinik** Haut- und Haarkrankheiten. Kosm. Kuren. Histopatholog. Bakteriolog. Serolog. Strahleninstitute. Prof. **P. G. Unna** sen., Dr. **K. Unna**, Dr. **Paul Unna** jun. u. Dr. **G. W. Unna.**

Kurhaus Höchenschwand (Bad. Schwarzwald). 1015 m. **Höchstgelegene deutsche Kuranstalt** f. Erhol.-Bedürft. Innere u. Stoffwechselkr. Tuberkulosefrei. Jahresbetrieb. Leit. Arzt **Dr. W. Bettinger.**

Hohenlychen · **Sanatorium** **für lungenkranke Frauen.**
(Kr. Templin). Leit. Arzt: **S.-R. Dr. Koch.** Mod. einger. Häuser inmitten herrl. Wälder u. Seen. Anfr. an die Verwaltung.

Dr. Ferd. Wahrendorffsche „Kuranstalt Ilten" b. Hannover f. Nerv.- u. Gemütskranke. Offene, halboff. u. geschl. Häus. **Grosse, eig. Landwirtschaft** mit Beschäftigungsmöglichkeit. Mod. Therapie. 5 Aerzte. Näheres durch Anfr. Fernruf: Hannover 80324.

Kennenburg **bei Esslingen** (Württemb.) **Privatklinik** für Nerven- und Gemütskranke. Psychotherapie. — Entziehungskuren. Prosp. Teleph. Esslingen 6310. Besitzer u. leit. Arzt: San.-Rat **Dr. Krauss.**

Bad Kösen Aerztlich geleitetes **Erholungsheim**
für leicht Nervenkranke, Erholungsbedürftige, Entziehungskuren.
Ganzjährig geöffnet. San.-Rat Dr. Lehmann.

KURHAUS BAD NASSAU
SANATORIUM FÜR NERVEN- UND INNERE KRANKE
Leitende Aerzte: **Dr. R. Fleischmann, Dr. Fritz Poensgen.**

Neuemühle bei Cassel ★ **Sanatorium für Nerven- und Gemütskranke, Entziehungskuren.**
Telephon: 604 Cassel.
Sanitätsrat **Dr. Otto Brunner.** Sanitätsrat **Dr. Gustav Brunner.**

Kuranstalt Neufriedenheim / München, **für Nervenkranke all. Art.** Herrl. 12 ha gr. alt. Park. Alle Kurmittel u. psychischen Behandlungsmethoden. Entziehungskuren. Völl. getrennte Abteilungen f. Psychosen. Geh. San.-R. **Dr. Rehm Dr. Baumüller.**

Kuranst. Obersendling München 44. Für Nervöse u. Erhol.-Bedürft. Entzieh.-Kuren. Villenanl. i. gr. Park. Getrennte Vill. f. Psychosen (hier nur wbl. Kranke). Mod. Behandl.-Methoden (Psychotherapie, planm. Beschäft., Gymnast., Malariakuren). Geh. S.-R. **Dr. K. Ranke.**

Fortsetzung siehe nächste Seite

Digitized by Google

Saison 1929 · Reise- u. Kuraufenthalt

Heilanstalten — *Fortsetzung von voriger Seite*

PARTENKIRCHEN Oberbayern **Dr. Wigger's Kurheim**
Sanator. f. Innere-, Herz-, Stoffwechsel-, Nervenkranke und Erholungsbedürftige. 4 klin. langj. vorgeb. Aerzte.
Unter ders. Leitg. das vornehme Familienhotel **„Der Kurhof"**, Pensionspreis ab Mk. 10.— aufwärts.
Beide Häuser ganzjährig geöffnet. Übergangszeit Ermässigung.
Näh. u. Prosp. durch den Besitzer Geh. Hofrat **Dr. Fl. Wigger.**

Sülzhayn Südharz **Dr. Steins Neues Sanatorium für Leichtlungenkranke**
Herrl. Sonnenlage mitten i. Wald. Fliess. Wasser i. all. Zimmern.
Personen-Aufzug. 2 Aerzte. — Leit. Arzt: **Dr. med. Stein.**

Kurhaus Tannenfeld für Nervenkranke, Gemütskranke, Entziehungskuren.
b. Nöbdenitz, Thüringen
Prospekte durch Besitzer **Dr. med. Tecklenburg.**

Kuranstalt Glotterbad

Oberglottertal (südl. bad. Schwarzwald).
Der schöne Kurort im deutschen Süden
Die herrlichsten Waldluftbäder Deutschlands
Das klassische Schwarzwald Sanatorium
Nerven-Magen-Darm-Stoffwechselkrankheiten * Diätkuren
Ärzte: Dr. med. Hoffner * Geh. Hofrat Dr. med. Noack (früher Dr. Lahmanns Sanatorium).
Kurprospekte durch die Direktion.

Kinderheim Schondorf a. Ammersee ★ Aufnahme von höchst. 10 Kindern im Alter von 4—10 Jahren. Familienleben, beste Kost. Schule im Ort, evtl. Privatunterricht. Waldluft, Bäder usw. Während der Ferien werden Kinder jed. Alters aufgenommen. **Ref.: Land-Erziehungsheim Schondorf, Leiter Dr. E. Reisinger.** Anschr. erb. an „Kinderheim" Schondorf a. Ammersee (Bay.) Leitung O. u. D. Consée.

BAD PYRMONT

HERZ — BLUT — FRAUEN — RHEUMA

Kohlensaure Bäder, Solbäder Moorbäder. Stahl- und Salztrinkkuren, Inhalationen.
Moorbäder erst ab 1. April.
Kurschriften durch Kurverwaltung u. Reisebüros

Bad Waldliesborn

bei Lippstadt i. Westf.

Stärkste naturwarme kohlensaure Solbäder und Inhalatorien
von unübertroffener Heilkraft bei Herz- und Nervenkrankheit, Frauenleiden, Gicht, Rheumatismus, Lähmungen, Säftestockungen, Schwächezuständen aller Art usw.
Unvergleichlich ruhige Lage
Pension mit guter Verpflegung von 5 Mk. an.
Badeschrift frei durch **die Direktion.**

HALLE a/S., Gütchenstr. 16, Diätsanatorium Cecilienhaus
Tel. 26780. Individ., ärztl. Behdlg. f. Herz, Nerv., Frauen, Mag., Darm, Zucker, Blut, Nieren, Gichtkranke. Ku. mittel jed. Art, auch nach Kneipp. Paraffinpack f. Rheuma u. Fettleib Gut. Erfolge, mäss Preise.

DR. MARCINOWSKI Feldhäuslhof in Bad Heilbrunn (Oberbayern) ★ Systematische Psychotherapie bedrohter Lebenstüchtigkeit u. seelischer Schwierigkeiten

Brannenburg · **Berghotel Wendelsteinhaus** (1740 m ü. M.)
am Endpunkt d. elektrischen Zahnradbahn auf den **Wendelstein.**
Neuzeitlich eingerichtet. Pension ab M. 9.—. Ganzjährig.

Was man auf jede Reise mitnehmen soll:

Velhagen & Klasings Taschenatlas für Eisenbahnreisende

mit erläuterndem Text und einem Ortsverzeichnis herausgegeben von **Dr. Ernst Ambrosius** und **Karl Tänzler**
Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Preis 7 Mk. in biegsamem Ganzleinenband.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen ★ **Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig**

Digitized by Google

Hausbau und Wohnungsausstattung

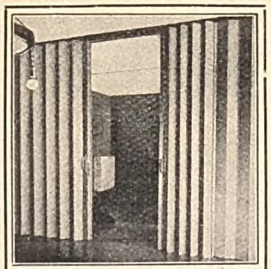
Das Holzhaus als ideales Eigenheim

Friedr. W. Lohmüller
Werkstätten für Holzhausbau
Güsten i. Anh.
Musterbuch Nr. 4 . . . M. 1.40

Böttger & Eschenhorn
G. m. b. H.
Berlin-Lichterfelde.
Spezialfabrik für

in Holz in einfacher Ausführung und nach künstler. Entwürfen.

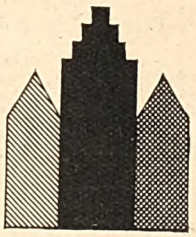
Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf Velhagen & Klasings Monatshefte zu beziehen.



Patent-Harmonika-Schiebetür Herzynia. Die ideale Trennungswand für Wohn- u. Wirtschaftsräume, Schulen u. gewrbl. Räume.
Harmonika-Schiebetür-Fabrik Otto Gereke, Quedlinburg/Harz

Mieter, Bauherrn, Hausbesitzer

TERRANOVA



Das Kleid des Hauses soll gut und schön sein, dadurch Wertsteigerung, bessere Verkaufsmöglichkeit und gesundes Wohnen. Wählt als Aussenputz für neue u. alte Häuser unsere seit über 30 Jahren bewährten u. verbreitetsten

farbigen Trockenmörtel

lichtecht, wasserabweisend, porös, gute Gebäudeatmung (gesundheitlich das beste) jahrzehntelang keine Ausbesserungen. Näheres durch:

durch Terranova zum schönen und gesunden Wohnhaus

K-Steinputz
Terranova-K-Rauhputz

Terranova- und Steinputzwerke
Düsseldorf
Schliessfach 330

Dieser Sessel nur 60 M.

Bonjer-Club-Möbel
in Stoff und Leder
unerreicht in Qualität, Verarbeitung, Form und Preiswürdigkeit
(Lieferung franko Deutschland)
Zahlungserleichterung. Katalog auf Wunsch
München C., Maximilianstrasse 13

Gr. Auswahl Haus-, Schul-, Kirchen-
Harmoniums
Kofferform, v 145 M. an.
Bar Rabatt.
Bequeme Teilzahlung!
Frankolieferung!
Pianos * Flügel
HUG & CO.
LEIPZIG, Schulstr. 3
Drucksachen u. Preisangeb. kostenl.

RUNGE & CO., OSNABRÜCK 5

GMINDER-HALB-LINNEN
indanthrenfarbig, ist als praktischer Kleiderstoff glänzend erprobt.
GMINDER-HALB-LINNEN
eignet sich vorzüglich
für jedes Eigenheim für Vorhänge, Tischdecken, Wandbespannung, Handarbeiten etc.
Zu haben in allen einschläg. Geschäften, sonst zu erfragen bei der alleinigen Herstellerin
ULRICH GMINDER G·M·B·H., REUTLINGEN

Digitized by Google

DEUTSCHE WERKSTÄTTEN A·G·

HELLERAU / DRESDEN / BERLIN / MÜNCHEN

SCHREIBTISCH DES HERREN-ZIMMERS NR. 223
NUSSBAUM MIT MAKASSAR MATTIERT
INNEN EICHE
ENTWURF: KARL BERTSCH
PREIS DES VOLL-STÄNDIGEN ZIMMERS 1943 RM.

MÖBEL UND STOFFE

NACH ENTWÜRFEN ERSTER KÜNSTLER

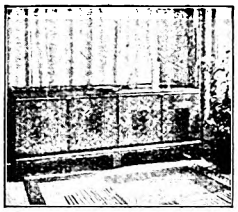
AUSSTELLUNGEN UND VERKAUFSSTELLEN:

BERLIN · W 9 · KÖNIGGRÄTZERSTRASSE · 22
BERLIN · W 15 · KURFÜRSTENDAMM · 38
DRESDEN-A · PRAGER STRASSE · 11
MÜNCHEN · WITTELSBACHER PLATZ · 1

B

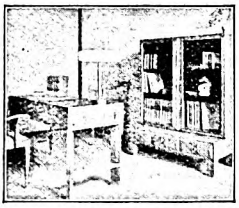
MAN VERLANGE GEGEN EINSENDUNG VON RM. 2.- HAUSGERÄTPREISBUCH A 4.

Digitized by Google



TRUHEN-MÖBEL

sind Aufbaumöbel zur Nach- und Nachanschaffung. Sie verhelfen zu einer zeitgemäßen Lebensform und bieten bereits bei der Anschaffung einzelner Möbelteile in allererster Linie Formenschönheit Qualität u. dauernde praktische Verwendung. Wer sich bei m Einkauf von diesem Gedanken leiten läßt, findet immer in den Truhenmöbeln den entsprechenden Hausr t. Verlangen Sie das Preisbuch TM zu RM. 1.—. Für Klein- und Siedlungswohnungen bieten die „Siedlungstruhenmöbel" den entsprech nden Hausrat. Die Zimmer kosten 400 1000 Reichsmk. Das Preisbuch S hierfür Reichsmark —.50.



Die Lieferungen erfolgen frei Bestimmungsstation Deutschlands.

ALBERT MÜLLER DWB
TRUHENMÖBELWERKSTÄTTEN, LEIPZIG, ELISENSTR. 42

Panhorst-Möbel

zieren das Heim und schaffen Behaglichkeit!

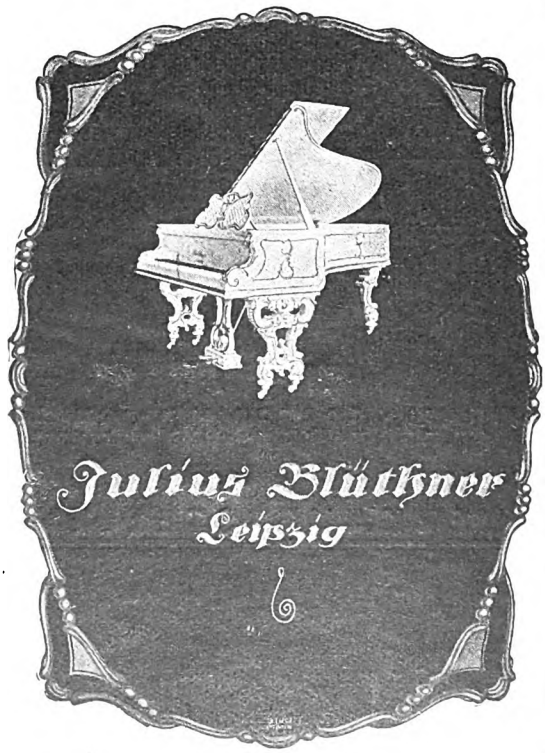
Nr. 210. Recht bequemer Ohrensessel mit losem Sitzkissen mit Daunenauflage

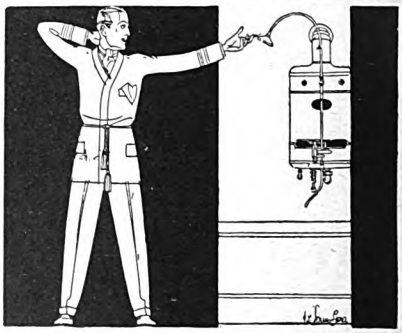
Bevor Sie Klubmöbel mit Leder- oder Stoffbezug kaufen, verlangen Sie bitte meinen reichhaltigen Prospekt „M"

Erleichterte Zahlungsbedingungen:
10 Monatsraten ohne Aufschlag oder 5% Skonto bei sofortiger Barzahlung

GUSTAV PANHORST
WERKSTÄTTEN FÜR LEDER- UND STOFFMÖBEL
Spezialität: Auflegematratzen „Primatra"
HEMELINGEN b/Bremen

Lieferungen für die Ozeandampfer „Bremen" und „Europa"
100 freiwillige Anerkennungen in einem Monat





GESUNDHEIT

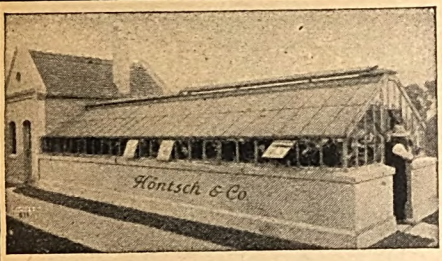
Schaffensfreude und Wohlbefinden— durch das tägliche Bad, das mit einem „Vaillant" zu jeder Zeit u. in wenigen Minuten bereitet werden kann.

Jeder Installateur sagt Ihnen gerne mehr über die Nützlichkeit dieses Apparates, ebenso unser Prospekt 20 B, den wir Ihnen auf Wunsch kostenlos zusenden.

Vaillant

Joh. Vaillant, Remscheid
Gas-Heisswasser-Apparate

Digitized by Google



Darin liegt der Reiz,

daß Sie Blumen, sowie Salate, Frischgemüse, Gurken u. Tomaten

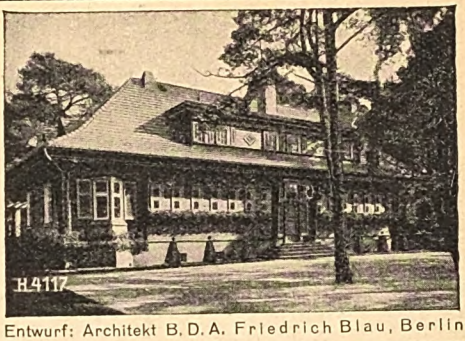
im Höntsch Gewächshaus

selbst ziehen. Es gehört daher zu jedem Eigenheim. Die geringen Anschaffungskosten tragen hohen Nutzen

Höntsch & Co.
Dresden-Niedersedlitz F 2

Leistungsfähigstes Sonderwerk
für Gewächshaus- und Wintergartenbau

ZEITGEMÄSSE EIGENHEIME



Entwurf: Architekt B. D. A. Friedrich Blau, Berlin

HOLZHÄUSER

haben den Vorzug der schnellen Lieferung und Aufstellung und sind nach Fertigstellung sofort trocken und bezugsfertig. Holzhäuser sind im Sommer kühl, im Winter warm und passen sich gut jeder Landschaft ein.

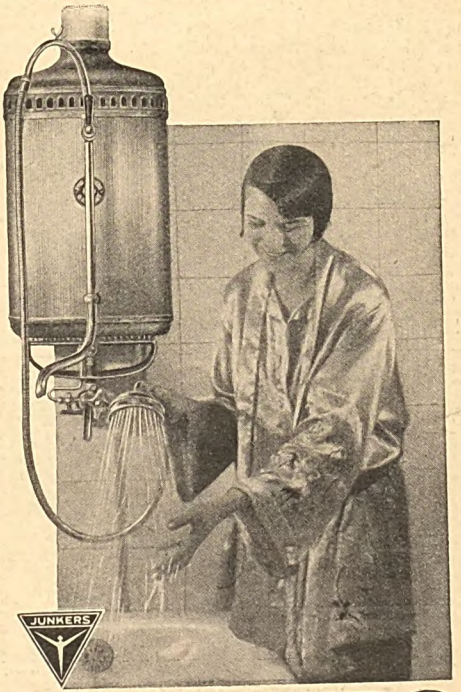
Die Ausführung unserer Bauten erfolgt nach den von den zuständigen Reichs- und Staatsbehörden anerkannten Gütevorschriften für Holzhäuser des Deutschen Normenausschusses DIN 1990.

Interessenten wollen Spezialprospekt H 175 verlangen

CHRISTOPH & UNMACK A.-G.
NIESKY/NIEDERSCHLESIEN 55
Älteste und größte Spezialfabrik für Holzbauten

erzeugt den dauerhaften Haargarn- und Wollteppich für jedermann,
den fast unverwüstlichen Möbelbezug in Plüsch- u. Nadelgewebe

Achten Sie auf die Marke „WEHRA"



Bezug durch die Fachgeschäfte. Drucksachen kostenlos

JUNKERS
Gas-Badeöfen

Digitized by Google

MULPA

Das Schlankheits-Möbel

mit **wunderbaren** Erfolgen. Aber der MULPA ist nicht allein das Möbel für Schlank-Werden und Jung-Bleiben. Er ist ausserdem und ohne „Verwandlung" ein **hinreissend bequemes Liegemöbel,** ein ebensolches **Sitzmöbel** und ein **ideales** „tags unsichtbares" **Bett.** Der MULPA ist ein Möbel, so glückbringend und so vielseitig, dass er tatsächlich in keinem Heim fehlen dürfte. Hochinteressante Broschüre **„Durch MULPA zu Lebensglück"** frei gegen 0,30 Porto. Aug. Berger, Hannover, Cellerstr., gegr. 1878.

Rheinauer Gartenmöbel

nach Entwürfen erster Künstler

Dauerhafteste Qualitätsware. 27jähr. Erfahrung
Katalog leihweise
Beissbarth & Hoffmann, Aktien-Gesellschaft
Mannheim-Rheinau 1

ÖLGEMÄLDE

aus privater Hand billig zu verkaufen. Photo steht zur Verfügung. **Frau Rothe, Leipzig C1,** Reitzenhainer Str. 3 II, l.

An der Wand der schönste Schmuck - ein Piperdruck!

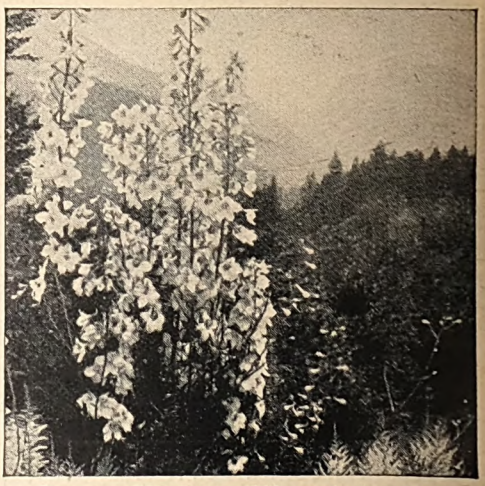
Erhältlich in jeder guten Kunsthandlung
Verlangen Sie das Spezialverzeichnis M.
Verlag R. Piper & Co. · München 13

Günstig ab Fabrik an Private! Bequeme Teilzahlung. Reichhalt Katalog auf Wunsch. Rohrmöbelfabr. **Mercedes, Lorch,** Wtbg.

Gartenhäuschen aus Schilfrohr

Illustr. Katalog gegen Rückporto
Norddeutsche Rohrindustrie
Johannes F. Tröndle
Schleswig 1

KARL FOERSTER
BORNIM bei Potsdam-Sanssouci
Gärtnerei moderner winterhart ausdauernder Blütenstauden



Der grosse Bilderkatalog 1929, erweitert um viele Bilder und fast 100 Neuaufnahmen von Pflanzenarten und -sorten, wird gegen M. 2.— versandt.

Die Abteilung für Gartengestaltung G.m.b.H. wird seit 2 Jahren in steigendem Masse in Anspruch genommen, da häufig grösstes Interesse daran besteht, Pflanzung und Pflanzenlieferung in die gleiche Hand zu legen; Näheres im Katalog. — Bestellungen und Schriftwechsel unter Bezugnahme auf diese Zeitschrift erbeten.

Die ideale Heizung
für Einfamilienhäuser, Villen, Kirchen, Säle, Hallen, Garagen, Werkstätten usw. ist die
„JAJAG"-Frischluft-Zentralheizung
Lüftet und heizt gleichzeitig, ist sparsam im Betrieb und leicht zu regulieren. Prospekt u. Referenzliste kostenlos.
J. A. JOHN A.-G. ◆ ERFURT

Digitized by Google

Dr. LAHMANN

UNTERKLEIDUNG

für Damen, Herren und Kinder verbindet Hygiene mit modernem Geschmack

Bezugsquellen-Nachweis, sowie Katalog mit neuesten Formen kostenlos durch die alleinige Fabrik

H. Heinzelmann, Reutlingen-V.

Alles will den Rasenmäher

Brill.

MOTORMÄHER
Gartenwalzen, Rasensprenger

GEBR. BRILL G. m. b. H.
Maschinenfabrik BARMEN Gegründet 1873

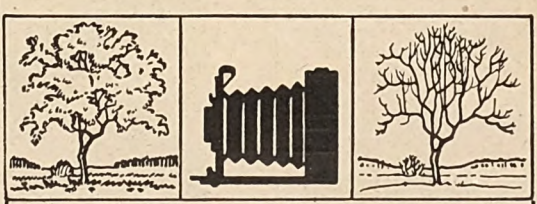
LBO

KRONENKLASSE
M. 8,75 BIS M. 18,–
DIAMANTENKLASSE
M. 6,90 UND M. 7,90
BEMBERGKLASSE
M. 3,90 BIS M. 5,50

ELBEO

DER STRUMPF DER DAME

dorland



SOMMER WIE WINTER

Ist eine Kamera für Sie ein guter Begleiter. Sie hilft Ihnen die schönen Stunden des Lebens nicht zu vergessen. — Wie oft haben Sie sich schon eine Kamera gewünscht! Warum schaffen Sie sich keine an? — Weil Sie vielleicht glauben, der Erwerb einer guten Photo-Kamera wäre unerschwinglich. Wir liefern heute schon erstklassige Marken-Kameras mit

1/3 Anzahlung
Rest in 3—6 Monatsraten

ohne Mehrberechnung und ohne Zinsen zum Originallistenpreis. Gerne senden wir auch jedes gewünschte Kamera-Modell

● 5 Tage ●
zur Ansicht

Verlangen Sie sofort 132 Seiten starken Haupt-Katalog kostenlos durch

Deutschlands grösstes Photo-Spezialhaus
PHOTO-PORST, NÜRNBERG A 161
Lorenzerplatz 15, 17 und 19

Digitized by Google

Neue „Spitzenfilme"

Wenn die Russen ihre packenden Bolschewikenfilme nach Deutschland schicken, die Amerikaner ihre limonadensüßen oder blutrünstigen Leinwanddramen, so wissen wir hier: die Russen und die Amerikaner lieben dies nun einmal so, jedem Volk der Kientopp, den es braucht. Aber daß unsere deutsche Industrie die geistige Prohibition der Filmbörsengewaltigen von Hollywood mitmachen muß, das ist wohl die traurigste Sklaverei, die über unser an Geld und Macht verarmtes Volk verhängt ward. Spricht man einen der Männer vom deutschen Film, die sich aus Anstand noch den Anschein geben wollen, als machten sie zwischen dem Geldgeschäft des Zitronenverkaufs, dem der Kunstbutterherstellung und dem des Lichtbildverleihs noch einen gewissen Unterschied, so stimmen sie ein dickes Klagelied an: sie selbst würden ja einem künstlerisch gehobenen Film, der frei ist von der Hetzarbeit der Sowjetregisseure und von der Groschenheftromantik der kalifornischen Dollarjäger, gewiß den Vorzug geben, aber die in einen Spitzenfilm hineingesteckten Millionen wären rettungslos verloren, wenn man sich auf deutsche Abnehmer beschränken wollte; das Ausland indes lasse sich in seinem Geschmack auf keine höhere Stufe drängen.

So können wir also in Deutschland noch froh sein, daß die aus deutschen Werkstätten stammenden Filme nicht ausschließlich für den Geschmack der Niggerboys und Kohlenschipper in den Welthäfen zugeschnitten sind, die ja wohl die größten Besucherzahlen für die Lichtspielhäuser stellen?

Da ist in dem größten Ufatheater Berlins soeben wieder mit einem Riesenaufgebot an äußerem Tamtam die Uraufführung eines neuen deutschen Spitzenfilms herausgebracht worden, für den als Regisseur (nach einem Entwurf von Hans Müller) der Dramatiker Ludwig Berger verantwortlich zeichnet. Frau Mady Christians spielt darin die Hauptrolle. Technisch ist an der Photographie nichts auszusetzen. Es wäre ja auch lächerlich, wenn diese selbstverständliche Forderung bei den hier üblichen Mammutkosten nicht erfüllt würde. Aber das Drehbuch zeugt von einer kaum zu unterbietenden Bescheidenheit in seinen Anforderungen an die

(Fortsetzung S. 28.)

Arterien-Verkalkung
Verlangen Sie gr. Prospekt über das v. Aerzten als vorzüglich anerkannte, in d. Apotheken erhältliche
Elixir Cigli
7 Tage-Kur M. 5,—
SÄRSA, G.m.b.H. Berlin NW 42

Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf Velhagen & Klasings Monatshefte zu beziehen.

B A K
D.R. Patent beseitigt
O- u. X-Beine
(Ohne Berufsstörung)
Broschüre kostenlos!
Wolter & Engelmann
Orthopädische Werkstätten
Chemnitz Sa. D 19

Damenbart
lästige Haare
im Gesicht u. am Körper
entfernt schnell, sicher, schmerzlos
Rino-Depilatorium
frei v. schädlichen Bestandteilen. Zu haben i. Apotheken u. Drogerien
Dr. Wilhelm Fritzsche, Weinböl. la-Dresden

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig
Ein gutes, billiges, reich illustriertes Buch über Astronomie!
Der Sternhimmel
Von Prof. Dr. J. Plassmann
Mit 59 Abbildung. u. 5 Tafeln
Preis 3 Reichsmark
Dies Buch gibt einen meisterhaften, allgemeinverständlichen und doch wissenschaftlich einwandfreien Überblick über d. populäre Astronomie.
★
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

„Welt-Detektiv"
Auskunftei Preiss, Berlin W. 38, Kleiststrasse 36 I, Hochbahnh. Nollendorfplatz — Kurfürst 4543 —
Tausendf. gute Erfolge — Beste Empfehlg. — zwanzigjähr. Erfahrungen — solide Gebühren f. Ermittelungen, Beobachtungen (überall u. in jeder Sache)
Spezial-Auskünfte
(Vorleben, Vermögen, Gesundheit, Lebensführung usw.), In-, Ausland.

Honigkenner
bevorzugen Honig untengenannter Firma. Gewähr für sachgemäß gewonnene u. behandelte Edelware von köstlichem Aroma u. unübertroffener Heilkraft. Behördliche Aufsicht verbürgt Reinheit. Zahlen beweisen: 1928 lt. amtl. Beurkundung: 1615 freiwillige Anerkennungen, durch Empfehlung alter Kunden 2069 neue Postkunden! In einem Monat 1344 Nachbestellungen! Fordern Sie bemustertes Angebot! Preise ermäßigt!
Grossimkerei u. Honighandlung
Robert Isterheil, Ebersbach Sa. 150.

Digitized by Google

Kleine Aufnahmen
Beliebig grosse Bilder

mit der

Leitz

Kleinfilmkamera Leica

Diese kleine und handliche Schlitzverschluss-Kamera

zeichnet sich aus durch

schnellste Aufnahmebereitschaft

und gestattet

36 Aufnahmen ohne Kassettenwechsel

Doppelbelichtungen sind autom. verhindert

Leica-Aufnahmen sind äusserst billig

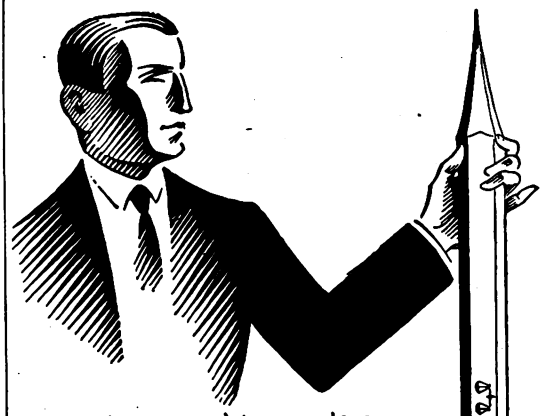
durch Verwendung von Kinofilm

Die Leica ist die ideale Kamera für Reise und Sport

Fordern Sie kostenl. unsere Ill. Liste Nr. 1632

Ernst Leitz · Wetzlar

Bezug der Kamera durch d. Photogeschäfte



A.W. FABER
"CASTELL"
Bleistifte

16 verschiedene Härtegrade. Passend für jeden Grund und für jeden Strich

A.W. FABER "CASTELL"
Kopierstifte · Tintenstifte · Farbstifte
bester Qualität

A.W. FABER "CASTELL" • HB

bevorzugt für seine Entwürfe die

A.W. FABER "CASTELL"
Polychromos-Farbstifte

die mit Hilfe eines Malmittels ein Arbeiten in Farbstift Aquarell- und Temperamanier gestatten

Fordern Sie umgehend Spezial-Prospekte!

A.W FABER
gegr. 1761
"CASTELL" Bleistiftfabrik Stein b. Nbg.

Digitized by Google

(Fortsetzung von S. 26.)

Urteilsfähigkeit des Zuschauers. Ein Komponist unserer Tage betitelt seine neue Sinfonie „Das brennende Herz"; der Schlußsatz enthält ein Solo für hohen Sopran, das eine junge Freundin des Komponisten singen soll. Aber vor der Aufführung erfährt der Komponist, daß die junge Sängerin nicht, wie sie ihm angab, ein Fräulein vom Postamt ist, sondern daß sie als Tanzgirl in einer Art Luxusbar auftritt. Also „verstößt" er sie und arbeitet das Finale für einen Atherwellenapparat um. Die unglückliche Dame gerät in ihrer schmerzlichen Verwirrung unter ein Auto und wird ins Krankenhaus überführt. Hier erfährt sie, nach längerem Leidenslager, daß die Aufführung ohne ihre Mitwirkung stattfinden soll, sie verläßt sofort Bett und Krankenhaus, eilt zum Konzertsaal — und in dem Augenblick, in dem der Komponist und Dirigent gerade die Herrschaft über seine Nerven verliert, setzt ihr hoher Sopran mitten im Publikum ein, ohne Vorbereitung, ohne Stimmpflege, ohne Ensembleprobe und führt das Werk zum Sieg. Diesen Unmöglichkeiten der „tragischen Verwicklung" halten die Geschmacklosigkeiten und Verlogenheiten des Eingangs die Stange: ein paar ekelhafte, versoffene alte Weiber aus dem Umgang des jüngeren Paares werden in Großaufnahmen immer und immer wieder vorgeführt, man kann kaum hinsehen, ohne seekrank zu werden.

Ein solcher Kitsch aber wird hier in Deutschland als „Spitzenfilm" bezeichnet und soll nun hinausziehen in alle Lande, um für deutsche Kultur zu werben. In solchen Schmalzleistungen sind die Amerikaner aber gottlob noch immer unerreichte Meister. Und die Fidschi-Insulaner werden das „Brennende Herz" ja wohl auch nicht ernst nehmen.

Welches deutsche Dorf aber könnte daraus Gewinn ziehen?

Wann endlich wird die deutsche Bildstreifenindustrie den Mut finden, Filme herzustellen, die das Leben in Deutschland wiedergeben, wie wir Deutsche es leben und kennen und auf der Leinwand gezeigt bekommen wollen? Auch der Weltmarkt wird für deutsche Filme, die nicht feige nach dem Beifall der geistig Armen des Auslands schielen, Interesse aufbringen. Und das dürfte sich dann auch in Zahlen aussprechen. F. D.

30 Jahre Beratg.
in **Lebensfragen**
nach **Charakt.-Beurteilg.**
aus **Briefen** haben hohe,
geist Ansprüche befriedigt!
Vorerst nur Prospekt, fr.
Der **Psychographologe**
P.P. Liebe, München 12, Pschorr-Rg.

Daheim Leipzig C.1,

Stellen-vermittlung

für alle besseren weiblichen Berufsarten in Haus, Familie und Schule (auch für männl. Berufe)
durch den weltbekannten

Personal-Anzeiger des Daheim

*

Das Publikum hat nur nötig, eine kleine Anzeige an das „Daheim", Leipzig C.1, Hospitalstraße 27, zu schicken. Die Veröffentlichung erfolgt in der nächsterreichbaren Daheim-Nummer, und die Gebühren werden durch Nachnahme erhoben (Zeilenpreis [7 Silben] 90 Pfg. für Angebotene Stellen, 70 Pfg. für Gesuchte Stellen).
Die Anzeigen können mit voller Adresse oder unter Ziffer erscheinen.

Digitized by Google

Verlust der Frauenschönheit durch Mutterschaft?

Völlig gesunde Frauen haben natürlich weder Einbusse ihrer Schönheit noch Beeinträchtigung ihrer Gesundheit durch eine Schwangerschaft zu befürchten. Wo aber bei der werdenden Mutter kein unbedingter Überschuss oder gar ein Mangel an gesunder Lebenskraft besteht, besonders bei gestörter Kalk- und Phosphorbilanz, wird der Körper der Mutter geschwächt, denn „das im Mutterleib entstehende Kind nimmt sich, was es braucht" (Geyer). „Jedes Kind kostet der Mutter einen Zahn", sagt schon der Volksmund. Die Knochen werden dünner und geben nach, es entstehen Plattfüsse, Haare und Zähne fallen aus, Leib und Brüste werden schlaff, nur weil der Körper die hohe Anforderung an Kalk und Phosphor für die Knochenbildung des Kindes aus Eigenem nicht mehr zu befriedigen vermochte. Es musste Substanz geopfert werden. — Das kann verhütet werden!

Jeder Arzt vermag es, der eine „Künstliche Höhensonne" — Original Hanau — besitzt, die übrigens auch in jedem Krankenhaus vorhanden ist.

Es ist neuerdings wissenschaftlich erwiesen (Donelly, Deck, Clark u. a.), dass, wenn während der Schwangerschaft mit den Bestrahlungen begonnen wird, nicht nur das leider so häufige vorzeitige Altern der Mütter verhütet, sondern dass auch die Geburt sehr erleichtert wird; auch die Stillfähigkeit und der Vitamingehalt der Muttermilch werden sehr erhöht, und dadurch wird das Gedeihen des Kindes sehr gefördert. Die gefürchteten Kinderkrankheiten Rachitis und Skrofulose, die vielfach lebenslänglich ihre Spuren hinterlassen, bleiben aus, und auch für andere Krankheiten ist das Kind viel weniger empfänglich.

Das alles sind wissenschaftlich erwiesene Tatsachen. Erst neuerdings wieder liegen Berichte vor aus den Universitätskliniken Breslau und Tübingen über ganz überraschende Erfolge bei stillenden Müttern; sonstige gute Resultate kann jeder Arzt bestätigen.

Jede werdende Mutter sollte zu ihrem eigenen und zu des Kindes Besten mit ihrem Arzte über diese Dinge sprechen. Die Bestrahlung zur Aufrechterhaltung der natürlichen Körperkraft auch bei jenen gesteigerten Ansprüchen, die das Kind mittelbar stellt, ist nicht teuer, jedenfalls weit billiger als das Vertäuschen der Jugend durch Schönheitsmittel und als die Behandlung eines skrofulösen oder rachitischen Kindes. Die Höhensonnen-Bestrahlungen sind weit natürlicher als blosse Zugaben von sogenannten Vitaminpräparaten oder Kraftnährmitteln.

Verlangen Sie kostenlose Aufklärungsschriften von der Quarzlampen-Gesellschaft m. b. H., Hanau a. M., Postfach 499, über die

Künstliche Höhensonne

— Original Hanau —

3 Hapag-Nordkapfahrten

mit dem Vergnügungsreisen-Dampfer „OCEANA"
vom 14. Juni bis 2. Juli, vom 4. Juli bis 22. Juli, vom 24. Juli bis 11. August
Fahrpreis ℳ 500.- und aufwärts.

Hapag-Fjord- und Polarfahrt

mit dem Dreischrauben-Luxusdampfer „RESOLUTE"
vom 11. Juli bis 3. August
Fahrpreis ℳ 850.- und aufwärts.

Hapag-Island-, Spitzbergen- und Norwegenfahrt

mit dem Doppelschrauben-Motorschiff „ORINOCO"
vom 18. Juli bis 13. August
Fahrpreis ℳ 825.- und aufwärts.

2 Ostsee- und Skandinavienfahrten

mit dem Vergnügungsreisen-Dampfer „OCEANA"
vom 14. August bis 4. September
vom 6. September bis 22. September
Fahrpreis
ℳ 500.- bzw. ℳ 650.- und aufwärts.

Auskünfte und illustrierte Prospekte kostenlos durch die

HAMBURG-AMERIKA LINIE

HAMBURG

und die Vertretungen in: Baden-Baden, Sofienstr 1, am Kurgarten. Berlin, Unter den Linden 8, und am Zoo, Hardenbergstrasse 29 a-e. Bremen, Herdenthorsteinweg 49-50 Breslau, Gartenstr. 60. Dresden, Waisenhausstr. 17. Frankfurt a. Main, im Hapaghaus a. Kaiserplatz. Hamburg, Verkehrspavillon am Jungfernstieg, Reisebüros am Hauptbahnhof und im Hotel Atlantic, An der Alster. Hannover, Bahnhofstrasse 10. Köln, Wallrafplatz 3. Königsberg, Kantstrasse 2. Leipzig, Augustusplatz 2 Lübeck, Auf dem Markt. Magdeburg, Breiterweg 14. Mainz, Reiche Klarastr. 10. München, Theatinerstr. 38, Oldenburg, Heiligengeistwall 2. Stuttgart, Königstr. 12 und im Hauptbahnhof. Weimar, Bürgerschulstr. 4. Wiesbaden, Kranzplatz 5. Wien I., Kärntnerstr. 38. Zürich, Bahnhofstr. 90.

Digitized by Google

Verbotene Literatur

Wer die Kölner Pressa besucht hat, wird sich noch heute mit schmunzelndem Vergnügen der Räume erinnern, die an einer Fülle anschaulicher Beispiele das Walten der Zensur veranschaulichten. Der Schöpfer dieses Teils der Ausstellung war Prof. Dr. H. H. Houben. Zu eingehender wissenschaftlicher Beschäftigung mit der Zensur ist dieser Forscher vom „Jungen Deutschland" hergekommen, jener Gruppe von Zeitschriftstellern und Zeitdichtern, die der Fluch des Bundestags zusammenfaßte und als deren Haupt wir Karl Gutzkow betrachten. Houben hat für die Geschichte dieser starken, heute vergessenen und dennoch weiterwirkenden Bewegung sehr viel, zum Teil Grundlegendes getan und stieß bei seinen Forschungen auf Schritt und Tritt auf jene unheimliche Staatsgewalt, die als Zensur das neue Werden zu hemmen suchte. In zwei Bänden („Hier Zensur — wer dort?" und „Der gefesselte Biedermeier") hat er eine Anzahl berühmter und unterhaltsamer Zensurfälle behandelt und dann sein historisch-kritisches Lexikon über verbotene Bücher, Zeitschriften nnd Theaterstücke, Schriftsteller und Verleger begonnen. Dem ersten Bande dieser „Verbotenen Literatur", in dem wir außer auf die Jungdeutschen auf Lessing und Schiller, Kleist und Körner, Fulda und vor anderen Gerhart Hauptmann stoßen, folgt jetzt nach fast sechsjähriger Pause der zweite (Carl Schünemann, Bremen; 20 Rm.). Auch dieser Band bringt neben alten Namen solche aus jüngster Vergangenheit und Gegenwart wie Dreyer, Herm. Essig, Hartleben, Schickele, Schönherr. Ein ganzes Buch im Buch nimmt die Darstellung der Fichteschen Kämpfe ein, die der Philosoph in seinem Atheismusstreit und um die Reden an die deutsche Nation durchzufechten hatte. Hier wie sonst bewährt sich Houben als ein glücklicher, aber auch verdienstvoller Finder. Er ist ein meisterhafter Aktenstöberer und versteht, trotzdem er vor allem das gehäufte Material sprechen läßt, auch durch eigene Darstellung zu fesseln. Nur eins muß man bedauern: daß die Anlage als Lexikon augenscheinlich verboten hat, den Text durch Überschriften zu gliedern. Es hätte das Nachschlagen, aber auch das Lesen erleichtert. Über 60 Seiten Fichte, über 125 Seiten Theodor Mundt — nicht jeder kommt hier durch!

Und wenn man gründlich liest, wie steht man zur Zensur? Kein Zweifel: sie hat dem einzelnen schwer geschadet, und es ist ein trauriges Schicksal, wenn der Ungeist den Geist beherrscht. Es ist auch oft sehr häßlich gewesen, denn persönliche Ränke haben das Urteil vergiftet. Aber was hier, unausgesprochen, zur Anklage steht, ist nicht die Besserwisserei des Staats oder der Kirche, sondern der gesunde Menschenverstand des Durchschnitts, welcher zu allen Zeiten das Große und Neue als gefährlich abzulehnen gewohnt ist und Kühnheit und Frechheit nicht zu unterscheiden vermag. —gl—

Was man im Frühjahr und Sommer 1929 trägt, sagt Ihnen

»Die Modeberatung«

ein Ratgeber für Stoffe aus Seide, Wolle und Baumwolle, für Spitzen und Kleinmoden, mit vielen Modebildern und Abbildungen.

Das Heft wird Ihnen von meiner Versandabteilung L. 2 kostenlos zugesandt.

Bitte fordern Sie es an!

CORDS

DAS HAUS DER GUTEN QUALITÄTEN
BERLIN W, Leipziger Strasse 33 – 35 und Kurfürstendamm 225/26, an der Cords-Ecke

ist über ein Jahr alt und noch vollkommen frisch! — Nur

Garantol

Eierkonservierungsmittel erzielt dieses Ergebnis. Seit Jahrzehnten bewährt. Pack. für 120 Eier 50 Pfg. Ueberall erhältlich.

Vorzugsangebot für nur Mk. 3.-
erhalten Sie solange der Vorrat reicht, in bester, gesunder Qualität: **Boelken's Blumen-Knollen-Sortimente für Liebhaber,** enthaltend: 20 **Gladiolen-Knollen** in den herrlichsten Farben, **1 Edeldahlien-Knolle, 10 Anemonen** in Prachtfarben, **10 Türkische Ranunkeln 10 Feuer-Montbretien, 1 Pfingstrose.** Für nur Mk. 5.— erh. Sie das dopp. Quant. **Illustrierte Preisliste gratis u. franko.**
Uko Boelken, Langenfeld 23, Rhld.

Rassehunde
Alle Rassen Salon.— Polizei- und Jagdhunde
Wideburg & Sohn
Eisenberg Thür. 3.
Illustriertes Prachtalbum u. Preisliste

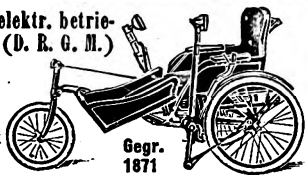
Digitized by Google

Gesunde Füsse
durch **natürliche,**
dabei doch
schöne Schuhe

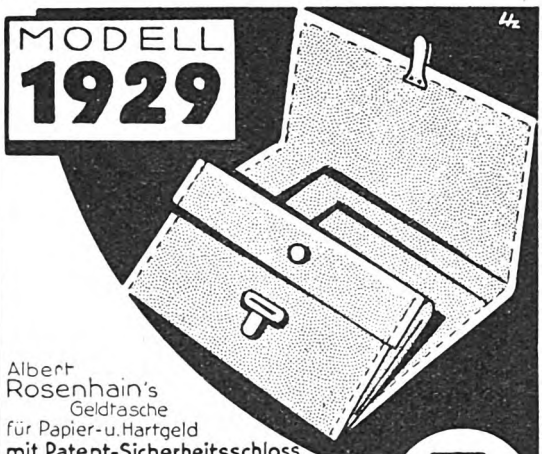
Erstes Spezialhaus für Reform- und Sportschuhe
Michael Dorn, Stuttgart V
Katalog 5 gratis und franko
Augustenstrasse 18. Ecke Silberburgstrasse / Fernruf S. A. 62364

Bergers
Gelenke-Matratze
ist völlig einzigartig und unerreicht. Wichtige Broschüre „Der neue Schlaf" 15 Pfg. A. Berger, Hannover, Tellerstr., gegr. 1878.

Handbetrieb-Fahrräder, elektr. betriebene Kranken-Fahrzeuge (D. R. G. M.) und Krankenfahrstühle
für Strasse u. Zimmer
Katalog gratis
Erste Oeynhausener Krankenfahrzeug-Fabrik
H. W. VOLTMANN
Bad Oeynhausen 4



MODELL
1929



Albert Rosenhain's
Geldtasche
für Papier- u. Hartgeld
mit Patent-Sicherheitsschloss
D. R. Patent
Aus Saffianleder M. 5.-
Aus Glanz-Juchtenleder M. 7.-
Hauptkatalog 60 gratis und franko
5.-
ROSENHAIN
Leipziger Strasse 72-74 • BERLIN • Kurfürstendamm 232

Ihr Gatte liebt schönes Haar!

Nicht nur, wenn Sie in Gesellschaft gehen, auch zuhause will er eine schmucke Frau haben. Waschen Sie deshalb Ihr Haar jede Woche mit „Schwarzkopf Schaumpon-Extra" und verleihen Sie ihm Extra-Glanz durch einfaches Nachspülen mit dem neuen Haarglanzpulver, das jedem Beutel „Schwarzkopf Schaumpon-Extra" gratis beiliegt. Der Originalbeutel 30 Pfennig.

Liebhaberinnen der bekannten weißen 20 Pfg.-Schaumpon-Packung erhalten
Schwarzkopf-Haarglanz-Pulver
auch in Sonderpackung mit 4 Btl. zu 50 Pfg.

Schwarzkopf-Schaumpon-Extra-
mit Haarglanz-Pulver

Digitized by Google

Neuigkeiten vom Büchertisch

An dieser Stelle bietet die Schriftleitung aus den ihr zugegangenen Neuerscheinungen eine sorgfältige Auswahl von Werken, die wegen ihrer literarischen oder künstlerischen Bedeutung oder ihres zeitlichen Belangs der Aufmerksamkeit der Monatshefte-Leser empfohlen werden sollen. Einzelne dieser Bücher finden entweder sogleich hier ihre Kennzeichnung in knappen Sätzen oder später in noch eingehenderer Behandlung in den anderen Abschnitten der Hefte. Ein Anspruch auf Namhaftmachung von Verfasser, Buchtitel und Verlag wird den Bucheinsendern nicht eingeräumt, da mit einer wahllosen Listenführung über die gesamten Druck-Erzeugnisse des Tages unseren Lesern in keiner Weise gedient wäre.

Witz und Laune

Kalkschmidt, Eugen. **Deutsche Freiheit und deutscher Witz.** Ein Kapitel Revolutions-Satire aus der Zeit von 1830—1850. Mit 160 Bildern und Karikaturen aus den ersten Jahrgängen der Fliegenden Blätter, der Münchener Leuchtkugeln usw. Preis Mk. 7.80. (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg.)

Ostwald, Hans. **Von Lausbuben und anderen Kleinen.** Mit 20 Illustrationen von Paul Simmel, Phil. May, Ludwig Richter und Kaulbach. (Paul Franke, Verlag, Berlin.)—Mit köstlicher Laune ist diese Sammlung gestaltet. Am herzlichsten wird der Leser über die Schulgeschichtchen lachen, die Ostwalds fleißige Hand in dem Bändchen zusammengetragen hat, — vielleicht erhöht sich der Lachreiz gerade dadurch, daß man meistens auf Kosten der Lehrer, der Eltern, der Erwachsenen zum Lachen gebracht wird und fast immer die Partei der Abc-Schützen ergreift! Ostwald, der den „Urberliner in Witz, Humor und Anekdote" schon in mehreren Folgen herausgebracht hat, ist (im gleichen Verlag) kürzlich auch mit einem Büchlein über andere kleine Lebewesen hervorgetreten, das dieselbe Freude auslösen dürfte: „Vergnügte Tiere" nennt er's. Mit diesen Sammlungen geht es den Lesern ganz eigen: man blättert im Stehen darin, man nascht, man lacht, liest weiter — und setzt sich nach einem Weilchen, bleibt eine gute halbe Stunde bei der Lektüre sitzen — und hat schließlich ganz vergessen daß man eigentlich dem Hauswirt einen sachsiedegroben Brief schreiben wollte. Aber das ist ja kein Schade!

Polgar, Alfred. **Schwarz auf Weiß.** Preis Mk. 8.— (Ernst Rowohlt, Berlin.)

Kunst und Literatur

Bielschowsky, Albert und Walther **Linden. Goethe.** Sein Leben und seine Werke. 2 Bände. Preis Mk. 25.— (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München.) — Lange Jahre war Bielschowskys „Goethe" ein deutsches Hausbuch. Dann begann es langsam zu veralten. Linden hat es mit der heutigen Forschung und insbesondere mit der modernen Einschätzung des Goetheschen Schaffens in Einklang ge-

(Fortsetzung S. 34.)

Reif sein ist alles Roman von Bernhard Gunther

in diesen Heften im vergangenen Jahr veröffentlicht, liegt jetzt als Buch vor.

Preis brosch. M. 4.50, in Leinen geb. M. 6.50.

BRUNNEN-VERLAG / KARL WINCKLER / BERLIN SW. 48

THEODOR FONTANE

S. Fischers Original-Gesamtausgabe in 9 schönen Bänden in vorzüglichem Druck auf holzfreiem Papier, früher M. 81.—, heute nur . . M. 28,75

FEODOR VON ZOBELTITZ:

10 ausgewählte Romane

Ganzleinenband M. 3.50, Halblederbd. M. 5.25.

Prospekte gratis.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder durch

H. FIKENTSCHER, VERLAG, LEIPZIG C1

HANNS FISCHER

Ein Anruf an unser Kulturgewissen!

Die sagenhafte Atlantis — in diesem Buch aus Tatsachen zu greifbarer Wirklichkeit verdichtet — erweist sich hier als das Mutterland hoher Kultur, deren Reste und Zeichen über den ganzen Erdball hin mahnend in unsere Zeit ragen. Wer nach einer Zusammenschau sucht all der wirren Geschehnisse unserer Tage und nach einer Einsicht in den Rhythmus des Lebens, wer Umschau hält nach Wegen zu natürlicher wesenhafter Lebensform und neuer Kultur, der darf nicht vorübergehen an diesem Werk.

Ganzleinenband mit über 40 Abb. auf Kunstdrucktafeln RM. 10.—

Jungborn-Verlag Rudolf Just / Bad Harzburg 14

Schlechte Zensuren?

Haben Ihre Kinder schlechte Zensuren nach Hause gebracht, so schelten Sie nicht darüber, sondern halten Sie Ihre Kinder zum fleißigen Wiederholen an. Wiederholung ist die Mutter des Studiums! Kaufen Sie Ihren Kindern die

Mentor-Repetitorien

die eigens für diesen Zweck geschaffen sind. Sie erreichen damit nicht nur, daß Ihre Kinder wieder vorwärts kommen, sondern wecken und fördern bei ihnen gleichzeitig die Lust zum Lernen. Erschienen sind:

Mathematik.
1. 24. Rechnen I/II.
10. 25. Arithmetik u. Algebra I/II.
36. Diophantische Gleichungen.
39. Gleichungen 3. u. 4. Grades.
41. Zinseszins- u. Rentenrechn.
55. Vierstellige Logarithmentafeln und Zahlentafeln.
56 57. Unendliche Reihen I/II.
58 59 Differential- und Integralrechnung I/II.
60. 61. Ergänzungen und Anwendungen z. Differential- und Integralrechnung I/II.
7. 7a. Planimetrie I/II.
8. 9. 42. Planimetrische Konstruktionsaufgaben I/III.
38. Planimetr. Teilungsaufg.
48. 49. Analytische Geometrie I/II.
16. 17. 47. Trigonometrie I/III.
18. 19. Stereometrie I/II.

Geographie.
4. Astron.-mathem., physikal., polit. u. Wirtschaftsgeogr.

Deutsch.
20. 20a. Literaturgeschichte.
20b 20c. Geschichte der deutschen Literatur unserer Zeit.
26 27. Deutscher Aufsatz I/II.
34. Deutsche Rechtschreibung.
35. Deutsche Grammatik.

Fremde Sprachen.
2. 2a. 3. Französisch I/II.
45. Französisch III: Examinatorium in Frage u. Antwort.
5. 6. Englisch I/II.
46. Englisch III: Examinatorium in Frage u. Antwort.
11. 12. Lateinisch I/II.
13. 14. Griechisch I/II.

Geschichte.
15. Geschichtsdaten.
40. Alte orientalische Geschichte.
21. Griechische u. röm. Geschichte.
22. Geschichte des Mittelalters.
23. Geschichte der Neuzeit I.
23a. Geschichte der Neuzeit II.

Naturkunde.
33. 53. 54. 54a. Physik I/IV.
28. Organische Chemie.
29. Anorganische Chemie.
31. Mineralogie.
30. Botanik.
32. 32a. Zoologie I/II.

Jeder Band 1.50 RM. / Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Mentor-Verlag, Berlin-Schöneberg VA

Bahnstrasse 29/30 Postscheckkonto Berlin Nr. 115

Digitized by Google

Verlangen Sie den neuen reich illustrierten

RennerKatalog

Unser Katalog gibt Ihnen einen Einblick über die Reichhaltigkeit unserer Warenläger
Damenkonfektion, Herrenbekleidung, Kindergarderobe
sowie alle Artikel eines großen modernen Kaufhauses

KAUFHAUS RENNER AM ALTMARKT DRESDEN

Staedtler's Zeichenstifte Mars

STÖCKIG & Co

DRESDEN-A.16
gegründet 1901

Das Haus gediegener Gebrauchs- und Luxusgegenstände.
Langfristige Teilzahlung!

Photo-Apparate, Ferngläser, Lederwaren, Koffer und andere Reiseartikel, Rosenthal Tafel- und Kunstporzellane, Kristall, Bestecke versilbert u. massiv, Uhren aller-art, Gold-, Brillant- und Perlenschmuck, kunstgewerbliche Arbeiten in Metall, Beleuchtungskörper, elektr. Heiz-, Koch- und Plättapparate, Sprechapparate und Platten, Saiteninstrumente, Sportgeräte, Korb- und Kleinmöbel, Teppiche, Steppdecken, Patent-Metallbettstellen und Matratzen, sowie vieles andere für Haushalt und Geschenkzwecke. Unter Angabe des Artikels Katalog 12 verlangen.

Lipsia

der vornehme Schuh
mit Gelenkstütze

Lipsia Schuhfabrik A. Müller GmbH. Weißenfels a. S.

Briefmarken

von Missionen der ganzen Welt usw., nicht sortiert, nach Gewicht. Probekilo u. Prospekt portofrei.

Adam & Co., Köln Nr. 100
Sachsenring 58.

Zelte

für Sport u. Wochenend

Kompl. Giebel-Zelt von 24 M. an.
Katalog 28 mit Mustern gratis.

RUDOLF JÄGER
Zelte-Fabrik
Wolfenbüttel

Studenten-

Utensilienfabr.

Älteste und größte Fabr. d. Branche.

Em. Lüdke
vorm. C. Hahn & Sohn, G. m. b. H.,
Jena i. Th. 10.

Man verlange groß. Katalog gratis.

Chr. Tauber.

Photo-Versand, Wiesbaden.

Meine 44 Jahre bestehende Fachfirma garantiert beste u. billigste Lieferung. Preisliste Nr. 69 kostenlos.

Gicht, Rheumatismus, Ischias

Krankheiten Verdauungs- u. Stoffwechsel

Es hilft die

Trink- und Badekur

Trink- u. Badekuren zu jeder Jahreszeit ohne Berufsstörung ausführbar.

Hervorragende Erfolge!

Kuranweisung u. Bezugsquellennachweis durch das Städtische Brunnenkontor Wiesbaden

Digitized by Google

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung von S. 32).

bracht und ihm dennoch alle seine Vorzüge, insbesondere die geschmackvolle Klarheit der Darstellung erhalten.

Görres, Joseph. Politische Schriften der Frühzeit (1795—1800). Herausgegeben von Max Braubach. (Gesammelte Schriften, herausgegeben im Auftrage der Görres-Gesellschaft von Wilhelm Schellberg.) Erster Band einer auf 20 Bände veranschlagten Gesamtausgabe; Preis für Subskribenten (sonst Mk. 8.) — (Gilde-Verlag, G. m. b. H. Köln a. Rh.)

Hofmiller, Josef. Franzosen. Essays. (Bücher der Bildung, Band 31. Preis Mk. 3. — (Albert Langen, München.)

Münchner Dichterbuch. Preis Mk. 5.80. (Knorr & Hirth, G. m. b. H., München.)

Schulz, Fr. Ernst. Die Weltdramatik. Ein Führer zu 10000 Theaterstücken. Preis Mk. 6. — (Muth'sche Verlagsbuchhandlg., Stuttgart.) — Von wem ist der „Pariser Taugenichts", wer hat einen „Columbus" geschrieben, wer hat den „George Dandin" übersetzt? — auf solche Fragen gibt es hier Bescheid.

Thoma, Hans. Briefwechsel mit Henry Thode. Herausgegeben von Jos. Aug. Beringer. Mit einem Bildnis Hans Thomas und Henry Thodes. Preis Mk. 10.— (Koehler & Amelang, G. m. b. H., Leipzig.) — Das Bild Hans Thomas, dem der Kunstgelehrte Thode ein dankbarer und verständnisvoller Bewunderer war, tritt uns aus diesen Briefen in all seiner gemütvollen Schlichtheit und einfachen Größe entgegen.

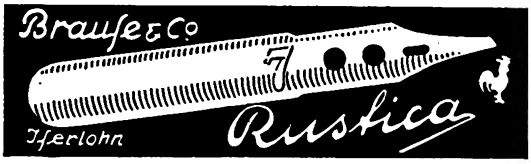
Allerlei zum Lernen

Auerbach, Felix. Lebendige Mathematik. Eine allgemeinverständliche Einführung in die Schau- und Denkweise der niederen und höheren Mathematik. Mit zahlreichen Beispielen aus allen Gebieten des Lebens, der Natur und Kunst, der Wissenschaft und Technik. Mit 188 Abb. Preis Mk. 10.— (Ferdinand Hirt, Breslau.) — Wer sich in dieses Buch versenkt — er muß freilich Freude am Denken haben — merkt bald: Mathematik ist kein Greuel, sondern eine Kunst, ein Denksport.

Hauer, W. u. W. Malchow. Aufgepaßt! Ein Jugendführer zur Verhütung von Verkehrsunfällen. Mit 49 Abb. (Klasing & Co., G. m. b. H., Berlin W. 9.) — Ein reizendes Buch, das in fröhlichem Ton und mit lustigen Bildern der Jugend eine Fülle unentbehrlicher Kenntnisse spielend vermittelt und das auch dem Alter zu lesen und zu beherzigen dringend empfohlen werden kann.

Stern, Dr. William, Prof. Psychologie der frühen Kindheit bis zum sechsten Lebensjahre. Mit Benutzung ungedruckter Tagebücher von Clara Stern und Beiträgen von Professor Kurt Lewin und Heinz Werner. 5. überarbeitete und erweiterte Auflage (Quelle & Meyer, Leipzig.) — Das Thema der Kinderpsychologie wird durch die zahlreichen Beispiele aus dem Leben so anschaulich dargestellt, daß jeder gebildete Laie das Buch mit wachsendem Behagen lesen wird. Darüber hinaus aber besitzt es wissenschaftlichen Wert für den Arzt, den Psychologen, den Erzieher.

*



Der gute Kamelhaar-Lodenmantel

von **45.**— M. an

Wasserdicht, warm an kalten Tagen, durch Porosität an warmen Tagen nicht lästig, sehr strapazierfähig, saubere Verarbeitung, prima Zutaten. Tausende von Anerkennungsschreiben beweisen die Unübertrefflichkeit. Leichte, mittelschwere und schwere Qualitäten. Reichhaltige Farbenauswahl, auch aparte Karos. Viele moderne Formen f. Damen u. Herren.

Muster gegen franko Rücksendung und Katalog Nr. 40 kostenlos

FRITZ SCHULZE, MÜNCHEN D

Maximilianstrasse 40. Gegründet 1880

ALFONS GRUPP

SPEZIALFABRIK FÜR FEINEN JUWELENSCHMUCK

3 PFORZHEIM 3

AGRU
1a QUALITÄTS-JUWELEN

PRACHTVOLLE JUWELENSTÜCKE ZU ORIGINAL-FABRIKPREISEN

DIREKT AN PRIVATE

ILLUSTRIERTE PREISLISTE ZUR VERFÜGUNG!

GEGRÜNDET 1887

AGRU
PRÄZISIONS-UHREN

GOLD- U. PLATIN PRÄZISIONS-UHREN

GARANTIE FÜR ERSTKLASSIGE BRILLANTWARE SOWIE FEINSTE SCHWEIZER ANKERWERKE

JEDE PREISLAGE!

Unverbindlich: reiche Auswahlsendungen

Rodenstock Eurynar

wird von Fachautoritäten und erfolgreichen Amateuren als eines der besten photogr. Objektive bezeichnet.

Verlangen Sie nur eine Handkamera mit „Eurynar"

Katalog 204 kostenlos

Optische Werke G. Rodenstock
München 50

Interessenten erhalten auf Wunsch kostenlos Prospekt Nr. 652 durch die **Ingo-Werke, Eiserfeld Sieg,**
Abteilung der Siegener Maschinenbau A.G., Siegen.

Digitized by Google

Photo-Amateure ziehen

Cellofix selbstfonend

KRAFT & STEUDEL G.M.B.H. DRESDEN-A. 21 · FABRIK PHOTOGRAPHISCHER PAPIERE

Sidi Gaslicht

immer wieder vor

Krankenfahrstühle
für Zimmer und Strasse, Selbstfahrer, auch m. Motorantrieb, Ruhestühle, Lesetische, verstellbare Keilkissen. Katal. gratis.
Rich. Mauue, Dresden-Löbtau 91.

Gutes monatliches Einkommen

bietet sich Damen und Herren durch **Werbung v. Abonnenten u. Verkauf guter Bücher an Private** für angeseh Unternehmen. Näh. unt. 11744, Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltg., Leipzig C. 1.

DAS FAHRBETT!
HOLZWARENFABRIK „HOFGUT" G. M. B. H.
HAFENLOHR A. M. (SPESSART)
Druckschriften und Auskünfte kostenfrei

Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf Velhagen & Klasings Monatshefte zu beziehen

Rassehunde-Zuchtanstalt u. -Hdlg.
Arthur Seyfarth, Köstritz 20 (Thür.)
Gegründet 1864.
Salon-, Wach-, Schutz-, Polizei- u. Jagdhunde.
Versand nach allen Weltteilen. Ill. Prachtkatalog mit Preisliste M. 1.— (Marken).

Bei Verstopfung

Blähungen und Fettsucht

verlange man **Gratisprobe** von **Schmelzers allein echten Bad Mergentheimer Pillen** (aus pflanzlichen Stoffen hergestellt) durch **Schmelzer's Apotheke, Bad Mergentheim.**

„Zur Reichsunfallverhütungswoche eine Dr. Müllers Hausapotheke gratis!"

In dem schweren Wirtschaftskampf, den die heimische Industrie in den letzten Jahren zu führen hat, ist die Idee der Rationalisierung der Erzeugung als einzig wirksame Maßnahme erkannt und immer wieder propagiert worden.

Erfreulicherweise erlaubten es uns nun unsere Rationalisierungsbestrebungen, den Inhalt unserer Packungen um reichlich ein Drittel zu erhöhen, ohne unsere bisherige Preispolitik durch diese Maßnahme irgendwie beeinflussen zu lassen. Es kosten also:

Dr. Müllers Haarwuchs-Elixier, große Einheitspackung RM. 3.50.
Dr. Müllers „Extra trocken" für den Bubikopf, große Einheitspackung RM. 3.50.
Dr. Müllers Edel-Shampoon, garantiert frei von Soda und Borax RM 0.30.

Regelmäßigen Verbrauchern von Dr. Müllers Haarwuchs-Elixier verehren wir übrigens in diesem Jahre eine Dr Müllers Hausapotheke, nachdem wir im Vorjahre Zehntausenden unser Dr. Müllers Familienthermometer kostenlos übermitteln durften. Jede Packung, die in allen Fachgeschäften zu haben ist, enthält den Gutschein.

Dr. Müller & Co., K.-G.
Fabrik chem. pharm. Präparate, Berlin-Lichterfelde 1.

Wiesbadener Gesellschaft für Grabmalkunst

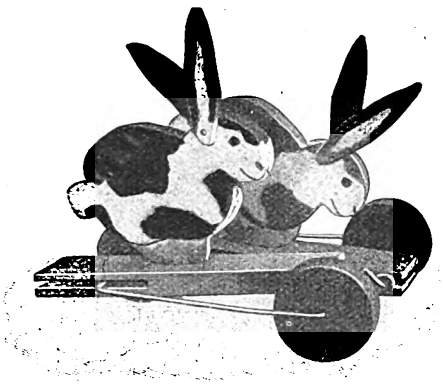
Vereinigung zur Förderung der Kunst auf den Friedhöfen.
Gegründet 1905
Leiter: Professor Dr. v. GROLMAN
Wiesbaden
Kapellenstrasse 41
Ueber 50 Zweigstellen in Deutschland, Oesterreich, Schweiz und Tschechoslowakei
Ansichtskollektionen in jeder Preislage gegen Einsendung von 40 Pf. Porto in Briefmarken. Angaben über Grösse, Lage der Grabstätte usw. bitten wir beizufügen.

Drei schöne Schuhe
ERZEUGNIS DER FIRMA HAASE & RUSS NOWAWES
für den Frühling, gefällig, preiswert, angenehm zu tragen, auch für Sie, denn es sind:
Stephan Schuhe

Es sind die Schuhe, bei denen alles wirklich Schöne der Mode mit erprobter Paßform vereinigt ist. Im Stephan-Schuh werden Sie deshalb die Marke finden, der Sie ein Leben lang Treue halten. Ich gebe Ihnen gerne weitere Auskunft und weise Verkaufsstellen nach.

Otto Stephan, Nowawes 506.

Digitized by Google



Waldorfschul-Spielzeug

zu Ostern — für den Sommer

Die beliebten Waldorfkücken und Pickhühnchen, Wagen, Schubkarren, Osterhasen, Schiffe in verschiedenen Farben, Waldorf-Bausäcke und alle Ziehtiere

sind zu haben in den bekannten einschläg. Geschäften. Prospekte und Preisliste, auch über die neuaufgenommenen Modelle, auf Wunsch direkt durch uns.

Waldorfschul-Spielzeug & Verlag G. m. b. H.
STUTTGART **Böblingerstrasse 102/104**

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Für die Reisezeit!

Das gute, billige, reich illustrierte Buch!

Der Bodensee
Von Ludwig Finckh
Mit 50 Abb., davon 17 in Doppeltondruck u. 1 Karte. Preis RM. 2.—

Das Engadin
Von Felix Moeschlin
Mit 52 Abbildungen und einer Karte. Preis kartoniert RM. 2.—

Der Sternhimmel
Von Prof. Dr. J. Plaßmann
Mit 59 Abbildungen und 5 Tafeln. Preis RM. 3.—

Alpenpflanzen
Von Prof. Dr. R. Scharfetter
Mit 57 Abbildungen, teils vierfarbig, und 5 farbigen Kärtchen
Preis kartoniert RM. 3.—

Der Vierwaldstätter See
Von Ernst Zahn
Mit 50 Abbildungen und einer Karte. Preis kartoniert RM. 2.—

In englischer Sprache: The Lake of Lucerne
Preis kartoniert RM. 2.50.

*

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

VERLAG VON VELHAGEN & KLASING IN BIELEFELD UND LEIPZIG

Für die Reisezeit
empfehlen wir
Geographische Monographien

Neuerscheinungen:

Die Eifel. 102 Abbild. u. Karte. Preis 7 Mk. **Spanien.** 105 Abbild. u. Karte. Preis 7 Mk.
Die deutsche Nordsee. 102 Abbildungen und 2 Karten. Preis 7 Mk.

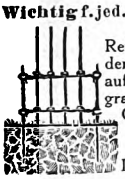
Band 1.	**Thüringen.** 142 Abbildungen und Karte	8 Mk.
„ 2.	**Cuba.** 96 Abbildungen und Karte	7 „
„ 3.	**Norwegen.** 141 Abbildungen und Karten	9 „
„ 4.	**Tirol und Vorarlberg.** 185 Abbildungen	9 „
„ 5.	**Die Schweiz.** 185 Abbildungen und Karte	9 „
„ 6.	**Bayerns Hochland und München.** 122 Abbildungen und Karte	7 „
„ 9.	**Der Harz.** 120 Abbildungen und Karte	7 „
„ 10.	**Am Rhein.** 196 Abbildungen und Karte	8 „
„ 11.	**Genua und die beiden Rivieren.** 161 Abbildungen und Karte	9 „
„ 12.	**Rom und die Campagna.** 160 Abb. u. Karte	9 „
„ 13.	**Der Schwarzwald.** 171 Abbildungen u. Karte	8 „
„ 16.	**Dresden und die Sächsische Schweiz.** 153 Abbildungen und Karte	8 „
„ 17.	**Neapel, seine Umgebung und Sizilien.** 128 Abbildungen und 2 Karten	8 „
„ 18.	**Die Lüneburger Heide.** 98 Abbildungen und Karte	7 „
„ 20.	**Das Riesen- und Isergebirge.** 99 Abbildungen und Karte	7 „
„ 21.	**Palästina.** 158 Abbildungen und Karte	8 „
„ 23.	**Das Frankenland.** 150 Abb. u. Karte	8 „
„ 24.	**Das Weserbergland und der Teutoburger Wald.** 122 Abbildungen und Karte	8 „
Bd. 25.	**Die Oberitalienischen Seen.** 100 Abbildungen und Karte	8 Mk.
„ 26.	**Die Eifel.** Neubearbeitung! 102 Abbildungen und Karte	7 „
„ 27.	**Die Norddeutschen Moore.** 165 Abbildungen und 8 Karten	8 „
„ 28.	**Die Niederelbe.** 106 Abbildungen und Karte	7 „
„ 29.	**Schwabenland.** 170 Abbildungen u. Karte	8 „
„ 30.	**Westfalen.** 108 Abbildungen und Karte	8 „
„ 31.	**Alte Kulturstätten.** 125 Abbildungen	8 „
„ 32.	**Die Nordseemarschen.** 150 Abbildungen und 6 Karten	8 „
„ 33.	**Sturmflut und Brandung.** 136 Abbildungen, 5 Figuren und 4 Karten	9 „
„ 34.	**Der Böhmerwald und der Bayrische Wald.** 133 Abbildungen und Karte	8 „
„ 35.	**Ostpreußen, Memelgebiet und Danzig.** 115 Abbildungen und 2 Karten	8 „
„ 36.	**Klima und Landschaftsbild.** 115 Abbildungen und Karte	7 „
„ 37.	**Die Niederweser.** 108 Abbildungen und Karte	7 „
„ 38.	**Spanien.** Neu! 105 Abbildungen und Karte	7 „
„ 39.	**Die Deutsche Nordsee.** Neu! 102 Abbildungen und 2 Karten	7 „

Die Monographien sind in Bibliothekseinbänden dauerhaft und geschmackvoll gebunden

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Digitized by Google

Musik-
instrumente, hochwertig u. preisniedrig.
Wilh. Kruse,
Markneukirchen 115.
Künstler-Katalog frei
von 10 Mark an frei Haus.

Wichtig f. jed. Gartenfreund:
PAKA

Reihenzieher, Wanderzaun, Stangenaufstellung. Prosp. grat. PAKA-Gart.-Geräte-Vertrieb
P. Koerber
Berlin W. 62
Lützow-Ufer 29.

Brautmütter

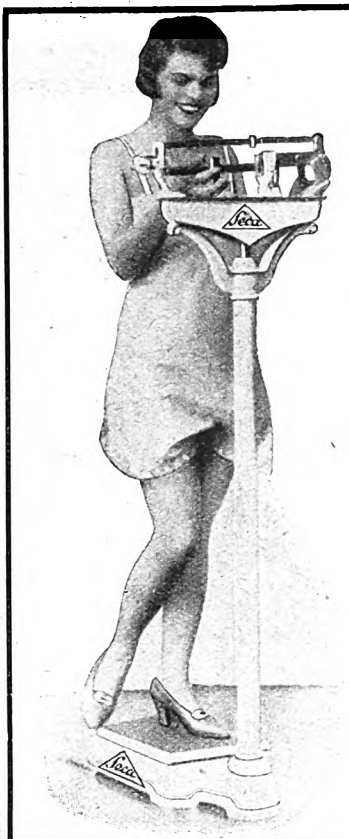
kaufen heute wie vor Generationen Leinen und Wäsche zur Aussteuer aus der rühmlichst bekannten Wäschefabrik

Heinrich Eggemann,
Bielefeld 4
Gegr. 1851 ● Schließf. 321.
Mustersendung postfrei.

Schon für 10 Pfg. allerorts zu haben

Feinstes Tafel-
Pflaumenmus
unübertroffen im Geschmack. Dankschreiben und Nachbestell. fortgesetzt.
10-Pfd.-Posteimer . . . . M. 3.65
30 Pfd. prakt. Emailleeimer „ 10.50
ab hier, unter Nachnahme.
Fritz Kleine
Magdeburg—Fr./75.

Musikinstr.
Katalog Nr. 153 frei.
Edmund Paulus,
Markneukirchen Nr. 153



Leca

Wiegen Sie, was Sie wünschen!

Glauben Sie nicht, dass das so schwer ist. Sport, Gymnastik u. richtige Lebensweise und die

gute Personenwaage Leca

zur Kontrolle verschafft Ihnen schnell Ihr gewünschtes Körpergewicht

Verkauf durch 2000 Fachgeschäfte

Bezugsquellen werden nachgewiesen durch

Vogel & Halke, Waagenfabrik
Hamburg 36

Wie genau

Brownie

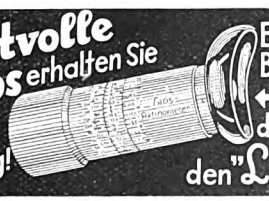
beobachten Kinder ihre Umgebung; Erwachsene sind oft überrascht davon. — Geben Sie dem Kind für die ersten Eindrücke nur die formenschönen, naturgetreuen

Steiff / Knopf im Ohr

Spieltiere. Neben der großen Freude, die Sie bereiten, haben Sie die Gewißheit, zur geschmacklichen Erziehung Ihres Kindes das Beste gewählt zu haben.

Margarete Steiff G. m. b. H., Giengen a. Brenz 17 (Württbg.)

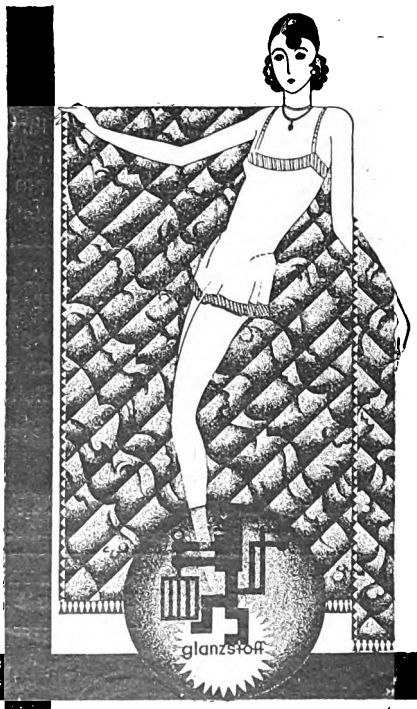
Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf VELHAGEN & KLASINGS MONATSHEFTE zu beziehen.

Prachtvolle Photos erhalten Sie nur durch richtige Belichtung!

Ein Blick durch den „Lios"
Eine einzige Drehung bis übergeht in und-ablesen das ist alles!
„Eine Spitzenleistung der deutschen Optischen Industrie"
R.M. 13.50 Jll. Prospekt L gratis durch
Dr. W. Schlichter G.m.b.H.
Freiburg i. Br. SW 67

Digitized by Google

ANKER
TEPPICHE

GEBRÜDER SCHOELLER
DÜREN - RHLD.



unser klima mit seinen wechselnden temperaturschwankungen stellt besondere anforderungen an die bekleidung ● für die frau mit ihrer zarten konstitution ist eine gute unterkleidung darum vorbedingung eines steten wohlbefindens ● wohlige wärme durchpulst die glieder, die gutgeschützt unter der weichen, anschmiegsamen unterkleidung unbesorgt um eine erkältung und all ihren unangenehmen begleiterscheinungen der witterung trotz bieten ●

die moderne textilindustrie hat unter berücksichtigung dieser hygienischen forderungen die markenunterwäsche ★lumas★ geschaffen, die sich besonders durch den von frauen hochgeschätzten vorteil der maschenfestigkeit auszeichnet ● sie wirkt schweißaufsaugend, sie trägt nicht auf, sie wärmt und behält trotz vielen waschens ihr gutes aussehen und ist ob ihrer großen haltbarkeit billig ●

wenn sie dauernd freude an einer unterkleidung haben wollen, dann tragen sie ★lumas★ unterwäsche aus ★celta★ glanzstoff der neuen luftseide der ● vereinigten glanzstoff - fabriken a.g., elberfeld ●

f. helfferich a.g., trikotwarenfabrik ●
neustadt an der haardt (rheinpfalz) ●

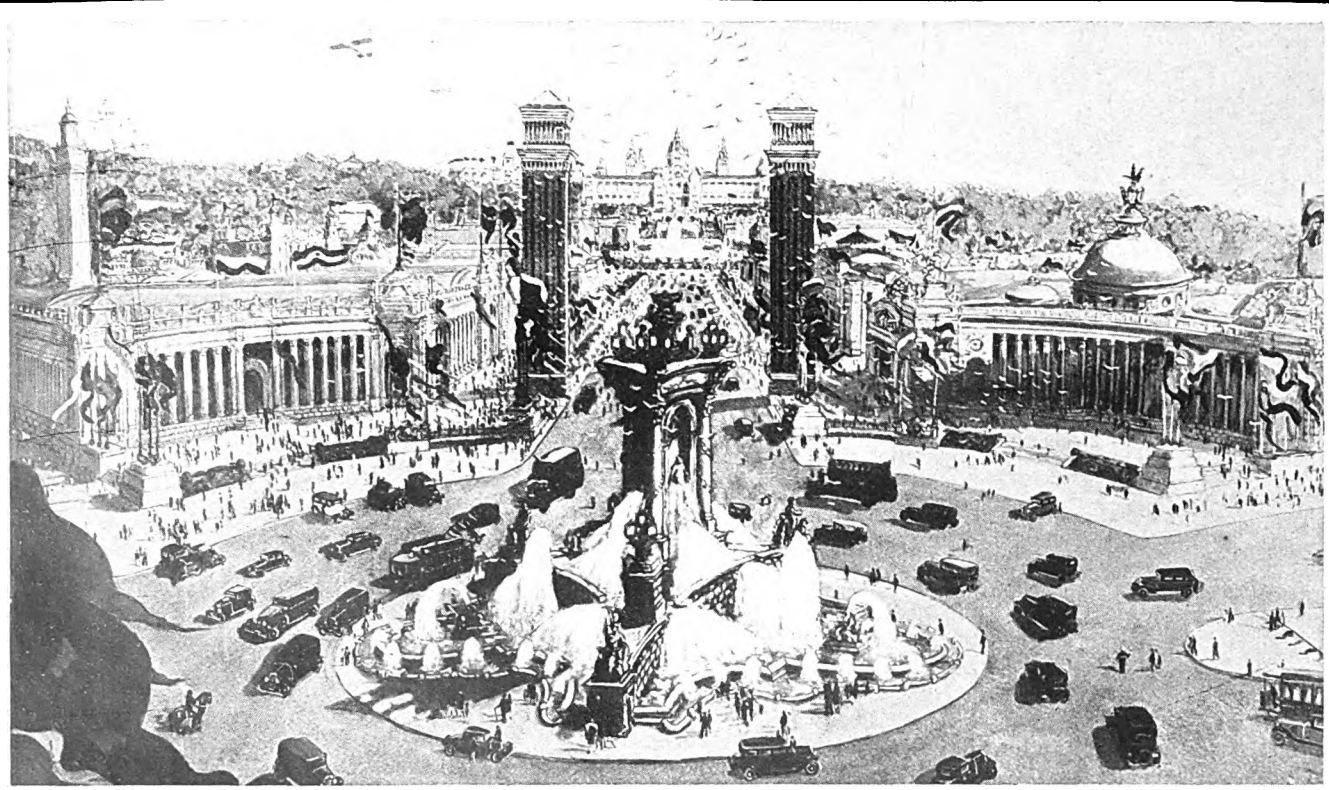
celta unterwäsche

bezugsquellen werden gerne von uns nachgewiesen

Erscheinungsort Leipzig. Anzeigenannahme: Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig C1, Hospitalstraße 7. Für die Anzeigen verantwortlich: H. Burkel in Leipzig C1, Hospitalstr. 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Mit Sonderbeilagen von: Anton J. Benjamin, Musikverlag in Leipzig C 1, H. G. F. Fischer Nachf., Staatslotterie-Einnahme in Leipzig C 1, Bruno Loerzer A.G. in Berlin W. 8 und Vereinigte Weingutsbesitzer Wein- und Sekt-Kellereien G. m. b. H. in Koblenz a. Rh.

Digitized by Google



INTERNATIONALE AUSSTELLUNG
BARCELONA 1929

VERTRETER: ENRIQUE DOMINGUEZ RODIÑO – BERLIN, KURFÜRSTENDAMM 18

Digitized by Google

Für Kinder nur

Chlorodont

„ . . . . Jung gewohnt ist alt getan! So heißt's im Sprichwort und so bin ich auch mit Ihrer Chlorodont-Zahnpaste gefahren. Als Knabe kaufte die Mutter mir schon immer obige Paste und ich weiß mich kaum jemals zu erinnern, eine andere gebraucht zu haben. — Nun möchte ich auch gern von Ihren anderen Präparaten die Ueberzeugung gewinnen, daß sie an Güte gleich Ihrer Chlorodont-Zahnpaste sind. Wenn ich einige Worte dazu schrieb, so sollte es keine Schmeichelei sein, sondern lediglich nur das zum Ausdruck gebracht werden, was der Wahrheit entspricht. . . .“ *H., Bdn., J. Matthay.*

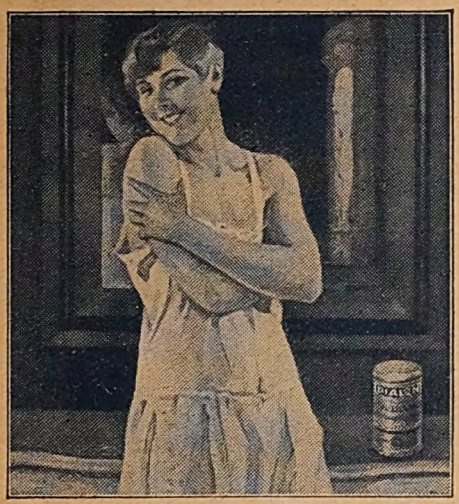
(Originalbrief bei unserem Notar hinterlegt.)

Chlorodont-Zahnpaste	Chlorodont-Zahnbürste	Chlorodont-Mundwasser
Kleine Tube 60 Pf.	Kinderzahnbürste 70 Pf.	Flasche 1.25 Mk.

Man verlange **nur echt** Chlorodont und weise jeden Ersatz dafür zurück.

Digitized by Google

DIALON-PUDER



Ein hygienisches Toilettemittel

Von sehr hervorragender desinfizierender Wirkung gegen starken Schweiss. *Ein unentbehrlicher Puder bei der Körperpflege, beseitigt die lästigen Begleiterscheinungen übermässiger Transpiration. / Bei der Behandlung von* ***Wundsein jeder Art,*** *Reizzuständen der Haut, Hautjucken und -Abschürfungen,* ***Hautröte,*** *wird Dialon mit bestem Erfolg angewandt. / Bei besonders empfindlicher Haut, Sonnen- und Gletscherbrand, übt Dialon eine wohltuende und kühlende Wirkung aus, lindert sofort den Schmerz und beseitigt nach mehrmaligem Abpudern das Übel vollkommen.*

Fabrik pharmazeutischer Präparate Karl Engelhard, Frankfurt a. M.

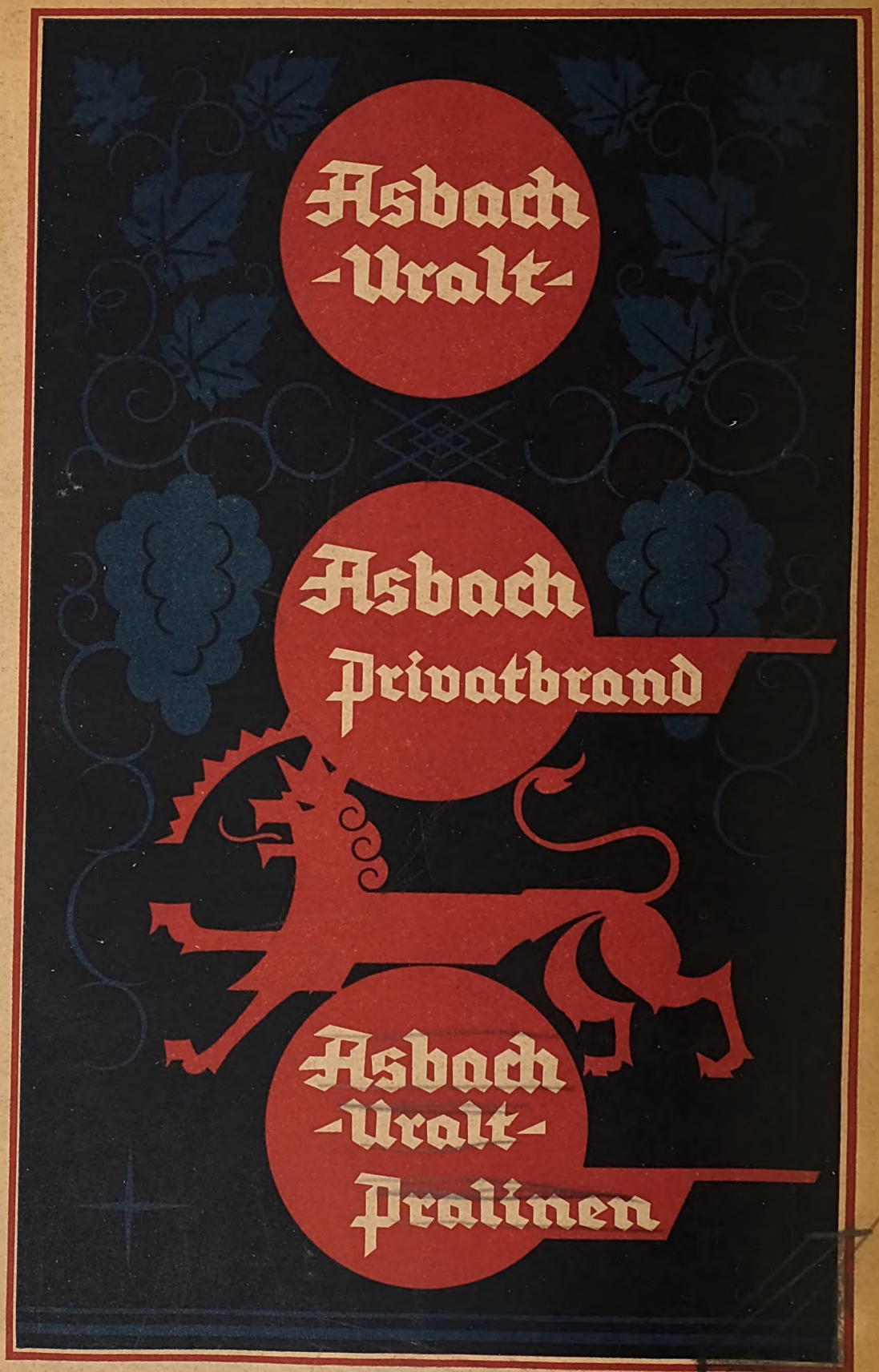
VORWERK=TEPPICHE

NUR ECHT MIT DEM NAMEN

VORWERK

VORWERK & Co, BARMEN

Digitized by Google



Druck von Fischer & Wittig in Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 109544483
Digitized by Google